Dr. Christa Mulack

Die Heimatlosigkeit der Frau

im Patriarchat -

Behinderung und Herausforderung

Manuskript des Vortrags, den Dr. Christa Mulack am 28.10.1992 an der Fern-Universität gehalten hat. Die Verantwortung für den Inhalt liegt allein bei der Autorin.

1. Vorbemerkungen

Es gibt viele Arten der Heimatlosigkeit, wie uns das weltweite Flüchtlingselend lehrt. Gegenwärtig erleben wir hautnah, wie *männliche* Politik Frauen, Kinder und Männer, die Opfer *männlicher* Gewalt geworden sind, heimatlos macht, weil *männliche* Gewalttäter ihre Heimat besetzen oder zerstören. Zur Zeit gibt es auf der Welt rund zwanzig Millionen Flüchtlinge - Opfer *männlicher* Gewalt und politischer Unfähigkeit.

Bei soviel Elend nimmt es sich nahezu blasphemisch aus, als weiße Mittelschichtfrau mit einem sicheren Dach über dem Kopf auf einer Insel des Wohlergehens lebend, das Klagelied der Heimatlosigkeit meinesgleichen anstimmen zu wollen. Und dennoch tue ich es, weil ich es für wichtig halte, mir und meinesgleichen bewußt zu machen, daß die vielen Flüchtlingsfrauen auch unser Elend der Heimatlosigkeit veranschaulichen, auch wenn es uns materiell so gut geht, daß wir geneigt sind, diese zu vergessen und es uns in patriarchalen Systemen bequem machen. Denn für einige von uns wird doch ab und zu mal Platz gemacht, damit die patriarchale Männerherrschaft nicht gar zu offen zutagetritt. An unsere Heimatlosigkeit zu erinnern, bedeutet für mich, unsere Ziele nicht aus den Augen zu verlieren, damit wir nicht vergessen, für wen wir uns einzusetzen haben - kurz: unsere Solidarität mit anderen Frauen nicht zu vergessen.

Im ersten Teil meines Referats möchte ich daher unsere Heimatlosigkeit möglichst umfassend als Behinderung unseres Frauseins beschreiben. In einem zweiten Teil soll es dann um den Aspekt der Herausforderung gehen, als die wir unsere Heimatlosigkeit in unseren Lebenszusammenhängen auch verstehen können.

2. Weibliche Heimatlosigkeit als Behinderung

Ich beginne mit der Beschreibung unserer Heimatlosigkeit, die alle Bereiche unseres Lebens umfaßt, auf der räumlichen Ebene. Hier stellen wir bereits fest, daß Räumlichkeiten Frauen im Vergleich zu Männern in auffallend geringerem Maße zur Verfügung stehen. Frauen haben kaum die Möglichkeit, sich miteinander zu bewegen, sich auszutauschen und einander wirklich kennenzulernen. Somit bleibt eine der Grundbedingungen weiblicher Identitätsfindung unerfüllt.

Wenn es im Bericht der Vereinten Nationen heißt, mehr als 99 % des Weltbesitzes sei fest in männlicher Hand, so ist damit neben den Produktionsmitteln auch der zur Verfügung stehende Raum gemeint, angefangen bei Grund und Boden bis hin zu Häusern und Gebäuden, Wohnungen und Räumen. Männer haben Mutter Erde zu über 99 % in Besitz genommen. Frauen und Kinder müssen sich folglich ihren Raum von Männern zuteilen lassen. Das bedeutet konkret: Wir müssen uns zu Bedingungen unterbringen lassen, die uns von Männern gestellt werden. Ob wir Räume kaufen oder mieten, ob wir in den Räumen wohnen, arbeiten, feiern oder uns bilden wollen, fast immer sind es Männer, die das Konstruktionsrecht und die Verfügungsgewalt darüber haben. Sie bestimmen ihre Gestalt und verfügen über die Konditionen, zu denen wir sie bekommen. Wir werden taxiert und zensiert.

Nicht nur in kirchlichen, auch in anderen kulturellen und bildungspolitischen Bereichen machen Frauen nach wie vor die Erfahrung, daß es letztlich Männer sind, die darüber

entscheiden, welche Frauenthemen abgesegnet, wohlwollend ignoriert oder aber verboten werden. Paßt das Thema, die Referentin oder auch nur die Ankündigung eines Themas nicht, so müssen Frauen sich rechtfertigen und mit massiven Behinderungen rechnen. Das heißt im Klartext, daß durch die männliche Verfügungsgewalt über Räumlichkeiten Frauen geistig-seelisch - oft auch existentiell - unterdrückt werden.
Das Bild räumlicher Enteignung gilt auch für den innerweiblichen Bereich, für Körper, Seele und Geist.

"Unser Körper-Raum" so die feministische Ethikerin Beverly Harrison, "ist buchstäblich der Grund unseres Personseins und unser Mittel, die Kraft unserer Gegenwart anderen mitzuteilen und sie gegenseitig auszutauschen. Wie wir mit unserem eigenen Körper-Raum umgehen und wie wir uns zum Körper-Raum anderer Menschen verhalten, liefert ein Paradigma für all unsere moralischen Beziehungen zur Welt." (Die neue Ethik der Frauen, 129)

Der weibliche Körper-Raum, unsere ureigenste, persönliche Heimat, die wir in dieser Welt überhaupt haben, wird von klein auf fremdbestimmt. Auf der Grundlage einer mannzentrierten Erziehung, Bildung und Sozialisation, aber auch durch häufige männliche Übergriffe, wird es uns unmöglich gemacht, unseren Körper als etwas eigenes zu empfinden, unser körperliches Begehren selbst zu entdecken und uns so in unserem Körper wirklich zu Hause zu fühlen. Was wir über unseren Körper wissen, entstammt nicht tradierter Erfahrung von Frauen, sondern männlicher Forschung, männlichem Denken und Fürwahrhalten. Wir kennen kaum unsere wirklichen Bedürfnisse und Fähigkeiten; denn auch die Bilder von Frausein, an denen wir uns von klein auf ausrichten mußten, entstammten längst nicht mehr den Seelen unserer Ahninnen. Folglich enthalten sie auch nicht die Summe weiblicher Lebenserfahrungen und können keine weibliche Identität begründen. Die Bilder von Frausein, an denen wir uns auszurichten gelernt haben, wurden von Männern entworfen. Das heißt, sie entstammen männlichen Befürchtungen, Ängsten, Wünschen und Fehlurteilen, die bis heute auf uns projiziert werden und die daher grundlegend sind, nicht nur für unser Wahrgenommen- und Beurteiltwerden, sondern ebenso für unsere Selbstwahrnehmung wie auch für unsere Wahrnehmung insgesamt.

Selbst da, wo auch weibliche Imagination einen Anteil hatte am Zustandekommen unseres Frauenbildes, war sie mit Sicherheit an männlichen Bedürfnissen ausgerichtet. Das konnte gar nicht anders sein, da das Patriarchat auf der grundsätzlichen Priorität männlicher Bedürfnisse errichtet ist. Beim Zustandekommen unseres Frauenbildes dürfte folglich unser eigenes Wohlbefinden wohl kaum von Belang gewesen sein.
Und so haben wir uns längst an Weiblichkeitsbilder gewöhnt, die nichts oder nur wenig mit unseren ureigensten Bedürfnissen, aber auch nichts mit den eigentlichen Potentialen weiblichen Seins zu tun haben. Wir tragen ein Körperbild in uns, das nicht dazu angetan ist, unser Selbstwertgefühl zu stärken. Dadurch werden unsere Sehnsüchte irregeleitet, unsere Lebensentwürfe korrumpiert und ein echtes Gefühl weiblicher Identität erheblich erschwert, wenn nicht gar unmöglich gemacht. Die Benutzung des weiblichen Körpers in der Werbung zu männlichem Profit, in der Pornografie zu männlicher Lust tut dann noch das Ihre, um uns unsere Verfügbarkeit permanent vor Augen zu führen.
Magersüchtige Mädchen und Frauen veranschaulichen in erschreckendem Maße, wie unmöglich es ihnen gemacht wird, sich im eigenen Körper zu Hause zu fühlen. Sie verweigern ihre Körperlichkeit. (Vgl. Luce Irigaray: Zur Geschlechterdifferenz, 20f)

Wie ungeheuerlich, wie befremdlich die männliche Geringschätzung und Schändung des weiblichen Körpers ist, können wir erst ermessen, wenn wir auch die Vergangenheit mit im Blick haben. Sie lehrt uns nämlich, die religiöse Dimension als Grundlage männlicher Machtanmaßung und Frauenfeindlichkeit zu erkennen.

Aus Steinzeitfunden wissen wir, daß durch viele Jahrtausende hindurch der weibliche Körper d a s Symbol des Göttlichen wie auch des Räumlichen war. Er symbolisierte den Kosmos und die Erde gleichermaßen, war Ursprungsort allen Lebens, war Grundlage menschlichen Seins und veranschaulichte folglich d a s Heilige schlechthin, das Numinose, dem größte Verehrung galt. Mit dem weiblichen Körper war auch die Sexualität geheiligt. Sie bedeutete für den Mann die Rückkehr an den Ort seines Ursprungs, die Rückkehr in seine ursprüngliche Heimat, der er entstammt.
Häufig sind auch weibliche Doppelfiguren zu finden, zwei Frauen, die unterhalb der Gürtellinie zu einem Körper verschmolzen sind. Frauen haben ihren Körper gemeinsam. Diese Gemeinsamkeit ist Grundlage ihrer weiblichen Identität, ihres Zusammengehörigkeitsgefühls, das heutzutage immer mehr verlorengeht. Wir fühlen uns voneinander getrennt aufgrund von unterschiedlichen Anschauungen und Meinungen. Dabei fällt das Gemeinsame leicht aus dem Blick - ein Ergebnis patriarchaler Politik, die uns durch zwei Jahrtausende christlicher Herrschaft eingeimpft hat, der Geist sei alles - der Leib sei nichts.

Heute haben die Liebesbeziehung zwischen Frauen eines Leibes - die Beziehung von Mutter und Tochter, aber auch andere Frauenbeziehungen - den geringsten Stellenwert im zwischenmenschlichen Beziehungsgefüge. Sie verblassen neben jenen Beziehungen zu Männern und werden immer wieder in die Heimatlosigkeit abgedrängt. Die feministische französische Philosophin und Psychologin, Luce Irigaray, spricht von Mutter und Tochter als einem Paar, das immer wieder ausgelöscht wird. (Genealogie, 294)

Das war nicht immer so, denn einst galt die Mutter-Tochter-Beziehung als die grundlegende Einheit der vorpatriarchalen Sippe, als wichtigste Beziehung überhaupt. Der Demeter-Kore-Mythos läßt noch erkennen, welches Bewußtsein über die lebenserhaltende Funktion dieser Beziehung einst von den Frauen aufrechterhalten wurde. Bis in die christliche Zeit hielten sich die Geistesgrößen der antiken Welt zugute, in den Kult von Mutter und Tochter, die Eleusinischen Mysterien, eingeweiht worden zu sein.

Mit dem Sieg des Christentums änderte sich das radikal. Religiöse Weihe und psychologische Bedeutung erhielten nur die Beziehungen zwischen Mutter und Sohn sowie jene zwischen Vater und Sohn. In Wort und Bild werden sie uns immer wieder vor Augen geführt. So wird die Mutter "ohne die Tochter gefeiert, besonders in den Kirchen, aber auch auf den Straßen, und es sind die Männer, die ihren Kult organisieren, die zwischen dieses Verhältnis treten." (a.a.O., 295)

Mütter wurden dazu abgerichtet, ihr Begehren nur noch auf den männlichen Körper zu richten und folglich den Sohn zu bevorzugen. Der Körper der Tochter wird bis heute nur allzu häufig nicht nur mit mütterlicher Mißachtung gestraft, sondern auch noch der väterlichen Lust überlassen. Die Tochter macht die Erfahrung, daß ihr körperliches Wohlbefinden nicht vorgesehen und ihr körperliches Schutzbedürfnis nicht gewährleistet ist. Stattdessen gilt es, von einer ohnmächtigen Mutter Verfügbarkeit,

Selbstverachtung und Männerverherrlichung zu lernen. Damit aber wurde und wird die wichtigste Quelle weiblicher Identitätsbildung vergiftet. Ein Heimatgefühl im eigenen Körper mit dem dazugehörigen Gefühl eigener Verfügungsgewalt, Eigenmacht und Stärke sind so nicht zu gewinnen. Der Blick, mit dem wir unserem Körper begegnen, ist ein männlicher Blick. Das Verständnis, das wir von unserem Körper haben, ist ein überwiegend männliches Verständnis. Der Umgang, den wir mit unserem Körper pflegen, ist ein vorzugsweise männlicher Umgang. Und so wird ein eigener, ein authentischer Zugang zu unserem Körper als dem ureigensten Lebensraum unserer Seele von Anfang an verhindert, durch ein Frauenbild, das kaum etwas mit unserem eigenen Wollen zu tun hat, durch ein Weltbild, in dem wir uns nicht verorten können, und durch ein Dogmen- und Lehrgebäude, in dem es keinen Raum gibt für unsere Sichtweisen, Denkexperimente und Gefühlswelten.

Unserer körperlichen Fehlsteuerung entspricht jene unseres Geistes und unserer Seele. Unsere Wahrnehmungen können in einer männlich besetzen Welt nicht konkretisiert werden; denn was für wahr zu nehmen ist, wurde längst andernorts festgelegt. Vor einiger Zeit schrieb mir eine Mutter als Begründung für ihre Unfähigkeit, der Tochter das zu vermitteln, was sie ihr schon seit Jahren mitteilen wollte: "Ich habe von klein auf lernen müssen, meine Gefühle, Gedanken und Wahrnehmungen zu verbergen. Heute ist es mir einfach nicht mehr möglich, das in Worte zu fassen, was mich wirklich bewegt." Die Kommunikation zwischen Mutter und Tochter, die beide sich wünschen, kann nicht stattfinden, denn nur wenige Mütter bringen es fertig, ihre Sprachlosigkeit zu überwinden.

Schließlich machen auch die Töchter die Erfahrung, daß für sie kein Sprachraum existiert. Unsere Ideen und Ideale sind entweder nicht gefragt oder werden zugunsten anderer schamlos ausgebeutet. Unsere Wertemuster entwickeln sich auf der Grundlage unserer körperlichen Enteignung, der die seelisch-geistige Enteignung folgt. Für uns wichtige Erinnerungen wurden gelöscht. Stattdessen wurden Geist und Seele mit mythischen Bildern angefüllt, die weibliche Eigenständigkeit, Stärke und Lust entweder als Sünde erscheinen lassen oder dem männlichen Begehren unterstellt werden. An ihre Stelle traten Gefühle der Ohnmacht, Abhängigkeit, Minderwertigkeit und Ergänzungsbedürftigkeit - Gefühle, von deren Richtigkeit wir überzeugt waren, da ihnen seit unserer frühesten Kindheit reale Erfahrungen zugrundelagen. Unsere Fremdbestimmung ist komplett.

Weder entspricht unser Selbstbild unserer Seinsmöglichkeit, noch ist unser Ich-Ideal dazu angetan, uns wertvolle, das heißt, unsere Entfaltung fördernde Dienste zu leisten. Dasselbe gilt für unser Welt- und Menschenbild. Was Frauen und Männer können, dürfen und sollen, welchen Wert ihre Fähigkeiten und Leistungen für die Allgemeinheit haben, das bestimmen seit Jahrtausenden Männer - zu ihren Gunsten versteht sich. Aus ihren Festlegungen und Wertschätzungen aber setzen sich schließlich unser geistig-seelisches wie auch unser gesellschaftliches Selbstverständnis und Selbstvertrauen zusammen. Damit wir uns aber bei uns selbst geistig und seelisch zu Hause fühlen können, brauchen wir das Gefühl, ein sinnvolles, das heißt, ein unseren geistig-seelischen Fähigkeiten entsprechendes und selbstbestimmtes Leben zu führen.
Genau das aber ist den meisten Frauen im Patriarchat verwehrt. Sie werden in Lebensentwürfe und Berufe gedrängt, die sie weniger an die eigene als vielmehr an die Entfaltung anderer Menschen denken lassen und die sich folglich hemmend auf die eigene Entwicklung auswirken. Nur selten haben Frauen die Möglichkeit, ihre

Entscheidungen neu zu überdenken und sich im Einklang mit neuen Einsichten und persönlichen Wandlungen auch neu zu entscheiden. Körperliches, seelisches und geistiges Wachstum können so kaum eine Einheit bilden, stehen sie doch nicht in einem wechselseitigen Verhältnis zur sozialen Wirklichkeit.

Häufig klammern sich Frauen jedoch an diese überholten Lebensmuster, da sie Angst haben, sich ihre Heimatlosigkeit, die Enteignung ihrer Lebenskraft einzugestehen. Sie verwechseln ihre Gewöhnung an die Selbstentfremdung mit dem Gefühl echter Sicherheit und Vertrautheit mit sich selbst.

In Lebenszusammenhängen verharren zu müssen, die den eigenen Befürfnissen längst zuwiderlaufen und die folglich notwendige Reifungsprozesse behindern, steigert zum einen die Entfremdung von der eigenen Seele, zum anderen aber auch das Fremdheitsgefühl in einer Gesellschaft, an deren Aufbau das weibliche Geschlecht ohnehin nur einen sehr geringen Anteil hatte.

Den Körper enteignet, der Seele entfremdet, leben wir nicht nur in einer Gesellschaft, die nach männlichen Maßstäben funktioniert, sondern auch in einer geistigen Welt, in einem Weltbild, das Männer mosaiksteinartig nach eigenem Ermessen und Gutdünken zurechtgebastelt haben. Es setzt sich zusammen aus männlichen Wissenschaften, Philosophien und Theologien, denen wiederum ein männliches Werte-, Rechts- und Religionsverständnis zugrundeliegt. Männliche Normen schaffen Maßstäbe für Normalität, die folglich immer nur eine Andronormalität sein kann. Aber wer kann dieses Wissen schon im Bewußtsein behalten?

Eigenes weibliches Denken, Fühlen, Wahrnehmen, eigene Vorstellungen von der Welt werden schon im Keime erstickt, geistige Entwicklung behindert. Auf diese Weise wird uns eine ganze Menge zugemutet:

- Wir sollen uns in Beziehungen wohlfühlen, deren Wertigkeit und deren Struktur, deren Sinn und Funktion, deren Ausdrucksformen und Gehalt unser Geschlecht nicht bestimmen konnte und die daher weiblichen Bedürfnissen nicht gerecht werden, die aber gleichzeitig die Tendenz haben, Frauen voneinander zu entfremden.
- Wir sollen eine Gesellschaft, eine soziale, wirtschaftliche, rechtliche, politische und kulturelle Umwelt die unsere nennen, die Männer ohne weibliche Mitsprache aufgebaut haben und die nichts anderes von Frauen fordert als weibliche Mittäterschaft.
- Wir sollen uns in einer Welt beheimatet fühlen, die eindeutig den Männern gehört und die, so heißt es, von einem männlichen Gott geschaffen wurde, der sein eigenes Geschlecht ganz offenkundig bevorzugt und mit immenser Herrschergewalt ausgestattet hat.

Wie zuvor auf der körperlichen Ebene stoßen wir auch im Bereich seelisch-geistiger Heimatlosigkeit rasch auf die Dimension des Religiösen; denn die Grundlage unseres Weltbildes ist religiös, und somit ist auch die Frage nach einer weiblichen Identität ein zutiefst religiöses Problem. Das bleibt es auch, wenn wir der Religion längst den Rücken gekehrt und meinen, uns von ihr emanzipiert zu haben. Die androzentrischen Werte unserer Kultur sind historisch auf einem männlichen Gottesbild gegründet, das

auch dann noch nachwirkt, wenn es für uns persönlich bedeutungslos geworden ist. Dieses männliche Gottesbild schloß Frauen von der Dimension des Göttlichen aus, erklärte aber gleichzeitig das Männliche für 'göttlich'. Und das ist es geblieben - für die meisten Frauen jedenfalls. Der Männerkult der meisten Frauen nimmt in der Tat religiöse Ausmaße an, denn diese Frauen überkommt eine fast exaltierte Freude, wo immer sie sich an dem Männerkult unserer Kultur beteiligen dürfen.

Noch im feministischen Gleichheitsansatz, der die Existenz und Bedeutung der sexuellen Differenz zu nivellieren oder gar zu leugnen versucht, feiert dieser Kult seinen höchsten Triumph: Die Frau verzichtet freiwillig auf ihr Geschlecht und damit auf das Wissen ihrer Ahninnen, das zölibatären Männern seit dem Mittelalter schon immer ein Dorn im Auge war und das sie mit allen Mitteln auszumerzen suchten. Der feministische Gleichheitsansatz läuft letztlich darauf hinaus, das Weibliche zugunsten des Männlichen unsichtbar zu machen. Die Einpassung in patriarchale Strukturen fordert die rigorose Anpassung an männliche Werte und Bedürfnisse. Was Frauen aus der Ausbeutung und Unterdrückung in die Solidarität mit anderen Frauen entlassen sollte, ist damit zu ihrer stärksten Unterdrückung und zum Feind von Frauensolidarität geworden.

Luce Irigaray beschreibt das sich daraus ergebende Problem von Frauen: Ihr "Trugschluß, auf unklare Weise Männer zu sein oder sein zu können, exiliert die Frauen von sich selbst und macht aus ihnen Agentinnen individueller und sozialer Zerstörung. Aber sie sind nicht in Übereinstimmung und Harmonie mit sich selbst." (Genealogie der Geschlechter, 305)

Weibliche Identitätssuche folgt einer eigenen Entwicklungsdynamik und kann nicht mit dem männlichen Geschlecht gleichgeschaltet werden. Darauf weisen inzwischen auch feministische Psychologinnen immer wieder hin und machen darauf aufmerksam, daß die psychologischen Lehrgebäude wohl der männlichen, nicht aber der weiblichen Entwicklung gerecht werden. Hier wie in der Religion gilt es, die weibliche Heimatlosigkeit zu erkennen und diese Gebäude so schnell wie möglich zu verlassen. Doch müssen wir um unsere Heimatlosigkeit auf diesen Gebieten wissen und dürfen nicht so tun, als hätten wir gar keinen dementsprechenden Bedarf.

Erst wenn Frauen es schaffen, sich ihrer religiösen Heimatlosigkeit und damit der tiefsten Schicht ihrer geistig-seelischen Entfremdung auszusetzen, kann die Behinderung weiblicher Identitätssuche umschlagen in eine Herausforderung an ihre eigenen produktiven Geisteskräfte.

Damit komme ich zum zweiten Teil meines Referats, zur weiblichen Heimatlosigkeit als Herausforderung bei der Suche nach weiblicher Identität.

3. Weibliche Heimatlosigkeit als Herausforderung

Der Wunsch, meine Heimatlosigkeit anzuschauen, mich ihr auszusetzen, sie bewußt als solche zu erleben, um sie als Faktum anerkennen zu können, stößt bereits auf Schwierigkeiten im Rahmen meiner gesellschaftlichen und kirchlichen Tradition und Gegenwart. Dort komme ich als Heimatlose nämlich nirgends vor. Dort gibt es mich einfach nicht.

Ehe Frauen ihre Heimatlosigkeit recht begriffen hatten, wurden im Schnellverfahren neue Angebote entworfen, die suggerieren, daß das Recht der Frau auf einen ihr gemäßen Ort auch das Anliegen dieses Systems sei. Frauenreferate und Gleichstellungsstellen wurden eingerichtet. Daß sie gar nicht funktionieren können, da sie nicht mit Macht ausgestattet und folglich auch nicht ernstgenommen werden, bleibt den meisten verborgen. Und so gelten sie weithin als ein Signal dafür, daß es um die Behebungen fundamentaler Ungerechtigkeiten geht. Schließlich will man die emanzipierte, aber dennoch männerfreundliche Frau zur Teilhabe am System animieren. Mit bescheidenen Quotenregelungen greift mann uns Frauen unter die Arme und darf darauf hoffen, daß wir nicht merken, daß die Qualifikationsmerkmale nicht stimmen. Da auch der Preis unserer Zugehörigkeit unerwähnt bleibt, merken nur wenige, daß sie überhaupt einen Preis zu zahlen haben. Für viele scheint bei soviel Frauenorientiertheit das Gefühl weiblicher Heimatlosigkeit fehl am Platze.

Verlockend sind auch die neuen Bilder weiblichen Seins, die uns von Plakatwänden und aus Zeitschriften verführerisch herausfordernd anblicken und uns signalisieren, daß wir dazugehören können, wenn wir nur wollen und uns ein klein wenig anstrengen. Wir dürfen nicht nur dasselbe Bier trinken wie Männer, auch auf Chefsesseln durften Frauen schon vereinzelt Platz nehmen und wie jene durch die Welt jetten. Aber nicht nur die rigorose Anpassung ist angesagt, es wird sogar auf ihren Geschmack Rücksicht genommen. Da auch frau von sich behaupten kann, 'Ich rauche gern', wurden eigens für ihren Konsumbedarf Zigarettenmarken entwickelt und an die Frau gebracht. Selbst im Bereich höheren Konsums, der auf breiterer Ebene einst Männern vorbehalten war, wird die Frau nunmehr in anspruchsvoller Weise umworben.

Bunt ist das Angebot der Zugehörigkeit, das die Wirtschaft nun auch den Frauen macht und das diese ab und zu sogar eigenständig gestalten dürfen - wenn auch manchmal nur vorübergehend, immer jedoch mit der unüberhörbaren Maßgabe, in dem von Männern gesetzten Rahmen zu bleiben. Bei all den staatlich und ökonomisch verordneten oder auch nur tolerierten weiblichen Identifikationsangeboten erscheint mir die Kultivierung meines Gefühls der Heimatlosigkeit noch als das kleinere Übel. Ja, es gewinnt sogar etwas von Vertrautheit, da es, anders als die vielfältigen Heimatangebote, mir zugehörig ist, mich nicht zu manipulieren sucht, sondern aufrichtig und ehrlich mit mir umgeht, mich erkennen läßt, was wirklich ist, und mich nicht in einen falschen Schein verstrickt.

Gibt es also keine Vorbilder für weibliche Heimatlosigkeit im Patriarchat? Müßte dieses Gefühl sich nicht als weibliche Wirklichkeit auf irgendeine Weise in der jahrtausendelangen patriarchalen Tradition niedergeschlagen haben? Sie kann doch durch eine solche Zeitspanne hindurch nicht ohne Resonanz geblieben sein? - Nach langem Suchen stoße ich auf ein Bild, einen Mythos, der weibliche Heimatlosigkeit zum Thema macht - und der mit patriarchaler Folgerichtigkeit auch wieder in die Heimatlosigkeit abgedrängt wurde.

Oder seid Ihr jemals in Eurer religiösen Erziehung mit der Weisheitsgöttin vertraut gemacht worden? Mit einer weiblichen Gestalt, die heimatlos durch die Welt irrt und nach einem Ort in den Seelen der Menschen sucht, an dem sie bleiben kann. Der Mythos von der himmlischen Sophia, die immer wieder aus der Welt gedrängt wird, deren Lust jedoch bei den Menschenkindern ist und die daher immer wieder auf die Erde zurückkehrt, verfolgt mich seit einiger Zeit. Wer ist diese Weisheitsgöttin, die

suchend durch die Welt irrt und immer wieder unverrichteter Dinge in himmlische Wohnungen zurückkehren muß, da sie in dieser Welt keine Bleibe findet?

Wiederholt stelle ich mir vor, wie ich als kleines Mädchen reagiert hätte, wenn mir dieser Mythos erzählt worden wäre. Haben wir nicht alle in unserer Kindheit Ausschau gehalten nach einem weiblichen Wesen, das uns versteht und uns so etwas wie eine geistige Heimat hätte geben können? "Lieber Gott, sei fair, auch wenn du ein Junge bist", betete vor einiger Zeit ein Mädchen und beschwerte sich beim himmlischen Herrn über all die Ungerechtigkeit, die ihr von den Jungen ihrer Schule zuteil wurde. Wieviele Befürchtungen, aber auch wieviel Enttäuschung kommen in diesen Worten des Mädchens zum Ausdruck. Mädchen haben keine Möglichkeit, sich in der Welt des Geistes zu verorten, nachdem sie aus dem Pipi-Langstrumpf-Alter entwachsen sind. Dort sind alle Plätze bereits männlich besetzt.

Wären wir nicht alle als kleine Mädchen bereit gewesen, der Frau Weisheit eine Wohnung zu geben? Und hätten wir nicht weiter geforscht, was es mit dieser wundersamen weiblichen Gestalt auf sich hat? Hätten wir nicht mehr wissen wollen über sie? Sicher hätte es uns gut getan, schon in jungen Jahren mit einer Göttin der Weisheit in Berührung zu kommen und über sie zu erfahren, daß männliche Wissenschaft nicht alles ist. Stattdessen lernten viele von uns, ihr Herz einem männlichen Wesen zu öffnen. Haben nicht viele als kleines Mädchen Abend für Abend gebetet: "Ich bin klein, mein Herz sei rein, soll niemand drin wohnen als Jesus allein"? Nichts gegen Jesus, aber nach allem, was wir heute über weibliche Identitätsbildung wissen, ist er nun einmal für die weibliche Entwicklung nicht die richtige Gestalt. Sophia wäre da schon angemessener, denn mit ihr wird nicht nur weibliche Lebensweisheit, sondern auch ein berechtigtes weibliches Lebensgefühl vermittelt. Der traurig-resignierende Sinn ihres Mythos bringt zum Ausdruck, daß göttliche Weisheit diese Welt geschaffen hat, die Menschen - gemeint sind in den Texten in erster Linie die Männer - dieser Weisheit jedoch den Rücken kehrten und von ihr nichts wissen wollen. Darum, will der Mythos sagen, ist das Leben so unglücklich geworden, wie wir es kennen. Ein Gegenmythos zu jenem, den die Kirche von Eva, der ersten Frau und Urheberin allen menschlichen Verderbens, erzählt und den Mädchen gleichzeitig den Mythos von der Göttin Sophia unterschlägt.

In diesem Mythos hat sich die Tatsache niedergeschlagen, daß weibliche Wahrnehmung und Weltsicht, die sich in Gestalt der Sophia darstellt, im Zuge der Patriarchalisierung aus der Welt gedrängt wurden. Was auf Erden stirbt, kommt in den Himmel. Das haben wir als Kinder ganz richtig gelernt. Wird die Weisheit in der vermännlichten Welt getötet, verdrängt, so gibt es sie nur noch als geistige Vorstellung im Ideenhimmel der ansonsten männlichen Götterwelt. Sie kann nur noch gedacht, im kosmischen Walten erkannt, aber nicht mehr auf breiter Ebene erlebt werden. Und wo sie dennoch auf Erden vernommen wird, erfahren Menschen sie als Heimatlose, die immer wieder aus der Welt gedrängt wird.

In diesem Mythos stoßen viele Frauen auf ihr eigenes Erleben. Es fällt ihnen nicht schwer, sich mit der durch die Welt irrenden Weisheit zu identifizieren. Mit einer göttlich-weiblichen Gestalt, die die Söhne dieser Welt aufruft, auf sie zu hören, sich ihr als Vertraute und Schwester zuzuwenden und sie zu lieben, denn, so sagt sie, "Wer an mir vorübergeht, verletzt seine Seele. Alle die mich hassen, lieben den Tod." Der Mythos ist wahr. Er ist ein echter Widerhall weiblichen Erlebens und führt uns die Stimmigkeit unseres Gefühls der Heimatlosigkeit vor Augen. Eine Vergewisserung, die

wichtig sein kann, wenn wir ansonsten gelernt haben, unseren Gefühlen und Wahrnehmungen zu mißtrauen, und eher bereit sind, an unsere eigene Verkehrtheit zu glauben als an die Verkehrtheit dieser patriarchalen Welt.

Der Mythos aber vermittelt uns ganz klar, daß etwas nicht stimmt mit der Welt, in der wir leben, mit dem Gott, an den wir glauben, mit dem Wissen, das wir tradieren, solange für die Weisheit kein Raum ist in der Herberge dieser Welt. "Was die Väter uns Frauen gelehrt haben, ist ein Konglomerat von Vorurteilen und Rechthabereien, das uns zum Leben nichts nützt." (139), lautet das Fazit von Hildegunde Wöller, in ihrem Buch: 'Vom Vater verwundet'. Und so kann uns die heimatlose Sophia Skepsis lehren gegenüber den Philosophien der sog. "Freunde der Weisheit". Sie könnte uns erinnern, daß es nicht an uns liegt, wenn wir uns in den bestehenden Philosophien und Lehrgebäuden nicht wiederfinden, wenn wir uns dort nicht verorten können - und es folglich auch nicht brauchen.

Aus dieser Perspektive betrachtet, bedeutet weibliche Heimatlosigkeit zugleich Befreiung aus männlichen Denkstrukturen, unsere Freiheit von patriarchaler Inbesitznahme und damit die Möglichkeit zu etwas Neuem jenseits des Vorgegebenen. Diese Freiheit erweist sich jedoch für viele Frauen als furchteinflößend. Sie haben vor einer Entwurzelung Angst. Freiheit macht immer auch unsicher. Doch verliert sie ihren furchteinflößenden Aspekt, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß unsere Entwurzelung bereits vor langer Zeit stattgefunden hat und wir sie nur noch zur Kenntnis nehmen und uns in angemessener Weise zu ihr verhalten müssen.

Der Mythos könnte unseren Blick schärfen für die Wahrheit, daß weibliche Identität in einer patriarchalen Welt notwendigerweise in die Irre gehen muß, weil die geistigen und psychosozialen Bedingungen für Frauen einfach nicht stimmen. Weibliche Identitätssuche, die lediglich in der postmythologischen Wirklichkeit verankert ist, kann sich daher niemals als fruchtbar erweisen. Nur "jenseits der Behausungen des Patriarchats finden wir zu unserer ursprünglichen weiblichen Identität." (Wöller, 143) Was aber bedeutet dieses Jenseits? - Wir müssen die vorgegebenen Denkmodelle, aber auch ihre Gegenmodelle verlassen. Das wird natürlich unendlich schwer sein. Wir müssen nämlich tiefsitzende Tabus brechen, die von Patriarchatsanhängern, aber auch von Feministinnen jeweils auf ihre Weise errichtet wurden.

Hier nun ist mir der Zorn und das Unverständnis aus beiden Lagern gewiß. Aber anders ist der vielbeschworene Paradigmenwechsel nun einmal nicht zu haben.
Doch welches sind die Denkmodelle, von denen wir uns im Hinblick auf weibliche Identität verabschieden müssen?

Da ist zuerst der falsche Dualismus, der in Kategorien des Entweder-Oder denkt, wo es in Wirklichkeit darum geht, Unterschiede wahrzunehmen. Wohlgemerkt: Unterschiede, die deswegen noch lange keine Gegensätze zu sein brauchen. Wir sind Erbinnen einer abendländischen Tradition, die die aristotelische Logik des Ausschlußverfahrens und mit ihr den absolutistischen Monotheismus zur heiligen Kuh - oder besser zum heiligen Stier - erklärt hat. Daß es bei dieser Formallogik nur um eine ganz verengte Weltsicht geht, mit der niemals die Wirklichkeit angemessen beschrieben werden kann, wurde dabei übersehen. Schlimm ist nur, daß wir alle in dieser Denktradition verhaftet sind, ohne es zu merken.

Auf unser Thema angewandt, heißt das konkret, daß wir gelernt haben, weiblich und männlich als Gegensatzpaar anzusehen. Kleine Jungen lernen Männlichkeit, indem sie Weiblichkeit verachten und sich davon zu distanzieren suchen. Zum einen wird Männlichkeit als das Gegenteil von Weiblichkeit definiert, zum anderen aber lernt der Junge, daß er ein ganzer Mann werden soll, also jegliche Identifikation mit dem Weiblichen, die am Beginn seines Lebens steht, rigoros aufzukündigen hat. Er kann nur entweder männlich o d e r weiblich, oder genauer: weibisch, sein. Mit diesem Dualismus strafen wir die Wirklichkeit Lügen; denn - und das ist sein Dilemma - der Mann ist nun einmal beides. Die Grundlage seines genetischen Bauplans ist genauso weiblich wie die Grundlage seines Ursprungs, den nun einmal die weibliche Eizelle und der weibliche Körper sowie das weibliche X-Chromosom bilden. Primäre Weiblichkeit kennzeichnet auch den Embryo - egal welchen genetischen Geschlechts - in den ersten sechs Wochen und nicht etwa Geschlechtsneutralität, wie einige Biologen uns glaubhaft zu machen suchen.

Weiblichkeit muß folglich von ihrer Basisfunktion her gedacht werden und nicht primär in der Polarität zum Männlichen. Sie ist die selbstverständliche Voraussetzung für beide Geschlechter, während Männlichkeit immer etwas Hinzukommendes ist, ein Additiv sozusagen. Genau an dieser Stelle aber gilt es, ein zweites Tabu zu brechen: unser hierarchisches Weltbild sowie die Reaktion darauf, die nivellierende Weltsicht, für die alles gleich wird - und damit im wahrsten Sinn des Wortes gleich-gültig.

Unsere Gesellschaft ist pyramidenförmig hierarchisch strukturiert. Die oberen Zehntausend sitzen an den Hebeln der Macht, das Millionenvolk ist Stimmvieh. Je weiter ich in dieser Hierarchie nach oben komme, desto besser geht es mir. Bleibe ich unten, geht es mir dreckig. Dieser Dualismus von oben gut, unten schlecht, oben Himmel, unten Hölle, ist zwar patriarchale Wirklichkeit theologischen Ursprungs, ist aber für die Beschreibung der Schöpfungswirklichkeit eher schädlich als dienlich. Er bewirkt nämlich, daß Prioritäten in ihr Gegenteil verkehrt und damit falsche Werte gesetzt werden.

Die gegenwärtige Ökologiekrise zeigt das recht eindrücklich: Für sekundäre Werte wie den technischen Fortschritt, die Profitmaximierung oder die Verteidigung männlicher Ideologien, die mit "Freiheit" und "Menschenrechte" etikettiert werden, opfern wir die Grundlagen unseres Lebens auf diesem Planeten: Luft, Wasser, Mutterboden und sonstige Ressourcen. Die Basisbedingungen für unser Leben nehmen wir so selbstverständlich hin, daß wir sie weder beachten noch achten und dabei auch vergessen, w i e abhängig wir von ihnen sind - nicht sie von uns. Sie können nicht beherrscht, wohl aber vergiftet und zerstört werden durch falsches Denken, Fühlen und Handeln.

Männlichkeit hat sich von der Natur genauso unabhängig deklariert wie von der ihr zugrundeliegenden Weiblichkeit. Sie wird jetzt von beiden eingeholt; denn beide - Natur und Weiblichkeit - wollen nicht mehr mitspielen. Sie fordern den Respekt, die Achtung und Beachtung der ihnen angemessenen Lebensbedingungen. Das aber heißt hinsichtlich der Geschlechterfrage, daß sich Männlichkeit auf diesem Planeten radikal zurücknehmen, nicht aber, daß patriarchalisierte Weiblichkeit ebenso expandieren muß, wenn wirklich etwas verändert werden soll. Bestehende Emanzipationskonzepte haben also einen gravierenden Fehler: Sie zwingen Frauen, Männern Konkurrenz zu machen, sich also einem falschen System anzupassen, ohne daß sie eine Chance haben, etwas

wirklich Neues zu schaffen. Eigentlich müßten Männer freiwillig - oder durch Gesetze gezwungen - zurücktreten, wo sie sich zu weit vorgewagt haben. Sie müßten sozusagen besetztes Terrain zurückgeben; denn diese Gesellschaft leidet an männlicher Überrepräsentanz. Terrain abgeben aber heißt auch, darüber die Kontrolle zu verlieren. Nicht etwa wie in der Praxis der Grundschulen, die, wie es heißt, fest in weiblicher Hand sind, denen aber ein männlicher Rektor, ein männlicher Schulrat und ein männlicher Kultusminister mit einem von Männern gemachten Schulgesetz vorstehen. Politische Räume müssen für Frauen freigemacht werden, damit sie eine Möglichkeit haben, jene politischen Ordnungen zu finden, die sie aus ihrer Weltsicht und Bedürfnislage für angemessen halten. Besonders im Streit um den § 218 wird diese Notwendigkeit in der Bundesrepublik deutlich.

Natürlich weiß ich, daß ich "von Sinnen" bin mit solchen Forderungen; denn die Verhältnisse, sie sind nun mal nicht so ... und werden wohl auch nie so sein. Längst habe ich begriffen, daß Männer an der Macht wie die Lemminge sind, die sich lieber in den Tod stürzen, als sich selbst Einhalt zu gebieten. Dennoch können wir Frauen auf der Suche nach weiblicher Identität auf solche Forderungen und Modelle nicht verzichten, weil es um u n s e r e Wahrheit geht.

Weiblichkeit als Grundmodell des Menschseins enthebt uns der Verpflichtung, sie definieren, und das heißt immer auch, sie ein- und abgrenzen zu müssen. Genau diese Tätigkeit des Ein-, Ab- und Ausgrenzens widerstrebt Frauen bis heute wesentlich mehr als Männern. Sie fühlten sich über Jahrhunderte mitgemeint und eingeschlossen, wo sie in Wirklichkeit ignoriert, vermännlicht und somit ausgegrenzt wurden. Das Patriarchat zwingt uns nunmehr, unsere Ausgegrenztheit zur Kenntnis zu nehmen. Die Wahrheit dagegen nötigt uns die Erkenntnis auf, daß Weiblichkeit sich als solche nicht definieren oder eingrenzen läßt. Sie ist der Raum, der alles Leben umfängt, der Raum der Gebärmutter ebenso wie der Raum unserer natürlichen Umwelt, der Raum unserer Erdatmosphäre ebenso wie der kosmische Weltenraum. All diesen Räumen haben Männer den Kampf angesagt, wenn sie sich männlicher Eroberungsmentalität verweigern - erinnern sie doch Männer an das, was sie nie sein können: ein Leben hervorbringender Raum.

Es gibt hingegen keine männliche Eigenschaft oder Tätigkeit, die Frauen prinzipiell nicht verrichten könnten. Hier bestehen immer nur graduelle Unterschiede. Schwangerwerden-, Gebären- und Nährenkönnen aber sind Fähigkeiten, durch die sich allein Weiblichkeit auszeichnet. Damit aber liefern Frauen die Grundlage jeglicher gesellschaftlicher Existenz - auch des männlichen Produktionsbereichs. Frauen tragen - und das sollte nicht vergessen werden - die primäre Verantwortung für das Leben. Doch können sie dieser Verantwortlichkeit nicht nachkommen, weil ihnen gesellschaftliche Macht genommen wurde. Rechtlich, finanziell und existentiell sind sie auf die eine oder andere Weise abhängig von Gegebenheiten, die Männer geschaffen haben und aufrechterhalten. Ohne gesellschaftliche Macht aber kann das weibliche Verantwortungsgefühl nur zu endlosen diffusen Schuldgefühlen führen, die wiederum das Selbstwertgefühl schwächen. Führt folglich Frauen ihre Verantwortung für das Leben in die Erfahrung gesellschaftlicher Ohnmacht, so ist männliche Verantwortung immer mit Macht gekoppelt - und mit Profit und Prestige, versteht sich.

Es geht mir an dieser Stelle nicht darum, klare politische Forderungen zu formulieren, sondern deutlich zu machen, warum sich Frauen in einem falschen Weltbild mit einer

entsprechend falschen Wertordnung heimatlos fühlen müssen und sich dieses Gefühl auch nicht nehmen lassen sollten. Es ist ein wichtiger Indikator für das Wissen um die Verkehrtheit dieses Systems.

Weibliche Identität läßt sich daher weder in der polaren Abgrenzung zum Männlichen noch in der Identifizierung mit ihm finden. Im ersten Fall bliebe sie auf das Männliche fixiert, wenn auch in negativer Form. Im zweiten Fall liefe sie Gefahr, die eigene Kontur zu verlieren und vom Männlichen absorbiert zu werden. Weiblichkeit ist weder das Gegenstück zum Männlichen noch mit diesem identisch. Vielmehr ist sie das Leben umfassend und wurde aus diesem Grunde in der Steinzeit als Göttlichkeit schlechthin aufgefaßt. Sehr schön wird diese Weltsicht im Tai-Chi-Symbol des Yin und Yang veranschaulicht. Doch wird es meist zu kurzsichtig lediglich als Darstellung weiblich-männlicher Polarität gedeutet. In seiner Grundform besteht es aus einem leeren Kreis, dem Kosmisch-Weiblichen, das dann die Polarität des Weiblichen und Männlichen hervorbringt. Es handelt sich also in Wirklichkeit um ein trinitarisches Symbol, das das Weibliche als Schöpferin und Geschöpf, das Männliche hingegen nur als Geschöpf darstellt. Damit ist die eigentliche Seinsmacht des Weiblichen charakterisiert, an der keine Identitätssuche vorbei kann. Weiblichkeit bezieht ihre Macht aus ihrer Urgrundfunktion. Männliche Macht entbehrt dieser Basis. Sie ist von oben übergestülpt worden, ist also nicht in der Schöpfungswirklichkeit verankert und muß daher immer künstlich mit "göttlichem Gesetz" oder "göttlicher Offenbarung" legitimiert werden. Weibliche Macht ist etwas grundlegend anderes als männliche Herrschaft. Männliche Herrschaft kann abgeschafft werden, weibliche Macht nicht. Folglich erscheint sie Männern auch so bedrohlich.

Entsprechend differenziert ist auch die Empfehlung des Tao-te-king für den Umgang mit weiblichen und männlichen Kräften. Es heißt dort: "Kennen seine Mannheit, Wahren seine Weibheit, wird man zum Strombett des Lebens." Mit anderen Worten: Männlichkeit ist bewußtseinsfähig, ist etwas Eingegrenztes und muß folglich erkannt und eingegrenzt werden. Weiblichkeit dagegen umfaßt die tiefsten Schichten unseres männlichen und weiblichen Seins, ist also immer nur zum Teil bewußtseinsfähig und kann daher nie voll erkannt werden. Mit ihr soll der Mensch bewahrend umgehen - genau wie mit der Weisheit und ihrer Schöpfung.

Vielleicht wird auf diesem Hintergrund noch einmal deutlich, wie wichtig die religiöse Dimension bei der weiblichen Identitätssuche ist und als wie unverzichtbar sich das Bild der Göttin für Frauen erweist, solange wir in einer Kultur leben, die einen männlichen Gott als Urheber allen Seins verherrlicht und damit die weibliche Urheberschaft des Lebens negiert und die eigenen Wertsetzungen als Offenbarung dieses Gottes ausgibt.

Das Symbol der Göttin bringt die tiefsten Schichten unserer Unterdrückung ans Tageslicht, denn mit ihr wurde der Lebensgrund unseres Seins verdrängt und verleugnet. Mit ihr wurden wir der symbolischen Repräsentanz unserer schöpferischen Seinsmacht beraubt. Das verdrängte und bekämpfte Symbol der Göttin erinnert uns daran, wie vielschichtig sich unsere Emanzipation gestalten muß, um auch eine seelische Tiefenbefreiung erwirken zu können. Denn nur eine solche bis in tiefste Seelenschichten gehende Befreiung kann den Anspruch auf Radikalität erheben. Nur sie geht an die Wurzeln weiblicher Unterdrückung und Entwurzelung, ohne uns von unseren eigenen Wurzeln abzuschneiden.

Im Bewußtsein unserer Heimatlosigkeit überschreiten wir mit Hilfe des Göttinsymbols die Grenzen eines zu engen Weltbildes; denn w i e stark Ein-, Ab- und Ausgrenzung dem Bereich des Männlichen angehört, kann nichts so eindringlich darstellen wie die Geschichte des patriarchalen Männergottes, mit dessen Hilfe Männer immer wieder Frauen, Kinder und Männer ermordet und zum heiligen Krieg aufgerufen haben, ein Gott, der die Vernichtung ganzer Kulturen auf dem Gewissen hat, nur weil er die Gläubigen hieß, Ungläubige auszurotten.

Im Weltbild der Göttin gibt es die Ausgrenzungen des Entweder-Oder nicht, genausowenig wie es für eine Frau illegitime Kinder gibt. Sie gehören zu den typisch männlichen Denkfiguren auf der Grundlage eines männlichen Erlebens. Das Weltbild der Göttin kennt auch nicht das Gute und das Böse als feststehende Kategorien, höchstens ein Jetzt-Nicht oder Gib-Acht, denn: Alles hat seine Zeit... Dies Weltbild entspricht weiblichem Empfinden, das im traditionellen Denkschema als diffus und ungeordnet erscheint. Es ist aber unbedingt wichtig, daß Frauen lernen, i h r e r Wahrheit die Treue zu halten und sich nicht um jeden Preis an bestehende Kategorien anzupassen.

Mit der Verabschiedung eines falschen Gottesbildes geht die Verabschiedung eines reduzierten Körpergefühls und einer beschränkten Vorstellung von dem einher, was wir selbst sind und was Leben heißt. Dabei eröffnen sich neue Räume des Denkens und Fühlens, neue Dimensionen weiblichen Seins. Im Zuge solcher Befreiung erfahren Frauen immer wieder, daß in ihnen kreative Kräfte erwachen, von denen sie vorher nie etwas gespürt haben. Sie fangen plötzlich an zu dichten, zu malen, zu schreiben oder entdecken in sich andere Fähigkeiten. Das ist der Beginn einer Erfahrung, daß es jenseits weiblicher Heimatlosigkeit mehr gibt als das, was uns bisher angeboten wurde.

Im Reich der Freiheit, im Jenseits männlicher Denk- und Lehrgebäude, beginnen Frauen, ihren enteigneten Körper als i h r Eigentum und mit ihm auch Sexualität anders zu erleben. Männliche Bedürfnisse verlieren ihr Anrecht auf Priorität. Nachdem sie dem Mann die Schlüsselgewalt entzogen haben, entdecken Frauen in ihrem Körper ihre ureigenste Heimat. Wer ihren Körper will, kann höchstens ein Gastrecht, aber niemals das Hausrecht erhalten. Als Gastgeberinnen sind sie es, die das Wann und Wie der Zusammenkunft bestimmen. Dabei überdenken sie auch noch einmal, ob es wirklich nur ein Mann sein soll, dem sie Zugang zu ihrem Körper gewähren, oder ob sie nicht das Bedürfnis haben, einen weiblichen Körper zu spüren.

Als alleinige Eigentümerinnen ihres Körpers, beginnen sie, diesen ganz neu zu empfinden, seinen Bedürfnissen nachzugehen, auf seine Signale zu achten und auf seine Stimme zu lauschen; denn sie ist die Stimme der Weisheit. Allein auf diese Weise kann unser Körper zur Heimat unserer Seele, zum Tempel göttlicher Weisheit und zum Heiligtum unserer Wahrheit werden.

Hier eröffnet sich uns die Möglichkeit eines neuen Selbstbildes. Wir verabschieden eine weibliche Haltung, die es für selbstverständlich hielt, sich mit den primitiven patriarchalen Meinungen über uns zu identifizieren, und wir machen die Erfahrung, wie wahrhaft heilsam, wie heiligend ein solcher Abschied für uns ist. Wir werden zu unseren eigenen Priesterinnen am Tempel der Weisheit, als welcher der weibliche

Körper in früheren Zeiten erlebt wurde. Noch heute läßt sich auf Malta ein Frauenkörper als Grundriß vieler Tempelanlagen erkennen.

"Priesterin des Heiligen zu sein, ist unsere ureigenste Bestimmung", schreibt Hildegunde Wöller in dem bereits zitierten Buch. Das bedeutet aber, daß Frauen es nicht länger zulassen dürfen, daß ihnen die religiöse Kompetenz abgesprochen wird, daß sie aufhören müssen, den Männerkult zu zelebrieren, der "eine über viele Generationen dauernde Transfusion weiblicher Energien auf den Mann bewirkt, die er als Sohn, Bruder, Ehemann und Vater und - in anderen Formen - als Chef, Politiker, Priester oder Bischof von einzelnen und vielen Frauen empfängt." (a.a.O., 86)

In der primären Bezogenheit auf den Mann kann es der Frau nicht gelingen, eine eigene Identität zu entwickeln, da sie sich selbst und ihr Geschlecht aus dem Blick verliert. Nur aus der primären Identifikation mit dem eigenen Geschlecht, aus der Liebe zum selben, wie es Luce Irigaray formuliert, können weibliche Lebensräume entstehen, kann echte weibliche Identität erwachsen - und mit ihr weibliche Seinsmacht. Sie aber kann nur sichtbar und erfahrbar werden, wenn wir uns unserer Macht der Verwandlung wiedererinnern und unser Werte- und Symbolsystem radikal verwandeln.

Zitierte Literatur

HARRISON, BEVERLY W.: Die neue Ethik der Frauen. Kraftvolle Beziehungen statt bloßer Gehorsam. Stuttgart 1991.
IRIGARAY, LUCE: Zur Geschlechterdifferenz: Interviews und Vorträge. Wien 1987.
Dies.: Genealogie der Geschlechter. Freiburg/Br. 1989.
WÖLLER, HILDEGUNDE: Vom Vater verwundet. Töchter der Bibel. Stuttgart 1991.

Manuskript des Vortrags, den Ulrike Bohnenkamp am 05.10.1992 an der Fern-Universität gehalten hat.

Redaktion: Die Frauenbeauftragte
Dr. Ulrike Sattel
Petra Gutowski, Bettina Schultz
Herausgeber: Der Rektor
- FernUniversität - Gesamthochschule - Hagen 1994

Ein Blick auf Europa

aus Frauensicht

Inhaltsübersicht

I. Patriarchatstypen in Europa
II. EG-Integration als Frauenthema?
1. Bemerkungen zum Fortgang der Integration
2. EG-Entwicklung als Frauenthema

Die nachfolgenden Ausführungen sind im wesentlichen im Zuge der Diskussionen einer Frauen-Arbeitsgruppe in Bremen zu Frauen und Europa - unter Federführung von S. Schunter-Kleemann - entstanden. Nachzulesen ist dies in einem im Herbst 1992 vorgelegten (Zwischen-)Stand der Diskussion.[1]

I. Patriarchatstypen in Europa

Anknüpfend an eine 1990 entwickelte Typologie patriarchalisch-kapitalistischer EG-Mitgliederländer (Kaluza, H./Schunter-Kleemann, S.: Frauen in den Ländern Westeuropas - Übersicht. In: Schunter-Kleemann, S. (Hrsg.): EG-Binnenmarkt - EuroPatriarchat oder Aufbruch der Frauen? Bremen 1990, S. 27ff.) hat S. Schunter-Kleemann sechs Varianten von Wohlfahrtsstaaten in Europa herausgearbeitet.
Die in Übersicht 1 dargestellte Klassifizierung ist Ergebnis einer Bestandsaufnahme von 20 europäischen Ländern. Trotz unterschiedlicher struktureller Gestaltung der Sicherungssysteme ist ihnen eines gemeinsam: die systemische Schlechterstellung der Frauen. Dabei werden offene und direkte Diskriminierungsmuster tendentiell durch subtile Formen abgelöst.

Insgesamt kann frau für Europa ein erhebliches Diskriminierungsgefälle konstatieren, das jedoch nicht einem einfachen Nord-Süd-Muster folgt. Die rechtliche Gleichstellung in den sozialen Sicherungssystemen hat vielmehr überraschenderweise gerade in den südlichen Ländern erheblich an Dynamik gewonnen - dies jedoch vor dem Hintergrund eines faktisch niedrigeren Niveaus infolge geringerer ökonomischer Möglichkeiten dieser Länder. Die reichen europäischen Länder hingegen verharren auf ihren hierarchisch strukturierten Systemen, die, vermittelt über die Dominanz des sog. (männlichen) Normalarbeitsverhältnisses, breite Kreise und insbesondere Frauen ausgrenzen.

Untersuchungsrahmen

Der Ländervergleich berücksichtigt neben den EG-Mitgliedsstaaten auch die europäischen Länder, die bereits ein Aufnahmegesuch an der EG gestellt haben, sowie die, in denen die Beitrittsfrage gegenwärtig lebhaft diskutiert wird. Angesichts der Sonderstellung durch die deutsche Einigung werden die neuen Bundesländer als eigener Typ erfaßt.

Übersicht 1: Typologie patriarchalisch-kapitalistischer Länder
Patriarchalische Länder mit Ansätzen zu egalitären Arbeits- und Sozialstrukturen (Dänemark, Finnland, Norwegen, Schweden)
Länder des familienbezogenen Patriarchalismus (Belgien, Frankreich, Italien)

[1] vgl. dazu Schunter-Kleemann, S. (Hrsg.), Herrenhaus Europa - Geschlechterverhältnisse im Wohlfahrtsstaat. Berlin 1992. Die nachfolgenden Ausführungen basieren im wesentlichen auf zwei Beiträgen dieses Buches: Schunter-Kleemann, S.: Wohlfahrtsstaat und Patriarchat - Ein Vergleich europäischer Länder und Bohnenkamp, U.: Europa im Umbruch - Neue Dimensionen der Frauenpolitik?

Länder des ehebezogenen Patriarchalismus (Bundesrepublik Deutschland, Luxemburg, Österreich, Niederlande, Schweiz)
Länder des marktförmigen Patriarchalismus (Portugal, Vereinigtes Königreich)
Länder mit agrarisch-klerikalen Strukturen im Übergang zum marktförmigen Patriarchalismus (Griechenland, Spanien, Irland)
Länder des sozialistischen Patriarchalismus im Übergang zum marktförmigen Patriarchalismus (Polen, Ungarn, DDR/Ostdeutschland nach der Einigung)

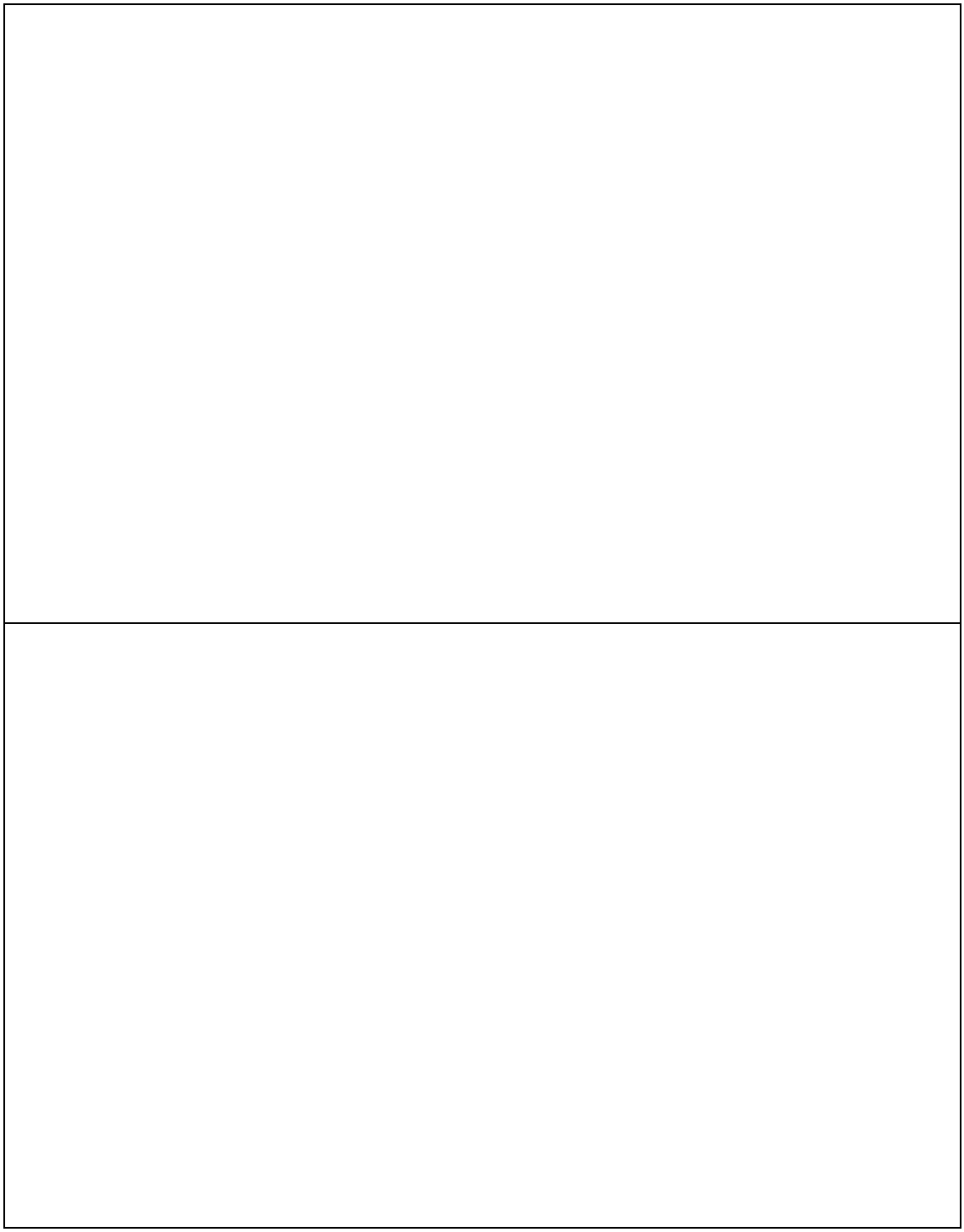
Die Zuordnung beruht auf verschiedenen Indikatoren der Erwerbssphäre, der Familiensphäre und der staatlichen Sozial-, Familien-, Renten- und Gleichstellungspolitik. Dies sind u. a.:

* Arbeitsmarktlage für Frauen (wie z. B. Frauenerwerbstätigkeit, Teilzeitquote, Arbeitslosenquote, Einkommensunterschiede),
* Situation der Frauen in der Familiensphäre wie beispielsweise Erosion und Wandel traditioneller Familienstrukturen, Scheidungsrate, Alleinerziehende, Schwangerschaftsabbruch und Abtreibungspraxis,
* staatliche Familienpolitik - hier u. a. die Form des Kinderlastenausgleichs, Verfügbarkeit von Dienstleistungen zur Stützung der Vereinbarkeit von Erwerbstätigkeit und Familie sowie familienbezogene Aspekte des Steuersystems,
* Frauen in den Arbeitslosen- und Alterssicherungssystemen.

Übergreifende Trends

Bevor Aspekte zweier Typen exemplarisch anhand einiger Ländern erläutert werden, wollen wir zunächst einen Blick auf die übergreifenden Entwicklungstrends werfen.
Ausgehend von deutlichen Niveauunterschieden gibt es in allen Ländern eine Zunahme der weiblichen Erwerbstätigkeit. Die wachsende Erwerbsnachfrage ist auf ein jeweils individuell unterschiedlich ausgestaltetes Motivationsmix aus Wunsch nach und Zwang zur Erwerbsarbeit zurückzuführen. Als Folge eines Individualisierungsschubes - getragen auch von den Emanzipationsforderungen vieler Frauen insbesondere in den westlichen Ländern - stellen immer mehr Frauen den erzwungenen "Kompromiß zwischen den Geschlechtern" in Frage.

Der Zuwachs der Frauenerwerbstätigkeit wird wesentlich durch eine starke Expansion der Teilzeitarbeit getragen. Dies ist aus Frauensicht ambivalent zu beurteilen: Teilzeitarbeit bietet einerseits insbesonders (verheirateten) Frauen überhaupt erst die Möglichkeit, erwerbstätig zu sein. Andererseits wird dadurch die traditionelle Geschlechtsrolle weiter manifestiert und die Benachteiligung der Frauen auf dem Arbeitsmarkt und in den sozialen Sicherungssystemen festgeschrieben.
Determinierendes Element des Anstiegs der Frauenerwerbstätigkeit sind die für das Vereinbarkeitsproblem in den einzelnen Ländern angebotenen gesellschaftlichen Lösungen. Vorhandensein von Kinderbetreuungseinrichtungen, Öffnungszeiten und Organisation der Schule (halbtags/ganztags) haben wesentlich Einfluß auf die Höhe der Erwerbsquote insbesonders der verheirateten Frauen mittleren Alters.



Die EG spricht von ca. 21 Millionen Frauen (im Alter von 25 - 49 Jahren), die nicht erwerbstätig sind, aber doch großenteils eine Berufstätigkeit wünschen. Insbesondere

die Familienfrauen, die die Rückkehr in den Beruf nach mehrjähriger Unterbrechung wünschen, stehen zunehmend im Blickfeld der EG-Politik.

Als vierter und letzter Punkt der Gemeinsamkeiten soll die hohe Frauenarbeitslosigkeit nicht unerwähnt bleiben. EG-weit lag die Frauenarbeitslosigkeit 1990 mit 11,1 % um 5 Prozentpunkte über der der Männer (6,5 %). Hinter diesem Globalwert versteckt sich eine Spanne von 2 % in Luxemburg bis zu 24 % in Spanien.

Beispiele für ausgewählte Ländertypen

Ich kann an dieser Stelle nicht auf alle Ländertypen einzeln eingehen, möchte hier aber wenigstens einige kurze Bemerkungen zu den beiden ersten Typen jeweils am Beispiel eines der dazugehörigen Länder machen - für die "Länder mit Ansätzen zu egalitären Arbeits- und Sozialstrukturen" zu Dänemark, für die "Länder des familienbezogenen Patriarchalismus" zu Frankreich. Die Situation in der Bundesrepublik Deutschland als Vertreterin für die "Länder des ehebezogenen Patriarchalismus" ist ja weitestgehend bekannt.

Wie in allen skandinavischen Ländern ist auch in Dänemark eine sehr hohe Frauenerwerbsbeteiligung zu verzeichnen. Über 80 % der Frauen im erwerbsfähigen Alter (15 bis 65) sind in Dänemark berufstätig. Eine derart hohe Erwerbsquote wird in keinem anderen EG-Land erreicht. Sie ist Ausdruck eines auch in den skandinavischen Ländern traditionell vorhandenen Bewußtseins, die Beteiligung breitester Kreise am Erwerbsleben zu fördern. Neben den Frauen profitieren davon auch andere bei uns häufig Ausgegrenzte wie z. B. Ältere, Behinderte, sozial Benachteiligte.

Die "entwickelte Sozialstaatlichkeit" dieses EG-Landes kommt aber auch in der gesellschaftlichen Verantwortung für Kinder, Alte und Behinderte insgesamt zum Ausdruck. Eine wesentliche Vorbedingung für das hohe Maß der Berufstätigkeit dänischer Frauen sind die gut ausgebauten öffentlichen Kinderbetreuungseinrichtungen sowie die Tatsache, daß auch andere Teilbereiche der reproduktiven Arbeiten (Pflegearbeiten für Alte, Kranke und Behinderte) sozialpolitisch abgesichert sind.

Soziale Leistungen im Zusammenhang mit Kindern sind nicht - wie in der Bundesrepublik weitestgehend - an den Ehestatus gebunden. Ein wichtiger Indikator, inwieweit dies auch wirklich greift, ist der Anteil der unehelich geborenen Kinder (44,7 %). Für alleinerziehende Mütter gibt es ein breit gefächertes Netz von Wiedereingliederungsmaßnahmen. Daß dies auch wirklich zum Tragen kommt, zeigt die Tatsache, daß 82 % der alleinerziehenden Mütter mit Kindern unter vier Jahren erwerbstätig sind.

Auf eine Besonderheit in Dänemark ist aus frauenpolitischer Sicht abschließend besonders hinzuweisen - die dänischen Sicherungssysteme unterscheiden sich von denen anderer europäischer Länder dahingehend, daß es sich um ein einheitliches und allgemeines, für die gesamte dänische Bevölkerung geltendes Regelwerk handelt. Das dänische System ist für alle Bürger und Bürgerinnen offen, unabhängig davon, ob sie einer Berufstätigkeit nachgehen oder nicht. Sozialleistungen sind nicht an vorherige Beitragszahlungen gekoppelt.

Während die Frauen in Frankreich von der sozialistischen Gleichstellungsgesetzgebung kaum profitiert haben, kommt ihnen die staatliche Intervention bei der Regelung der kollektiven Arbeitsbeziehungen zugute.

Gleichstellungsregelungen werden - obgleich umfänglich vorhanden, durch die hohe Arbeitslosigkeit konterkariert. Obgleich

- jeder Betrieb, der auf der Basis des 1983 verabschiedete "Gesetz Roudy" einen Gleichstellungsplan mit dem Ziel der Steigerung der Frauenbeschäftigung insbesondere in höheren Qualifikationsstufen aufstellte, Subventionsansprüche erwarb,
- bei Arbeitskonflikten wegen Diskriminierung die Beweislast beim Arbeitgeber liegt,
- Organklagen zulässig sind,

obgleich also viele positive Ansätze zusammenkommen, hat sich die Lage der Frauen am Arbeitsmarkt substantiell kaum verbessert.

Anders hingegen ist es, wie angesprochen, bei Lohn- und Arbeitszeitfragen. Die Regierung ist als dritte Kraft - neben den Arbeitgeberverbänden und den (geschwächten) Gewerkschaften - an der Aushandlung von Löhnen und Arbeitszeiten beteiligt. Seit 1970 gibt es einen gesetzlichen Mindestlohn, der den besonders schlecht entgoltenen ArbeiterInnen und Angestellten - wie in den anderen Ländern auch meist Frauen - zugute kommt.

Bei der staatlichen Arbeitszeitpolitik kam es jedoch nach anfänglich positiven Ansätzen wieder zu Rückschlägen. Nachdem zunächst mit umgänglichen Regelungen die mit Teilzeitarbeit verbundenen sozialen Risiken für Frauen minimiert wurden, indem Teilzeitbeschäftigte mit einer durchschnittlichen Arbeitszeit von mehr als 40 % der allgemeinen Arbeitszeit in die sozialen Sicherungssysteme integriert wurden (z. B. reicht für den Bezug von Arbeitslosen-, Kranken- und Mutterschaftsgeld der Nachweis eines Beschäftigungsumfang von 200 Stunden in den vergangenen drei Monaten aus), kam es Ende der 80er Jahre zu einer Umkehr, da die sozialistische Regierung eine staatliche Flankierung der unternehmerischen Flexibilisierungspolitik mittrug.

Die Klassifizierung "familienbezogener Patriarchalismus" für Frankreich ist vor allem auf die enge Kopplung von Leistungen an den Familienstatus sowohl im Steuer- als auch im Sozialsystem zurückzuführen.

Im Steuersystem gibt es das sog. Familiensplitting. Vergleichbar mit der Bundesrepublik wird das zu versteuernde Einkommen auf Familienmitglieder verteilt, aber nicht auf zwei Eheleute (auch ohne Kinder), sondern in Familien mit Kindern der Anzahl nach auf alle Familienmitglieder einschließlich der Kinder.

Ähnlich ist das Sozialleistungssystem strukturiert. Es kennt eine Vielzahl von Maßnahmen, die jedoch durch ständige Reformen sehr unübersichtlich sind. Die französische Familienpolitik besteht aus einem Mix direkter und indirekter (steuermindernder) Finanzhilfen für Familien mit Kindern. Für die verschiedenen Einkommensschichten gibt es unterschiedliche Förderungskriterien, die Kinderanzahl ist dabei - wie auch bei der Steuerberechnung - wichtig. Kindergeld beispielsweise wird erst ab dem zweiten Kind

gezahlt, bei Beihilfen für Kleinkinder gibt es, wie beim Kindergeld, auch eine Progression - weitere Beispiele ließen sich anfügen.

Insgesamt haben die Familienzulagen eine große Bedeutung für die Einkommen, sie belaufen sich auf bis zu 10 bis 20 Prozent des verfügbaren Nettoeinkommens einer durchschnittlichen Arbeitnehmerfamilie mit zwei Kindern - sie sind der monetäre Ausdruck einer starken Familienzentrierung.

II. EG-Integration als Frauenthema?

Nach diesen analytischen Ausführungen möchte ich nun in einem zweiten Teil versuchen, die Frauenfrage in der aktuellen Diskussion um die "Zukunft der EG" zu verorten.

Vor dem Hintergrund auch schon der skizzenhaften Ausführung zu Dänemark ist vielleicht verständlich geworden, daß sich insbesonders die Däninnen durch bestimmte Entwicklungsvarianten in Europa "bedroht" fühlen. 57 Prozent der Frauen stimmten bei der Volksabstimmung in Dänemark gegen die Maastrichter Verträge, 56 Prozent der Männer dafür. Noch deutlicher ist die Ablehnung bei den jungen Frauen - 2/3 der unter 30-jährigen stimmten mit "Nein". Das Votum der Däninnen ist m. E. nicht Ausdruck von Europamüdigkeit oder fehlender Information, wie in der bundesrepublikanischen Debatte immer wieder angeführt, sondern vielmehr ein Indiz dafür, daß die Däninnen vielleicht besser als andere wissen, was bei der europäischen Integration auf sie zukommen kann.

Ich möchte hier auch ein kleines Plädoyer dafür halten, sich als Frau nicht nur mit den sozialpolitischen und gleichstellungspolitischen Komponenten der Europäischen Gemeinschaft zu beschäftigen, sondern auch den Fortgang des Integrationsprozesses als Ganzes kritisch zu beobachten. Dabei ist die Frage zu diskutieren, ob die Beurteilung der EG-Entwicklung eine frauenspezifische Komponente hat bzw. haben sollte. Angesichts der bisherigen Entwicklung kann MANN diese getrost verneinen - die historisch, finanziell und politisch großen Bereiche der Integrationsentwicklung tangier(t)en Frauen kaum oder oft nur mittelbar. Sollte dies für FRAU nicht gerade Anlaß sein, jetzt zumindest über die zukünftige Entwicklung nachzudenken? Bevor ich dazu drei Aspekte anreißen werde, vorab ein kurzes Resüme dazu, wo wir gegenwärtig in der EG stehen.

1. **Bemerkungen zum Fortgang der Integration**

Gesicherte Einschätzungen sind kaum möglich. Auch relativ Unbeteiligten dürfte durch die Vorkommnisse der jüngsten Zeit klar geworden sein, daß Einschätzungen zur zukünftigen EG-Entwicklung abschließend kaum möglich sind. Der Maastrichter Gipfel hat lediglich Beschlüsse zum Fortgang der ökonomischen Integration für die bereits beteiligten zwölf Länder gefaßt. Letztlich unklar blieb, wer sich demnächst wann und zu welchen Konditionen dazugehörig fühlen darf. Die Unsicherheit über die EG-Zukunft ist dabei auf unterschiedliche Ursachen zurückzuführen, die jedoch zeitgleich wirken - die Probleme infolge der Umfeldveränderungen (deutsche Einigung, Auflösung der UdSSR und der östlichen Bündnissysteme, Balkankonflikt, Golfkonflikt) und der innere Zustand der EG.[2] Zu letzterem einige Bemerkungen:

- Bei der EG-Innenentwicklung konnten die regionalen Disparitäten in der letzten Dekade substantiell nicht verringert werden. Der Anspruch des wirtschaftlichen Zusammenwachsens konnte trotz verstärkter politischer Bemühungen kaum eingelöst werden. Im Gegenteil, der jüngst erschienene Regionalbericht zeigt deutlich die anhaltenden regionalen Disparitäten zwischen den 40 Regionen Europas.
- Die im Vertrag zur Wirtschaft- und Währungsunion (WWU) und einem Zusatzprotokoll festgelegten Konvergenzbedingungen werden nur durch große (insbesondere haushaltspolitische) Anstrengungen der Länder zu erreichen sein. Die Bundesrepublik erreicht sie gegenwärtig nicht.

[2] Zwei stabilisierende Elemente sollen nicht unerwähnt bleiben, werden sie doch auch in Zukunft vermutlich die destabilisierenden Faktoren überlagern. Erstens hat nach dem Ende der Systemkonkurrenz die Konkurrenz der drei großen Wirtschaftsblöcke (USA, Japan und Europa) an Bedeutung gewonnen. Zweitens wirkt der Wunsch der anderen europäischen Länder, die mit der Vereinigung rein zahlenmäßig stärker gewordene Bundesrepublik in ein verbindliches Bündnissystem einzubinden, stabilisierend.

- Die Zwischenbilanz zum Stand des Binnenmarktprojektes zeigt eines ganz deutlich - am 31.12.1992 wird das Klassenziel nicht erreicht sein. In der Bundesrepublik sind erst 75 % der auf europäischer Ebene bereits verabschiedeten Richtlinien in nationales Recht umgesetzt - Spitzenreiter hierbei ist übrigens Dänemark mit 93 %.
Insgesamt deutet vieles darauf hin, daß sich die großen Integrationsfortschritte der 80er Jahre - Aufbruch zum Europäischen Währungssystem, Beginn der Vervollständigung des Binnenmarktes, erste ernsthaftere Initiativen zur Politischen Union - in den 90ern nicht werden weiterführen lassen. M. E. zeichnet sich für die 90er Jahre ein europäischer Schwebezustand ab, der erst gegen Ende der Dekade wieder in die Verläßlichkeit früherer Jahre wird überführt werden können.

Und wer wird dann überhaupt zur EG gehören - auch darüber kann man nur spekulieren. Der Kommissionspräsident Delors will über eine territoriale Ausdehnung der EG erst nach einer Konsolidierung des 12er-Europas nachdenken. Demgegenüber gibt es starke Kräfte in der EG - allen voran die Bundesrepublik gefolgt von Frankreich - die sich für einen raschen Beginn der Beitrittsverhandlungen mit potentiellen Neumitgliedern ausgesprochen haben. Der Beitritt aller EFTA-Länder in den nächsten drei bis fünf Jahren ist wahrscheinlich, die Aufnahmeverhandlungen werden bereits intensiv geführt. Mit der Aufnahme der ökonomisch und politisch stabilen EFTA-Länder wird die EG insgesamt gestärkt. Ob dies vorläufiger Abschluß oder aber Auftakt der Erweiterung sein wird, ist jedoch offen. Die Bundesrepublik bspw. hat selbst ehemaligen RGW-Ländern wie der (noch) CSFR Unterstützung für einen Aufnahmeantrag zugesagt, es gibt Stimmen, die sich selbst Mitgliedsstaaten der GUS als EG-Mitglieder vorstellen können.

M. E. ist jedoch eine breite Öffnung, trotz verbaler Bekenntnisse, Europa als Ganzes sehen zu wollen, eher unwahrscheinlich. Zudem ist zu fragen, ob diese friedenspolitisch vielleicht sinnvolle Einbeziehung insgesamt wünschenswert ist - auch für die Länder selbst. Mit Blick auf die großen Schwierigkeiten bei der deutsch-deutschen Vereinigung sind hierzu sicher Zweifel anzumelden.

Europa der zwei Geschwindigkeiten

Der Schwebezustand der EG kann auch als Chance begriffen werden - eine Chance, die unbedingt noch zu nutzen wäre, denn der Gesamtblick auf die sich abzeichnende Politikvariante ist wenig erfreulich. Bis zur Jahrtausendwende werden die erheblichen regionalen Disparitäten nicht abgebaut sein. Die verschiedenen Optionen - forcierte Integration des 12er-Europa, Erweiterung um die EFTA-Länder oder große Erweiterung der EG bis weit nach Osteuropa hinein - werden mithin nur um den Preis einer bleibenden oder gar verstärkten Hierarchisierung innerhalb des jeweiligen EG-Gebildes realisierbar sein. Das in diesem Zusammenhang vielzitierte sog. 'Europa der zwei Geschwindigkeiten' erscheint somit als wahrscheinliche Entwicklungsvariante. Die 'zwei Geschwindigkeiten' lassen sich für unterschiedliche Sachverhalte ausmachen.

Da ist zum ersten die Ungleichzeitigkeit zwischen wirtschaftlicher und sozialer Entwicklung. Trotz der Berücksichtigung der sozialen Dimension des Binnenmarktes in der Einheitlichen Europäischen Akte von 1987 ist die Gestaltung des Sozialraums Europa

lediglich auf der akklamatorischen Ebene vorangekommen, substanzielle Erfolge sind kaum auszumachen.

Und da ist zum zweiten die Annahme, daß es zukünftig zu einem forcierten ökonomischen Zusammenwachsen des wirtschaftlich starken Kerns, ergänzt u. U. um wirtschaftlich starke Neu-EG-Länder wie Österreich oder Schweden, kommen wird. Demgegenüber werden, so die Annahme weiter, die EG-Südstaaten in ihrem Verhältnis zu diesem Kern lediglich auf dem erreichten Stand der Integration verbleiben - und u. U. weitere wirtschaftlich schwache Neu-EG-Länder als Peripherie hinzukommen.

Wie umstritten der Ansatz des gleichberechtigten Zusammenwachsens wirklich ist, wird deutlich, wenn es um die Finanzen geht. Insbesondere die für den neuen Kohäsionsfonds absehbaren Regularien zeigen die Widersprüchlichkeit.[3]

Als dritten und letzten Punkt soll das geschlechtsspezifische Auseinanderklaffen in Europa, das weiter oben teilweise angesprochen wurde, nicht vergessen werden. In den verschiedenen Beiträgen des Buches unserer Arbeitsgruppe werden, wie oben nur skizzenhaft geschehen, die unterschiedlichen Patriarchatstypen in Europa materialreich herausgearbeitet. Zusammenfassend ist dabei festzuhalten, daß die Situation der Frauen jeweils vor dem spezifischen sozialpolitischen Niveau der einzelnen Länder schlechter ist als die der Männer - lediglich die skandinavischen Länder bilden hier noch eine Ausnahme.

Hierarchisierung - eine Form der De-Integration?

Alle Staaten, die zu Ende der 90er Jahre EG-Mitglied sind, werden (wie auch immer) die Konvergenzkriterien erfüllen. Es wird von einem "großen Schritt beim weiteren Zusammenwachsen Europas" die Rede sein. Im Sinne einer neoliberalen Argumentationslogik bildet die dann geschaffene gemeinsame ökonomische Ausgangsbasis die Chance für alle Regionen, sich bestmöglich zu entwickeln. Die selbst bei starker finanzieller Ressourcenausdehnung letztlich unzureichende sozial- und regionalpolitische Flankierung des Integrationsprozesses muß vor diesem Hintergrund als konzeptioneller Bestandteil der zukünftigen Entwicklung gewertet werden.

Regional- und sozialpolitische Aspekte sind bei den festgelegten Konvergenzkriterien völlig ausgeblendet worden. Schlimmer noch, einige Staaten werden die Kriterien nur um den Preis rigider Haushaltskonsolidierung (sprich Sparpolitik) erreichen können. Man braucht keine Prophetin zu sein, um daraus Rückwirkungen auf die jeweiligen nationalen Sozialstandards zu prognostizieren. Ein stärkeres ökonomisches Zusammen-

[3] Der Kohäsionsfonds soll mit ca. 20 Mrd. DM die Angleichung der vier ärmsten Länder (Spanien, Portugal, Irland und Griechenland) an das Niveau der anderen unterstützen. Die Kommission sieht die Gewährung der Mittel als Voraussetzung dafür, daß die gerade für diese Länder schwer zu erfüllenden Konvergenzbedingungen erreicht werden können. Der noch zu verabschiedende Beschluß zum Prozedere sieht aber vor, daß den Ländern die Mittel quasi als Strafe wieder gestrichen werden können, wenn sie bei der Konvergenz der Volkswirtschaften nicht bzw. nur unvollkommen die vom Ministerrat empfohlenen Fortschritte erreichen. Vor allem die Bundesrepublik hatte sich für derartige Sanktionsmechanismen ausgesprochen, der Widerstand der betroffenen, durch diese Regelung letztlich degradierten Länder ist bereits absehbar.

wachsen ist mithin nicht automatisch auch ein Integrationsfortschritt. Im Gegenteil, Varianten, die ökonomischen Integrationsfortschritt und soziale De-Integration miteinander verbinden, sind durchaus denkbar.

2. EG-Entwicklung als Frauenthema

Abschließend nun einige Thesen dazu, daß die durch den ökonomischen Integrationsprozeß forcierten Strukturen Frauen anders berühren als Männer.

Frauen am Arbeitsmarkt

Schon heute ist die Frauenarbeitslosigkeit in Europa deutlich höher als die Männerarbeitslosigkeit. Daß sich diese zukünftig nicht bessern wird, dafür spricht vor allem die These, die von einer stärkeren Segmentierung der Arbeitsmärkte ausgeht. Positiven Beschäftigungseffekten bei qualifizierten Tätigkeiten werden negative Effekte bei niedrig qualifizierten Tätigkeiten, bei standardisierbaren Arbeitsprozessen gegenüberstehen. Es liegt auf der Hand, daß letzteres Frauen eher trifft als Männer.

Frauen als Verbraucherinnen

Wenden wir uns hier so profanen Dingen wie dem Einkauf zu, so wird deutlich, daß das Binnenmarktprojekt vielfältige Veränderungen im täglichen, vor allem von Frauen zu organisierenden Leben mit sich bringen kann. Die von den Verbraucherverbänden oft beschriebenen Verschlechterungen bringen bei der gegebenen geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung für die Frauen, die ihre Familien gesundheitsbewußt ernähren wollen, Mehrarbeit mit sich. Es muß mehr Zeit aufgewandt werden, um beim Einkauf alle Tücken zu erkennen oder aber man greift auf Sondermärkte (Erzeuger-/VerbraucherInnengenossenschaften u. ä.) bzw. Eigenerzeugung zurück.

Als ein Beispiel sei auf die Regelung zur Bestrahlung zwecks Konservierung verwiesen. Dies war bisher in der Bundesrepublik verboten, in Belgien hingegen erlaubt. Da die Binnenmarktregelungen so aussehen, daß alles, was in einem Mitgliedsstaat der EG Marktzugang hat, auch automatisch in allen anderen Ländern Marktzugang haben muß, dürfen mit Inkrafttreten des Binnenmarktes diese in Belgien zugelassenen Produkte auch in der Bundesrepublik verkauft werden.[4]

Charakter der Integration

Der für mich wichtigste Punkt jedoch ist die Frage nach dem Charakter der europäischen Integration. M. E. ist davon auszugehen, daß mit den jetzt absehbaren Linien

[4] Auch die in ähnlichen Zusammenhängen vielzitierten Verbesserungen in der Kennzeichnungspflicht über die Inhaltsstoffe greift in diesem Fall nicht, da Bestrahlung nicht als Konservierungs- mithin Inhaltsstoff (sondern als Konservierungsverfahren) anzusehen ist, aber nur die entsprechenden Stoffe und nicht die Verfahren zu deklarieren sind.

der zukünftigen EG-Entwicklung eine "Modernisierung à la Bundesrepublik" auch in den anderen Ländern mittelfristig greifen wird. Zentrales Element dieser Entwicklung wird die breiteste Ausdehnung eines starken Effektivitätsdenkens sein. Die Effektivitätsanforderungen (zur Erzielung eines angestrebten wirtschaftlichen Wachstums) bleiben hierbei nicht auf den eigentlichen Produktionsbereich beschränkt, sondern werden viele Lebensbereiche dominieren, bis hinein in die Freizeit im engeren Sinne. Dieser Trend beinhaltet insbesondere für Frauen die Chance zur "Selbstverwirklichung im Beruf" ebenso wie die Gefahr der Ausgrenzung.

Wie eingangs angerissen, sind alle EG-Ökonomien patriarchalisch verfaßt. In ihrer Grundtendenz ordnen sie zudem die Privatsphäre der Erwerbssphäre unter, um ein bestimmtes Leistungsbild, ein bestimmtes Effektivitätsmaß in der Erwerbssphäre erbringen zu können. Personen, die infolge "privater Einschränkungen" dieses Leistungsniveau nicht erbringen können oder wollen (!), werden von dem sog. "Normalarbeitsverhältnis" dieser Ökonomien ausgegrenzt.

Diesbezüglich weist Kurz-Scherf darauf hin, daß die Trennung Erwerbssphäre hier und Privatsphäre dort letztlich falsch ist, da beide Bereiche miteinander korrespondieren und zwischen ihnen wechselseitige Substitutionsprozesse möglich sind. Zu diesen patriarchalen Strukturen gehört es auch, "daß beide Arbeitsbereiche so organisiert sind, daß zwischen ihnen gleichzeitig eine Abhängigkeits- und Ausschlußbeziehung besteht: Der Zeitbedarf für die Alltagsbewältigung in den Privathaushalten einschließlich der Versorgung von normalerweise in den Privathaushalten befindlichen versorgungsbedürftigen Personen ist zu groß, als daß man gleichzeitig nach den herrschenden Regeln einer Erwerbstätigkeit nachgehen könnte, bzw. umgekehrt: Die zeitliche Beanspruchung der Individuen durch Anforderungen der Erwerbstätigkeit nach den herrschenden Regeln ist zu groß, als daß diese in der Lage sein könnten, dauerhaft ihren Alltag selbst zu bewältigen" (Kurz-Scherf, I.: Das Patriarchat als Organisationsform der Arbeit. In: Fricke, W. (Hrsg.): Jahrbuch Arbeit und Technik 1990. Bonn 1990, S. 6).

Diese "intrapersonale Unvereinbarkeit" ist in allen EG-Ökonomien gleich, unterschiedlich ist jedoch der Grad der Substitution von Privatarbeit durch Erwerbsarbeit. Ohne über ursächliche Zusammenhänge zu spekulieren, läßt sich ausmachen, daß in den "starken" Ökonomien durchschnittlich ein größerer Teil der Privatarbeit durch Erwerbsarbeit ersetzt worden ist.[5]

Bei einem gewissen Grad der Substitution erst ist es Frauen trotz familiärer Bezüge möglich, erwerbstätig oder teilweise erwerbstätig zu sein, da sowohl Männer als auch Frauen sich ihre Reproduktionsbedingungen vollständig "am Markt" erkaufen können. M. E. führt diese Form der Vergesellschaftung der Privatarbeit letztlich zu einem Wirtschaftstyp, der - mißt man es an einschlägigen ökonomischen Indikatoren - durch radikale Effektivität geprägt ist, die sich auf den Gesamtzusammenhang des Lebens und nicht nur auf den Arbeitsprozeß erstreckt.

[5] Die Substitution erfolgt einerseits über technische Privatarbeitsmittel wie Waschmaschine, Spülmaschine u. ä. und andererseits über den Dienstleistungssektor. Dieser ist wiederum in hierarchisch abgestuften Arbeitsverhältnissen - vom regulären Arbeitsplatz im öffentlichen Kindergarten über die ABM-Stelle in der privaten Krabbelgruppe bis hin zu ungeschätzten Arbeitsverhältnissen wie Putzstellen - organisiert.

Aus Frauensicht ist diese Entwicklung ambivalent - sie offeriert "Unabhängigkeit vom Mann" für die Frauen, die sie annehmen; sie führt gleichzeitig zu einer stärkeren Unterordnung unter die Effektivitätszwänge des Erwerbslebens. Zudem weisen die durch radikale Effektivität geprägten Länder insgesamt breiteste Ausgrenzungsmuster auf, von denen nicht nur Frauen betroffen sind.

Bleibt abschließend zu vermerken, daß neben den hier angerissenen frauenpolitischen Implikationen eine solche Entwicklung vor allem auch nachhaltig negative ökologische Folgen hat. Mensch und Natur lassen sich nur schwer einer ökonomischen Effektivitätslogik unterordnen.

Zitierte Literatur

HICKEL, R.: Programm EG '99: Ziele und Stufen zur Europäischen Wirtschaft- und Währungsunion (EWWU). In: MEMO-Forum 19, Bremen 1992
KALUZA, H./SCHUNTER-KLEEMANN, S.: Frauen in den Ländern Westeuropas - Übersicht. In: Schunter-Kleemann, S. (Hrsg.): EG-Binnenmarkt - Europatriarchat oder Aufbruch der Frauen? Bremen 1990
KOMMISSION DER EUROPÄISCHEN GEMEINSCHAFT (Hrsg.): Beschäftigung in Europa 1990. Brüssel/Luxemburg 1991
KURZ-SCHURF, I.: Das Patriarchat als Organisationsform der Arbeit. In: Fricke, W. (Hrsg.): Jahrbuch Arbeit und Technik 1990. Bonn 1990
SCHUNTER-KLEEMANN, S. (Hrsg.): Herrenhaus Europa - Geschlechterverhältnisse im Wohlfahrtsstaat. Berlin 1992

Margrit Kennedy

Eine andere Sicht der Dinge - weibliche und männliche Prioritäten in Architektur und Stadtplanung.

Manuskript des Vortrags, den Margrit Kennedy am 08.02.1993 an der Fern-Universität gehalten hat. Die Verantwortung für den Inhalt liegt allein bei der Autorin.

Zur Autorin:
Margrit Kennedy, Dipl.-Ing., Ph. D. 1966 - 1972 architektonische Entwürfe, Stadtplanungs- und Stadterneuerungsprojekte in der Bundesrepublik Deutschland, Nigeria, Schottland und den Vereinigten Staaten von Amerika. Schwerpunkt: partizipatorische Entscheidungsprozesse. 1973 - 1978 Forschung und gutachterliche Tätigkeit in der OECD und UNESCO zum Thema Mehrfach- und Mehrzwecknutzung von sozialen Infrastruktureinrichtungen. 1979 bis 1985 verantwortlich für den Forschungsbereich Ökologie/Energie und Frauenprojekte in der Internationalen Bauausstellung 1987, Berlin-West. 1985/86 Gastprofessur an der Gesamthochschule Kassel. 1986-91 freies Planungsbüro und Aufbau eines sozialen und ökologischen Modellprojekts in Steyerberg. Seit 1991 Professorin für Technischen Ausbau und Ressourcensparendes Bauen im Fachbereich Architektur der Universität von Hannover.

© FernUniversität - Gesamthochschule - Hagen 1994

Wer zum ersten Mal auf das Thema "Prioritäten von Frauen und Männern in Architektur und Stadtplanung" stößt, mag sich zunächst verwundert fragen, was ein solches Thema überhaupt im professionellen Raum zu suchen hat. Während wir ein Proporzdenken in bezug auf unterschiedliche religiöse und politische Positionen akzeptieren, z. B. wenn es um die Besetzung von Gremien im Medienbereich geht, weil wir dort inhaltlich verschiedene historisch gewachsene und in einer Demokratie gleichberechtigte Positionen erkennen, ist dies in bezug auf unterschiedliche Werte und Prioritäten von Frauen und Männern weniger deutlich. Wir alle kennen Frauen und Männer, die in den Bereichen Architektur, Wirtschaft, Verwaltung usw. tätig sind und ähnlich unterschiedliche politische, soziale oder formale Richtungen vertreten. Eine durchgängige Position zwischen Frauen auf der einen und Männern auf der anderen Seite in den verschiedenen Berufszweigen scheint bisher nicht erkennbar.

Der Grund dafür ist erst dann zu erkennen, wenn man sich die "natürliche" Rollenverteilung einmal etwas genauer ansieht und entdeckt, wer in der Berufswelt Prioritäten, Wertvorstellungen und Verhaltensnormen festlegt. Dies sind in erster Linie Männer. Von Frauen, die sich in die Berufswelt hineinbegeben, wird erwartet, daß sie ihre Prioritäten, Wertvorstellungen und Verhaltensnormen im wahrsten Sinne "zu Hause" lassen und sich in der Berufs- und Männerwelt deren Werten anpassen (Haller, Gret: Frauen und Männer: Partnerschaft oder Gleichmacherei, Versorgungsunabhängigkeit für alle. Gümlingen 1980, S. 22).

Weil wir die Spaltung in zwei grundsätzlich verschiedene Arbeitsbereiche, den unbezahlten Hausarbeitsbereich und den bezahlten Berufsbereich, und das damit verbundene Dominanzverhalten selten als solches erkennen und analysieren, tragen wir als ArchitektInnen durch unsere Arbeit täglich ein Stück mehr zur Zementierung und Verfestigung dieser Struktur bei. Architektur und Städtebau sind sozusagen Stein gewordene Herrschaftsstrukturen. Das reicht von den Normen im sozialen Wohnungsbau mit großen Wohnzimmern winzigen Kinderzimmern sowie dem Fehlen eines eigenen Raumes für die Frau bis hin zu den Exzessen des Straßenbaus in der Stadtplanung, die in erster Linie der männlichen Mobilität dienen.

Ich möchte hier anhand meiner eigenen Geschichte aufzeigen, welche Konsequenzen die einseitige männliche Prioritätensetzung für mich als Architektin in Ausbildung und Praxis hatte. Diese Betrachtung stützt sich auf Arbeiten, die ich zum Thema "Frauen und Architektur" in der Mitte der 70er Jahre begann. Damals brauchte es Mut, eine solche Analyse anhand der eigenen Geschichte darzustellen. Ich verstieß damit nicht nur gegen die herrschenden Wissenschaftsriten, sondern wurde auch gleichzeitig persönlich angreifbar.

Meinen ersten Bauweltartikel 1979 habe ich deswegen dreimal umgeschrieben, bis auch das letzte bißchen persönlicher Geschichte heraus redigiert war (Kennedy, Margrit: Zur Wiederentdeckung weiblicher Prinzipien in der Architektur. Bauwelt, 31/32, 1979). Bald darauf war mir jedoch bewußt geworden, daß ich mich damit genau wieder jener männlichen Methoden bedient habe, gegen die ich mich zur Wehr setzen wollte. Statt scheinbarer Objektivität, Abstraktion und des Anspruchs auf Allgemeingültigkeit, durch die Wissenschaft zum Herrschaftsinstrument wird, brauchen wir nachvollziehbare Erkenntnisse als Hilfe in alltäglichen Entscheidungs- und Handlungsprozessen (Dörhofer, Kerstin: Die Fußnote oder: Zum wissenschaftlichen Umgang mit der Frauenfrage in der Wohnungsversorgung und Stadtplanung. In: Beiträge zur

feministischen Theorie und Praxis Nr. 4, Gruppe "Frauen, Steine, Erden" (Hrsg.), Berlin 1980). Ich habe deswegen versucht, meinen eigenen Erkenntnisprozeß (sowohl die emotionale wie auch die rationale Seite) für andere verständlich zu machen (Kennedy, Margrit: Gyn-Öko-Logisches zum Verhältnis Frau-Natur-Raum. In: Lutz, Rüdiger (Hrsg.): Sanfte Alternativen, Öko-Log-Buch 1. Weinheim 1981). Dies möchte ich hiermit fortsetzen und zeigen, wie wenig sich seit dieser Zeit für mich und andere Frauen in diesem Beruf geändert hat, und wie wesentlich andererseits auch die wenigen Veränderungen, die passierten, sind.

Als ich mich 1959 entschloß, Architektur zu studieren, kannte weder ich noch irgend jemand in meiner Umgebung eine Frau, die diesen Beruf ausübte. Das ist heute sicherlich anders, auch wenn ich noch immer auf Menschen treffe, die meinen, Frauen müßten in erster Linie für die Innenarchitektur zuständig sein. Die wenigen Frauen, die in den 60er Jahren studierten, kamen selten oder nie zusammen, um etwa ihre speziellen Probleme zu besprechen. Inhaltliche Unterschiede oder Prioritätensetzungen in meinem Entwurf zu dem meiner männlichen Kollegen bezog ich nicht auf geschlechtliche Unterschiede, sondern persönliche Charakteristika. Ebenso später während meiner beruflichen Praxis. All dies hat sich im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte verändert. Wenigstens reden die Studentinnen, die heute fast 50 % der Studierenden ausmachen, miteinander, laden praktizierende Architektinnen ein und kämpfen, oft zusammen mit ihren Kommilitonen, für mehr Frauen als Hochschullehrerinnen. An einigen Stellen bewirkten Architektinnen auch schon Veränderungen im Planen und Bauen (Martwich, Barbara (Hrsg.): Frauenpläne - Stadtumbau, sozialer Wandel und Fraueninteressen. WOHNBUND, Frankfurt 1991).

Damals wie heute gab bzw. gibt es Kollegen, die stärker sozial engagiert sind und meinen, daß die Bewohner und Nutzer von Architektur die wichtigsten Kriterien und Hinweise auf ihre Qualität liefern, und solche, für die der Architekt alles früher und besser weiß und für die Architektur in erster Linie ein formales, ästhetisches und technisches Problem ist.

Da ich zu meiner Studienzeit kaum Architektinnen kannte, war es mir auch unmöglich festzustellen, daß es in dieser zweiten Kategorie wesentlich mehr Kollegen als Kolleginnen gibt, und daß meine Abneigung gegen diese endlose "Fassadenmiezelei", wie ich das nannte, tagelanges Hin- und Herrastern, mal hochformatig dann wieder querformatig, eher ein Männerhobby war. Ich merkte nur immer stärker, daß meine Anliegen: Wie nutzt man einen Raum? Wie und auf was schaut man aus dem Fenster? Wie ordnen sich die Funktionen zueinander? Was tut man im Raum, und wie kann man ihn dafür möblieren? Wie paßt dieser Bau in seine Umgebung? Wie können die Wünsche der Nutzer möglichst genau erkannt und in den Entwurf integriert werden, in der Intensität, wie ich dem nachging, auf ziemliches Unverständnis stießen. Gewiß - bis zu einem gewissen Grad kümmerten sich auch meine Kollegen um diese Probleme, aber irgendwie rangierte das alles mehr an dritter, vierter oder fünfter Stelle.

Trotzdem war ich froh, diesen Beruf gewählt zu haben. Ich war erfolgreich, hatte wenig Schwierigkeiten, eine passende Stelle zu finden, wurde ebensogut bezahlt wie meine männlichen Kollegen und meinte, wenn nur alle Frauen ein wenig mehr Mut hätten, ihren eigenen Wünschen zu folgen, sei die Frauenbewegung eigentlich überflüssig.

Dann nach 15 Jahren Studium und Berufspraxis erreichte mich 1976 ein Brief der römischen Architektur-Professorin Paola Coppola Pignatelli, der diese Sichtweite vollkommen veränderte. Sie bat mich, zu ihrer Hypothese, daß Männer und Frauen zu unterschiedlichen räumlichen Systemen jeweils engere Beziehung haben, Stellung zu nehmen (Pignatelli, Paola Coppola: Der Weg zu einer anderen räumlichen Logik. Bauwelt, 31/32, 1979). Das erste System definierte sie als das "phänomenologische". In diesem wird Raum durch seine Erscheinung und unsere Wahrnehmung verstanden. Raum existiert um uns herum. Wir messen und verstehen ihn durch unseren Körper hier und jetzt - Raum ist in diesem System eine Ressource wie Wasser und Luft. Er wird benutzt, ohne daß Menschen notwendigerweise ewige Spuren ihrer Nutzung hinterlassen. Es ist der Raum der spontanen oder anonymen Architektur, wie sie z. B. in mediterranen Bergdörfern und mittelalterlichen Städten noch heute existiert.

Das zweite System definierte sie als das "cartesianische". In diesem wird Raum durch den Verstand und Abstraktion zugänglich. Raum ist sozusagen unendlich und befindet sich außerhalb unserer selbst. Er wird gemessen und wiedergegeben durch ein abstraktes System von Koordinaten in einem geometrisch/cartesianischen Verfahren. Dieser Raum muß von Menschen erst erobert werden. Der Mensch macht ihn sich als Krieger oder Jäger untertan, führt die gerade Linie ein, fällt Bäume und errichtet Wegweiser. Dies ist der Raum der Monumentalbauten, der Renaissance und der rationalistischen Architektur.

Pignatelli verband diese verschiedenen Bezugssysteme zum Raum sodann mit der Geschichte und den psychologischen Präferenzen von Frau und Mann, unterstützt durch wissenschaftliche Experimente zum Thema "Geschlechtsunterschiede" und ihren eigenen Beobachtungen - Frauen entwerfen eher von Innen nach Außen, von der Funktion her zur Form, Männer verfahren eher umgekehrt.

Meine eigene Reaktion auf diese Thesen war typisch für die vieler Frauen und Männer, Architektinnen und Architekten, mit denen ich in den folgenden Jahren darüber sprach: zuerst Ablehnung. Gibt es nicht nur eine gute oder schlechte Architektur, und kann diese nicht sowohl von Männern wie auch von Frauen kommen? Leben wir nicht heute in einer Zeit, in der Frauen und Männer den Raum sowohl als endlich begrenzt wie auch als unendliches Phänomen erleben? Haben wir nicht dieselbe Erziehung, d. h. Zugang zur Abstraktion? Reisen und arbeiten wir nicht in ähnlichen Umgebungen? Dann etwas Nachdenklichkeit. Könnte Architektur nicht auch mit sozialen und psychologischen Prioritäten und Werten oder mit konkreten Lebenserfahrungen zu tun haben, und diese sind doch bei der Mehrzahl der Männer und Frauen noch immer unterschiedlich. Schließlich findet fast jede/r ein paar Beispiele, die passen könnten, so auch ich.

Als ich in meinen Entwürfen nachsah, um zu sehen, ob so etwas wie "weibliche Architektur" darunter sei, fiel mir ein Stegreif-Entwurf aus dem zweiten Semester in die Hände. Es war ein Wochenendhaus an einem See, welches aus einer Serie von U-förmigen Mauern und Räumen bestand, die sich mit dem geschlossenen Ende um eine Mitte zentrierten und mit einem Arm jeweils zum Wald, Wasser und Land hinausreichten. Rund war auch der Wohnraum. Das Dach war abgerundet und abgesehen von Entwurfsfehlern, die im zweiten Semester vorkommen, befand ich dieses Produkt eines Nachmittags wohl aufhebenswert.

Immer noch etwas verwundert über meine Reaktion, d. h. daß ich einen Entwurf von mir überhaupt als "Frauenarchitektur" klassifizieren würde, erzählte ich meiner Mutter, einer Psychotherapeutin, davon und sie sagte, dies sei für sie nicht erstaunlich. Erik Erikson schildere in seinem Buch "Kindheit und Gesellschaft" Experimente mit 150 Kindern, die, mit Bauklötzen ausgestattet, ganz deutliche Unterschiede zwischen den Entwürfen von Jungen und Mädchen aufzeigten (Erikson, Erik H.: Childhood and Society. New York 1950). Die Jungen bauten zu über 90 Prozent Türme und ihr größter Spaß war es, diese wieder zu zerstören. Die Mädchen bauten zu über 90 Prozent Höhlen und spielten darin Familienleben. Daß Erikson diese Unterschiede nicht auf Architektur bezogen hatte, könne daran liegen, daß er mehr an der psychologischen als an der architektonischen Dimension interessiert war. Ich kaufte mir das Buch und war zuerst einmal irritiert und mißtrauisch der möglichen biologischen Festlegung gegenüber. Doch wollte ich mehr darüber erfahren.

Und wer einmal anfängt, das Leben unter einem bestimmten Gesichtswinkel zu betrachten, findet immer Beweise für die Richtigkeit dieser Betrachtung. So auch hier. Kurz darauf traf ich Helga Reidemeister, Soziologin und Filmemacherin, die 1968, nachdem auch sie Eriksons Buch gelesen hatte, Kinder vor einer Apfelsaftfabrik in Bayern beobachtete, die mit leeren Apfelkisten ganz ähnliche Strukturen bauten, die Mädchen Höhlen und die Jungen Türme.

Etwas später war die Begegnung mit einem befreundeten Architektenpaar, Manfred Hegger und Doris Hegger-Luhnen, die gerade ein Einfamilienhaus entworfen hatten - er linear, sie u-förmig, und zwei Architektinnen, die in frühgeschichtlichen, mutterrechtlich organisierten Gesellschaften häufig auf runde Bauformen gestoßen waren (Lampen, Anne/Kaphan-Herzfeld, Regina: Antiquam exquirite matrem: Der uralten Mutter folget nach. Bauwelt, 31/32, 1979).

Daß es mit einer einfachen Unterscheidung "rund versus rechtwinklig" oder "horizontal versus vertikal" gleich "Frauen- bzw. Männerarchitektur" nicht getan war, stand für mich von Anfang an fest. Ebenso wie Männer auch runde Formen benutzen, können Frauen Hochhäuser bauen und rechtwinklig entwerfen. Dennoch schien mir die Parallele: Unterdrückung von Frauen und runden Bauformen im Verlauf der Geschichte seit dem Sieg des Patriarchats wie sie auch Cillie Rentmeister (Rentmeister, Cillie: Die Quadratur des Kreises. Bauwelt, 31/32, 1979) und Ernest Bornemann (Bornemann, Ernest: Das Patriarchat: Ursprung und Zukunft unseres Gesellschaftssystems. Frankfurt 1975) feststellen, kein Zufall zu sein. Darüber hinaus war "rund" mehr als ein formales Kriterium für mich. Es stand gleichzeitig für eine organischere, der Natur und dem Menschen angepaßtere Architektur. In der Natur gibt es außer bei Kristallen kaum gerade Linien oder rechte Winkel. Und auch Menschen bewegen sich weder geradlinig noch sind sie rechtwinklig gebaut.

Und gerade an diesem Punkt, nämlich ob sich Architektur in die Natur, in die Landschaft oder bestehende Stadtstrukturen einfügt, ohne gewachsene physische Bestände oder Sozialstrukturen zu zerstören, schien mir doch ein großer Unterschied zwischen der Arbeit von Kolleginnen und Kollegen feststellbar. Je mehr ich im weiteren mit professionellen und nicht professionellen Frauen sprach, um so deutlicher wurde mir, daß für die meisten Kolleginnen diese Gesichtspunkte viel wichtiger waren und mit einer viel größeren Ernsthaftigkeit verfolgt wurden als von Kollegen, und daß viele ihre Karriere als freischaffende Architektinnen aufgaben, nicht weil sie Kinder

hatten, sondern, weil sie nicht sehen konnten, wie sie ihre Anliegen unter den gegebenen Machtverhältnissen in ihren Beruf einbringen konnten. Auch die Vorliebe, mit der sich Frauen, Architektinnen, Soziologinnen, Freiraumplanerinnen in den letzten Jahrzehnten an der Stadterneuerung beteiligten, ist unter diesem Blickwinkel betrachtet sicher kein Zufall.

Als ich begann, mich nach gebauten Beispielen und Modellen umzusehen, wo Form und Funktion, Gebautes und Natur eine Einheit bilden, stieß ich wie Pignatelli vor mir auf Dorf- und Stadtstrukturen aus dem Bereich der "anonymen" oder "spontanen" Architektur. Zum Beispiel auf die Zeltstrukturen der Utah-Indianerinnen (Cole, Doris: From Tipi to Skyscraper. Boston 1973). Aber auch die Pueblos der Hopi, Moki und Zuni-Indianer (Sculli, Vincent: Pueblo: Montain Village, Dance. London 1975) oder die Langhäuser der Iroquois gehören in diesen Zusammenhang. Diese Indianerstämme waren mutterrechtlich organisiert und auch Hausbau und Architektur waren Angelegenheiten der Frau. So berichtet Bertha Eckstein-Diener in ihrem Buch "Mütter und Amazonen":

"Bis zur Ankunft der Europäer war es noch keinem Mann eingefallen, sich um Architektur zu kümmern: Als der erste auf Befehl der Padres eine Mauer errichten sollte, stand er elend beschämt und fehl am Ort von höhnenden Frauen und Kindern umjohlt. Die spanischen Missionare erzählen mit Stolz von den schönen Kirchen und Klöstern, die ihnen die Eingeborenen errichteten, und zwar ganz allein die Frauen und Kinder, denn bei diesen Völkern ist es Sitte, daß die Frauen die Häuser bauen" (Eckstein-Diener, Bertha (Pseudonym Sir Galahad): Mütter und Amazonen: Die erste weibliche Kulturgeschichte. München 1975).

Die Indianer Nordamerikas, insbesondere die Frauen, fühlen sich noch heute verantwortlich für die Erde und betrachten jeden menschlichen Eingriff unter dem Gesichtspunkt, was er für die nächsten sieben Generationen bedeutet. Für heutige Investoren hingegen muß sich der Dollar in wenigen Jahren vervielfacht haben. Die Iroquois bezeichnen sich selbst als "ganz gewöhnliche Leute". Sie finden niemanden besonders überragend. Jeder hat eben verschiedene Qualitäten, die sie oder ihn für die eine oder andere Aufgabe eher geeignet machen. Das Verhältnis von Frauen, Männern und Kindern zueinander wird von Besuchern mit "tiefem gegenseitigen Respekt" beschrieben (A Woman's Ways. In: Parabola 1980/5, Nr. 4).

Auch Architekten wie Roland Rainer bewundern die Qualität der "anonymen Architektur". In seinem Buch über die Architektur des Iran sagt er:

"Die neuerdings so aktuell erscheinende Frage, ob die Form der Konstruktion folge oder nicht, dürfte denen unverständlich, wenn nicht naiv, erscheinen, die sich seit Jahrhunderten aus Holz, Lehm und Steinen mit ihren eigenen Händen und einigen einfachen Werkzeugen ihre Wohn- und Schlafräume bauen ... so, daß jedes Körpermaß von Mensch und Tier, jeder Bewegungsablauf und Arbeitsvorgang, jeder Wunsch nach Geborgenheit und Schutz vor Hitze und Kälte ... aber auch die gesellschaftlichen Forderungen nach Polarität privater und öffentlicher Sphäre berücksichtigt, verarbeitet und erfüllt sind" (Rainer, Roland: Anonymes Bauen im Iran. Graz 1977).

Was er nicht sagt und mir erst durch ein Gespräch mit dem Photographen seiner Bilder Djamshid Farassat (der mir sein Buch geschenkt hatte) deutlich wurde, ist die Tatsache, daß diese Architektur zum überwiegenden Teil von Frauen gestaltet wird oder gestaltet wurde. Ebenso wie Rudofski in seinem Buch "Architecture without Architects" (Rudofsky, Bernard: Architecture without Architects. New York 1965) und Scharen von vorwiegend männlichen Ethnologen, Archäologen und Anthropologen, die unsere Kultur- und Baugeschichte prägen, übersieht er geflissentlich den Tatbestand, daß Frauen die ersten Baumeister waren und weltweit noch immer sind. Aber das, was mir bisher als kleine Unterlassungssünde erschien, hatte, wie ich bei näherem Hinsehen feststellen mußte, Methode. In dem Kapitel "Große Männer - namenlose Frauen: Die politischen Folgen einer Unterschlagung" erklärt Marie-Louise Janssen-Jurreit den Zweck:

"Auch die moderne Geschichtsschreibung entwickelt nichts anderes als die Perspektive eines Herrenabends. Die Geschichte der Frau wird ignoriert. Sie wird ausgeschaltet aus der geschichtlichen Überlieferung, indem man sie totschweigt, indem man sie im wahrsten Sinne des Wortes nicht vorkommen läßt. Dieses Mittel des Aussparens und der Auslassung des sozialen und politischen Schicksals der Hälfte der Menschheit ist die wirksamste Form der Herrschaft überhaupt" (Janssen-Jurreit, Marie-Louise: Sexismus: Über die Abtreibung der Frauenfrage. München-Wien 1976).

Auch wenn inzwischen die "Geschichte der Frau" besser erforscht ist (Perrot, Michelle/Duby, Georges: Histoire des Femmes. Bd. 1 - 5, Paris 1992), steckt eine parallele Aufarbeitung im Bereich Baugeschichte noch in den Anfängen (Terlinden, Ulla: Gebrauchswirtschaft und Raumstruktur - Ein feministischer Ansatz in der soziologischen Stadtforschung. Stuttgart 1990).

Daß weder Rainer noch Rudofski oder andere auf die Verdienste von Frauen im Bereich "anonyme Architektur" verweisen, ist natürlich nicht bewußt diskriminierend gemeint. Es ist ja auch für Männer kaum ersichtlich, was es für eine Frau bedeutet, die sich (wie ich 1959) von vornherein wie ein "exotischer Eindringling" vorkommt, wenn sie entdeckt, daß sie in der Tat ein gutes und angestammtes Recht auf einen Platz in dieser von Männern geprägten Berufswelt beanspruchen kann. Auch Frauen brauchen Vorbilder und Rollenmodelle.

Doch muß frau schon Glück haben, ihre eigene Geschichte und mögliche Anknüpfungspunkte für eine eigene Identität auszugraben. So war es ein Zufall, daß ich die Ausgrabungen von Thera auf Santorin in Griechenland als einen Bestandteil meiner professionellen Vergangenheit begreifen und mich zum erstenmal in einem architektonischen Überrest griechischer Geschichte wie "zu Hause" fühlen konnte. Die Grundrisse der Häuser sind den noch heute auf den griechischen Inseln bestehenden sehr ähnlich, jedoch die Wandmalerei, Möblierung und Gefäße von größter Lebensfreude, Naturverbundenheit und einer Ästhetik, wie sie heute leider nicht mehr existiert. Die Verbindung von Wärme und Verspieltheit mit Eleganz und Abstraktionsvermögen ist faszinierend (Marinatos, Spyridon: Thera, I-VII. Athen 1950 - 1980). Ich habe mir dann die sieben Bände über die Ausgrabungen in Thera angesehen. Kein Wort darüber, daß dies mit Sicherheit eine Staats- und Bauform ist, die von Frauen konzipiert und erstellt wurde, obwohl schon Herodot 500 v. Chr. von der umgekehrten Arbeitsteilung und Großartigkeit der Baukunst in den mittelmeerischen

Frauenreichen berichtet. Große Göttin und Mauerkrone gehören zusammen. Selbst "Vaterländer" wußten das und hatten ihre "Metropolen", d.h. M u t t e r s t ä d t e.

Sehen wir uns die heutige vaterländische Arbeits- und Machtverteilung an und ihre Metropolen, so verdienen sie wohl kaum noch den Namen "Mutterstädte". Eindrucksvoll beweisen die Entwürfe von Architekten wie z. B. Carlo Aymonino, daß in dieser Architektur weder die Natur noch der Mensch einen Platz hat. In einem Vortrag an der Berliner Sommerakademie 1978 referierte Aymonino über die Durchdringung von Außen- und Innenraum, öffentlichem und privatem Raum. Ebenso lehrreich aber war es, sich darüber klarzuwerden, was er weggelassen hatte - nämlich "das Lebendige". Nicht ein lebendiges Wesen - Mensch, Tier oder Pflanze bevölkerte die ästhetisch perfekten Räume in einer Dia-Serie. Man sah leere Arenen, leere Plätze, leere Innenräume, leere Gänge. Mit offensichtlichem Stolz wies er darauf hin, daß es ihm in der Gallaratese, einem damals in Fachzeitschriften häufig publizierten Wohngebiet in einer Mailänder Vorstadt gelungen sei, die Bepflanzung des großen Platzes zwischen zwei Trakten mit Bäumen zu verhindern. Leider stand er mit seiner Einstellung zu Architektur und Stadtplanung weder damals noch heute allein, deshalb möchte ich aus meinem Brief an ihn zitieren, der später in der "Bauwelt" veröffentlicht wurde. Ich sagte darin u. a.:

"Meine Erfahrung bei der Besichtigung dieses Projektes ist, daß Sie auch die Benutzung der Plätze, Galerien und Treppen durch Menschen erfolgreich verhindern konnten ... Wenn man einmal den ersten ästhetischen Reiz der ungewöhnlichen Formen aufgenommen hatte (der übrigens durch abblätternde Farbe, Unrat, usw. stark litt), war man froh, sobald als möglich aus der beklemmenden Atmosphäre herauszukommen.
Erst bei Ihrem Vortrag ist mir jedoch klar geworden, warum dieses Empfinden durchaus berechtigt war. Ihre Architektur ist ja nicht für Menschen da, sondern in erster Linie für sich selbst. Der Mensch, ein Baum oder eine Pflanze stören natürlich die leere Perfektion. Man fühlt sich als Störfaktor, nicht gewollt und ist es auch ...
Mit Genugtuung bestätigten Sie auf meine Frage hin, daß Ihnen an der Meinung der Nutzer zu Ihrer Architektur nicht im geringsten gelegen sei. Ihrer Ansicht nach ist Architektur ein technisches und gestalterisches Problem, Architekt-Sein ein Beruf wie jeder andere. Implizit heißt das: Für menschliche und soziale Belange gibt es andere Berufe und wenn Projekte zu teuer werden, wie das Mailänder Wohnprojekt, und privat statt im sozialen Programm, für das sie geplant waren, abgegeben werden müssen, Hausbesetzungen stattfinden, und die perfekte Architektur einige wenig perfekte menschliche Tragödien verursacht, gibt es ja schließlich die Polizei, die für solche Angelegenheiten zuständig ist. ...
Was mir im Nachhinein noch etwas Hoffnung gibt, ist Ihre Bemerkung, meine Fragen erinnerten Sie an Ihre Frau. Sie fühlten sich damit eigentlich ganz zu Hause. Es bestätigt meine Vermutung, daß es vielleicht doch mehr M e n - s c h e n unter den Frauen gibt, denen diese Art der totalen Einseitigkeit in technischer Vollkommenheit ein Greuel ist..."

Dieser Brief wurde im Juli 1978 in der Bauwelt abgedruckt (Kennedy, Margrit: Offener Brief an Carlo Aymonino. In Bauwelt 1978/31). Der Erfolg war verblüffend. Es kamen zahlreiche Ermutigungen von Männern und Frauen, diesen Aspekt "männliche und weibliche Prioritäten in Architektur und Stadtplanung" doch einmal etwas deutlicher und umfassender anzugehen. Unter verschiedenen Einladungen befand sich auch eine

zur Ausstellung der UIFA, der Internationalen Architektinnen Union, im September 1978 in Paris, von der ich nicht einmal wußte, daß es sie gab.

Neugierig zu erfahren, ob sich meine Vermutung, daß es so etwas wie "Frauenarchitektur" gäbe, bestätigen ließe, fuhr ich hin.

Auf den ersten Blick fand ich für meine Thesen jedoch wenig Beweismaterial. Die Ausstellung zeigte, daß Frauen ebenso bauen wie Männer und zwar in aller Welt (Union Internationale des Femmes Architectes (U.I.F.A.): Les Femmes Architectes Exposent. Ausstellungskatalog, Centre nationale d'art et culture. Paris 1978). Daran ändert auch eine größere Anzahl von Architektinnen nichts, wie man deutlich an der Abteilung "Rußland" sehen konnte, einem Land, in dem Architektinnen keine Minorität von 2,4 %, wie bei uns in Deutschland, sondern fast die Hälfte aller professionellen Kräfte stellten.

Angesichts der immer noch bestehenden Diskriminierung von Frauen war es auch nicht verwunderlich, daß die Kolleginnen in ihren Eröffnungsbeiträgen immer wieder darauf hinwiesen, daß es absolut keine Unterschiede zwischen ihren Werken und denen ihrer Kollegen gäbe und daß es deshalb unverständlich sei, daß sie als professionelle Frauen weniger Aufträge, weniger Lohn und weniger Ansehen genössen als ihre männlichen Kollegen. Außerdem sähe man den Ausstellungsbeiträgen sehr wohl an, daß sie nicht nur Einfamilienhäuser und Kindergärten, sondern genausogut Verwaltungsbauten, Sportstätten, Kulturbauten usw. entwerfen könnten und deswegen gäbe es für die immer noch andauernde Diskriminierung in fast allen, besonders aber in den westlichen Ländern keinerlei Grundlage.

Der Zusammenschluß von Frauen, der 1962 zustande gekommen war, als Pierre Vago, Präsident der UIFA, Frauen als Mitglieder in den UIA (Union Internationale des Architectes) ausgeschlossen hatte, kämpfte also immer noch für die gleichen Rechte, Beteiligung an Aufträgen und gleiche Bezahlung. Die Fragen, ob wir als Frauen, denn genauso "gut" sein wollen wie die Männer? Ob denn das, was zu diesem Zeitpunkt als Architektur entstand, so nachahmenswert sei? Oder ob wir vielleicht als Frauen andere Werte und Prioritäten hätten, waren in diesem Zusammenhang zweitrangig. Obwohl ich bei einem zweiten Rundgang durch die Ausstellung durchaus Beispiele fand, die von einer anderen architektonischen und sozialen Sensibilität von Frauen zeugten - besonders unter Einfamilienhäusern, Kindergärten und Schulen, wo man Frauen offensichtlich eher "freie Hand" ließ - änderte das wenig an der Tatsache, daß für die meisten Frauen die Forderung nach gleichen Rechten gleiche Ziele miteinschloß.

Dies wollte ich aufgrund meiner Erfahrungen - mit denen ich damals nicht mehr ganz allein stand - in Frage stellen und gleiche Rechte für unterschiedliche Ziele fordern. Ich begann mit der Sichtung von Beiträgen zum ersten Frauen-Bauwelt-Doppelheft zum Thema "Frauen in der Architektur - Frauenarchitektur?", welches im August 1979 herauskam (Kennedy, Margrit (Hrsg.): Frauen in der Architektur - Frauenarchitektur? Bauwelt Doppelheft 31/32, Berlin 1979). In meinem einleitenden Artikel "Zur Wiederentdeckung weiblicher Prinzipien in der Architektur" formulierte ich die folgenden Thesen, die ich jetzt bei der Überarbeitung zwar etwas verändert habe, denn so eindeutig, wie ich es damals sah, ist unsere Zugehörigkeit zu dem einen oder anderen geschlechtlichen Pol nicht (Harding, Sandra: Feministische Wissenschaftstheorie zum

Verhältnis von Wissenschaft und sozialem Geschlecht. Hamburg 1991). Doch stimmen sie im wesentlichen noch heute.

These 1: Auch wenn wir in Anbetracht unserer Doppelgeschlechtigkeit (wir alle haben weibliche und männliche Hormone, psychologisch gesehen anima und animus) sagen können, daß es eine eindeutig "männliche und weibliche Architektur" nicht gibt, so schließt das nicht aus, daß Frauen und Männer aufgrund ihrer Sozialisation unterschiedliche Affinitäten zu polaren Gegensätzen in der Architektur entwickeln.
Diese polaren Gegensätze könnte man folgendermaßen beschreiben:

p r o z e ß - o r i e n t i e r t e	Architektur ist im Gegensatz zu	p r o d u k t - o r i e n t i e r t e r
eher nutzerbezogen		als entwerferdominant
eher ergonomisch		als monumental
eher funktional		als formal ausgerichtet
eher veränderbar		als festgeschrieben
eher organisch geordnet		als abstrakt systematisiert
eher holistisch/komplex		als spezialisiert/eindimenisonal
eher sozial		als profitorientiert
eher langsam wachsend		als schnell konstruiert

These 2: Frauen fühlen sich in der Mehrzahl stärker zum prozeß-orientierten, Männer eher zum produkt-orientierten Entwerfen hingezogen.

These 3: Es wird jedoch nicht behauptet, daß das eine "gut" und das andere "schlecht" sei, sondern, daß die einseitige Dominanz der männlichen Affinität oder Priorität unser Hauptproblem ist. Nun wäre es naiv zu argumentieren, daß es jetzt zu einer einseitigen Dominanz der Gegenseite kommen sollte. Das wäre, obwohl im Moment sicher in vieler Hinsicht wünschenswert, um eine Balance herzu-stellen, auf Dauer gesehen genauso verfehlt. Denn Architektur ist, wo sie gut ist, immer sowohl funktional als auch formal gelungen. Sie ist immer zum Teil veränderbar wie auch festgeschrieben. Ein Entwurf muß idealerweise im Kleinen wie im Großen stimmen, dem individuellen Menschen dienen wie auch übergeordneten sozialen Zusammenhängen. Architektur wird sowohl auf den Nutzer bezogen sein müssen, als auch den Gestaltungswillen des Entwerfenden nicht ausschließen können.

These 4: Erst in einer Synthese dieser polaren Gegensätze kann eine wirkliche Alternative zur bisherigen Einseitigkeit entstehen, nicht aber in einer neuen entgegengesetzten Einseitigkeit.

These 5: Frauen bringen durch die Art, wie sie erzogen werden, und durch ihre Lebenserfahrungen, z. B. ihre "Grenzgängerei" zwischen Berufs- und Familienleben, zumeist bessere Voraussetzungen mit als Männer, um diese Synthese zu erarbeiten und die Polarität aufzuheben. Frauen werden aber auf der anderen Seite, genau durch diese Erziehung, bisher von vornherein aus allen gesellschaftlichen Bereichen

ausgeschlossen, die nach technokratischen Formen funktionieren und in denen sich die gesellschaftliche Macht konzentriert.

These 6: Männer wie Frauen, die eine ganzheitliche Planung anstreben, die sowohl dem Prozeß wie dem Produkt, einen der Bauaufgabe entsprechenden Raum geben wollen, stehen vor denselben Barrieren einer jahrtausendealten Abwertung der menschlichen Fähigkeiten, die für den Prozeß erforderlich sind und in der Vergangenheit überwiegend an die Frauen delegiert wurden, wie Liebe, Verständnis, Fürsorge, Hinwendung, Zuhören-Können usw.

These 7: Erst durch die Folgen der einseitigen Dominanz der "männlichen" Werte, deren Kosten (Verknappung natürlicher Ressourcen und Umweltschädigung) den Nutzen (höherer Lebensstandard und mehr Konsum) heute zu übersteigen beginnen, kommt es zu einer langsamen Um- und Neubewertung, die auch Frauen erlaubt, sich endlich wieder aktiv am Aufzeigen neuer Modelle zu beteiligen. Diese Beteiligung und eine grundlegende Umstrukturierung in den einseitig produktorientierten Verfahren ist die Voraussetzung für eine ganzheitlich konzipierte und realisierte Architektur und Stadtplanung.

Konsequenzen und Forderungen

Es nützt wenig zu verlangen, daß mehr Frauen in der von Männern geprägten Berufswelt Aufgaben übernehmen, wenn ihre einzige Chance darin besteht, sich den herrschenden Werten anzupassen. Erst wenn diese Berufswelt gleichzeitig dadurch verändert wird, daß auch Männer "Frauenweltaufgaben" übernehmen, und damit die Abwertung des letzteren und Dominanz des ersteren Bereichs abgebaut wird, bis beide gleichberechtigt neben- und miteinander existieren können, kann eine wirklich neue Architektur und Stadtplanung entstehen.

Unsere allererste Forderung muß daher lauten, daß alle Frauen ebenso auf Beruf und Versorgungsunabhängigkeit hin erzogen werden müssen, wie Männer darauf, einen gleichen Anteil von Hausarbeit und Kindererziehung zu übernehmen. Realistisch planen und verwirklichen läßt sich dieses Konzept jedoch nur über eine Umwandlung von Ganztagsarbeitsplätzen für wenige (die die Spaltung in Versorger und Versorgte zur Vorbedingung haben) in Teilzeitarbeitsplätze für alle. Eine Forderung, die nicht nur volkswirtschaftlich, sondern auch gesellschaftlich die einzig sinnvolle Alternative im Angesicht zunehmender Automatisierung und Arbeitslosigkeit ist.

In Architektur und Stadtplanung können wir uns, bis unsere Sozialisation weniger rollenspezifisch ist, über unsere Affinitäten zu polaren Ansätzen klar werden und dafür sorgen, daß wir die Vielfältigkeit unserer Erfahrungen als Frauen in unseren Beruf einbringen können. So können wir anfangen, eindimensionale Leistungs-Kriterien in Frage zu stellen, und verlangen, daß Architekten, die Wohnungen entwerfen, Erfahrungen in Hausarbeit und Kindererziehung nachweisen müssen, genauso wie bei Frauen Bau- und Büroerfahrungen vorausgesetzt werden. Das wäre ein Weg, um die Bewertung der Hausarbeit, die Normen im sozialen Wohnungsbau und die Planung von Städten zu verändern.

Weiterhin sollten alle Stellen deutlich für Frauen und Männer ausgeschrieben werden, bis Frauen einen proportional angemessenen Anteil, also über die Hälfte der Stellen, auch in wichtigen Entscheidungspositionen besetzt haben. Dies wird zwar inzwischen offiziell praktiziert, doch mit magerem Erfolg. Zwei Veränderungen bei der Auswahl sind deshalb angebracht. Einmal müssen Qualifikationskriterien (für beide Geschlechter) unentgeltliche, soziale oder karitative Tätigkeiten (z. B. Mitarbeit in Bürgerinitiativen, Altenheimen, Behindertengruppen, Hausarbeit oder Kindererziehung) beinhalten und bei allen BewerberInnen ebenso hoch wie sonstige Berufserfahrungen bewertet werden, und zum Zweiten müssen Auswahlgremien für Neueinstellungen paritätisch besetzt werden.
Im "Übergangsstadium" sollten verstärkt Mittel zur Verfügung gestellt werden, um Frauen mit Kindern durch Zusatzqualifikationen (Diplom, Dissertation o.ä.) die Möglichkeit des Wiedereinstiegs in den Beruf zu erleichtern. Und letztlich sind Forschungsprojekte mit "frauenspezifischen" Fragestellungen als gleichberechtigt förderungswürdig mit anderen sozialen und fachspezifischen Problemstellungen anzuerkennen und zu fördern.

Nachwort 1993

Ich habe weder der Analyse noch der Forderungsliste sehr viel Neues hinzuzufügen, außer der Tatsache, daß die o.g. Forderungen von immer mehr Frauen und Männern erhoben oder unterstützt werden (Buchmüller, Lydia/Zibell, Barbara: Weibliche und männliche Aspekte in der Stadtplanung. ORL-Bericht 86. Zürich 1993). Verwirklicht wurde allerdings bisher - also seit 1976, als dies zum ersten Male publiziert wurde - relativ wenig, obwohl heute oft mehr als 50 % der ArchitekturstudentInnen Frauen sind und die Anzahl der praktizierenden Architektinnen stark angestiegen ist.

Als erste berufene Professorin im Fachbereich Architektur der Universität Hannover erfahre ich wieder, daß der prozeßorientierte, nutzerInnenbezogene oder phänomenologische Ansatz in der Architektur weniger geschätzt wird. Es ist schwierig für mich, meine siebenjährige Erfahrung mit dem Planungs- und Bauprozeß in einem ökologischen und sozialen Modellprojekt, welches wesentlich von Frauen und ihren Affinitäten geprägt wurde und eine starke Identifikation der NuterInnen mit ihren Räumen - Freiräumen und gebauten Räumen - zur Folge hatte, im Rahmen einer Studienordnung zu vermitteln, die überwiegend auf Architektur als Produkt ausgerichtet ist.

Ebenso schwierig ist für mich die Teilnahme an der Jurierung von Wettbewerben. Bei zahlreichen Jurys, zu denen ich in den letzten zwei Jahren zur Beurteilung der ökologischen Qualität der Entwürfe eingeladen war, wurde mir klar, daß das "ökologische" Bauen im Rahmen von Wettbewerben über Absichtserklärungen nicht hinauskommt. Das Instrument "Wettbewerb" bedeutet im hohen Maße Produktbezogenheit und ist mit Ökologie, die im hohen Maße Prozeßbezogenheit verlangt, so wie es heutzutage gehandhabt wird, unvereinbar.

Um differenzierte standortbezogene, soziale und ökologische Aspekte in Architektur und Stadtplanung einfließen zu lassen, sind die Verfahren, die z. Z. angewandt werden, gründlich zu revidieren. So könnten Alternativen, die für die Lösung einer Bauaufgabe wichtig sind, parallel über einen längeren Zeitraum entwickelt und sowohl durch

Kooperation wie konstruktiven Wettbewerb gefördert werden. Dies würde sicherlich eine größere Anzahl von Kolleginnen zur Teilnahme bewegen. Ich meine, es braucht nicht "nur" mehr Frauen in der Architektur und Stadtplanung. Es braucht auch tiefgreifende Veränderungen in Lehre, Forschung und Berufspraxis, damit Frauen ihre Kreativität und Fähigkeiten in die Gestaltung unserer Mitwelt durch Architektur und Stadtplanung einbringen können.

Ich möchte besonders Prof. Dr. Regina Becker-Schmidt, Brigitte Berg, Gisela Reinecke und Dr. Eva Schindele für ihre Kritik und Inspiration bei der Überarbeitung des Manuskripts danken.

Literaturverzeichnis:

A Woman's Ways. In: Parabola 1980/5, Nr. 4
BORNEMANN, ERNEST: Das Patriarchat: Ursprung und Zukunft unseres Gesellschaftssystems. Frankfurt 1975
BUCHMÜLLER, LYDIA/ZIBELL, BARBARA: Weibliche und männliche Aspekte in der Stadtplanung. ORL-Bericht 86. Zürich 1993
COLE, DORIS: From Tipi to Skyscraper. Boston 1973
DÖRHOFER, KERSTIN: Die Fußnote oder: Zum wissenschaftlichen Umgang mit der Frauenfrage in der Wohnungsversorgung und Stadtplanung. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis Nr. 4, Gruppe "Frauen, Steine, Erden" (Hrsg.), Berlin 1980
ECKSTEIN-DIENER, BERTHA (Pseudonym Sir Galahad): Mütter und Amazonen: Die erste weibliche Kulturgeschichte. München 1975
ERIKSON, ERIK H.: Childhood and Society. New York 1950
Haller, Gret: Frauen und Männer: Partnerschaft oder Gleichmacherei, Versorgungsunabhängigkeit für alle. Gümlingen 1980
HARDING, SANDRA: Feministische Wissenschaftstheorie zum Verhältnis von Wissenschaft und sozialem Geschlecht. Hamburg 1991
JANSSEN-JURREIT, MARIE-LOUISE: Sexismus: Über die Abtreibung der Frauenfrage. München-Wien 1976
KENNEDY, MARGRIT: Offener Brief an Carlo Aymonino. In Bauwelt 31, 1978
dies. (Hrsg.): Frauen in der Architektur - Frauenarchitektur? Bauwelt Doppelheft 31/32, Berlin 1979
dies.: Zur Wiederentdeckung weiblicher Prinzipien in der Architektur. Bauwelt 31/32, 1979
DIES.: Gyn-Öko-Logisches zum Verhältnis Frau-Natur-Raum. In: Lutz, Rüdiger (Hrsg.): Sanfte Alternativen, Öko-Log-Buch 1. Weinheim 1981, S. 73-83
LAMPEN, ANNE/Kaphan-Herzfeld, Regina: Antiquam exquirite matrem: Der uralten Mutter folget nach. Bauwelt 31/32, 1979
MARINATOS, SPYRIDON: Thera, I-VII. Athen 1950 - 1980
MARTWICH, BARBARA (Hrsg.): Frauenpläne - Stadtumbau, sozialer Wandel und Fraueninteressen. WOHNBUND, Frankfurt 1991
PERROT, MICHELLE/DUBY, GEORGES: Histoire des Femmes. Bd. 1 - 5, Paris 1992
Pignatelli, Paola Coppola: Der Weg zu einer anderen räumlichen Logik. Bauwelt 31/32, 1979
RAINER, ROLAND: Anonymes Bauen im Iran. Graz 1977
RENTMEISTER, CILLIE: Die Quadratur des Kreises. Bauwelt 31/32, 1979
RUDOFSKY, BERNARD: Architecture without Architects. New York 1965
SCULLI, VINCENT: Pueblo: Montain Village, Dance. London 1975
Terlinden, Ulla: Gebrauchswirtschaft und Raumstruktur - Ein feministischer Ansatz in der soziologischen Stadtforschung. Stuttgart 1990
UNION INTERNATIONALE DES FEMMES ARCHITECTES (U.I.F.A.): Les Femmes Architectes Exposent. Ausstellungskatalog, Centre nationale d'art et culture. Paris 1978

"Qualifiziert, kompetent, jedoch nicht immer hochgeschätzt" Zur Arbeit von Frauen im Büro: gestern - heute - morgen

Inhaltsübersicht

1. Einleitung: "Ihre Arbeit wird erst sichtbar, wenn sie fehlt ..."
2. Wie Frauen ins Büro kamen - Historischer Abriß
2.1 Rationalisierung der Textverarbeitung
2.2 Rationalisierung der Arbeit im Sekretariat
3. Typische Anforderungen an Frauen im Sekretariat
4. Qualifizierte Assistenz
5. Blick in die Zukunft: Unsichtbare Arbeit sichtbar machen
5.1 Steigerung des Prestiges von Tätigkeitsprofilen durch Geschlechtermischung
5.2 Kollektive Anhebung von typischen Frauenarbeitsfeldern
5.3 Felder für die Verzahnung von Personalentwicklungsmaßnahmen und Ansätzen der Frauenförderung
6. Ausblick

1. Einleitung: "Ihre Arbeit wird erst sichtbar, wenn sie fehlt..."

„Das Sekretariat ist die Visitenkarte des Chefs“ haben Generationen von Bürogehilfinnen in der Ausbildung gelernt. Qualifiziert, kompetent, jedoch nicht immer dem Einsatz entsprechend hochgeschätzt ist die Arbeit von Frauen in der Textverarbeitung. Auch wenn hinter der äußeren Kulisse "Visitenkarte" Chaos herrscht, gleicht die Mitarbeiterin im Büro vieles aus. Flexibilität und Kreativität gehören zu ihrem Berufsbild:

- Texte und Vorlagen zu kurzfristig anberaumten Terminen liegen ordentlich, fehlerfrei und übersichtlich gegliedert vor. Die Vorlagen zu diesen Produkten weisen diese Merkmale in den seltensten Fällen auf.
- Termine von termingehetzten GesprächspartnerInnen kommen zustande. Pannen werden mit viel Improvisationsgeschick geräuschlos im Vorfeld von Veranstaltungen und Arbeitstreffen ausgeräumt.
- Finanzierungen für Veranstaltungen und Projekte, für die eigentlich kein Geld da ist, finden dennoch statt. In den Büros der öffentlichen Verwaltungen ist mittlerweile ein hohes Geschick entwickelt worden, leere Kassen mit Phantasie und Improvisationsvermögen auszugleichen.
- Computerprogramme werden kompetent angewandt, obwohl die Mitarbeiterin im Büro eigentlich nie eine dafür qualifizierende Schulung erhalten hat.
- Verständigungsschwierigkeiten und Sprachbarrieren bei internationalen Kontakten werden durch Fremdsprachenkenntnisse ausgeglichen. Hierfür besuchen viele Sekretärinnen abends Volkshochschulkurse, monetär lohnt sich das allerdings nicht. Der BAT erkennt diese Qualifikationen nicht an.

Diese Leistungsbilanz von Frauen im Büro im Vorfeld der sichtbaren reputierlichen Aktivitäten von WissenschaftlerInnen und Führungskräften läßt sich beliebig erweitern. Merkmal ihrer Arbeit ist: Ihre tägliche Leistung und damit die Bedeutung ihrer Arbeit wird erst dann sichtbar, wenn sie fehlt. Ein Merkmal von Frauenarbeit in Büros der Verwaltung ist das unterstützende Management im Hintergrund. Je weniger man von der Leistung sieht, um so besser ist sie. Daraus entsteht für die MitarbeiterInnen die paradoxe Situation, daß gute Leistung sich durch unauffällige Funktionstüchtigkeit auszeichnet. Da den anderen die Leistung nicht einmal bewußt geworden ist, fällt die Aufmerksamkeit und Anerkennung nicht selten gering aus. Hauptsache, alles funktioniert ... (Held, 1982).

Bezeichnend ist für diesen Sachverhalt, daß die spezifischen Qualifikationen von Frauen, wie Computerkenntnisse und technische Geschicklichkeit, Organisationstalent,

Sprachkenntnisse und Sprachgefühl sowie diplomatische Umgangsformen zwar mit schöner Regelmäßigkeit als spezifische Arbeitsprofile in Stellenausschreibungen beschrieben werden, aber als relevante Leistungen nicht in den Tarifverträgen auftauchen. Besonders der BAT des öffentlichen Dienstes zeichnet sich hier durch eine zählebige Ignoranz aus. Fast 80 Jahre nachdem Sekretärinnen sich zu einer großen Beschäftigtengruppe des öffentlichen Dienstes entwickelt haben, taucht ihr Berufsbild im umfangreichen Regelwerk des Bundesangestelltentarifs zur Eingruppierung von Qualifikationen und Leistungen immer noch nicht auf. Diese Lücke, die die tägliche Arbeitsrealität einer wichtigen Beschäftigtengruppe in den Büros der Verwaltung ausblendet, ist kein Zufall. Sie ist das Ergebnis einer langen und facettenreichen Diskriminierungsgeschichte, die so alt ist wie die Frauenarbeit im Büro selbst.

2. Wie Frauen ins Büro kamen - Historischer Abriß

Vor rund 100 Jahren kamen die ersten Frauen ins Büro. Sehr schnell bildete sich eine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung heraus, in der Männerarbeit *Kopfarbeit* (Entscheiden, Planen, Denken) und Frauenarbeit *Handarbeit* (Tippen, Kopieren, Sortieren, Ablegen) wurde. Symbol der Frauenarbeit im Büro war für fast 100 Jahre die Schreibmaschine. Die Anforderungen und Qualifikationszuschnitte haben sich durch die Weiterentwicklung der Bürokommunikationstechnologien in den letzten 10 Jahren rasant verändert. Die Themen von Frauen im Büro zur Verbesserung ihrer Arbeitsbedingungen haben sich allerdings kaum gewandelt. Eine Auswertung der Artikel in den Verbandszeitschriften weiblicher Angestellter vor 100 Jahren ergab folgendes Bild (Lorentz, 1988):

- Faire und angemessene Relation zwischen Lohn und Leistung
- Zuschnitt von qualifizierten, tariflich abgesicherten Qualifikationsprofilen
- Sexismus im Büro
- Verbesserung der Arbeitsbedingungen, insbesondere im Bereich der mechanischen Schreibarbeit
- Angemessene Anerkennung von Qualifikationen wie Sprachgefühl, Rechtschreibung und Fremdsprachen
- Arbeitslosigkeit und Willkür in Beschäftigungsverhältnissen (z.B. in der Weltwirtschaftskrise)

Viele Themen, die damals in der Vereinszeitschrift der weiblichen Angestellten diskutiert wurden, sind heute noch oder wieder aktuell. Der folgende Blick in die Geschichte soll helfen, heutige Strukturen klarer zu erkennen. In der historischen Perspektive erscheinen diese häufig präziser, noch nicht so stark von modifizierenden Einflüssen überlagert.

2.1 Rationalisierung der Textverarbeitung

2.2

Bis zur Mitte der 20er Jahre hatte sich die Schreibmaschine als Hilfsmittel zur Erstellung von Texten weitgehend durchgesetzt. Das Anliegen der Bürorationalisierungsexperten und der Büromaschinenhersteller war nun eine Verbilligung der Textproduktion. Dies versuchte man durch die Trennung von geistigen und manuellen Arbeitsanteilen zu erreichen. Wichtige Etappen waren:

- die Entwicklung und Einführung der bis heute üblichen 10-Finger-Schnellschreibmethode in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts,
- die Bestrebungen zu Beginn des 20. Jahrhunderts, die Tastatur einheitlich zu normieren (die heute übliche Tastatur ist das Ergebnis; Gesundheitsexperten wiesen schon in der Kaiserzeit darauf hin, daß die Anordnung der Tastatur zwar für die amerikanische Schreibweise, aber nicht für die deutsche Schreibweise günstig sei!),
- bereits vor dem Ersten Weltkrieg wurden Versuche unternommen, die Schreibmaschine mit dem Ziel einer höheren Schreibgeschwindigkeit zu elektrifizieren,
- durch die Erfindung des "Parlographs" (Diktierwalze und Abhöranlage) wurde eine Trennung des Diktiervorgangs vom Schreibvorgang möglich. Damit konnte die Qualifikation Stenographie, mit der sich höhere Gehälter erzielen ließen, entbehrlich gemacht werden.

Schon in der Kaiserzeit wurden die ersten Schreibsäle für Abschreiberinnen eingerichtet. Argumente von Organisatoren für reine Abschreibarbeitsplätze waren (Lorentz, 1986, 203):

- Die Stellen konnten mit jungen Frauen besetzt werden. Infolge des bis heute im öffentlichen Dienst üblichen tariflichen Altersstufensystems waren sie besonders billige Arbeitskräfte.
- Volksschulabsolventinnen mit Schreibmaschinenkenntnissen ohne Steno rangierten in den niedrigen Tarifgruppen.
- Jüngere Arbeitskräfte hatten einen geringeren Kündigungsschutz.
- Jüngere Frauen hatten i.d.R. unverbrauchtere Nerven.
- Jüngere Frauen sahen in ihrer Berufsarbeit oft nur Zwischenlösungen bis zur Eheschließung, so daß sie für Höchstverdienste eher bereit waren, Überstunden oder Akkord zu arbeiten.
- Jüngere Frauen waren infolge fehlender Berufserfahrungen und damit verbundener Vergleichsmöglichkeiten eher bereit, unzumutbare Arbeitsbedingungen in Kauf zu nehmen.

Die beschriebenen Monoarbeitsplätze der jungen Frauen im Schreibsaal waren zugleich ideale Betätigungsfelder für die Bürorationalisierungsexperten. Sie führten in den 20er Jahren akribisch genaue Reihenuntersuchungen durch, ermittelten Durchschnittswerte der Arbeitsleistungen und forschten nach Ursachen der durchschnittsverbessernden oder -verschlechternden Leistungen. Das Ziel der Bürorationalisierungsexperten war eine Verbilligung der Textproduktion durch eine Steigerung der Schreibgeschwindigkeit. In diesem Zuge wurden dann auch die Anschlagzahlen nach dem Vorbild gewerblicher Akkordarbeit zum bestimmenden Merkmal der Eintarifierung der Textverarbeitung erhoben. Die geistigen Arbeitsanteile beim Schreiben wie Konzentration in bezug auf Rechtschreibung, Satzbau, Plausibilität und Gestaltung fielen damit als tariffähige Qualifikationsmerkmale unter den Tisch.

Die Trennung von geistigen und manuellen Arbeiten im Zusammenhang mit einer konsequenten Schematisierung führte zu einem zunehmenden Abbau von Mischarbeitsplätzen, die in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg häufig noch mit kaufmännisch vorgebildeten und in der Korrespondenz versierten Tipperinnen besetzt waren.

Als eine Folge dieser Arbeitsintensivierungsstrategien beschrieben die Gewerbeaufsichtsbeamten eklatant angestiegene Erkrankungsziffern bei den Abschreiberinnen. Nach einigen Jahren waren die jungen Frauen gesundheitlich so verbraucht, schrieb 1927 eine Gewerbeaufsichtsbeamtin, daß nur der "natürliche Abgang" in die Ehe den Mißstand des gesundheitlichen Raubbaus verschleierte (Lorentz, 1988, 210).

Das Arbeitsfeld Textverarbeitung wurde aus personalwirtschaftlich-organisatorischer Sicht als typische Zwischenlösung für Frauen nach der Schule bis zur Heirat definiert. Dementsprechend wurde das Sekretärinnnenbild der 20er Jahre von jungen Frauen geprägt. Daß viele Frauen infolge der Soldatentode im Ersten Weltkrieg (Frauenüberschuß/Männermangel) nicht heirateten und ihren Beruf als lebenslangen Broterwerb betrachten mußten, wurde in dieser Definition von Frauenarbeit im Büro ignoriert (Suhr in: Lorentz, 1986, 137ff.). Ältere berufserfahrene weibliche Angestellte, die häufig auch eine Familie in Form von jüngeren Geschwistern oder alten Eltern ernähren mußten, waren in der Weltwirtschaftskrise besonderen Diskriminierungen ausgesetzt. Notverordnungen gaben den männlichen "Familienernährern" per Gesetz den Vorrang auf dem Arbeitsmarkt.

Das Modell der entmischten Sachbearbeitungs- und Sekretariatstätigkeiten wurde in den Verwaltungsbüros der 60er und 70er Jahre weitgehend zur Standardlösung. Technische Voraussetzung dafür schafften die für damalige Verhältnisse extrem schnellen und schreibfreundlichen Kugelkopfmaschinen mit Korrekturtaste. An diesem Organisationsmodell waren die Tarifexperten der Gewerkschaften auch nicht ganz unbeteiligt, indem sie das Modell der quantifizierbaren Schreibarbeit durch Zulagen forcierten. So führten

die Gewerkschaften in ihren Lohnfindungsverhandlungen in den 70er Jahren für die Schreibarbeit weitgehend quantifizierbare Bewertungsmaßstäbe an. Belastungen und Leistungen im Bereich der Konzentration und des Mitdenkens bei Arbeitsaufgaben wurden weniger berücksichtigt (Weltz/Jacobi, 1986, 264f.). In den VerVerwaltungen gibt es bis BAT VII Schreibzulagen, die bei BAT VI entfallen, so daß die Höhergruppierung mit einem Einkommensverlust verbunden ist.

2.2 Rationalisierung der Arbeit im Sekretariat

Die Arbeit im dezentralen Vorzimmerbüro integrierte Aspekte traditioneller bürgerlicher Weiblichkeit, wie persönliche Fürsorge und die Herstellung einer angenehmen, harmonischen Arbeitsatmosphäre in das Berufsbild der Sekretärin. Die gute Sekretärin war (und ist bis heute) jugendlich frisch, nett, adrett angezogen, freundlich und hilfsbereit. Weiterhin erledigte sie für ihren Chef zahlreiche assistierende Aufgaben, die denen der Ehefrau im privaten Bereich entsprachen. Sie kochte Kaffee, führte seinen Terminkalender und hielt unliebsame Störungen und Besucher von ihm (seltener ihr) fern. Dafür wurden ihre Schreibleistungen individueller und weniger unter dem Gesichtspunkt des Massenoutputs behandelt. So regelt auch heute noch im Chefsekretariat die Erstsekretärin das Organisatorische und Persönliche, während die Zweitsekretärin schreibt. Berufsalltag von SekretärInnen wird bis heute durch das Loyalitätsverhältnis zum und die persönliche Abhängigkeit vom Chef bestimmt. Tarifliches Eingruppierungsmerkmal ist auch hier nicht die Anschlagsleistung, sondern die Position des Vorgesetzten. Der Aufstieg im Tarifgefüge des BAT vollzieht sich in persönlicher Zuordnung zum Aufstieg des Chefs.

Diese Aufgaben bedingten, daß die Arbeitsabwicklung im Vorzimmerbüro nicht immer rationell im Sinne der Bewegungsstudien von Organisatoren ablief. Im Gegenteil, die Beibehaltung konventioneller Arbeitsweisen trägt bis heute ebenso wie gepflegte Umgangsformen, Schönheit und repräsentatives Auftreten durchaus zur Anhebung des Ansehens von Chefs bei. Bis heute ist die Wahrung der persönlichen Note oder des persönlichen Stils auf der Vorgesetztenebene durchaus eine Visitenkarte des Vorgesetzenprestiges. Im Wissenschaftsbetrieb, in dem es um die Be- und Verarbeitung von Kultur und Bildung geht, haben individuelle Leitbilder, wenn auch in modifizierter Form, eine hohe Bedeutung für die ritualisierte Selbstdarstellung nach außen.

Realität für die Frauen in Büros des Wissenschaftsbetriebs ist allerdings: Das Quantum der zu bewältigenden Arbeit und das schmale Salär der Sekretärin von Vorgesetzten auf mittlerer Ebene steht im krassen Gegensatz zu nach außen professionell zu repräsentierenden Werten wie Bildung, Muse und Kultur. Repräsentation unter dem Diktat der leeren Kassen wird zu einer zusätzlichen zeitaufwendigen Arbeitskomponente, wenngleich sie im Arbeitsalltag den Frauen im Büro über manchen Frust hinweghilft. Andererseits

führt die individuelle Arbeitsbeziehung nach Einschätzung von GewerkschafterInnen dazu, daß Frauen in diesem Bereich infolge der hohen Loyalitätsbildung recht zaghaft und zurückgenommen für ihre eigenen persönlichen Arbeitsinteressen eintreten. Sie befürchten, daß das Engagement in von Frauenbeauftragten organisierten Gruppen am Arbeitsplatz zu atmosphärischen Störungen führen kann, da Vorgesetzte in dem Eintreten der Frauen für ihre Interessen leicht einen Angriff auf die eigene Führungsqualität bzw. das Loyalitätsverhältnis sehen.

3. Typische Anforderungen an Frauen in der Textverarbeitung heute

Die beiden historischen Grundmodelle der Frauenarbeit im Büro haben bis heute als Leitbilder für Arbeits- und Kooperationsformen sowie für die tarifliche Eingruppierung Gültigkeit. Unter der Decke dieser hergebrachten Orientierungsmuster von Frauenarbeit hinter der Schreibmaschine und Männerarbeit im Vorgesetztensessel bildeten sich insbesondere durch die computergestützte Text- und Datenverarbeitung in den letzten Jahren neue Arbeitskonstellationen heraus, die die historisch gewachsenen Trennlinien von Kopf und Handarbeit verwischten.

Hierzu eine typische Konstellation: der/die moderne JungmanagerIn tippt auf der Dienstreise in den Lap-top selbst Daten und Texte ein. Die Sekretärin bringt das Rudimentärschriftgut von unterwegs im Büro in eine ansprechende, stimmige Form. Hierzu muß sie:

- sehr genau die fachlichen Bezüge des Sachgebiets kennen,
- diffizile Darstellungs- und Gestaltungsaufgaben auf der Anwendungsebene im Computer lösen,
- sprachlich sicher und gewandt sein.

■

Das mechanisch-schnelle Abschreiben ist eine Qualifikation, die bei dieser Arbeitsteilung nicht mehr an erster Stelle gefragt ist. Die neue Arbeitsteilung zwischen Sachbearbeitung und Sekretärin stellt somit das hergebrachte Modell geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung von mechanischer Tipp- und sachbezogener Denkarbeit in Frage. Beide denken, beide tippen, beide sind Experten in Spezialgebieten. Müßten die SachbearbeiterInnen oder WissenschaftlerInnen das Schriftgut in Vorlageform bringen, würden viele infolge mangelnder Übung in den Anwendungsprogrammen mit Sicherheit einen wesentlich höheren Zeitaufwand als die geübte Sekretärin benötigen. Da für die Sachbearbeitungsebene die Stundensätze höher sind, wären letztlich die Erstellungskosten für das Vorlagematerial höher. Das Beispiel zeigt, die Trennlinien zwischen Sach- und Textverarbeitung, Kopf- und Handarbeit sind fließender geworden, die Schnittstellen und Aufgabenfelder müssen neu definiert werden.

Wenn die Textverarbeitung ohne Berücksichtigung der stattgefundenen Veränderungen noch nach herkömmlichem Muster organisiert wird, führt dies nach Aussagen von SekretärInnen häufig zu unbefriedigenden Arbeitskonstellationen:

- ***Das Tarifsystem erfaßt die wichtigen Qualifikationen nicht***

Die Mehrzahl der Frauen in den Büros der öffentlichen Verwaltungen werden als Schreibkräfte eingestellt. Entsprechend der in den 20er Jahren entwickelten Verfahren der quantifizierbaren Schreibleistung ist die Schreibgeschwindigkeit noch immer Eingruppierungsmerkmal der Tätigkeitsgruppen IXb bis VIb. Veränderungen im Bereich der fachlichen und computertechnischen Arbeitsanforderungen, der Arbeitsorganisation und der Belastung werden dabei ausgeblendet.

Im Tarifgefüge des BAT wird fast ausschließlich das Kriterium manuelle Geschicklichkeit bewertet. Die kompetente Kenntnis und Nutzung von Anwendungsprogrammen (i.d.R. Textverarbeitung, Datenbank und Grafik) sowie Ordnungs-, Systematisierungs- und Kombinationsleistungen, die zur Dateiverwaltung oder bei Behebung von Fehlern notwendig sind, werden nicht berücksichtigt, obwohl gerade diese Kenntnisse bei Bewerbungen von Sekretärinnen zählen. Ist eine Sekretärin auf diesen Gebieten nicht "zu Hause", aber schnell im abschreiben, wird sie mit Sicherheit nicht mehr den Anforderungen im modernen Büro gewachsen sein, in dem mit Textkonserven, Kombination unterschiedlicher Dateien und Gestaltungsvarianten ein hohes Textoutput erzeugt wird.

Quantitative und qualitative Arbeitsintensivierung

Der Umfang des Schriftgutes, den Schreibkräfte bearbeiten, ist bei der computergestützten Textverarbeitung deutlich größer geworden. Dies ist nicht nur eine quantitative, sondern auch eine qualitative Arbeitsintensivierung. Wichtigstes Merkmal ist eine erhöhte Anforderung an die Konzentrationsfähigkeit. Mehr schreiben bedeutet eben auch erhöhte Konzentration im Bereich der Rechtschreibung, des Satzbaus, der Zeichensetzung, fachliche und grammatikalische Plausibilitätsprüfung und Gestaltung.

Erhöhte Konzentration durch Korrekturen

Korrekturen werden von den Schreibkräften als belastende Arbeit eingestuft. Sie erfordern eine hohe Konzentration und Belastung der Augen. Die Folge ist eine erhöhte Konzentration, wenn die Mitarbeiterin im Sekretariat schon im Vorfeld den absehbaren Korrekturaufwand durch Mitdenken und Fehlervermeidung eingrenzen wollen. Diese

Schwierigkeit wird von der Sachbearbeitung häufig kunstvoll ignoriert, wenn Sachen "einfach einmal schnell diktiert" oder angeordnet werden, obwohl die Rohprodukte in sich noch sehr unklar und unstimmig sind.

Höherer Gestaltungsaufwand

Im Bereich des Publikationswesens gibt es ebenfalls Veränderungen. Mittlerweile ist es im Wissenschaftsbetrieb üblich, Buch- und Textproduktionen druckfertig zu gestalten. Frauen im Büro ersetzen damit gewissermaßen qualifizierte GrafikerInnen und SetzerInnen ohne entsprechende Verdienstzuschläge. Daß das Erstellen und Gestalten von druckfertigen Vorlagen wesentlich mehr Zeit als das einfache "Runterschreiben" in Anspruch nimmt, wird in den Eingruppierungsrichtlinien für Schreibkräfte nicht berücksichtigt.

Fremdsprachen

Last, but not least: Im Zuge der europäischen Vereinigung und Internationalisierung der Forschung kommen zum deutschsprachigen Aufsatz zunehmend Beiträge in internationalen Publikationen. Damit verändern sich auch die Qualifikationsanforderungen an Schreibkräfte. Sprachkenntnisse in Wort und Schrift erhalten eine neue Bedeutung. Allerdings werden auch diese Qualifikationen im Modell der quantifizierbaren Schreibleistung ignoriert.

Qualitative Veränderungen in der Arbeitsorganisation und im sozialen Arbeitsumfeld

Soziale und organisatorische Rahmenbedingungen der Büroarbeit haben sich im Zuge der computergestützten Text- und Datenverarbeitung verändert. Der Anteil von Einzelschreibkräften in Zuordnung von WissenschaftlerInnen, ReferentInnen, GruppenleiterInnen hat kontinuierlich abgenommen. Persönliche SekretärInnen werden heute zunehmend auf die Führungsebene begrenzt.
Schreibkräfte arbeiten in der Regel für mehrere Diktanten gleichzeitig. Je mehr SachbearbeiterInnen und Diktanten bedient werden müssen, um so schwieriger ist es, eine Ausbalancierung zwischen zeitlicher Reihenfolge, Dringlichkeit und Gefälligkeit herzustellen. Hinzu kommt häufig für alle Beteiligten eine sehr unklare Definition von dem, was Aufgabe der Sachbearbeitungsebene und was Aufgabe der Textverarbeitung ist. Bei einem größeren Diktantenkreis geraten Frauen in der Textverarbeitung schneller in Sandwichpositionen. Es ist kein Zufall, daß fast alle Fortbildungsabteilungen größerer Verwaltungen Seminare anbieten wie "Gesprächsführung" oder "Rhetorik für Sekretärinnen". Hier geht es nicht nur um ein gutes Auftreten nach außen, sondern auch um eine Klärung der inneren Konflikte.

Zunahme der Managementaufgaben

Bei einem größeren Diktantenkreis nehmen Abstimmungsarbeiten und Unterbrechungen durch Auskünfte oder Telefongespräche zu. Dies führt zu zeitaufwendigen Unterbrechungen der Schreib- und Gestaltungsarbeit. Die zu leistenden Koordinierungsaufgaben nehmen mit der Abwesenheit von WissenschaftlerInnen und SachbearbeiterInnen zu. Im sprichwörtlich "fernuniversitären Sekretariat" ist die Sekretärin häufig die einzige, anwesende Auskunftperson.

Kontinuitätssicherung

Die "Misere des akademischen Mittelbaus" überträgt sich auch in die Sekretariate der Hochschulen. Welche Verwaltungsmitarbeiterin möchte nicht den befristet eingestellten "Mittelbauern" helfen, die drohende Arbeitslosigkeit abzuwenden? Sie stellt dann schnell noch diesen Forschungsantrag oder jene Publikation fertig, um neue Gelder für Projektverlängerungen zu akquirieren. Der Druck erhöht sich, wenn die eigene befristete Stelle ebenfalls aus Drittmitteln finanziert wird. Bei engen Drittmittelmärkten und erhöhten Akquisitionsbemühungen erhöht sich der Verwaltungs- und Schreibaufwand zur Mittelbeschaffung deutlich. Eine weitere Arbeitsintensivierung ergibt sich dadurch, daß bei einer hohen Personalfluktuation die festangestellten Frauen im Büro als beständige Kräfte im Wechsel der befristet eingestellten WissenschaftlerInnen Kontinuität auf Grund ihres Erfahrungswissens und ihrer Verwaltungskenntnisse herstellen.

Mit diesen Arbeitskonstellationen haben sich Strukturen herausgebildet, die herkömmliche Eingruppierungs- und Organisationsmodelle der Kopf- und Handarbeit aus den 20er Jahren ad absurdum führen. Geistige Arbeitskomponenten sind in neuer Form in die Textverarbeitung reintegriert worden. Starre Organisationsstrukturen von Kopf- und Handarbeit im Büro erfuhren in der Praxis bereits eine Flexibilisierung. Dies bedeutet, daß nicht nur an die Tätigkeit Textver- und -bearbeitung höhere Anforderungen gestellt werden, sondern auch an die "anderen Qualifikationen" wie Organisationsgeschick, Flexibilität und kommunikative Kompetenz; Qualifikationen, die in der neuen Personalentwicklungsliteratur als "persönliche Managementqualifikationen" beschrieben werden. Es wird Zeit, daß die Frauen im Büro diese Leistungen nicht nur in ihrer täglichen Arbeit erbringen, sondern auch selbstbewußt als ihre Stärke verkaufen. Management im Hintergrund muß in den Vordergrund treten, als Leistung sichtbar gemacht und auch entsprechend bewertet werden.

4. Qualifizierte Assistenz

Mitte der 80er Jahre fand eine breit angelegte Rationalisierungswelle in den Büros statt. Dabei waren insbesondere einfache Tätigkeiten, die von Schreibkräften und anderen Bürohilfskräften am unteren Ende der Beschäftigungshierarchie verrichtet wurden, Ziel

der Rationalisierungsmaßnahmen (Weltz/Jacobi, 1986, 342; Baethge/Oberbeck, 1986, 387f). Diesen lag das Modell des "autarken Sachbearbeiters" zugrunde, der, durch ein Computerterminal unterstützt, alle anfallenden Arbeiten selbst verrichtete.

Aber auch für die Sachbearbeitung bedeutete dieses Rationalisierungskonzept eine Umstellung in den Arbeitsverhältnissen und beruflichen Aufstiegschancen. Baethge/Oberbeck haben aufgezeigt, daß eine kleine Gruppe von Sachbearbeitern durch die Rationalisierung und Computerleistung der Büroarbeit eine höhere Qualifizierung und Verbesserung ihrer Arbeitsbedingungen erfuhren, während viele SachbearbeiterInnen auf der mittleren Qualifikations- und Führungsebene sich über eingeschränkte Karrierechancen, Dequalifizierung und Arbeitsunzufriedenheit beklagten (Baethge/ Oberbeck, 1986, 282-296.) Als wesentliche Ursachen wurden in Interviews zeitaufwendige und lästige Infrastrukturtätigkeiten genannt, die zuvor Frauen in der Textverarbeitung ausgeführt haben. Kritikpunkte der Sachbearbeitungsebene sind im wesentlichen:

- lästige Unterbrechungen durch das Telefon in konzentrationsintensiven Tätigkeiten bzw. Besprechungen,
- konzeptionelle Tätigkeiten geraten durch hohe zeitliche Routinebelastungen ins Hintertreffen,
- bei sporadischer Techniknutzung entstehen Eingewöhnungszeit und unproduktive Zeiten durch Ausprobieren und Nachschlagen,
- widersprüchliche Anforderungs- und Belastungsstrukturen führen zu einem Motivationsverlust.

Aus der Unternehmensperspektive bzw. der Kostenrechnung in der Verwaltung stellt sich zugleich das Problem der "Überinvestition" in Technik im Bereich der Sachbearbeitungsplätze. Die hohe Systemkomplexität bei gelegentlicher Techniknutzung in diesem Bereich führt letztlich zu einem Absinken der Effektivität qualifizierter Sachbearbeiter. Im Zusammenspiel all dieser Faktoren führt dies zu einer Verteuerung der Arbeitsleistungen.

Vor diesem Hintergrund ist das Konzept der "Qualifizierten Assistenz" von der sozialwissenschaftlichen Projektgruppe München entwickelt worden. Zugrunde liegen folgende Überlegungen: Um Personalkosten zu sparen oder die Marktfähigkeit zu erhöhen, müssen nicht immer weniger qualifizierte durch höher qualifizierte Arbeitskräfte (Sachbearbeitung) ersetzt werden, sondern der umgekehrte Weg, d.h. die Übernahme von Tätigkeiten der teureren Arbeitskräfte durch die "billigen" Arbeitskräfte (Textverarbeitung) führt eher zu einer Kostensenkung. Eine Voraussetzung für diesen Weg ist eine gründliche Qualifizierung der Assistenzkräfte. Aus der ArbeitnehmerInnenperspektive soll die Höherqualifizierung zur Sicherung und

Verbesserung von Frauenarbeitsplätzen dienen, während das Kostensenkungs- und Serviceverbesserungsargument für die Unternehmens- bzw. Verwaltungsleistung zählt.

Wenngleich das Modell "Qualifizierte Assistenz" für die Verwaltung eines Industriebetriebes entwickelt wurde, können zahlreiche Ansätze für die Arbeitsgestaltung im Öffentlichen Dienst nutzbar gemacht werden.

Um einen optimalen Personaleinsatz zu erzielen, muß der jeweilige Aufgaben- und Arbeitsbereich spezifiziert werden. Drei Modelle, die oben bereits zum Teil in der historischen Perspektive dargestellt wurden, sind hier zu unterscheiden:

Eine *servicegestützte Sachbearbeitung* (Kooperation Vorgesetzte/r - Sekretariat) erscheint sinnvoll, wo die Sachbearbeitungsaufgaben ein sehr komplexes, hohes Qualifikationsniveau erfordert und gleichzeitig ein ausführender Unterstützungsbedarf (Schreiben, Erfassen, Berechnen) anfällt. Im Sinne der Humanisierung von Büroarbeit ist jedoch darauf zu achten, daß die Infrastrukturtätigkeiten in Gruppen mit abwechselnder Aufgabenverteilung erledigt werden.

Die *autarke Sachbearbeitung* erscheint angemessen, wo das Tätigkeitsfeld einen geringen organisatorischen administrativen Unterstützungsbedarf erfordert, die Arbeitsanforderungen in sich nicht widersprüchlich ist und die Technik von der Sachbearbeitung relativ kontinuierlich benutzt wird. Modellversuche haben jedoch ergeben, daß auch bei diesen Konstellationen die autarken Sachbearbeiter häufig über Streß- und Isolationsprobleme klagten (Bahl/Benker, 1983, 3).

Eine kooperative Arbeitsteilung zwischen Sachbearbeitung und Assistenz scheint dort sinnvoll, wo Aufgaben in teamartiger Zusammenarbeit gelöst werden können. *Qualifizierte Assistenz* bedeutet eine kooperative Arbeitsteilung im Sinne einer umfassenden qualifizierten Unterstützung der Sachbearbeitung (Kiesmüller/Welz: 1987, 47). Dabei sollen die Schnittstellen der Assistenztätigkeiten möglichst weit in den Kompetenzbereich der Sachbearbeitung verlagert werden. Das Modell ist als Alternative zur autarken Sachbearbeitung konzipiert worden. In Spitzenzeiten erweist sich das kooperative Modell als wesentlich flexibler und weniger streßanfällig. Weitere Ziele aus Sicht von Frauen im Büro sind:

- Arbeitsinhalte in den Assistenztätigkeiten wirken der Dequalifizierung und Einkommensminderung entgegen.
- Mischarbeitsplätze wirken den negativen Belastungen der Bildschirmarbeit entgegen und entsprechen den zeitlichen Bedingungen der Schutzvorschriften.

■ Qualifizierungsmöglichkeiten in der Arbeit ermöglichen auch Frauen in der Textverarbeitung berufliche Weiterentwicklungsperspektiven. Ein Effekt ist, daß sich

die Arbeitsplätze der von Marginalisierung bedrohten Randbelegschaft stabilisieren lassen.

■

Das Konzept der "Qualifizierten Assistenz" verfolgt nicht mehr wie in den HDA[1]-Lösungsmodellen zu Beginn der 80er Jahre eine auf die Textverarbeitung bezogene Insellösung, sondern die Verzahnung mit der Sachbearbeitung wird angestrebt. Damit findet eine Angleichung an neue tätigkeitsübergreifende Technikeinsatzkonzeptionen statt. Zugleich werden langfristige Qualifizierungsperspektiven zum Kernpunkt der Verbesserung von Arbeitsbedingungen von Frauen in der Textverarbeitung. Dies sind im wesentlichen:

- die Aneignung eines fachspezifischen Überblickwissens, um Sachbearbeitungsaufgaben zu übernehmen und
- die Ausbildung von Frauen in der Textverarbeitung zu Technikexpertinnen im Betrieb.

■

Im Zentrum der Assistenzaufgaben stehen heterogene Infrastrukturtätigkeiten, wie Schreiben, Datenerfassung, Informationsbeschaffung, Auskunfterteilung, Vorlagen für die Datenauswertung, Erstellen von Statistiken und Grafiken. Diese Arbeitsschwerpunkte bedingen, daß in der kooperativen Arbeitsteilung zwischen Sachbearbeitung und Assistenz die Assistenzkräfte zu Technikexpertinnen werden. Im Gegensatz zu den anderen beiden Arbeitsorganisationsmodellen können die Schnittstellen jedoch flexibel in den Bereich der Sachbearbeitung verschoben werden, weil die Aufgabenerledigung im Team erfolgt. Eine wichtige Voraussetzung für die Funktionsfähigkeit des Konzepts "Qualifizierte Assistenz" ist, daß ein ausgewogenes Verhältnis zwischen Sachbearbeitung und Assistenzkräften besteht. Dies verhindert, daß die Assistenzkräfte zu reinen Abschreibkräften reduziert werden. Besonders geeignet für dieses Modell sind Arbeitsfelder mit folgenden Anforderungsprofilen:

- komplexe Aufgabenstellungen, die heterogene Qualifikationen erfordern,
- hoher Bedarf an administrativer und organisatorischer Unterstützung,
- widersprüchliche Arbeitsanforderungen (z.B. Ruhe zur Konzentration und Kundenkontakt),
- verschiedene Anwendungsprogramme und die Nutzung unterschiedlicher Bürokommunikationstechnologien.

Dabei darf nicht aus dem Auge verloren werden, daß aufgabenbezogene Neuorganisation der Sachbearbeitungs- und Assistenztätigkeiten als Kriterium eine effiziente Sachbearbeitung hat. Wichtig ist jedoch, daß die Leistungen der Frauen sichtbar, bewertet und honorierbar sind. Dabei ist zu berücksichtigen, daß die

[1] HDA = Humanisierung des Arbeitslebens

Qualifikationsanforderungen im technikunterstützten Büro heterogener geworden sind. Auf der einen Seite werden technische und berufsfachliche Qualifikation zu einer umfassenden Unterstützung der Sachbearbeitung wichtig, zum anderen erleben auch sozialkommunikative Fähigkeiten im Außenkontakt eine höhere Bedeutung.

5. Blick in die Zukunft: Unsichtbare Arbeit sichtbar machen

Dem Sachverhalt der beschriebenen neuen Arbeitszuschnitte in den Büros der Verwaltung trägt die Neuordnung des Ausbildungsberufes "Fachangestellte für Bürokommunikation" von 1992 Rechnung. Um dieses neue Berufsbild mit einer dreijährigen Ausbildungsdauer haben die Verordnungsgeber fast 10 Jahre verhandelt. Bezüglich der Ausbildungsdauer (die Arbeitgeber wollten eine zweijährige Ausbildungsdauer aufrechterhalten) waren ähnliche Widerstände, wie heute bei den Verhandlungen zur Eingruppierung von Schreibkräften im Tarifrahmen des BAT, zu überwinden.

Das alte, 1992 außer Kraft gesetzte Berufsbild der "Bürogehilfin" aus dem Jahr 1949 geht - abgesehen von einigen Aktualisierungen für Stenosekretärinnen - auf Qualifikationsbeschreibungen, die von Berufspädagogen der Weimarer Republik entwickelt wurden, zurück. Entsprechend der oben dargestellten Arbeitsgestaltungsmodelle begnügte man sich in der zweijährigen Anlernausbildung der Bürogehilfinnen mit einer oberflächlichen Einweisung in allgemeine Arbeitsregeln und Arbeitstechniken. Ohne Erklärung innerer Zusammenhänge der Tätigkeiten oder der Bezüge zu Sachbearbeitungsfunktionen ging es primär um eine Routinisierung und Habitualisierung von Arbeitstechniken. Damit war die minderwertige Plazierung der Frauen mit einer zweijährigen Anlernausbildung am unteren Ende des Tarifgefüges für das weitere Berufsleben vorprogrammiert. Die einzige Weiterqualifizierungsmöglichkeit für Frauen aus dem Schreibsaal waren Sekretärinnenlehrgänge, während der Weg in qualifizierte Sachbearbeitungstätigkeiten den Bürogehilfinnen qua Ausbildungsabschluß verschlossen blieben.

Mit dem neugeordneten Berufsbild der Fachangestellten für Bürokommunikation ist mit einer dreijährigen Ausbildungsdauer eine Gleichwertigkeit zu den anderen kaufmännisch verwaltenden Ausbildungsberufen hergestellt worden. Wichtig ist dies vor allem für den Zugang von Fachangestellten für Bürokommunikation zu Aufstiegsfortbildungen (z.B. Angestelltenlehrgängen). Die zweijährige Ausbildung war bislang formales Ausschlußkriterium der Bürogehilfinnen von Aufstiegsfortbildungsmaßnahmen.

Des weiteren werden in dem neugeordneten Beruf Qualifikationen als Ausbildungsziele benannt, die von Frauen im Büro als Arbeitsleistungen erbracht, aber nicht anerkannt wurden. Dies sind insbesondere Qualifikationen im Bereich des selbständigen

Arbeitens. Wenn Auszubildende explizit zum "selbständigem Planen, Durchführen und Kontrollieren ihrer Arbeitsaufgaben" ausgebildet werden, ist es nicht mehr als konsequent, wenn diese Qualifikationen bei denjenigen, die sie täglich erbringen, auch entsprechend gewertet werden.

Eine weitere Neuerung in dem Ausbildungsgang der Fachangestellten für Bürokommunikation ist die Verknüpfung von Qualifikationen im Bereich der Bürokommunikation mit Elementen der Verwaltungsarbeit im Personal- und Finanzwesen. Der Übergang von qualifizierten Assistenz- und Sekretariatsarbeiten zu tariflich höher bewerteten Sachbearbeitungsfunktionen wird in der Ausbildungsordnung der Fachangestellten für Bürokommunikation fließend (Doering/ Sand, 1993).

Die Neuordnung des Berufsbildes ist allerdings nur ein äußerer Rahmen für die Neuaushandlung des Zuschnitts von Arbeitsprofilen und Arbeitsteilungen zwischen Sach- und Textverarbeitung in den Büros der Verwaltung. Wie dieser Zuschnitt in Zukunft aussehen wird, hängt ganz entscheidend auch davon ab, wie Frauen vor Ort in den Verwaltungen gemeinsam ihre erbrachten Leistungen als anerkennens- und damit entlohnungswert herausstellen. Weil konkrete Arbeitszuschnitte und Eingruppierungen nicht nur in den Spitzengremien, sondern auch in verwaltungsspezifischen Lösungen vor Ort ausgehandelt werden, ist es wichtig, daß Frauen ihre Interessenlage auch vor Ort klären.

Im folgenden sollen zwei Grundstrategien aufgezeigt werden, die bei der Aushandlung von Arbeits-, Qualifikations- und Tarifzuschnitten in der Textverarbeitung bereits zu Veränderungen beigetragen haben.

5.1 Steigerung des Prestiges von Tätigkeitsprofilen durch eine Geschlechtermischung

Empirische Studien zur Frauenarbeit im Büro zeigen mit schöner Regelmäßigkeit: Frauendominierende Tätigkeitsfelder wie die Textverarbeitung unterliegen besonderen statusmäßigen und finanziellen Diskriminierungen (Stiegler/Lorentz, 1990). Verwaltungsbereiche, in denen das Geschlechterverhältnis gemischt ist (Kassenwesen) oder Männer dominieren (z.B. Hauptamt in den Kommunalverwaltungen), sind in der Regel höher bewertet. Demzufolge ist die Geschlechtermischung ein Weg, Frauen aus niedriger bewerteten Teilbereichen des Arbeitsmarktes mit Sackgassencharakter herauszuführen. Das Ziel, Aufweichung der geschechtsspezifischen Zuordnung von Berufsprofilen, haben u. a. die VerordnungsgeberInnen der "Fachangestellten für Bürokommunikation" verfolgt, indem sie explizit auf die Ausbildungsmöglichkeiten für junge Männer verwiesen. Die Einstellungsziffern junger Männer in diesem Berufsbild nehmen sich jedoch in den Berichten der Frauenbeauftragten bislang eher bescheiden

aus. Auch aus der Industrie wird berichtet, daß die Wertung des Ausbildungsberufs Kauffrau/mann für Bürokommunikation als "Nachfolgeberuf der Bürogehilfin" junge Männer vielfach von der Wahl dieses Berufes abhält, auch wenn sie die Ausbildungsinhalte in Vorstellungsgesprächen als interessant bezeichnen (Lorentz, 1994).

Auf dem Gebiet der Geschlechtermischung waren bislang die Zuwachsquoten junger Frauen in qualifizierten Ausbildungsberufen (z.B. Industriekaufleute, Bankkaufleute oder Bürokaufleute bei den privatwirtschaftlichen kaufmännischen Ausbildungsberufen oder Angestelltenberufe und InspektorenanwärterInnen im öffentlichen Dienst) wesentlich erfolgreicher. Zu diesen Zuwächsen haben einerseits der Trend zur höheren Schulbildung bei jungen Frauen und andererseits Frauenförderpläne im öffentlichen Dienst beigetragen.

5.2 Kollektive Anhebung von typischen Frauenarbeitsfeldern

Eine andere Strategie ist die kollektive Aufwertung von typischen Frauenarbeitsfeldern wie z.B. SekretärInnen, Erzieherinnen oder PflegerInnen. Eine Geschlechtermischung wie in dem obigen Modell wird nicht angestrebt, um Frauenarbeitsplätze in Krisen nicht zusätzlich zu gefährden. Vielmehr wird versucht, die Insel von typischen Frauenarbeitsplätzen in attraktivere Tarif- und Beschäftigungsfelder auszuweiten. Dabei geht es um eine Neubestimmung von tariflich zugeordneten Tätigkeitsfeldern und Eingruppierungsmerkmalen. Aktionen zu einer solchen kollektiven Anhebung der Textverarbeitung laufen derzeit in vielen Verwaltungen von seiten der ÖTV.

Voraussetzung für den Erfolg solcher Aktionen ist allerdings, daß Frauen in den Büros verstärkt ihre Qualifikationen und Kompetenzen als solche auch sichtbar machen und angemessene Beteiligungen für qualifiziertere Aufgabenfelder anmelden. Frauenarbeit im Büro darf demzufolge nicht mehr das diskrete Management im Hintergrund sein. Aus diesem Grunde ist wichtig, daß Frauen in den Büros selbstbewußt herausstellen, daß zu ihrer Arbeit differenzierte Qualifikationen notwendig sind. Daher geht es in Zukunft darum, neue Formen der Arbeitsteilung und Kooperation zu entwickeln, in denen Frauen eine leistungsadäquate Position einnehmen, die auch wertschätzend zu behandeln und zu bezahlen ist.

5.3 Felder für die Verzahnung von neuen Personalentwicklungsansätzen mit Frauenfördermaßnahmen

Mit dem neuen kaufmännischen Ausbildungsberufsbild und neuen Arbeitsgestaltungsmodellen im Bereich Textverarbeitung/Sachbearbeitung können neue Wege für Frauen in der Textverarbeitung beschrieben werden. Konkrete Themenfelder der Arbeits- und Qualifikationsgestaltung in Verwaltungen sind:

- Öffnung des Zugangs zu Aufstiegsfortbildungsmaßnahmen

Die Neuordnung eines Berufsbildes wirft automatisch die Frage auf: Was wird mit denjenigen, die noch nach der alten Ordnung ausgebildet wurden? Bleiben diesen Frauen berufliche Entwicklungswege qua Ausbildungsabschluß verschlossen, die AbsolventInnen der neuen Ausbildungsordnung "Fachangestellte für Bürokommunikation" nun offen stehen?

Einige Verwaltungen haben bereits Überleitregelungen für die Nachqualifizierung von Beschäftigten, die nach alter Ordnung ausgebildet wurden, getroffen. Hierfür bietet das Berufsbild der Fachangestellten für Bürokommunikation sowie das Modell der "Qualifizierten Assistenz" konkrete Anhaltspunkte für den thematischen Zuschnitt von Fortbildungsveranstaltungen. Konkret sind das Fortbildungen im Bereich der Technikqualifizierung (Textverarbeitungs-, Datenbank- und Grafikprogramme), fachspezifische Fortbildungen im Bereich der Verwaltungssachbearbeitung und Fortbildungen im Bereich Kommunikation, Kooperation und Arbeitstechniken. Weitere Qualifizierungsnotwendigkeiten ergeben sich durch die Öffnung des europäischen Binnenmarktes und der damit verbundenen europabezogenen Arbeitsschwerpunkte.

- Geschlechtsspezifische Budgetierung von Weiterbildungsgeldern

Die für die Frauenbeauftragten geschlechtsspezifisch aufgelisteten statistischen Berichte zur Beschäftigung und Weiterbildung im öffentlichen Dienst weisen mit schöner Regelmäßigkeit aus: Frauen in Teilzeitbeschäftigungsverhältnissen in den unteren Dienstgruppen nehmen an weniger, kürzeren und billigeren Fortbildungsmaßnahmen teil. Männer in höherwertigen Positionen auf vollen Stellen konsultieren mehr, längere und teurere Veranstaltungen. Allerdings hat im Bereich der Weiterbildung durch die Frauenförderpläne in den letzten Jahren eine deutliche Verbesserung stattgefunden. (Kühnlein/Wohlfardt, 1994, 68, 74). Da Fortbildungsaktivitäten auch auf Karrierechancen Einfluß haben, werden auch Weichen über weiterführende Berufsperspektiven gestellt. Ein Weg könnte hier die Budgetierung von geschlechtsspezifisch ausgewiesenen Fortbildungsmitteln sein. Dabei ist von den

Fachbereichen oder Verwaltungseinheiten zu begründen, wie durch Fortbildungsmaßnahmen die Position von Frauen in den jeweiligen Bereichen verbessert werden kann (z.B. Übergang vom Sekretariat in die Sachbearbeitung). Ziel sollte sein, schon im Vorfeld von Bewerbungsverfahren die Ausgangschancen von Frauen zu verbessern. Wenn in interessanten, zukunftsweisenden Qualifizierungsmaßnahmen die Beteiligung von Frauen erhöht wird, kann langfristig in Stellenbesetzungsverfahren, bei denen auch die Frauenbeauftragten beteiligt werden, nicht mehr so schnell am Potential von vorhandenen qualifizierten Bewerberinnen vorbeigegangen werden.

- **Quotierung für die Teilnahme an Personalentwicklungsmaßnahmen wie Qualitätszirkel, Arbeitskreise und Nachwuchsförderprogramme**

Instrumente der Personal- und Organisationsentwicklung, die in der Industrie erprobt wurden, werden mittlerweile auch in verschiedenen Verwaltungen eingesetzt, um neue Aufgabenzuschnitte zu gestalten. Ein Merkmal dieser neuen PE und OE Instrumente ist in der Regel, die Einbeziehung von MitarbeiterInnen aus den jeweiligen Sachgebieten. Bei der Neudefinition von organisatorischen Lösungen werden MitarbeiterInnen einerseits als ExpertInnen der jeweiligen Aufgabengebiete hinzugezogen. Andererseits ist ihre Beiteiligung zugleich auch eine Gewähr dafür, daß sie im Anschluß an die Reorganisationsmaßnahme auch das neue Arbeitsmodell mittragen. Wie in dem vorgestellten Konzept "Qualifizierte Assistenz" ist in vielen Verwaltungen quer durch die verschiedenen Fachbereiche ein wichtiges Gestaltungsfeld die Schnittstelle Textverarbeitung/Sachbearbeitung. Aus diesem Grunde ist in diesen Arbeitskreisen und Entwicklungsgruppen die Beteiligung von Frauen aus der Textverarbeitung wichtig. Nur sie können auf Grund ihrer Erfahrungen einbringen, welche Kriterien an eine sinnvolle Arbeitsorganisation zu stellen sind. Ziel sollte dabei die Entwicklung neuer Arbeitsmodelle sein, die fließende Übergänge zur Sachbearbeitung schaffen und Frauen in der Textverarbeitung neue Qualifizierungschancen eröffen. Den Frauenbeauftragten kommt bei diesen Beteiligungsvorhaben eine wichtige Multiplikatorenfunktion zu. Sie können Frauen aus den jeweiligen Entwicklungsbereichen informieren und gegebenenfalls auch Nezwerke zum Informationsaustausch koordinieren.

6. Ausblick

Die Präsenz von Frauen aus der Textverarbeitung in auftiegsrelevanten Fortbildungsmaßnahmen, in zukunftsorientierten Qualifikationszirkeln und Arbeitskreisen soll langfristig auch zu einer Transformation des traditionellen Bildes der zuarbeitenden Frauenarbeit in der Textverarbeitung führen. Dabei ist das diskrete unsichtbare Management im Hintergrund durch eine neue sachorientiertere Arbeitsteilung abzulösen. In dieser Arbeitsteilung ist Männer- und Frauenarbeit nicht mehr stereotyp

nach den Merkmalen Kopf- und Handarbeit zu trennen. Die Aushandlung neuer Berufsbilder und die Entwicklung neuer Arbeitsgestaltungsmodelle ist Aufgabe von Spitzengremien und WissenschaftlerInnen. Die sinnvolle Umsetzung der neuen Modelle vor Ort kann nur durch die Frauen selbst vorangetrieben werden. Frauenbüros und Frauenbeauftragte sind in diesem Sinne Einrichtungen, die helfen können, Netzwerke zu knüpfen und Leistungen von Frauen sichtbar und anerkennenswert zu machen.

Literaturverzeichnis

BAHL-BENKER, Angelika: Bessere Arbeitsbedingungen für die Frauen in der Textverarbeitung. 2. Arbeitsheft der IG Metall zur Humanisierung des Arbeitslebens. Frankfurt M. 1983

BAETHGE, MICHAEL/OBERBECK, HERBERT: Zukunft der Angestellten. Neue Technologien und berufliche Perspektiven in Büro und Verwaltung. Frankfurt a.M./New York 1986

DOERING, WILHELM/SAND, KAROLA: Ausbildung zum Fachangestellten/zur Fachangestellten für Bürokommunikation im Öffentlichen Dienst - Berufsbeschreibung. In: BWP Nr. 22 1993 Nr. 4 Hg.: Bundesinstitut für berufliche Bildung Berlin

GOTTSCHALL, KARIN: Frauenerwerbsarbeit und Tertiarisierung - Zur Erosion und Rekonstruktion geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung in der Dienstleistungsgesellschaft. In: Vogelheim, Elisabeth: Grenzen der Gleichheit. Frauenarbeit zwischen Tradition und Aufbruch. Marburg 1990

HELD, MONIKA: Beruf Sekretärin. Reportagen/ Protokolle/ Analysen. Hamburg 1982

KIESMÜLLER, THOMAS U.A.: Arbeitsstrukturierung im typischen Bürobereich eines Industriebetriebes (Astex). Bonn 1987

KÜHNLEIN, GERTRUD/WOHFAHRT, NORBERT: Dienstliche/berufliche Fortbildung in westdeutschen Kommunalverwaltungen (Manuskript). Sozialforschungsstelle. Dortmund 1994

LORENTZ, ELLEN: Aufbruch oder Rückschritt? Arbeit, Alltag und Organisation weiblicher Angestellter in der Kaiserzeit und Weimarer Republik. Bielefeld 1988

LORENTZ, ELLEN: Büro: 1980 bis 1930 Frauenarbeit und Rationalisierung, Frankfurt 1986

LORENTZ, ELLEN: Evaluation als Beitrag zur Transparenz und Weiterentwicklung von Ausbildungsgängen. In: Stand und Perspektiven der kaufmännischen und verwaltenden Berufsbildung - Transparenz in Europa und Evaluation beruflicher Ausbildungsgänge (Manuskript). Dokumentation eines Workshops. Hrsg. v. Bundesinstitut für berufliche Bildung Bibb, Hg.: der Generalsekretär 1994

STIEGLER, BARBARA/LORENTZ, ELLEN: Charmant, charmant tippt die kleine Hand. In: Vogelheim, Elisabeth (Hg.): Grenzen der Gleichheit. Frauen zwischen Tradition und Aufbruch. Marburg 1990

Weltz, Friedrich/Jacobi, Ursula: Arbeitsgestaltung in der öffentlichen Verwaltung/Schreibdienste im Kraftfahrtbundesamt. Frankfurt a. M./New York 1986

Bärbel Rompeltien

Was kränkt, macht krank!
Belastende Kommunikations-Situationen am Arbeitsplatz

Manuskript des Vortrags, den Dr. Bärbel Rompeltien am 30.11.1994 im Rahmen der hochschulinternen Fortbildung an der FernUniversität gehalten hat. Die Verantwortung für den Inhalt liegt allein bei der Autorin.

© FernUniversität - Gesamthochschule - Hagen 1995

Gliederung:

3. **Belastende Kommunikationssituationen am Arbeitsplatz** 3
3.1. Beispiele und Fakten
3
3.2. Individuelle und soziale Folgen 7

4. **Hintergründe und Bedingungen** 10
4.1. Schwierigkeiten mit dem Mobbing-Begriff 10
4.2. Analyseebenen zum Verständnis belastender Kommunikationssituationen 11

3. **Handlungsansätze zur Vermeidung und zum Abbau belastender Kommunikationssituationen am Arbeitsplatz** 12
3.1. Gesellschaftliche Ebene 18
3.2. Betriebliche Strategien 18
3.3. Individuelle Strategien 21

Schlussbemerkung 22

Literaturverzeichnis 23

1. Belastende Kommunikationssituationen am Arbeitsplatz

1.1 Beispiele und Fakten

Der Beruf hat heute im Leben der Menschen einen großen Stellenwert. Arbeitszeit ist Lebenszeit, wir verbringen rund ein Drittel unserer Zeit am Arbeitsplatz. Was wir dort erleben, beschäftigt uns oft über die Arbeitszeit hinaus. Die Menschen, mit denen wir am Arbeitsplatz zusammentreffen, sind - natürlich - verschieden, und alle, Kolleginnen und Kollegen, Vorgesetzte oder Untergebene, bringen vor allem sich selbst mit in den Betrieb, sich selbst mit all den Stärken und Schwächen, den Eigenheiten und Empfindlichkeiten, den Vorlieben und Abneigungen, den Einstellungen, Erfahrungen und der ganzen Weltsicht, also all den persönlichen Eigenschaften, die lebensgeschichtlich entstanden sind. Von daher ist es nicht verwunderlich, daß im Arbeitsleben Probleme, Konflikte, Streitigkeiten, Konkurrenz und Rivalität zum Alltag gehören. In vielen Fällen finden wir einen Modus, mit solchen Situationen umzugehen. Es kann aber auch dazu kommen, daß Störungen und Konflikte sich festsetzen und eskalieren, bis die Kosten für alle Beteiligten unerträglich hoch sind: Störungen im Arbeitsablauf, körperliche und seelische Erkrankungen, Fehlzeiten bis hin zur Frühverrentung sind nicht selten Ergebnis belastender Konstellationen am Arbeitsplatz. "Krieg am Arbeitsplatz", "Mobbing" - die Resonanz, die diese Stichworte in der öffentlichen Diskussion gefunden haben, zeigt, daß wir hier möglicherweise bisher nur die Spitze eines Eisberges wahrnehmen, dessen verborgene Dimensionen erst noch zu erforschen wären.

Was sind belastende Kommunikationssituationen am Arbeitsplatz? Wir alle haben sicherlich Beispiele vor Augen oder auch eigene schlechte Erfahrungen. Das Spektrum kränkender und krankmachender Verhaltensweisen ist groß. Es reicht von kleinen, aber andauernden Sticheleien über ungerechte Behandlung bis hin zu sexueller Belästigung und regelrechter Verfolgung. Systematisierungsversuche und theoretisch oder wissenschaftlich untermauerte Beschreibungen, die es auch erlauben würden, "normale" Belastungs- oder Konfliktsituationen im Arbeitsleben von schwerwiegenden und "pathologischen" Erscheinungen abzugrenzen, erweisen sich als schwierig. Das läßt sich am Beispiel der aktuellen Mobbing-Diskussion zeigen.

Leymann, der schwedische Arbeitspsychologe, der die Mobbing-Diskussion maßgeblich in Gang gebracht hat, unterscheidet

- Angriffe auf die Möglichkeit, sich mitzuteilen
- Angriffe auf die sozialen Beziehungen
- Angriffe auf das soziale Ansehen
- Angriffe auf die Qualität der Berufs- und Lebenssituation
- Angriffe auf die Gesundheit.
  (Leymann 1993, S. 23)

Dabei macht er den Begriff des Mobbing daran fest, daß bestimmte Handlungen aus einem festgelegten Beispielkatalog ein halbes Jahr oder länger mindestens einmal pro Woche vorkommen. Die Problematik einer solchen, scheinbar objektivierenden Definition liegt auf der Hand, da schon der Beispielkatalog selbst Fragen aufwirft (Überschneidung der Kategorien, Vollständigkeit, Perspektive des Täters). Außerdem wird bei allen Beispielen deutlich, daß bei einem erheblichen Teil der unter den Begriff Mobbing subsumierten Verhaltensweisen die Subjektivität der Beteiligten eine große Rolle spielt. Nicht schon die objektive Situation bedeutet immer Streß, sondern erst wenn die betroffene Person sich

außerstande fühlt, die Situation mit ihren Kapazitäten schadlos zu bewältigen. Dies gilt natürlich nicht für offen gewaltsame Übergriffe.

Hesse und Schrader, Praktiker der Berufspsychologie, haben eine pragmatischere und beschreibende Systematisierung vorgelegt. Sie unterscheiden

- aggressive Handlungen, wie z.B.
  abschätzige Blicke und Gesten
  unangenehme, herabsetzende Anspielungen
  sich über den/die Betroffene/n und seine/ihre Eigenschaften lustig machen, auch Imitieren, Nachäffen
  ständiges Kritisieren, Nörgeln
  Androhungen (mündlich, schriftlich)
  verbales Fertigmachen
  Attacken auf politische, moralische, religiöse Werthaltungen
  gezielte Verbreitung von Gerüchten, Klatsch und Tratsch
  Androhungen bis Durchführung körperlicher Gewalt
  verbale oder direkte sexuelle Belästigung

- subtilere Methoden der Isolation
  weniger oder gar nicht mehr mit dem/der Betroffenen reden
  averbale Kommunikationseinschränkungen (aus dem Weg gehen, übersehen, wie "Luft" behandeln)
  Weitergabe von wichtigen Informationen unterlassen
  auf Ansprache durch den/die Betroffene/n nicht reagieren
  den Mund verbieten, abkanzeln
  Redebeiträge unterbrechen, stören
  räumliche Isolation

- aggressive Handlungen, die auf die Arbeit zielen
  bewußt ungerechte Beurteilung der Arbeitsleistung
  Schikanieren durch die Art der Arbeitsaufträge (Über- oder Unterforderung, sinnlose Tätigkeiten)
  der/dem Betroffenen demonstrativ keine Arbeitsaufgaben geben
  Sabotageakte am Arbeitsplatz (Verschwinden wichtiger Unterlagen, Arbeitsmittel oder -ergebnisse zerstören).
  (Hesse, Schrader 1993, S. 28f.)

Eine solche pragmatische Beschreibung ist zwar systematisch unbefriedigend, weil sie nicht von einer stringenten Begründung der Beschreibungskategorien ausgeht. Sie eröffnet aber immerhin den Zugang dazu, wie Menschen selbst ihre Erfahrungen in diesem Bereich artikulieren, und damit auch zu empirischen Hinweisen, in welchem Umfang von belastenden Kommunikationssituationen und entsprechenden Erfahrungen im Arbeitsleben auszugehen ist. Ich greife hier auf eine Studie des infas-Instituts für angewandte Sozialwissenschaft zu Arbeitsatmosphäre und Arbeitszufriedenheit (infas 1992) zurück, deren Fragestellung nicht aus dem Mobbing-Ansatz abgeleitet, sondern weiter gefaßt ist. Die Untersuchung des Infas im Auftrag des Bundesverbandes der Betriebskrankenkassen hat wichtige Daten zum Zusammenhang von Betriebsklima und Gesundheit erbracht.

Diese Untersuchung liefert empirische Befunde zu der Frage, was von Beschäftigten als Belastung des Betriebsklimas erfahren wird. Dabei ergeben sich Unterschiede in den Befunden,

die in unserem Zusammenhang besonders interessant sind: Unterschiede zwischen West und Ost, Unterschiede zwischen Männern und Frauen und das besondere Bild in den öffentlichen Verwaltungen Westdeutschlands.

Die Ursachen für ein schlechtes Betriebsklima stellen sich aus nachvollziehbaren Gründen in den west- und den ostdeutschen Bundesländern unterschiedlich dar. Die Frage, welches Verhalten von Kollegen oder Vorgesetzten das Betriebsklima besonders negativ beeinflußt, wird wie folgt beantwortet:

Ursachen	West	Ost
Intrigen	71%	60%
Anschwärzen beim Chef	52%	56%
Kollegenneid	49%	46%
mißgelaunter Chef	41%	36%
fehlende Anerkennung	41%	37%
faule Kollegen	38%	47%
Hektik	35%	46%
Angst um den Arbeitsplatz	32%	68%
Konkurrenzkampf	32%	30%
Karrierestreben von Kollegen	23%	31%

Quelle: Infas 1992

Davon abweichend sehen Frauen generell Intrigen als Ursache für ein schlechtes Betriebsklima mehr im Vordergrund als Männer; Frauen in den westdeutschen Ländern betonen gegenüber den Männern stärker die Rolle des Konkurrenzkampfes; ostdeutsche Frauen fürchten vor allem den Verlust ihres Arbeitsplatzes.

Ursachen	West		Ost	
	Frauen	Männer	Frauen	Männer
Intrigen	75%	68%	64%	57%
Anschwärzen beim Chef	52%	52%	53%	58%
Kollegenneid	43%	52%	46%	46%
mißgelaunter Chef	41%	42%	34%	38%
fehlende Anerkennung	39%	41%	35%	38%
faule Kollegen	35%	40%	42%	51%
Hektik	30%	38%	44%	48%
Angst um Arbeitsplatz	35%	31%	72%	65%
Konkurrenzkampf	42%	26%	30%	31%
Karrierestreben von Kollegen	21%	25%	31%	30%

Quelle: Infas 1992

Das Bild in der öffentlichen Verwaltung stellt sich wiederum anders dar: Hier werden in der Wahrnehmung der Ursachen für ein schlechtes, krankmachendes Betriebsklima vor allem Intrigen, fehlende Anerkennung sowie Ärger über faule Kollegen betont:

Ursachen	West	Gesamtwert	Ost	Gesamtwert
Intrigen	87%	71%	69%	60%
Anschwärzen	59%	52%	61%	56%
Kollegenneid	52%	49%	49%	46%
fehlende Anerkennung	51%	41%	39%	37%
faule Kollegen	47%	38%	49%	47%
Hektik	40%	35%	42%	46%
mißgelaunter Chef	37%	41%	34%	36%
Angst um Arbeitsplatz	36%	32%	68%	68%
Konkurrenzkampf	28%	32%	33%	30%
Karrierestreben von Kollegen	22%	23%	36%	31%

Quelle: Infas 1992

Wer ist betroffen? Grundsätzlich kann jede/jeder Beschäftigte betroffen sein: Männer und Frauen in gleichem Maße. Konflikte und Aggressionen können sich bei Beschäftigten der gleichen Hierarchiestufe, also unter Kolleginnen und Kollegen, aber auch über die Hierarchiestufen hinweg zwischen Vorgesetzten und Untergebenen abspielen und zwar in beiden Richtungen. Es können sich Gruppen gegen Einzelne stellen oder auch Gruppen untereinander bekämpfen.

Von einem sind allerdings fast ausschließlich Frauen betroffen: Sexuelle Belästigung wird fast ausschließlich Frauen zugefügt, oft von hierarchisch höher stehenden Männern. Neuere Untersuchungen besagen, daß fast zwei Drittel aller beschäftigten Frauen Situationen ausgesetzt waren, die sie als sexuelle Belästigung erlebt haben. Der Anteil unter ihnen, der länger andauernde Belastungen erfuhr, beträgt danach, je nach Art der Belästigung zwischen einem Drittel und drei Viertel (Meschkutat u.a. 1993).

Wieviele Menschen sind von belastenden Kommunikationssituationen und -erfahrungen betroffen? Genaue Zahlen liegen nicht vor. Es ist unklar, inwieweit die Angaben, die Leymann aufgrund seiner schwedischen Untersuchung macht, auf deutsche Verhältnisse übertragen werden können. Leymann gelangt zu einer Größenordnung von etwa 3,5% der schwedischen Beschäftigten, die akut unter sog. Mobbing-Handlungen leiden. Er gelangt durch Hochrechnung auf die Dauer eines Arbeitslebens zu der Aussage, daß durchschnittlich jede/jeder vierte Beschäftigte während ihres/seines Arbeitslebens einmal das Opfer einer Mobbing-Attacke wird.

Für die Bundesrepublik können wir wieder auf die Untersuchung des Instituts für angewandte Sozialwissenschaft (Infas) zurückgreifen. Grundsätzlich wird das Betriebsklima von der Mehrzahl der Berufstätigen sowohl der alten wie der neuen Bundesländer als gut oder sogar sehr gut eingestuft. Aber immerhin beurteilen 28% der Berufstätigen in den alten Bundesländern und sogar 40% der Berufstätigen in den neuen Bundesländern es als eher schlecht oder nur erträglich.

Beurteilung des Betriebsklimas als	Berufstätige in Westdeutschland	Berufstätige in Ostdeutschland
gut bis sehr gut	68 %	53%
erträglich	24 %	32%
eher schlecht	4%	12%

Quelle: Infas 1992

Diejenigen Beschäftigten, die das Betriebsklima als eher schlecht oder als erträglich bezeichnet hatten, fühlen sich zugleich in starkem Maße in ihrem körperlichen Wohlbefinden beeinträchtigt: über die Hälfte der in den beiden genannten Kategorien verbuchten Personen (54% West; 56 % Ost) geben dies an. Geht man von diesen Zahlen aus, so wäre die Leymannsche Zahl (3,5% der Beschäftigten) leicht nach unten zu korrigieren. Immerhin handelt es sich um über 6 Millionen Arbeitnehmer, die danach unter körperlichen Beschwerden infolge eines schlechten Betriebsklimas leiden.

Die erhebliche Bandbreite betrieblicher Krankenstände weist ebenso auf den Zusammenhang von Betriebsklima und Gesundheit hin (vgl. Kowalski 1994). Die Unterschiede im Bereich kranheitsbedingter Fehlzeiten zwischen Männern und Frauen weisen ebenfalls daraufhin, daß die berufliche Situation eine große Bedeutung für die Gesundheit hat (vgl. Zoike 1994).

Eine weitere Zahl gibt Hinweise auf den Umfang erlittener Beschädigung im Berufsleben: Ca. 14% aller Vorruheständler schieden im Jahre 1989 aufgrund psychischer Erkrankung aus dem Berufsleben aus. Psychiatrische Erkrankungen stehen damit inzwischen an dritter Stelle nach Muskel- und Skeletterkrankungen sowie Erkrankungen der Kreislaufsystems (Freimuth 1994).

1.2 Individuelle und soziale Folgen

Was sind die Folgen belastender Kommunikationssituationen am Arbeitsplatz? Leymann verweist auf die Befunde und Erkenntnisse der Streßmedizin und entwickelt eine Typologie individuell unterschiedlicher Reaktions- und Verarbeitungsmuster der von belastenden Handlungen Betroffenen. Dabei reicht die Skala von unterschiedlichen akuten Streßsymptomen bis zu manifesten seelischen und/oder körperlichen Erkrankungen (Leymann 1993, S. 108-115).

Die Infas-Untersuchung liefert Angaben, welche subjektiven Beschwerden die Betroffenen hierzulande mit einem schlechten Betriebsklima in Zusammenhang bringen. Als Symptome werden vor allem Streßgefühle (66% West; 50% Ost) und Schlafstörungen (51% Ost; 28% West) genannt.

Symptome infolge schlechten Betriebsklimas	genannt von Beschäftigten in Westdeutschland	genannt von Beschäftigen in Ostdeutschland
Streßgefühl	66%	50%
Nervosität	47%	44%
Erschöpfung	39%	21%
Schlafstörungen	28%	51%
Magenschmerzen	26%	8%
Kopfschmerzen	21%	23%
Appetitlosigkeit	4%	6%

Quelle: Infas 1992

Die Beeinträchtigung des Wohlbefindens stellt sich für Männer und Frauen dabei durchaus unterschiedlich dar:

Symptome	Frauen		Männer	
	West	Ost	West	Ost
Streßgefühl	59%	48%	71%	54%
Nervosität	53%	50%	44%	37%
Erschöpfung	39%	22%	38%	21%
Kopfschmerzen	38%	33%	11%	12%
Schlafstörungen	29%	59%	27%	41%
Magenschmerzen	20%	7%	30%	9%
Appetitlosigkeit	8%	2%	-	10%

Quelle: Infas 1992

Die Befunde der Infas-Studie zeigen, daß ein erheblicher Teil der Beschäftigten unter einem schlechten Betriebsklima leidet, wobei das individuelle Verhalten demgegenüber stark dadurch geprägt ist, ob eine Beschäftigte, ein Beschäftigter für sich Alternativen sieht. Die hohe Arbeitslosigkeit verschärft ganz unmittelbar die Belastungen durch ein schlechtes Arbeitsklima, da viele Beschäftigte sich in der schlechten Wahlsituation zwischen Ausharren in einer als krankmachend erfahrenen Situation und Arbeitslosigkeit sehen.

Wenn wir von Folgen und Auswirkungen belastender Kommunikationssituationen am Arbeitsplatz sprechen, so sind neben den individuellen "Kosten" auch die Folgen für den Betrieb und die gesellschaftlichen Kosten in Betracht zu ziehen: Der Umfang der Arbeitsunfähigkeit infolge eines schlechten Betriebsklimas schlägt sich unmittelbar in Kosten für den Betrieb, aber auch die Krankenkassen aus. Die Krankenkassen vermelden, daß die Zahl der durch psychische Störungen verursachten Arbeitsunfähigkeitstage im Jahre 1991 auf 82 je 100 Mitglieder gestiegen ist (von 64 je 100 Mitglieder im Jahre 1980) (Freimuth 1994, S. 396). Überdies ist Dauerstreß, wie er durch belastende Kommunikationssituationen am Arbeitsplatz ausgelöst wird, auch als Mitverursacher zahlreicher psychosomatischer Erkrankungen zu sehen.

Kommt es infolge eskalierter Konflikte zu Arbeitslosigkeit oder zur Frühverrentung, so ist nicht nur der Schaden des/der Betroffenen zu werten, sondern auch der Verlust an menschlicher Arbeitskraft und Einkommen, der gesellschaftlich abzuschreiben ist. Und so ist zu

hoffen, daß nicht nur ethische Aspekte, sondern auch handfeste materielle Interessen an einer längeren Gebrauchszeit der Ware Arbeitskraft Impulse in den Verwaltungen und Betrieben freisetzen, um dem Problem belastender Kommunikationssituationen im Arbeitsleben beizukommen.

2. Hintergründe und Bedingungen

2.1 Schwierigkeiten mit dem Mobbing-Begriff

Der Versuch, belastende Kommunikationssituationen am Arbeitsplatz mit Hilfe des Mobbing-Begriffs zu beschreiben und einzugrenzen, hat sich als unbefriedigend erwiesen. Unbestreitbar gibt es Zusammenhänge zwischen Betriebsklima und gesundheitlichen Folgen. Ebenso unbestreitbar gibt es aggressive Übergriffe, oft in späten Stadien der Konflikteskalation. Dennoch erweist es sich als schwierig, in der Perspektive des Mobbing über die bloße Beschreibung und Einzelbeispiele hinaus eine Systematik, eindeutige Tat- und Tätermerkmale zu erkennen und darüber hinaus Handlungsansätze zu entwickeln, die mehr sind als moralische Appelle. Blicken wir nur auf die Beispiele, zumal die, die Leymann selbst anführt, so erscheinen belastende Kommunikationssituationen am Arbeitsplatz geradezu als Erscheinungsort menschlicher Boshaftigkeit und Gleichgültigkeit. Der Mobbing-Begriff oder die Rede vom Psychoterror ist zu einfach. Die Realität ist komplizierter und nicht auf einen so schlichten Begriff zu bringen. An drei Punkten soll verdeutlicht werden, wo die Schwierigkeiten mit dem Mobbing-Begriff liegen.

(1) Die Rede von Mobbing oder Psychoterror suggeriert fälschlich eine klare Opfer-Täter-Konstellation. Eine Person ist zum Opfer geworden, die anderen, der andere sind die "Terroristen". So einfach ist es meistens nicht. Berichte über Einzelfälle gehen in der Regel vom "vollendeten" Mobbing aus, d.h. von der bereits verfahrenen Situation. Wie es zu dieser Situation gekommen ist, wird meistens nicht näher beleuchtet.

(2) Die Aufzählung von Mobbing-Handlungen zeigen deutlich, daß jedes als Beispiel genannte Verhalten interpretationsfähig und interpretationsbedürftig ist. Wir alle wissen, daß der gleiche Vorgang aus verschiedenen Richtungen unterschiedlich wahrgenommen und bewertet werden kann, ohne daß entscheidbar wäre, welche Perspektive die richtige ist. Allgemein kann an dieser Stelle festgehalten werden: Es gibt kein offenkundiges objektives Abgrenzungskriterium für belastende Kommunikationsakte. Stets ist die Subjektivität und die unterschiedliche Perspektive aller Beteiligten, des Täters, des Opfers und der Zuschauer in Rechnung zu stellen.
Wenn wir auf die kränkenden und krankmachenden Auswirkungen belastender Kommunikationssituationen am Arbeitsplatz hinweisen wollen, so muß beispielsweise auch beachtet werden, daß es dabei nicht nur auf den quasi objektiven Charakter einer bestimmten Verhaltensweise ankommt, sondern immer auch darauf, wie eine betroffene Person mit diesen Erfahrungen umgeht. Was den einen kränkt, ruft beim anderen nur Achselzucken hervor. Was eine Person tief verunsichert, ruft bei der anderen den klaren Willen zur Gegenwehr hervor.

Die Mobbing-Diskussion weist hier übrigens deutliche Parallelen zur Auseinandersetzung um eine präzise Fassung des Stress-Konzeptes in der Arbeits- und Organisationspsychologie auf. Auch das Phänomen Stress läßt sich nicht vollständig objektivieren; was als Stress wirkt, hängt immer auch von Reaktions- und Verarbeitungskapazität der betroffenen Person ab (vgl. v. Rosenstiel 1992, S. 99ff.)

(3) Das dritte Problem liegt darin, daß der belastende oder krankmachende Effekt bestimmter Verhaltensweisen nicht nur von der Verarbeitungskapazität der beteiligten Personen abhängt, sondern auch noch vom zeitlichen Verlauf und der Abfolge der Ereignisse. Sobald es sich nicht um einmalige Entgleisungen handelt, die von allen Beteiligten schnell und relativ folgenlos bewältigt werden können, sei es durch Ignorieren, Aussprache oder andere Formen

der Konfliktbereinigung, sondern um fortgesetzte aggressive Handlungen, lassen sich überdies belastende Kommunikationssituationen am Arbeitsplatz angemessen nur innerhalb von Konfliktverläufen beschreiben. Für eine Vielzahl von Fällen, die mit dem Begriff des Mobbing belegt werden, läßt sich zeigen, daß aus einer noch vergleichsweise überschaubaren Anfangssituation, in der es durchaus noch Möglichkeiten der Beilegung gegeben hätte, durch Unvermögen oder auch Unwillen eine Dynamik der Konfliktverschärfung in Gang gesetzt wird, die schließlich über verschiedene Eskalationsstufen zu katastrophalen Endzuständen führt. Vielfach werden Mobbing-Fälle von diesem katastrophalen Endergebnis her rückwärts rekonstruiert. Damit wird eine Zielgerichtetheit schon bei kleinsten Anfängen unterstellt, die einfach nicht der Realität entspricht. Alle die zahlreichen Fälle, in denen ein erfolgreiches Konfliktmanagement Eskalationen verhindert hat, bleiben unbeachtet, obwohl die Ausgangssituationen möglicherweise ähnlich waren.

Der Mobbing-Ansatz von Leymann kann nicht angeben, wo der Übergang vom "normalen" Konflikt- und Aggressionsverhalten, das in Gruppen unvermeidlich ist, das aber auch verkraftet wird, zu krankmachenden Gewaltbeziehungen im Arbeitsleben liegt. Darüber hinaus ist der Mobbing-Begriff noch in einer anderen Hinsicht begrenzt. Es gibt nämlich Kommunikationssituationen am Arbeitsplatz, die von ihm gar nicht erfaßt werden, weil sie sich schlecht in das Schema gezielter, individuell zurechenbarer Aggression einpassen lassen, die aber dennoch als belastend und krankmachend erfahren werden. Bei den in der Infas-Studie genannten Ursachen für ein schlechtes, d.h. belastendes Betriebsklima sind auch solche genannt, wie z.B. fehlende Anerkennung, faule Kollegen oder Hektik, nicht zuletzt aber auch die Angst um den Arbeitsplatz, die nicht mit gezielter Schikane, offener oder versteckter, aber jedenfalls beabsichtigter Aggression und willentlichem "Fertigmachen" - allen diesen Aspekten, die mit dem Mobbing verbunden werden - einhergehen müssen.

2.2 Analyseebenen zum Verständnis belastender Kommunikationssituationen

Wollen wir nicht bei der Beschreibung und Bewältigung von Einzelfällen steckenbleiben, so wichtig dies für die jeweils Betroffenen ist, so ist nach systematischen Bedingungsfaktoren und Ursachen zu fragen, die zu belastenden Kommunikationssituationen am Arbeitsplatz führen. Dabei sind unterschiedliche Analyseebenen zu berücksichtigen:

- Ebene individuellen Verhaltens; Psychologie
- Ebene der Interaktion in Gruppen; Gruppendynamik
- Ebene der Institution; organisatorische Strukturen
- Gesellschaftlicher Kontext.

Ebene individuellen Verhaltens (Psychologie)

Für die Beteiligten, zumal in fortgeschrittenen Konfliktstadien, wenn sich Täter- und Opferrollen bereits verfestigt haben, steht der individuelle Anteil, die Persönlichkeitsstruktur der Kontrahentin/des Kontrahenten im Vordergrund. Und sicherlich kann die Neurosenlehre hilfreiche Hinweise für den Umgang mit schwierigen Chefs und Kollegen geben. Die individuelle Art und Weise, in der Menschen sich selbst und ihre Umgebung wahrnehmen, bestimmt auch, wie sie mit Schwierigkeiten und Problemen umgehen. Diese Ebene der individuellen Psychologie umfaßt die gesamte Persönlichkeit mit ihrer lebensgeschichtlichen Prägung, ihren Voreinstellungen und Erwartungen. Frauen- und männertypische Verhaltensweisen und Orientierungen sind auf dieser Ebene verankert. Von daher ist es auch

nicht verwunderlich, daß Frauen und Männer unterschiedliche Kommunikationssituationen als belastend erleben, daß z.B. Konkurrenzkampf von Frauen als belastender erlebt wird als von Männern. Auch die Bereitschaft, Konflikte aktiv anzugehen, sich zu Machtansprüchen zu verhalten, die Einstellung zu Autorität, sind in der individuellen Psychologie verankert und steuern das individuelle Verhalten in entsprechenden Situationen.

Dabei spielen aber nicht nur die prägenden Erfahrungen der Kindheit eine Rolle, ebenso bedeutsam ist die Sozialisation im Berufsleben selbst. Berufliches Handeln umfaßt neben aufgabenorientiertem Verhalten auch soziale Verhaltensnormen, die oft als wenig bewußter "heimlicher Lehrplan" aufgenommen werden.

Im Berufsleben wird das Verhalten der Akteure auch von nicht ausgesprochenen Regeln gesteuert. Jeder Karriere-Ratgeber enthält Ratschläge, wie die karrierewillige Person sich auf Kosten anderer profilieren sollte, wie sie ihre Qualitäten darstellen und betonen sollte und wie sie sich durchsetzen kann. Wenn wir danach fragen, welche Verhaltensweisen im Berufsleben gelernt und verinnerlicht werden, so sind dies

- Konkurrenz
- Eigeninteresse
- Durchsetzung
- Sachlichkeit.

Wenn dies die heimlichen Normen für das Verhalten im Betrieb sind, so können wir für die Entstehung belastender Kommunikationssituationen am Arbeitsplatz den Schluß ziehen, daß Konflikte, Interessengegensätze und Auseinandersetzungen in gewisser Weise unvermeidlich sind. Wie belastend solche Konstellationen erfahren werden, wie die Beteiligten damit umgehen können, hängt dann wieder von der Psychologie - oder auch der Psychopathologie - der Personen im Spiel ab. Hesse und Schrader haben eine kleine psychologische Typologie der an schwierigen Kommunikationssituationen am Arbeitsplatz Beteiligten entwickelt. Sie beschreiben in durchaus witziger Weise Charaktere und typische Verhaltensweisen auf seiten der "Täter" (Tyrannen, Intriganten, Radfahrer usw.), der passiven "Opfer" (Sensibelchen, Sündenböcke, Leidende usw.), aber auch der nur scheinbar unbeteiligten "Zuschauer" (Kriecher, Scheinheilige, Rückzieher usw.).

Diese Art von "Küchenpsychologie" hat nicht nur einen hohen Wiedererkennungswert; sie erinnert darüber hinaus an die alte Einsicht, daß zu jedem bösen Spiel immer mehr als eine Person gehört. Das kann vor schnellen einseitigen Schuldzuweisungen bewahren, erklärt aber nur wenig und gibt nur grobe Ansatzpunkte für vorbeugendes Handeln. Denn es wäre zu kurz gegriffen, die Entstehung belastender Kommunikationssituationen im Berufsleben allein oder auch nur vorwiegend in der individuellen Psychologie zu lokalisieren. Jede individuelle Psychopathologie braucht eine Bühne, auf der sie sich erst entfalten kann.

Ebene der Interaktion in Gruppen (Gruppendynamik)

Menschen in der Gruppe verhalten sich oft ganz anders als es ihren individuellen Einstellungen, persönlichen Werthaltungen entspricht. "In Gruppen sind enthemmte, irrationale und destruktive Verhaltensweisen möglich, die normalerweise von den meisten Menschen - auch von den Gruppenmitgliedern, wenn man sie einzeln befragt - negativ bewertet und abgelehnt werden würden."(Hesse, Schrader 1993, S. 123). Wie kommt das

zustande? Die Gruppendynamik hat vier grundlegende Mechanismen herausgefunden, die bei der Bildung von Gruppen und für ihren Zusammenhalt bedeutsam sind.

- Prinzip der Konvergenz von Meinungen und Verhaltensweisen (Konformitätsdruck)
- Herstellung einer eindeutigen Rang- und Hackordnung, durch die die Aggression in der Gruppe reguliert und kanalisiert wird
- Feindbilder stützen den Gruppenzusammenhalt und mobilisieren Kräfte
- Außendruck auf Gruppen verstärkt die Aggression in der Gruppe

Diese allgemeinen gruppendynamischen Prinzipien können auch dafür verwendet werden, Konflikte im Arbeitsleben zu analysieren. Kommt in einer Gruppe "Mobbing", d.h. andauernde Aggression gegen eine Person vor, so ist auf dieser Ebene zu fragen, welche hintergründige Dynamik in der Gruppe wirksam ist und wie die Wahl eines Opfers mit der Situation der Gruppe zusammenhängt.

Diese Perspektive wird in der systemischen Betrachtung noch vertieft. Die moderne Psychotherapie hat ihre Wahrnehmung psychischer Probleme dadurch erweitert, daß sie nicht mehr ausschließlich die gestörte Einzelperson betrachtet. Sie sieht vielmehr ihre Störung als Symptomatik für den Zustand des sozialen Systems, in das die Person mit ihren psychischen Problemen als Symptomträger eingebunden ist. Dieser Ansatz wurde vor allem in der Familientherapie äußerst produktiv (H. Stierlin). Er läßt sich aber auf soziale Systeme und Gruppen jeder Art übertragen. Die Kommunikationspsychologie der Schule von Palo Alto (Watzlawick u.a.) geht davon aus, daß jeder einzelne kommunikative Akt aus dem System sozialer Beziehungen, in das er gestellt ist, verständlich wird. Wenn eine Person in besonderem Maße zum Adressaten belastender und kränkender Kommunikationen am Arbeitsplatz wird, so wäre dies also als Hinweis auf eine besondere Problematik innerhalb der organisatorischen Einheit (Abteilung, Arbeitsgruppe o.ä.) zu werten, in die die betroffene Person eingebunden ist. In der systemischen Betrachtung der Gruppe (Gruppe als System) wäre zu fragen, welche Funktion das "Opfer" der aggressiven Handlungen für die Gruppe insgesamt erfüllt, (nach Neuberger 1994, S. 64ff.) also z.B.

- Stabilisierungsfunktion: Die Gruppe stabilisiert sich in ihrem Zusammenhalt, indem sie sich gegen Personen, die nicht zu ihr passen, abgrenzt.
- Ersatzobjekt (Sündenbock): Die Gruppe kämpft nicht gegen die Person/en, die ihr tatsächlich Druck macht/machen (z.B. der Chef, übergeordnete Instanzen), sondern verlagert die Aggression auf ein schwaches Mitglied.
- Geltung von Gruppennormen: Durch Ausgrenzen abweichender Personen wird die Identität der Gruppe und der für sie geltenden Normen bestätigt.
- Abreagieren von Frustration: Sei es aus Streß oder aus Langeweile, aber auch als Ausdruck objektiver Umstände, die hinter dem Rücken der Beteiligten wirken, wie Termindruck, Kostendruck, Arbeitsplatzbedrohung, Hierarchie, Bezahlungssysteme kann es zum Ausbruch von Aggressionen "nach außen" kommen, die die Gruppe sprengen würden, wenn sie sich nach innen entladen würden.

Die Sichtweise der Gruppendynamik und des systemischen Ansatzes in der Analyse gestörter Beziehungen im Arbeitsleben verweist auf die große Bedeutung, die der betrieblichen Gestaltung von sozialen Beziehungen zukommt. Die Ursachen belastender Kommunikationssituationen am Arbeitsplatz erschließen sich daher erst in vollem Umfang, wenn wir die strukturellen Bedingungen analysieren, in die die belastenden Akte eingebunden sind.

Ebene der Institution, Organisation

Übertragen wir die systemische Herangehensweise auf die Analyse belastender Kommunikationssituationen am Arbeitsplatz, so wird deutlich, daß wir über die individuelle Zurechnung von Fehlverhalten und Versagen, die wir aus der individuellen Psychologie oder aus der Dynamik von Gruppenprozessen erklären können, hinausgehen müssen und die Arbeits- und Organisationsgestaltung selbst in den Blick nehmen müssen. Denn die Arbeits- und Organisationsgestaltung eröffnet erst die Bühne, auf der sich individuelle Defizite von Menschen im Umgang mit KollegInnen, Vorgesetzten und Untergebenen und Gruppenpathologien entfalten können. "Mobbing ist im Grunde kein isoliertes Phänomen, sondern ein symptomatischer Ausdruck der Bedingungen, unter denen bei uns Erwerbsarbeit stattfindet", schreibt der Organisationspsychologe Neuberger (1994, S. 52)

Ganz generell strahlt sicherlich das gesellschaftliche Klima auf die Situation in den Betrieben aus. Die öffentlichen Verwaltungen werden zwar manchmal noch in einer Sondersituation gesehen: Arbeitsplatzsicherheit, geringere Arbeitshetze und ein insgesamt langsameres Innovationstempo wird dem öffentlichen Dienst nachgesagt. Dieses Bild ist aber heute sicher nur noch in wenigen Bereichen zutreffend. Die wachsende allgemeine Arbeitslosigkeit übt in zunehmendem Maße Druck auch auf die Beschäftigen des öffentlichen Dienstes aus - schon alleine dadurch, daß nicht ohne weiteres ein neuer Arbeitsplatz zu finden ist, wenn man den alten wegen unschöner Vorfälle am liebsten verlassen würde. Privatisierungen und die Einführung von Budgetierung als Haushaltsprinzip werden zunehmend auch in den öffentlichen Bereichen den Zeit- und Kostendruck, die Konkurrenz und den Zwang zur Profilierung unter den Beschäftigten verstärken. Damit wird der Betriebsalltag zwangsläufig härter.

Zudem ist es wichtig, sich klarzumachen, daß es im betrieblichen Leben nicht allein um die Aufgabe, die Sache, die Leistung geht, sondern es ist Macht im Spiel. Das heißt, das Handeln der beteiligten Personen ist nicht etwa primär auf die Erreichung gemeinsamer Sachziele gerichtet, sondern auf Aufbau und Einsatz von Machtpositionen, um eigene Interessen durchzusetzen (Neuberger 1994, S. 81). Die Verfolgung eigener Interessen gewinnt gerade in Verwaltungen ein besonderes Spielfeld, da Arbeitsvorgänge nicht, wie in der Produktion, durch technische oder apparative Voraussetzungen bis ins letzte vorbestimmt sind. Berufliches Handeln in der Verwaltung vollzieht sich in hohem Maße über Kommunikationsakte. Kommunikationssituationen aber sind in der Regel mehrdeutig, komplex, auch widersprüchlich und unsicher. Sie bieten damit vielfältige Ansatzpunkte für unterschiedliche Deutungen, Mißverständnisse, aber auch gezielte Verwirrung.

Im Berufsleben treffen individuelle Ansprüche und Verhaltensorientierungen, gruppendynamische Prozesse und der Aufgaben- und Erfolgsdruck des Unternehmens oder der Institution zusammen, und zwar in machtförmigen Strukturen. Daraus wird deutlich, daß der Ebene der Aufgaben- und Organisationsgestaltung eine entscheidende Bedeutung für das Innenleben der Betriebe, ihre Kultur und ihr Klima zukommt. Betriebsklima ist nicht Glückssache und ergibt sich nicht quasi zufällig aus dem psychologischen Potential der

beteiligten Beschäftigten. Durch die Aufgaben- und Organisationsgestaltung, die im wesentlichen im Verantwortungsbereich der Führung liegt, wird wesentlich das Konflikt- und Aggressionspotential und damit indirekt auch das Niveau psychischer und gesundheitlicher Belastung mitentschieden. Ob das Betriebsklima gut oder schlecht ist, erweist sich als Ergebnis der Gestaltung der sozialen Beziehungen in einem Betrieb oder einer Verwaltung. Deren Kern ist die Arbeits- und Organisationsgestaltung.

Vier Aspekte möchte ich dabei betonen (nach Badura)

- Gestaltung von Aufgaben
  Aufgaben, die extrem arbeitsteilig gestaltet sind, die unterfordern, die gleichförmiges Arbeiten erfordern und wenig Möglichkeiten der Füllung mit Sinn anbieten, sind belastend, krankmachend. Sie fördern ein Verhalten, das auf Aufbau von Spannungen und Abbau von Frustration im Betrieb hinauslaufen kann.

- Gestaltung sozialer Beziehungen
  In den betrieblichen Hierarchien sind Sachaufgaben mit unterschiedlichen Verfügungsmöglichkeiten gekoppelt, d.h. die Aufgabengestaltung legt nicht nur die Art und Weise der Aufgabenerfüllung fest, sondern schafft auch machtförmige Beziehungen und gestaltet daher auch soziale Beziehungen innerhalb des Betriebes. Wie sich die sozialen Beziehungen innerhalb des Betriebes gestalten, ist mitentscheidend über gesundheitliche, psychische Belastungen - unabhängig von gezielten aggressiven Akten im Einzelnen.

- Gestaltung von Handlungsspielräumen
  Aufgaben- und Organisationsgestaltung - damit ist zugleich darauf verwiesen, daß auf dieser betrieblichen Ebene Handlungsspielräume geschaffen werden - oder eben nicht. Gerade in Verwaltungen wird durch starre Regelwerke und Hierarchien der Handlungsspielraum einzelner Beschäftigter bei der Bewältigung der Aufgaben z.T. stark beschnitten. Geringe Handlungsspielräume bei Über- oder auch Unterbeanspruchung gehört nach Erkenntnissen der Gesundheitswissenschaft ebenfalls zu den Belastungsfaktoren.

- Gestaltung von Qualifikationen
  Eine wesentliche Quelle von Arbeitsunzufriedenheit ist die Erfahrung stagnierender Qualifikation im Laufe eines Arbeitslebens. Mangelnde Beteiligung an Innovation und Veränderung wird auf die Dauer zum Belastungsfaktor.

Eine große Rolle spielt der Führungsstil, der in einem Unternehmen, einer Dienststelle praktiziert wird. Wird auf der Leitungsebene sachorientiert, partnerschaftlich-kooperativ, autoritär-direktiv oder nach dem laissez-faire-Prinzip gehandelt? Unterschiedliche Führungsstile schlagen auf das gesamte Klima einer Abteilung oder eines Betriebes durch. Die Krankenkassen gehen heute davon aus, daß Krankenstände, die über 4 - 5 % hinausgehen, berufliche Hintergründe haben, "die vor allem im Vorgesetztenverhalten und im Betriebsklima zu suchen sind. ´Kranke´ Verhaltensmuster der Führungskräfte führen zu kranken Mitarbeitern und schließlich zu kranken Organisationen" (Kowalski 1994, S. 27). Ob MitarbeiterInnen gut informiert sind, ob ihre Meinung gehört wird, ihre Arbeit anerkannt wird, wie mit Konflikten umgegangen wird - der Führungsstil der leitenden Persönlichkeiten ist dafür ausschlaggebend. Was den in privaten Unternehmen praktizierten Führungsstil

anbelangt, so klaffen Selbsteinschätzung der Führungskräfte und Fremdeinschätzung durch die Mitarbeiter erheblich auseinander.

Selbsteinschätzung	Führungsstil	Fremdeinschätzung
9,6%	autoritär-instabil	49,7%
19,4%	autoritär-direktiv	19,8%
33,9%	sachorientiert	7,4%
14,5%	partnerschaftlich-kooperativ	4,3%
22,6%	Laissez faire	18,8%

Quelle: Scherer 1994

Es ist zu befürchten, daß die "Chefs" im öffentlichen Dienst bei näherer Betrachtung nicht viel anders aussehen würden.

Die neuere Gesundheitsforschung hat den Zusammenhang zwischen Arbeits- und Organisationsgestaltung, Betriebsklima und Arbeitszufriedenheit, also den Komplex, der sich als wichtigster Erklärungshintergrund für die Entstehung und Verselbständigung belastender Kommunikationsakte am Arbeitsplatz herausgestellt hat, in der Analyse von betrieblichen Fehlzeiten (Absentismus), also der Abwesenheiten der Arbeitskräfte vom Arbeitsplatz, klar herausgestellt (vgl. Nieder 1994). Analysen zum Phänomen der "inneren Kündigung" kommen zu ähnlichen Einschätzungen (Hilb 1994). Das folgende Diagramm macht den Zusammenhang noch einmal anschaulich und zeigt zugleich, wo die Ansatzpunkte für vorbeugendes Handeln sind:

MitarbeiterInnen:	Führungsebene:
Persönlichkeit	Persönlichkeit
Einstellungen	Verhaltens- und Führungsstil
Qualifikationen	Führungskompetenzen

reagieren auf gestaltet

Arbeitssituation
Arbeitsumgebung
Aufgaben und Tätigkeiten
Aufgabengestaltung und Organisation
Gruppenklima
Verhalten des Vorgesetzten

Betriebsklima

Arbeitszufriedenheit	Arbeitsunzufriedenheit	Krankheit

Motivation	Absentismus	Krankenstand

Leistung	Ausfälle

(eigene Fassung nach Nieder)

So wie betriebliche Fehlzeiten in der Gesundheitsforschung "als Signale für unbefriedigende Arbeitssituationen", die in der Sicht der Mitarbeiter bestehen, gewertet werden, so sollte auch das Auftreten von belastenden, krankmachenden Kommunikationssituationen oder gar fortgeschrittener Mobbing-Handlungen als Signal aufgefaßt werden, daß im Bereich der Aufgaben- und Organisationsgestaltung, im Betriebsklima Reibungspunkte vorhanden sind, die von einer verantwortlichen Unternehmensleitung oder der Führungsebene einer Verwaltung angegangen werden sollten. "Wir müssen Führungsverhalten und Organisationsstrukturen verändern helfen, wenn wir den Krankenstand senken wollen", diese Schlußfolgerung wird auf Seiten der Krankenkassen heute gezogen" (Kowalski 1994).

3. Handlungsmöglichkeiten

Diese Frage ist unterschiedlich zu beantworten, je nachdem, von welcher Perspektive aus gefragt wird. Ich möchte die Handlungsmöglichkeiten unterschiedlichen Akteuren zuordnen und einige Hinweise zu möglichen Strategien im Umgang mit belastenden Kommunikationssituationen im Berufsleben geben. Da der Ebene der Unternehmensleitung maßgebliche Bedeutung für die Gestaltung der sozialen Beziehungen und damit auch für das Auftreten belastender Kommunikationssituationen am Arbeitsplatz beizumessen ist, werde ich auf die Frage der betrieblichen Gestaltungsmöglichkeiten ausführlicher eingehen.

3.1 Gesellschaftliche Ebene

Brauchen wir wie Schweden ein Anti-Mobbing-Gesetz? Ich meine nein. Konfliktregulation kann nicht gesetzlich verschrieben werden. Ich meine die vorhandenen Gesetze reichen aus. Allerdings wünsche ich mir ein Anti-Diskriminierungsgesetz, das die Verantwortung des Arbeitgebers für eine vernünftige Konfliktregulation im Betrieb und vor allem eine frauenfreundliche Beweislastregelung bei sexueller Belästigung und klare Sanktionen festschreibt. Das zweite Gleichberechtigungsgesetz vom 24. 6. 1994 erfüllt diese Anforderungen nicht im wünschenswerten Umfang, da es die Beweislast bei den Beschäftigten beläßt und Sanktionen gegen Täter im Ermessen der Vorgesetzten stehen. Im übrigen ist die Aufgabe, Menschen (vielleicht Frauen und Mädchen in besonderem Maße) so zu bilden und zu erziehen, daß sie kommunikations- und konfliktfähig werden, eine gesellschaftliche Aufgabe, die Elternhaus und Schule natürlich vorrangig erfüllen müßten. Hierbei Hilfestellung zu geben, müßte Aufgabe sozialstaatlicher Politik sein.

3.2 Betriebliche Strategien

Akteure der betrieblichen Ebene sind die Unternehmens-/Verwaltungsleitung einerseits, die organisierte Vertretung der ArbeitnehmerInnen andererseits. Grundsätzlich können beide Seiten die Initiative ergreifen, um das Problem belastender, krankmachender Kommunikationssituationen am Arbeitsplatz aufzugreifen. Die Interessenlage von Unternehmensleitung und ArbeitnehmerInnenvertretung überschneidet sich in diesem Bereich: Der Zusammenhang: Besseres Betriebsklima - höhere Arbeitszufriedenheit - bessere Arbeitsmotivation - weniger Fehlzeiten - besseres Arbeitsergebnis sichert sowohl das Interesse der Unternehmens- oder Verwaltungsleitung an der Herstellung besserer Kommunikationsverhältnisse, wie auch das der gesetzlichen und gewerkschaftlichen Interessenvertretung im Betrieb. Die Ansatzpunkte können vielfältig sein; es hat sich ja gezeigt, daß das Problem belastender Kommunikationssituationen im Schnittpunkt von Aufgaben- und Organisationsgestaltung, Führungsstil, Motivation der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, Gesundheitsvorsorge und Betriebsklima steht.

Die schon zitierte Infas-Untersuchung hat zur Frage, wodurch nach Meinung der Befragten ein gutes Betriebsklima hergestellt werden kann, folgende Ergebnisse gefunden:

Als Faktoren für ein gutes Arbeitsklima werden genannt:

Faktoren	West	Ost
Teamgeist	67%	66%
selbständiges Arbeiten	65%	66%
Anerkennung durch den Chef	56%	48%
Kooperation der Kollegen	52%	59%
gerechte Aufteilung der Arbeit	52%	62%
Weitergabe von Informationen durch den Chef	46%	45%
Beteiligung an Entscheidungen	45%	46%
Anerkennung durch die Mitarbeiter	36%	47%
geregelte Arbeitszeiten	35%	46%
Gestaltung des Arbeitsplatzes	33%	43%

Quelle: Infas 1992

Diese Hinweise zeigen, daß für präventives Handeln, also nicht nur zur Beseitigung vorhandener Probleme, sondern zur förderlichen Gestaltung der Kommunikationsverhältnisse im Betrieb, alle Gestaltungsmöglichkeiten angesprochen sind, die durch die Verantwortung des Arbeitgebers für die Aufgaben- und Organisationsgestaltung bestehen. "Was kränkt, macht krank" - um diesen Zusammenhang aufzubrechen, sind nicht allein Maßnahmen der betrieblichen Gesundheitsförderung angesprochen, sondern eine gute Aufgaben- und Organisationsgestaltung wirkt umfassend gesundheitsfördernd. Badura hat in einem Beitrag zur betrieblichen Gesundheitsförderung einige Ansatzpunkte genannt:

´Gesunde´ Kommunikationsverhältnisse können durch eine förderliche Aufgabengestaltung gestützt werden. Aufgaben, die Nachdenken, eigene Urteilskraft und Initiative erfordern, die außerdem hinreichend komplex und zugleich sinnhaft sind, fördern die Fähigkeit zur Problembewältigung und Gefühlsregulation, die Entwicklung eines positiven Selbstbildes und offene Haltung.

Die Förderung einer betrieblichen Kultur der Offenheit, des Vertrauens und der gegenseitigen Unterstützung wird mit der Veränderung der Arbeitsaufgaben (mehr kommunikative Verdichtung, Vernetzung und zunehmende Bedeutung von Gruppen) entscheidend für die Leistungsfähigkeit eines Betriebes.

Die Gewährung ausreichender Handlungsspielräume für eine eigenverantwortliche aktive Problemlösung und Aufgabenbewältigung ist zentral für die Entwicklung und Erhaltung einer guten Arbeitsmotivation der MitarbeiterInnen.

Eine angemessene Qualifikation, d.h. systematische Personalentwicklung über Qualifizierung sichert, daß Arbeitsaufgaben Teil der persönlichen Entwicklung werden.

Auch die Qualifizierung der Führungsebene, die ja entscheidend für das Betriebsklima ist, für den Umgang mit Konflikten und Aggressionen ist Bestandteil einer gesundheitsförderlichen Personalentwicklung. "Menschenführung" jenseits starrer Hierarchien ist gerade im öffentlichen Dienst ein Thema. Kommunikationsfähigkeit, Überzeugungskraft statt Anordnung, Motivation - diese Fähigkeiten werden künftig auch von Führungskräften im öffentlichen Dienst verstärkt erwartet.

Deutlich wird: Vorbeugende Strategien, die das Entstehen belastender, krankmachender Kommunikationssituationen am Arbeitsplatz verhindern können, beschränken sich nicht auf den Bereich der betrieblichen Gesundheitsförderung. Die umfassendste betriebliche Gesundheitsförderung besteht darin, für ein gutes Betriebsklima zu sorgen; dies setzt freilich eine moderne Management- und Führungsphilosophie der Leitungsebene in Unternehmen und Verwaltungen voraus und wird nur in partizipativen Prozessen zu verwirklichen sein. Diese Feststellung ist eigentlich banal. Denn wenn die menschliche Arbeitskraft nicht mehr an Maschinentakte gebunden ist, wenn vielmehr - wie es in modernen Verwaltungs- und Dienstleistungsbereichen der Fall ist - die Aufgabenerledigung sich im wesentlichen als Kommunikation abspielt, dann kann eine externe Steuerung und Kontrolle der Arbeitsleistung nicht mehr greifen. Moderne Dienstleistungsorganisationen sind auf motivierte MitarbeiterInnen angewiesen, die ihre Aufgabenerledigung selbst steuern und intern kontrollieren. Dies setzt eine Führung voraus, die ihren Sinn vorrangig in der Unterstützung der MitarbeiterInnen bei ihrer Aufgabenerfüllung sieht. Dieser Ansatz wird in betriebswirtschaftlichen Managementmodellen heute selbstverständlich zugrundegelegt.

Beispielhaft zeigt sich dies an Modellen betrieblicher Gesundheitsförderung, die zunächst mit der Absicht angegangen wurden, überhöhte Fehlzeiten zu reduzieren, also das Absentismus-Problem in den Griff zu bekommen. Erfolgreich können solche Vorhaben dann sein, wenn am Ausgangspunkt strukturelle Analysen (z.B. Erhebung von Fehlzeiten, Organisationsuntersuchungen o.ä.) mit Befragungen der beteiligten und betroffenen Personen verbunden werden, also z.B. mit Befragungen zur Arbeitsplatzsituation, zum Betriebsklima, zu Belastungssituationen oder Verbesserungswünschen (vgl. Nieder 1994, BKK 1995). Die abgeleiteten Maßnahmen umfassen in der Regel neben im engeren Sinne gesundheitsfördernden Angeboten (wie z.B. Gruppen zur Streßbewältigung, Rückenschule o.ä.) arbeits- und aufgabengestaltende Maßnahmen, wie sie oben angesprochen wurden (beispielhaft vgl. Schlünkes 1994 für die Pinneberger Verkehrsbetriebe).

Ebenso muß die Initiierung und Umsetzung von Veränderungen partizipativ vor sich gehen. So wie in Prozessen der Organisationsentwicklung Steuerungsgruppen erforderlich sind, die hierarchieübergreifend arbeiten und den Rückfluß der Arbeitsergebnisse an die von Veränderung betroffenen Abteilungen und Gruppen sichern, sollten präventive Maßnahmen zur Herstellung guter Kommunikationsverhältnisse am Arbeitsplatz stets im Zusammenwirken der verschiedenen Hierarchieebenen und der MitarbeiterInnen selbst entwickelt werden (vgl. Nieder 1994; BKK 1995). Empfohlen wird auch die Beteiligung externer BeraterInnen, die als Außenstehende nicht in betriebliche Interessen- und Machtkonstellationen eingebunden sind.

In allgemeiner Weise wird der Gedanke partizipativ erarbeiteter Veränderungsprozesse in der gesamten Zirkelbewegung, also bei Maßnahmen zur Teamentwicklung, zur Qualitätssicherung und zur Erschließung betrieblicher Innovationspotentiale umgesetzt (vgl. Johannes 1993).

Auf der betrieblichen Ebene sind sowohl vorbeugende Strategien zur Herstellung guter Kommunikationsverhältnisse am Arbeitsplatz als auch Strategien für die Bewältigung von Einzelfällen zu bedenken, also Handlungsmöglichkeiten, wenn die sozialen Beziehungen entgleist sind und es zu persönlichen Belastungen gekommen ist.

Wenn belastende Kommunikationssituationen im Betrieb festgestellt werden, aggressive Übergriffe, sexuelle Belästigung oder auch Fälle von Psychoterror, so ist der Personalrat unbedingt angesprochen. Seine rechtlichen Möglichkeiten ergeben sich u.a. aus der Aufgabe,

Beschwerden zu behandeln, die Wahrung der Persönlichkeitsrechte der ArbeitnehmerInnen zu beachten und in Zusammenarbeit mit der Dienststelle Maßnahmen zu beraten, die einem guten Betriebsklima dienen. Denkbar wäre auch der Abschluß einer Vereinbarung, die Verfahren der Konfliktregulation festschreibt. "Das Problem ist nicht, daß es Konflikte, Streit, Aggression, Intrigen in Gruppen gibt, sondern daß es keine eingespielten Verfahren zu ihrer Kanalisierung gibt." (Neuberger 1994, S. 69) Wie eine Intervention im Einzelfalle aussehen könnte, hängt natürlich von den jeweiligen Gegebenheiten ab. Wichtig ist, weitere Belastungen der Person, die sich im akuten Konfliktstadium als "Opfer" darstellt, zu unterbinden. In jedem Falle sollte aber von der Voraussetzung ausgegangen werden, daß die Sorge für gute Kommunikationsverhältnisse und für Konfliktregulationen in der Führungsverantwortung liegt.

3.3 Individuelle Strategien

Auch für das individuelle Verhalten in akuten Problemsituationen lassen sich nur wenige allgemeine Verhaltensempfehlungen geben. Grundsätzlich gilt, daß die aufgetretenen Probleme und Belastungen von dem/der Betroffenen nicht verschwiegen werden sollten. Eine aktive Strategie, gegebenfalls unter Einschaltung von externen Moderatoren, ist im allgemeinen weniger belastend als der Versuch, allein mit Belastungen fertig zu werden. Es gilt, das offene Gespräch zu suchen. Wenn dies mit der als Aggressor wahrgenommenen Person nicht mehr möglich ist, sollten Personen des Vertrauens angesprochen werden (etwa im Personalrat, GewerkschaftskollegInnen, nicht in den Konflikt verwickelte Personen). Grundsätzlich sollte der Personalrat, aber auch der Arbeitgeber (unmittelbarer oder übergeordenter Vorgesetzter) informiert werden. Die Ansprache des Personalrats sollte auch Hilfestellung geben, wenn personalrechtliche Maßnahmen drohen.

Vorbeugend sollten Beschäftigte sich fragen, ob sie sich an ihrem Arbeitsplatz entfalten können, oder ob sie das Gefühl haben, einstecken zu müssen und sich nicht durchsetzen zu können. Der erste Schritt besteht darin, die Verantwortung für die eigenen Fähigkeiten zu übernehmen, auch in schwierigen Gesprächssituationen zu bestehen und auch mit schwierigen Gesprächspartnern umgehen zu können. Es gibt zahlreiche Angebote zur Weiterbildung gerade in diesen Bereichen (Kommunikationsseminare, Rhetorik, Selbstverteidigung, Konflikttraining u.a. mehr).

Die Entscheidung, den Arbeitsplatz aufzugeben und nach Alternativen zu suchen, sollte eigentlich an letzter Stelle stehen und ebenfalls nicht ohne Beratung durch den Personalrat erfolgen. Oft erweist sich die Suche nach einen anderen Arbeitsplatz beim gleichen Arbeitgeber als durchaus erfolgversprechend.

Schlußbemerkung

Die nachhaltige Resonanz, die der Mobbing-Begriff in der öffentlichen Diskussion gefunden hat, ist als Signal zu werten, daß Härten und Reibungen im Berufsleben zunehmen. Neuberger hat in einer Kritik des Mobbing-Ansatzes polemisch angemerkt, daß alle Phänomene, die mit diesem Stichwort angesprochen werden, seit langem bekannt und diskutiert werden. "Die Erfahrung, daß es in Organisationen Aggression und Destruktivität, Intrigen und Heimtücke, Brutalität, Niedertracht und Bösartigkeit gibt, ist wohl so alt wie die Organisationen selbst" (Neuberger 1994, S. 36). Die Konjunktur des Mobbing-Begriffs ist ein Reflex auf das rauher gewordene soziale Klima, das auch in die Betriebe und Verwaltungen hineinreicht. Zugleich verschleiert er die Problemzusammenhänge und Ursachen, da er das individuelle Fehlverhalten in den Mittelpunkt stellt - sei es durch Anprangern der brutalen Mobber, sei es durch den Nachweis, daß das Opfer irgendwie doch selbst schuld ist. Die Mobbing-Diskussion suggeriert zudem, bei Ausschaltung der Täter und Rehabilitation der Opfer könne es eine konfliktfreie, harmonische Arbeitswelt geben. Die in das System eingebauten Zwänge werden unterschlagen. Zugleich aber hat die Mobbing-Diskussion das Bedürfnis nach Äußerung bei vielen Betroffenen angestoßen. Die Prägung dieses eingängigen Begriffs "Mobbing" ist das größte Verdienst Leymanns, auch wenn die Sachverhalte schon lange unter anderen Bezeichnungen bekannt und diskutiert waren. Mit dem Stichwort Mobbing fühlen sich viele Betroffene in ihren im Berufsleben erlittenen Kränkungen verstanden und ermutigt, sich zu äußern, und Abhilfe zu verlangen. Für Arbeitgeber und Betriebs- und Personalräte sollte aber das Wissen im Vordergrund stehen, daß Betriebsklima und Arbeitszufriedenheit die entscheidenden Faktoren sind, wenn es um Vermeidung oder Abbau belastender Kommunikationssituationen am Arbeitsplatz geht.

Literaturverzeichnis

BADURA, Bernhard: Gesundheitspotentiale erschließen statt einseitige Konzentration auf Diagnose und Risikobekämpfung, in: Blick durch die Wirtschaft 14.12.1993

BKK (Bundesverband der Betriebskrankenkassen): Gesundheitsförderung im Betrieb, Essen 1995

BUNDESMINISTERIUM FÜR FRAUEN UND JUGEND: Das Gleichberechtigungsgesetz des Bundes, Bonn 1994

FREIMUTH, Silvia: Streß und Streßbewältigung am Arbeitsplatz. Auswirkungen auf die Gesundheit und Handlungsmöglichkeiten, in: Der Personalrat 9/1994, S.396-398

HESSE, Jürgen und SCHRADER, Hans Christian: Krieg im Büro. Konflikte am Arbeitsplatz und wie man sie löst. Ratgeber für Betroffene und Vorgesetzte, Frankfurt 1993

HILB, Martin: Innere Kündigung. Ursachen und Lösungsansätze, Zürich 1994

INFAS (Institut für angewandte Sozialwissenschaft): Arbeitsatmosphäre und Arbeitszufriedenheit - Tabellenband -, Bad Godesberg o.J. (1992)

JOHANNES, Dagmar: Qualitätszirkel, Gesundheitszirkel und andere Problemlösungsgruppen - eine vergleichende Darstellung der verschiedenen Konzepte, Sonderdruck der Amtlichen Mitteilungen der Bundesanstalt für Arbeitsschutz, Dortmund 1993

KOWALSKI, Heinz: Was kränkt macht krank, in: Psychologie heute 9/1994, S.27-28

LEYMANN, Heinz: Mobbing. Psychoterror am Arbeitsplatz und wie man sich dagegen wehren kann, Reinbek 1993

MESCHKUTAT, Bärbel, HOLZBECHER, Monika und RICHTER, Gudrun: Strategien gegen sexuelle Belästigung am Arbeitsplatz: Konzeption, Materialien, Handlungshilfen, Köln 1993

NEUBERGER: Oswald: Mobbing. Übel mitspielen in Organisationen, München und Mering 1994

ders.: Mobbing auf den zweiten Blick, in: gdi-Impuls 3/1994, S.36-47

NIEDER, Peter: Absentismus - eine Herausforderung MS. Bremen 1994

ROSENSTIEL, Lutz von: Grundlagen der Organisationspsychologie, Stuttgart ^{3}1992

SCHERER, Hans-Peter: Mitarbeiterführung. Die Fetzen fliegen, in: Wirtschaftswoche Nr.11, 11.3.1994, S.70-75

SCHLÜNKES, Holger: Praxis der betrieblichen Gesundheitsförderung und Kosten-Nutzen-Berechnungen bei der Pinneberger Verkehrsgesellschaft mbH, MS. 1994

ZOIKE, Erika: Frauen - Beruf - Gesundheit. Ergebnisse einer Fachkonferenz, Essen 1994

Manuskript des Vortrags, den Sabine Doyé und Friederike Kuster am 26.09.1994 an der FernUniversität gehalten haben. Die Verantwortung für den Inhalt liegt allein bei den Autorinnen.

Redaktion: Die Frauenbeauftragte
Marita Dickenscheid, Ulrike Schultz,
Birgit Frinke
Herausgeber: Der Rektor
© FernUniversität - Gesamthochschule in Hagen 1995

Grundpositionen feministischer Philosophie*

* Bei diesem Text handelt es sich um die überarbeitete und erweiterte Fassung eines Vortrages, den wir am 21.01.1994 in Wuppertal anläßlich des Kolloquiums „Frauen und Philosophie“ gehalten haben.

In diesem Vortrag kann es nicht darum gehen, feministische Theoriebildung in ihrer für den einzelnen fast nicht mehr überschaubaren Komplexität vorzustellen; wir wollen vielmehr Grundpositionen rekonstruieren. Dabei nehmen wir starke Vereinfachungen in Kauf. Diese kommen vor allem dadurch zustande, daß wir uns an einer Leitfrage orientieren, die auch unabhängig von der Perspektive feministischer Philosophie von allgemeinem philosophischen Interesse ist: das ist die Frage nach der Möglichkeit einer anderen, einer nicht-männlichen Vernunft, einer Vernunft also, die der herrschenden Rationalität entgegenzustellen wäre und an die sich die Hoffnung auf eine humane, nicht entfremdete Kultur knüpft. Die Kritik am Vernunft- und Rationalitätsverständnis der europäischen Neuzeit und den Deformationen der technisch-wissenschaftlichen Zivilisation hat Konjunktur, seitdem die Grenzen des technischen Fortschritts nicht mehr zu übersehen sind. In der Philosophie hat sich eine Denkrichtung herausgebildet, die diese Kritik zu ihrem Leitthema gemacht hat: das ist das Denken der sg. Postmoderne, das die Epoche der Moderne an ihr geschichtliches Ende gekommen sieht und das Vernunftverständnis des okzidentalen Rationalismus überhaupt verabschieden will. Das Interessante an dieser Denkrichtung im Zusammenhang unseres Themas ist, daß die neueren Versuche feministischer Theoriebildung in der Tradition der Postmoderne stehen; sie verschärfen und radikalisieren freilich deren Kritik dadurch, daß sie die technisch-wissenschaftliche Rationalität als Ausgeburt männlicher Vernunft bezeichnen und damit das Postulat einer anderen Vernunft konkret fassen können: die andere Vernunft soll weibliche Vernunft sein.

Der Vortrag gliedert sich wie folgt: es wird zunächst der Vernunftbegriff der Moderne, d.h. der der Aufklärung in der Absicht skizziert, aufzeigen, in welchem Sinne auch diesem traditionellen Vernunftverständnis eine Position "feministischer" Theoriebildung zugehört: das ist die Position, der wir im Grunde im praktisch-politischen Alltag alle folgen. Gemeint ist die Denkrichtung, durch die die Frauenbewegung der 2. Hälfte dieses Jahrhunderts überhaupt in Gang gekommen ist und für die sich die Bezeichnung "Humanistischer Feminismus" eingebürgert hat. Philosophische Urstifterin dieser Bewegung ist Simone de Beauvoir. In einem zweiten Schritt werden dann die postmoderne Kritik und jene Denkrichtungen charakterisiert, die dem Postulat einer anderen Vernunft nachgehen und die sich vom humanistischen Feminismus radikal unterscheiden.

Dem Rationalitätsverständnis der Moderne liegt jener abendländische Vernunftbegriff zugrunde, den die Griechen geprägt haben und dessen neuzeitliche Fassung die Philosophie des deutschen Idealismus ausbuchstabiert hat.

Danach hat Vernunft/Rationalität mit Wissen zu tun, Wissen aber nicht in erster Linie verstanden als Wissen über etwas, so daß es beim Erwerb von Wissen um die Anhäufung von gegenständlichem Wissen über die Welt ginge; sondern Wissen meint in erster Linie sich wissen als wissend, also Selbstbewußtsein. Mit Selbstbewußtsein ist die Fähigkeit der Reflexion gemeint, die Fähigkeit des vorstellenden/erkennenden

Subjekts, sich auf sich zurückzubeugen und sich als mit sich identisches Subjekt festzuhalten, - als ein Selbst, das sich in der Mannigfaltigkeit des Vorgestellten nicht verliert. Und diese Fähigkeit zeichnet das Subjektsein aus gegenüber allem, das nur Objekt, nur Gegenstand von Vorstellungen ist. Vermöge dieser Fähigkeit ist der Mensch eben Wesen des Geistes. Was ist mit dieser Auszeichnung bzw. Selbstauszeichnung menschlicher Subjektivität gemeint: das wird deutlich, wenn wir uns die Losungsworte der Aufklärung in Erinnerung rufen, nämlich Mündigkeit, Freiheit, Selbstbestimmung, Emanzipation. Was dem Geist zuwider ist, ist Begrenztsein, Eingeschränktsein, Bestimmtsein durch solches, das von sich her da ist, das an und durch sich selber, also unabhängig von der Tätigkeit des Geistes, existiert; das ist in erster Linie die Region der Natur, aber im weiteren Sinne alles, was den Charakter des Gegebenen, des bloß Vorgefundenen hat, wie die tradierten religiös-metaphysischen Weltbilder und wie die auf der Grundlage dieser Weltbilder errichteten politisch-gesellschaftlichen Verhältnisse. Der Grundimpuls der Aufklärung und der Französischen Revolution wird prägnant gefaßt in einem vielzitierten Satz, der lautet: "Alle festen eingerosteten Verhältnisse mit ihrem Gefolge von altehrwürdigen Vorstellungen und Anschauungen werden aufgelöst... . Alles Ständische und Stehende verdampft, alles Heilige wird entweiht..." (K. Marx, Manifest der Kommunistischen Partei).

Das Wesen des Geistes ist also Aktivität, Tätigkeit: er macht alles bloß Vorgefundene zum Material seiner Tätigkeit, er setzt es herab zum Stoff der Bearbeitung, um im fertigen Produkt sich selbst, sein eigenes Tätigsein zu erkennen.

In der Bildungs-und Entwicklungsgeschichte eines jeden Individuums ist das, was dem Wesen des Geistes gemäß gemacht werden muß, zunächst die eigene Natur: sie ist nach idealistischer Auffassung das Kampffeld des Geistes par excellence, sie ist die Region, gegen welche der Geist seine Autonomie, seine Selbstidentität erringt: als leibliche bedürftige Naturwesen sind wir nämlich nichts als Trieb und Begierde, sind wir ständig auf das bezogen, was außer uns ist und dessen wir bedürfen, um zu überleben. Als Natur sind wir blinder Wille, Trieb zur Selbsterhaltung, und die Realisationsform dieses Triebs ist einfach. Hegel hat sie wie folgt charakterisiert: es ist der ins Unendliche sich fortsetzende "langweilige Wechsel der Begierde und der Befriedigung derselben" (Hegel, Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften § 429): langweiliger Wechsel deshalb, weil nach jeder Befriedigung die Begierde sich aufs neue meldet und wiederum Befriedigung will.

Dieser sich ins Unendliche wiederholende Wechsel ist also ein Kreislauf, der ausschließt, daß wirkliche Veränderung, daß Neues entsteht. Wirkliche Veränderungen und damit Fortschritt entstehen, so Hegel, allein auf geistigem Boden, setzen also die Zwecksetzungen selbstbewußter Subjekte voraus.

Dieser Naturkreislauf, in dem wir als leibliche Wesen befangen sind, markiert die Naturseite menschlicher Existenz. Das ist die Sphäre der Selbsterhaltung, der bloßen Reproduktion; sie ist Grundlage und Bedingung jener Sphäre des autonomen Geistes, in der sich alle produktive Tätigkeit vollzieht.

Die Geschichte der europäischen Kultur ist nun dadurch geprägt, daß beide Sphären im Verhältnis der Über- und Unterordnung zueinander stehen: was bloß Grundlage und Bedingung für anderes ist, das ist eben das Niedere, das hat kein eigenes substantielles Dasein, sondern hat bloß dienende, bloße Mittelfunktion.

Das hierarchische Verhältnis beider Sphären findet seine klassische Prägung bei den Griechen. In der griechischen Antike wird die Naturseite menschlicher Existenz verwaltet durch diejenigen, die im Vollsinne keine Menschen, keine Bürger sind: die Sklaven, das Hausgesinde, die Frauen: die sind zuständig für den Bereich des Hauswesens und der Familie, jenen Bereich des Oikos, der insgesamt als Sphäre des bloß Privaten der Sphäre der Öffentlichkeit, des Lebens der Polis gegenübersteht: das Reich des Privaten ist das der Lebensnotdurft, das Reich von Geburt und Tod, des Notwendigen und Vergänglichen, in dem nichts Bleibendes entsteht, nichts, das währt, das dem Vergehen standhält. Dieses Leben spielt sich im Verborgenen ab und das heißt eben, im Privaten; es ist ausgeschlossen aus dem Leben der Öffentlichkeit, der politischen Praxis, dem Feld, auf dem sich die Individuen als Freie und Gleiche begegnen und über die öffentlichen Angelegenheiten beraten.

Es ist nun außerordentlich merkwürdig - oder eben gerade nicht-, daß wir in dieser Charakterisierung der Sphäre des Privaten ohne wesentliche Abstriche die Realität des (Haus)Frauenlebens von heute wiederfinden. Jedenfalls gilt diese Einschätzung für die Vorkämpferin der modernen Frauenbewegung, Simone de Beauvoir. Das Gegensatzpaar "öffentlich-privat" faßt sie in den philosophischen Begriffen "Immanenz" und "Transzendenz". "Immanenz" kennzeichnet den weiblichen Lebenszusammenhang.

All die Grundworte, die Hegel für die Seinsweise der Natur geprägt hat und deren konkrete historische Gestalt wir uns an der Bestimmung des griechischen Oikos klargemacht haben, finden sich in der Bestimmung der „Immanenz“ wieder: gemeint ist die Sphäre der bloßen Reproduktion, die Wiederholung der immer gleichen Lebenserfordernisse der Gattung, Schwangerschaft, Aufzucht der Kinder, Hausarbeit: es ist ein Leben, das in sich kreist, Wiederholung des immer Gleichen, langweiliger, entwürdigender Kreislauf der Natur.

Und entsprechend wird mit "Transzendenz" die Seinsweise des Geistes gekennzeichnet. "Transzendenz" heißt Überschreiten der Sphäre der bloßen Reproduktion, heißt sich Befreien aus der Gefangenschaft der sinnlichen Anschauung und der Befangenheit in partikularen, bloß kreatürlichen Interessen, heißt: den individuellen Lebenszusammen-

hang als Wagnis begreifen, als einmaligen und unverwechselbaren Entwurf, der alle tradierten gesellschaftlichen Wertvorstellungen und Normen hinter sich läßt.

Vor diesem Hintergrund läßt sich der berühmte Satz verstehen: "Man wird nicht als Frau geboren, man wird zu ihr gemacht". Mit dieser Formulierung ist gesagt: die Gefangenschaft der einen Hälfte der Menschheit in der Immanenz, die Reduktion der Frauen auf die Sphäre der Reproduktion, auf den ewigen Kreislauf der Natur ist Resultat eines Machens, ist gewollt - und eben nicht vorgesehen im ewigen Schöpfungsplan der Natur. Die Natur kennt keinen Plan, sie setzt keine Zwecke, die Natur kreist nur dumpf und blind ewig in sich. Die Rede von der "natürlichen Bestimmung" der Frau, ihre Prädestination für die Nachtseite des Lebens, für das, was nur Grundlage und Bedingung für das Leben des Geistes ist, ist Ideologie. Und für das männliche Geschlecht bedeutet das: die Seinsweise des Geistes, die Fähigkeit zur Transzendenz ist nicht die "natürliche Bestimmung" des Mannes. Vielmehr gilt: der Geist hat kein Geschlecht.

Die Zugehörigkeit zu dem einen oder anderen Geschlecht ist kontingentes Faktum, nicht anders als soziale Herkunft und kulturelle Tradition, in die der einzelne hineingeboren wird. Besonderheiten dieser Art liegen unterhalb der Ebene, auf der die wesentliche Gleichheit der Menschen normativ verankert ist, und das ist die universelle Vernunftnatur des Menschen.

Diese aus der Tradition der aufgeklärten Moderne gespeisten Einsichten führen zu den Forderungen, die noch heute auf der Tagesordnung der Frauenbewegung stehen: Frauen muß die Möglichkeit eingeräumt werden, die Sphäre zu erobern, die bisher den Männern vorbehalten war. Sie führen ihren Kampf um gleiche Lebenschancen vor dem Gerichtshof der Vernunft: angeklagt ist in diesem Prozeß die Usurpation der einen Menschenvernunft durch die männliche Hälfte der Menschheit, ist die Instrumentalisierung der Vernunft für die Zwecke männlicher Vorherrschaft.

Unter dem Vorzeichen jener radikalen Vernunftkritik, wie sie das Denken der Postmoderne artikuliert, geraten die emanzipatorischen Vorstellungen des humanistischen Feminismus nun freilich in ein eigentümliches Zwielicht.

Die skeptische Frage lautet: läßt sich die Gleichheitsforderung aufrechterhalten, wenn der Gerichtshof der Vernunft gar keine neutrale, vorurteilsfreie Instanz ist, und zwar nicht, weil er historisch-faktisch von Männern besetzt ist, sondern weil die menschliche Vernunft ihrem Wesen nach selber Instanz von Herrschaft ist? Wie also, wenn die Annahme einer interessefreien, überparteilichen und geschlechtsneutralen Vernunft selber Illusion wäre, wenn die Grundprämisse, die substantielle Differenz zwischen Geist und Natur Täuschung ist, wenn der Geist in Wahrheit nichts anderes wäre als Natur, wenn die Differenz einzig darin bestünde, daß das, was in der Natur blinder Trieb zur Selbsterhaltung ist, mit der Entstehung des Menschen zum sich wissenden Willen wird?

Das sind die Grundfragen einer Vernunftkritik, wie sie im Ausgang von Nietzsche auf unterschiedliche Weise in den vierziger Jahren die "Dialektik der Aufklärung" und in den letzten Jahrzehnten den französischen Poststrukturalismus geprägt haben, und die heute aufgenommen werden im Denken der Postmoderne.

Thesenhaft zugespitzt lautet die vernunftkritische Einsicht: dem menschlichen Geist geht es nicht um Wahrheit, sondern um Selbstvergewisserung und das heißt: in letzter Instanz um Herrschaft. Das läßt sich auf der Grundlage der Hegelschen Begrifflichkeit leicht nachvollziehen:

die transzendierende Kraft des Geistes, jene Fähigkeit, die ihm den Aufschwung über die Sphäre des sinnlich Gegebenen, bloß Empirischen erlaubt, verdankt der Geist nach idealistischer Lesart seinem eigenen Wesen. Darin besteht seine Superiorität gegenüber der Natur. Aber zugleich hat er sich dieses sein Wesen allererst anzueignen, er hat es tätig zu verwirklichen, und diese Selbstverwirklichung gelingt nur auf dem Wege der Befreiung aus den Verstrickungen, in denen die Natur den Geist befangen hält: zu sich Kommen, mit sich identisch sein setzt voraus die Überwindung des Außersichseins in den Weisen des sich Affizieren-lassens im Gefühl, der Neigung, der Hingabe an anderes: all jener Einstellungen und Verhaltensweisen, die das kindliche Weltverhalten und die Kindheit der Menschheit insgesamt kennzeichnen. In der "Dialektik der Aufklärung" (Horkheimer/ Adorno) steht der vielzitierte Satz: "Furchtbares hat die Menschheit sich antun müssen, bis das Selbst, der identische, zweckgerichtete, männliche Charakter des Menschen geschaffen war, und etwas davon wird noch in jeder Kindheit wiederholt".

Die Männlichkeit der erwachsenen Menschheit ist also Resultat eines Prozesses der Selbstdisziplinierung; Selbstidentität bedeutet Herrschaft des Einen über das Nichtidentische, Amorphe, das ungeordnete, sich zerstreuende Viele, bedeutet: diese Viele auf Distanz und unter die Herrschaft des Zweckbegriffs bringen. Diese Selbstbeherrschung ist Bedingung der Herrschaft über die äußere Natur, ist Bedingung jener technisch-wissenschaftlichen Rationalität, deren fatale "Siege" wir fürchten gelernt haben.

Nach dieser Einsicht läßt sich also die Selbstidentität menschlichen Geistes nicht idealistisch aus der immanenten Struktur des Selbstbewußtseins entwickeln, sie ist vielmehr Gewordenes, sie hat eine Geschichte, die in die Natur hineinragt: Seine Selbstidentität hat der Geist sich errungen im Kampf mit der Natur, mit der äußeren wie der eignen inneren Natur, d.h. in der Unterwerfung jener Mächte, die als das Chaotische, Sinnlich-Amorphe, Nichtidentische das harte, männliche, mit sich identische Selbst permanent bedrohen. Bei Strafe des Rückfalls auf Natur muß der Geist seine Selbstidentität ständig sichern durch die Herrschaft über die bedrohlichen Naturmächte, und darin unterscheidet er sich in nichts von der übrigen Natur.

Wie sind vor dem Hintergrund dieser Diagnose die emanzipatorischen Ideale von Simone de Beauvoir, wie ist der Kampf um Gleichheit zu beurteilen? Wenn die Grundstruktur menschlichen Geistes nicht auf Autonomie, sondern auf Herrschaft angelegt ist, wenn die Geschichte der europäischen Zivilisation insgesamt Ausdruck einer zutiefst inhumanen, deformierten, kognitiv-instrumentell vereinseitigten Vernunft ist, dann können Frauen nur mit Erleichterung registrieren, daß sie an dieser Geschichte nicht mitgewirkt haben. Sich dem männlichen Zwangscharakter anpassen, sich zum Mittäter machen an den Verheerungen, in die männliche Vernunft die Welt gestürzt hat, wäre absurd.

Deswegen hat der neuere, radikale gynozentrisch inspirierte Feminismus die Gleichheitsparolen der traditionellen Frauenbewegung verabschiedet: an die Stelle der Gleichheit tritt Differenz, tritt das Bemühen, einer anderen, weiblichen Vernunft Ausdruck zu geben.

Damit stehen wir vor der Frage, ob die Konzepte postmodernen Denkens Anschlußmöglichkeiten bieten für die feministische Versuche, so etwas wie weibliche Vernunft zu denken. Zum Abschluß dieses ersten Teils unserer Überlegungen sollen deshalb kurz die Grundimpulse postmodernen Denkens skizziert werden.

Dieses Denken will mit der herrschaftlichen Grundstruktur des Geistes brechen. Dieser Grundstruktur verdankt sich der totalitäre Gestus aller Großphilosophie, die als prima philosophia, als Erste Wissenschaft den Einzelwissenschaften ihren Platz zuweisen will. Nach postmoderner Lesart sind die Systemkonstruktionen zumal der idealistischen Philosophie nichts als getreuer Ausdruck jenes Zwangszusammenhangs, jenes "stählernen Gehäuses der Hörigkeit" (Max Weber), zu der der männliche Zwangscharakter die Welt des Menschen, Geschichte, Gesellschaft, Kultur hat verkommen lassen.

Angesichts dieser Diagnose wird der Rückgriff auf die vermeintlich der menschlichen Vernunft innewohnenden universalen Prinzipien der Erkenntnis und des Handelns für das postmoderne Denken obsolet. An die Stelle der totalitären Ordnungsprinzipien des philosophischen Metadiskurses setzt das postmoderne Denken auf eine Pluralität von Diskursformen und Sprachspielen, wie sie sich nicht nur in der alltäglichen Lebenswelt, sondern vor allem in Literatur, Kunst und mythischem Denken immer schon und zwar unterhalb der Ebene der Wissenschaft gebildet haben. So sucht dieses Denken Partei zu ergreifen für das, was unter der Logik der Identität immer nur als Mangel, als Schwäche und als Defizit figurieren konnte. In mikroskopischer Analyse gilt es, dem Anderen als dem Widerständigen, Ausgeschlossenen, Inkommensurablen, Ungedachten und Unbedachten gerecht zu werden: es gilt, das Andere der Vernunft nicht mehr zum

Gegenstand von Herrschaft zu machen und damit zugleich einer anderen Vernunft Gehör zu verschaffen.

Sich zum Anwalt eines „Anderen der Vernunft“ zu machen und damit diesem Anderen Gehör zu verschaffen, das wird allerdings erst in einem weiteren Schritt zu einem im eigentlichen Sinne feministischen Anliegen. Dieser Schritt besteht darin, daß die vermeintlich reine Theorie nun als eine institutionell verankerte Wissenschaftspraxis und damit als eine konkrete und geschichtliche Form von Wissens- und Wahrheitsproduktion in den Blick genommen wird. Dann aber ist das Andere der Vernunft nicht länger nur auf der Ebene der Begriffe zu suchen, sondern, und hier fangen die Schwierigkeiten an, aufzusuchen und aufzuspüren sind die konkreten anderen Stimmen, die zum Schweigen gebracht wurden, oder, und dann wird es paradox, die Stimmen, die nie die Möglichkeit zur Artikulation besessen haben.

Mit dem Blick auf die historische Praxis, nämlich den jahrhunderte-, oder besser: jahrtausendelangen Ausschluß der Frauen aus der Bildungs- und Wissenschaftstradition legt sich auch von diesem Blickwinkel her der Verdacht nahe, daß es sich mit der spezifisch abendländischen Ausprägung von Rationalität, auch gerade in ihrer so fragwürdig gewordenen Funktion als Herrschafts- und Kontrollinstrument, um eine spezifisch männliche Variante von Vernunft handeln könnte.

Die im eigentlichen Sinne feministische Rationalisierung von Vernunftkritik geschieht mit der von Frauen gestellten Frage: wer spricht eigentlich, wenn die Vernunft spricht?; und wer spricht eigentlich, wenn im Namen eines universellen Subjektes gesprochen wird? Und was haben wir zu bedenken und zu gewärtigen, wenn es nicht eine geschlechtsneutrale Vernunft war, die sich bisher Gehör verschaffen konnte, sondern eine männliche.

Denn wenn die Rede des universellen Subjektes von einem universellen Subjekt verdächtig geworden ist, wenn hinter dem Menschen immer deutlicher „Der Mann“ (man, l´homme, l´uomo) herauftaucht, so bleibt dies nicht ohne Konsequenzen für das Selbstverständnis der Frauen in ihren emanzipatorischen Zielen und in ihren praktisch-politischen Kämpfen.

In ihren bisherigen Anläufen, ihre Gleichberechtigung einzuklagen haben Frauen ja gerade eine wesentliche Andersartigkeit von Frauen bestritten und betont, daß der Unterschied zwischen Männern und Frauen unwesentlich sei. Vor dem Hintergrund der Geschichte des bürgerlichen Subjekts war es durchaus sinnvoll, diese Position zu beziehen, da die Formulierung eines geschlechtlichen Unterschieds nichts anderes als gesellschaftliche und rechtliche Ungleichheit nach sich zog.

Aber, wie bereits angedeutet, das ehemals so kämpferische Postulat der Gleichberechtigung wird schal, je deutlicher seine Ausrichtung an männlichen Lebensläufen und Karrieren zu Tage tritt und andererseits die gleichheitsfundierende Würde- und Vernunftnatur des Menschen sich auch nur als Verallgemeinerung männlicher Denk-, Gefühls- und Lebenswelten entpuppt.

Auf der Ebene der Definitionen behalf man sich, um die Gleichberechtigung vor der formalen Gleichmacherei zu schützen, mit dem Begriff der Gleichwertigkeit.

Aber sowohl auf der Ebene der Praxis wie auf der Ebene der Theorie droht man hier in eine Falle zu tappen. Denn es wurde bald einsichtig, daß der Begriff Gleichwertigkeit hinterrücks auf das Gefälligste eine konservative Funktion erfüllt - dann nämlich, wenn, um ein konkretes Beispiel zu nennen, Haus- und Reproduktionsarbeit als der Erwerbsarbeit gleichwertig anerkannt werden, ohne daß es aber in der Folge zur Aufhebung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung kommt.

Ebenfalls bedenklich wird es, wenn im Zuge der Aufwertung weil Gleichwertung des „Weiblichen“ typisch weibliche Verhaltensmuster, die den Tätigkeitsformen männlicher Rationalität entgegengesetzt sind, auch gerade vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Mißstände mit neuer Aufmerksamkeit bedacht werden. Verhaltensweisen des Beschützens und Bewahrens, der Hege und Pflege, des Mitgefühls mit der bedrängten Kreatur, des sensiblen, einfühlsamen Umgangs miteinander.

Auf den Eigenwert dieser traditionell weiblichen Tugenden pocht eine, wenn man so will, „gynozentrische“ Variante des Feminismus mit durchaus berechtigtem Selbstbewußtsein, gepaart allerdings auch mit dem entsprechenden Maß an Verachtung für die gemäß männlicher Normen strukturierten Öffentlichkeitsfelder.

Mit dieser Haltung jedoch läuft dieser gynozentrische Feminismus Gefahr, in Zeiten der Krise zu Reparaturzwecken des bestehenden Systems mißbraucht zu werden. Mißbraucht wird er vor allem dann, wenn neuerlich und weiterhin die Sphäre der Reproduktion, die private Sphäre von Ehe und Familie den Frauen als das Terrain ihrer sanften und reaktiven Verhaltensmuster anempfohlen wird und das bevorzugt von Männern.

Spätestens an den praktischen Folgen wird klar, daß die feministische Kritik, welche die männliche Vernunft in ihrer wissenschaftlichen Verstiegenheit als das allem Sinnlichen, allem Kreatürlichen, Lebendigen, Organischen, kurz: als das der Natur feindliche Prinzip ausgemacht hat, daß eine solche Kritik Gefahr läuft, die Frau und „das Weibliche“ genau an dem Ort wieder auftauchen zu lassen, wo ein patriachales Herrschaftsverhältnis sie immer schon angesiedelt hatte und auch genau in der Gestalt, die es ihr immer zugedacht hatte.

An dieser Falle gilt es nun theoretisch wie praktisch listig vorbeizukommen. Theoretisch zumindest ergibt sich dazu die Möglichkeit im Rahmen des als postmodern bezeichneten Denkens.

Dieses hat unter dem Namen der „Dekonstruktion“ [Destruktion, Konstruktion] sich an die Zersetzungsarbeit der klassischen Begriffspaare gemacht, die das traditionelle abendländische Denken wie Stützpfeiler getragen haben. Gegensätze wie Partikularität und Universalität, Körper und Geist, Passivität und Aktivität, Natur und Kultur werden in ihrer Eindeutigkeit fundamental in Frage gestellt und die Begriffsränder beginnen unscharf zu werden.

Im Zuge dieser Verflüssigung von Dichotomien verlieren aber auch die Konzepte von Männlichkeit und Weiblichkeit, verliert auch der Geschlechtergegensatz von männlich und weiblich, seiner Trennschärfe und wird in zunehmenden Maße fragwürdig.

Fragwürdig, und das heißt suspekt und befragenswert zugleich, werden die allzu lange als naturwüchsig betrachteten Geschlechtscharaktere vor allem insofern, als sich die Einsicht in ihren künstlichen, d.h. ihren gesellschaftlich produzierten Charakter vertieft. Dort aber, wo menschlich Gemachtes sich erfolgreich als von der Natur Gegebenes zu maskieren weiß, - und das ist vielleicht die wirkungsvollste Art der Ideologisierung -, ist philosophische Wachsamkeit geboten.

Wachsam gemacht, sich allerdings nun den Kopf zu zerbrechen, was die Frau, ihre Natur, ihr Wesen und Wollen diesseits oder jenseits einer patriachalen Ordnung sein könnte, das führte ehedem zu einer Art Frauenforschung, die neben der Geschichte des Tees oder der Mode auch noch eine der Frauen schrieb und ansonsten als eine weitere Wabe im akademischen Bienenkorb ihr Leben fristete.

Mittlerweile erscheint es sinnvoller zu erforschen, wie Männlichkeit und Weiblichkeit als ein aufeinander bezogener Gegensatz definiert werden und vor allem wie sie „gemacht“ werden, d.h. gesellschaftlich produziert und als gesellschaftliche Realität installiert werden. Und da es um die Geschlechter in ihrer Komplementarität geht, spricht die Forschung mittlerweile auch zu Recht nicht mehr von Frauenforschung, sondern von „gender-studies“.

Der Ansatz der „gender-studies“ ist grundsätzlicher und damit provokanter als derjenige der herkömmlichen Frauenforschung und stellt auch eine gewisse Zumutung für den alltäglichen Verstand dar, weil mit geballter theoretischer Kraft und spitzer Feder gegen das Selbstverständlichste und vermeintlich Natürlichste zu Felde gezogen wird - gegen die Körper nämlich.

Ursprünglich waren im Rahmen der „gender-studies“ „sex“: Körpergeschlecht und „gender“: soziales Geschlecht oder Geschlechtsrolle unterschieden worden. Es ging, und das schien sinnvoll, darum, einen Unterschied zu markieren zwischen der Tatsache, daß es biologisch Männer und Frauen gibt und der Tatsache, daß Männlichkeits- und Weiblichkeitskonzepte kulturell, historisch oder schichtspezifisch durchaus variabel sind.

Die Debatte um die „gender“, die Geschlechter, die Gattungen, die Geschlechtsrollen hat sich aber mittlerweile radikalisiert. Auch „sex“, das Körpergeschlecht wird als ebenso machbar und variabel, herstellbar und veränderbar behauptet wie eine Geschlechtsrolle und ist deshalb gar nicht mehr von „gender“, dem sozialen Geschlecht zu trennen.

Die aktuelle Zuspitzung der „gender-studies“ liegt in dem theoretischen Unternehmen, auch noch das Naturwüchsige am Männlichen und am Weiblichen als gesellschaftliche Konstruktionen zu entlarven und zwar als Konstruktionen eines Herrschaftsverhältnisses, das sich zu seiner Begründung und Legitimation eine Rede vom Körper zurechtlegt.

Damit stabilisiert sich dieses heterosexuelle Herrschaftsverhältnis über eine ideologische Analogiebildung, indem es männliches und weibliches Verhalten aus einem als „natürlich“ aufgefaßten biologischen Substrat ableitet und indem es die soziale Geschlechtsidentität ihrerseits für den Ausdruck des biologischen Geschlechts nimmt.

Männlichkeit und Weiblichkeit sind aber, so die These, nicht nur nicht Ausdruck von Natur, sie haben auch überhaupt keine natürliche Grundlage mehr außer der einen, daß es eine Differenz an den Körpern gibt, die zu Interpretationen auffordert. (Aber die Tatsache, daß es eine Differenz gibt, ist als solche nichts spezifisch Naturhaftes.) Weiblichkeit und Männlichkeit sind das Ergebnis von Interpretationen, die eine Materie informieren, d.h. formen und gestalten.

Zusammengefaßt und in einer provokanten Formulierung auf den Begriff gebracht, heißt es dann: „Die Zeichen sind der Stoff aus dem die Körper sind.“

Wenn sich nun aber die bislang so eindeutigen Geschlechtscharaktere als ein Resultat von Interpretationen herausstellen, dann steht allerdings ihrer prinzipiellen Veränderbarkeit nichts mehr im Wege.

Und vielleicht sind plötzlich Veränderungen möglich, die sich heutzutage noch schwer vorstellen lassen: eine Pluralisierung von Geschlechterrollen jenseits der uns vertrauten heterosexuellen Matrix.

Die politischen Möglichkeiten, die aus diesem sogenannten dekonstruktiven Feminismus erwachsen, umreißt dieser selbst im Begriff der „Politik der Parodie“. Damit ist eine spielerische, ironische Haltung gegenüber den bornierten und diskriminierenden gesellschaftlichen Geschlechterklischees und Geschlechtspraktiken gemeint. Eine Haltung, die der Gesellschaft den (Zerr-) Spiegel ihres Geschlechtertheaters vorhält, damit vielleicht aber auch nur in der allmächtig-ohnmächtigen Position des scharfsinnigen/scharfsichtigen Hofnarren verharrt.

Was sich nun aber aus der These der Konstruiertheit der Geschlechter in ihrer radikalen Zuspitzung auf jeden Fall lernen läßt, ist, daß den Feministinnen und Feministen die Rede von der Natürlichkeit der Natur mit Recht zuhöchst verdächtig geworden ist. Gegen die jahrhundertelang vielleicht vor allem von den Philosophen geführte Rede, die unablässig wiederholte, daß es einfach von Natur aus so sei, daß die Frau der Natur näherstünde, - (und das hieß im weiteren, in moralischer und intellektueller Hinsicht rückständig sei) -, sagen die Frauen jetzt: von Natur aus ist gar nichts außer Natur, und was, bitteschön, ist die Natur?

Daß sich jedoch diese Art von feministisch motivierter Reflexion, die auf die Auflösung der zweigeschlechtlichen Geschlechterwelt in eine Aufführungspraxis vielgestaltiger Rollen und vielfältiger Maskeraden zielt, in einem schwelenden Konflikt mit einem noch, immer noch, frauenzentrieten Feminismus befindet, liegt auf der Hand.

Denn dieser Feminismus hält trotz aller theoretischen Widersprüche und trotz praktischer Sackgassen daran fest, daß genuin weibliche Erfahrung, und sei sie auch nur als patriachal verbogene authentisch, zur Aussprache zu bringen sei.

Argwöhnisch lassen sich denn auch von dieser Seite Stimmen vernehmen, die fragen, was es zu bedeuten habe, daß die Geschlechterdifferenz gerade in dem historischen Moment aufgelöst werden soll, wo die Frauen beginnen, sich massiv Gehör zu verschaffen.

An dieser Stelle wird aber deutlich, daß es sich bei der feministischen Theorie mittlerweile um ein kontroverses Diskussionsfeld handelt, in welchem sich die Positionen nicht mehr ohne weiteres vereinbaren, geschweige denn harmonisieren, lassen.

Nun gut. Aber zurück zu unserer Ausgangsfrage. Was bedeutet das für die Philosophie? In welchem Sinne - sollte es denn so sein, daß auch das theoretisierende Subjekt ein geschlechtliches ist - kann man von einem weiblichen Philosophieren sprechen?

Von welchem Ort aus sollen, können oder könnten Frauen Philosophie betreiben? Ist der Ort von dem aus sie philosophieren könnten, schon längst eingenommen, steht er noch aus, oder ist er nichts als ein Ab-ort?

Naiv ist die Vorstellung, einen ursprünglichen Ort eines ursprungmäßig Eigenen und wesensmäßig Ursprünglichen für sich zu reklamieren. Wo in der historischen Zeit und wo im gegenwärtigen Erleben sollte er aufzufinden sein? Demiurgisch ist der andere Weg, mit der Einsicht in die Fatalität des Geschlechterverhältnisses dieses ganz zu verwerfen und die geschlechtlichen Körper zum großen Illusionstheater zu erklären - also mit trotziger Geste tabula rasa zu machen.

Die Frauen müßten einen Ort beziehen können jenseits eines naiven Rückgriffs von Weiblichkeit, aber diesseits einer nur noch ironischen Mummenschanzes der rhetorischer Effekte. Diesen Ort zu beziehen könnte eine Bewegung der Wiederaneignung sein. Eine Wiederaneignung im Bewußtsein der unvermeindlichen Maskerade, eine Wiederaneignung sozusagen durch das Spiegelkabinett der Bilder und Rollen und Zuschreibungen von Weiblichkeit hindurch.

Prosaisch formuliert könnte man sagen: man muß sozusagen das Kind festhalten, während das Bad ausgeschüttet wird, ein theoretisch riskantes Unternehmen. Das heißt allerdings auch, darauf zu wetten, daß etwas Verstummtes und Verschüttetes zu Tage gefördert werden kann, allerdings unabhängig und abgelöst von einer wieder-holenden, die Tradition, auch die philosphische Tradition durchquerende Arbeit.

Das bedeutet, die historische Position der Frauen und die herrschenden Definitionen nicht zu verwerfen oder zu verleugnen im naiven Unterschreiten oder im intellektualistischem Überflug, sondern sie sich in der Übernahme und im theoretischen Durcharbeiten wiederanzueignen. Eine solche aktive verantwortliche Aneignung wäre kein machtloses Sichfügen mehr, sondern eine heimliche Mimikry. Und schließlich würde, was eine frauenverachtende Tradition vorgegeben hat in selbsttätiger Verwandlung als das Weibliche, das es so nie gegeben hatte, hervortreten.

Bis dahin allerdings bleibt den reflektierenden Frauen nur das eine, nämlich, den Standpunkt von Frauen behaupten durch die Erklärung und die Kritik seiner Unmöglichkeit.

Literaturverzeichnis

KARL MARX, Manifest der Kommunistischen Partei, in: K. Marx, F. Engels, Werke (MEW) Bd. 4, Berlin 1972, S. 465

G.W.F. HEGEL, Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse (1830). Dritter Teil: Die Philosophie des Geistes, §429 (Zusatz), in: Ders., Werke in 20 Bänden, Hg. K.M. Michel/E. Moldenhauer, BD. 10, Frankfurt/Main 1970

M. HORKHEIMER/TH. W. ADORNO, Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. Amsterdam 1968, S. 47

Weiterführende Literatur:

GERHARD, Ute / JANSEN, Mechthild / MAIHOFER, Andrea / SCHMID, Pia / SCHULTZ, Irmgard (Hrsg.): Differenz und Gleichheit, Meschenrechte haben (k)ein Geschlecht, Frankfurt/Main 1990

LIST, Elisabeth / STUDER, Herlinde (Hrsg.): Denkverhältnisse, Feminismus und Kritik, Frankfurt/Main 1989

Neue Rundschau, 104. Jahrgang 1993, Heft 4: Den Körper neu denken. Gender Studies, Frankfurt/Main 1993

Mechthild Jansen

Friedenspolitik von Frauen- nur eine Illusion? Über den Zusammenhang von Krieg und Patriarchat

Manuskript des Vortrags, den Mechtild Jansen am 6. März 1995 an der FernUniversität gehalten hat. Die Verantwortung für den Inhalt liegt allein bei der Autorin.

Zur Autorin:

Mechtild Jansen, Köln, Sozialwissenschaftlerin und freie Publizistin.

Schwerpunkte: Feminismus, Frauenpolitik, Gleichstellungspolitik, Arbeit, Vereinbarkeit von Familie und Beruf, Sicherheits- und Friedenspolitik, Militarismus und Patriarchat, Rechtsextremismus, soziale Bewegungen, Gewerkschaften, Parteien.

Ehemalige Sprecherin des Koordinierungsausschusses der (allgemeinen) Friedensbewegung, langjährige Sprecherin der „Initiative `Frauen in der Bundeswehr - wir sagen nein`“, langjährig tätig in der Frauen- und Frauenfriedensbewegung. Heute Mitglied im „Netzwerk Friedensforscherinnen“.

© FernUniversität - Gesamthochschule - Hagen 1995

Inhaltsübersicht

1. Vorbemerkung - Wo sind die Frauen mit einer feministischen Friedenspolitik geblieben?
2. Die Remilitarisierung der Politik nach dem Ende des Kalten Krieges
3. Über den Zusammenhang zwischen Krieg und Patriarchat
4. Friedensbegriff aus feministischer Perspektive
5. Politische Einmischung von Frauen

Literaturverzeichnis

1. Vorbemerkungen: Wo sind die Frauen mit einer feministischen Friedenspolitik geblieben?

50 Jahre nach dem Ende des zweiten Weltkrieges haben wir in Europa wieder Krieg, auf dem Balkan und in Tschetschenien. In den Ländern der ehemaligen Sowjetunion droht vielerorts eine militärische Eskalation von Konflikten. Ganz zu schweigen von den tatsächlichen und möglichen Kriegen außerhalb Europas, in der ganzen Welt. Der Verursacher des 2. Weltkrieges, Deutschland, unser Land, ist wieder größte Macht in Europa und die politische Führung bereitet sich mit "schnellen Einsatztruppen" auf die "Fähigkeit zur Kriegsführung" "in aller Welt" vor (Bundesministerium für Verteidigung, 1992).

Diese politische Entwicklung ist mit einer weitgehenden Verbannung der Diskussion über die Sicherheits- und Friedenspolitik in - vor allem männliche - Fachkreise und einer Verdrängung der kritischen Öffentlichkeit verbunden. Zur kritischen Öffentlichkeit gehörten in den 80er Jahren auch viele Frauen und eine eigene Frauenfriedensbewegung. Frauenfriedensbewegungen haben schon eine lange Geschichte. Bertha von Suttner ist allgemein als eine ihrer Protagonistinnen um die Jahrhundertwende und im Kontext des 1. Weltkrieges bekannt. Nach dem 2. Weltkrieg, 1945, begann erneut ein breiteres Friedensengagement von Frauen. Sich für eine Friedenspolitik zu engagieren, gehörte zu einem der stärksten Motive von Frauen, sich überhaupt in die Politik einzumischen. Mit der neuen Frauen- und Friedensbewegung in den 70er und 80er Jahren erlebte dieses Engagement einen quantitativen und qualitativen Schub. Frauen politisierten das Problem von Krieg und Frieden auf neue und erweiterte Weise.

Mittlerweile aber sind die kritischen Impulse aus einer Frauenfriedensbewegung oder gar explizit feministischen Perspektive wieder verschwunden. Frauen spielen gegenwärtig keine eigenständige Rolle, sie bringen keine Innovation zur Problemlösung. Sofern es überhaupt öffentliche Debatten gegeben hat - wie z.B. die über "Pazifismus und Bellizismus" oder die jüngere Kulturdebatte um Ernst Jünger -, fanden sie sogar ohne Frauen statt. Die einzige Ausnahme bildete die Debatte über die notwendige Fortschreibung der Menschenrechte z.B. auf körperliche Unversehrtheit im Kontext der Massenvergewaltigungen auf dem Balkan. Von dieser Ausnahme abgesehen, sind Frauen stattdessen in drei Rollen zu beobachten: Sie sind erstens ganz altertümlich sprachlos und schweigen angesichts neuer kriegerischer Konflikte. Sie treten zweitens in der traditionellen Rolle als besorgte Mütter (z.B. in Rußland), als Helferinnen und Reparateurinnen (z.B. angesichts der Massenverwaltigungen) auf. Sie sind drittens schließlich mehr oder weniger unterschiedslos im Mainstream der Fachdebatten oder etablierten Politik aufgegangen, d.h. den Männerrollen angepaßt.

Das alles ist bereits selbst schon Ausdruck einer Remilitarisierung der Politik, zu der noch stets funktional bestimmte Geschlechterrollen gehörten. Auch Schwarz-Weiß-Bilder, Entweder-Oder-Dualismen und neue Fundamentalismen gehören dazu. Sie ersticken die Debatte und drängen eine Menschenrechtspolitik und zivile Konfliktlösung, die als widersprüchliche Prozesse von Demokratisierung langwierig und schwierig sind, als zu "schwach" und "aufwendig" an den Rand. In diesen Tatsachen liegt aber auch ein Versagen sozialer Bewegungen, der Frauenbewegung, der Friedensbewegung, der demokratischen Parteien und der kritischen Öffentlichkeit in einer Situation begründet, als sie neu gefordert waren. Die Schwäche u.a. der Frauenfriedensbewegung hat ihre

Ursache in ihrer Entstehungsgeschichte als "Zwei-Punkt-Bewegung" gegen die militärische Verplanung von Frauen und den Atomkrieg. Apokalyptische Emphase, der Ruf nach sofortiger Tat und die Dominanz des (schon stets fragwürdigen) Verständnisses von Frauen als "dem Anderen (Friedfertigen)" waren kennzeichnend. Zwar differenzierte sich die Bewegung und entwickelte sich von einer bloßen Gegenbewegung zu einer Bewegung mit vielfältigen eigenen Alternativvorstellungen (Jansen, 1992). Doch dieser Prozeß wurde abgebrochen mit dem Ende des Kalten Krieges. Gleichzeitig zeigten sich zu diesem Zeitpunkt die Grenzen einer Friedensbewegung, die bei aller Kritik am Ost-West-Konflikt sich doch auch an dessen Rahmen abgearbeitet hatte und deren eigene positive Orientierungen unentwickelt geblieben waren. Das u.a. erklärt ihre Ratlosigkeit nach dem Ende des Kalten Krieges.

2. Die Remilitarisierung der Politik nach dem Ende des Kalten Krieges

Mit dem Ende des Kalten Krieges hat ein politischer Paradigmenwechsel in Deutschland stattgefunden. Am sinnbildlichsten kommt dieser in folgender Veränderung zum Ausdruck: Vor 1989 diente "Kriegsvorbereitung" den offiziellen Verlautbarungen nach zur "Vermeidung", wenn nicht gar zur "Verhinderung" des Krieges. Krieg galt als vermeidbar. Die "Institution des Krieges" sollte sogar abgeschafft werden, so formulierte es damals nicht nur der ehemalige Bundespräsident von Weizsäcker. Mittlerweile findet "Kriegsvorbereitung" statt, um im Zweifelsfall Krieg zu führen. Krieg gilt heutzutage wieder als unvermeidbar.

Statt der erhofften friedlichen Perspektiven der Lösung der globalen Probleme, der Herstellung von Wohlstand, sozialer Gerechtigkeit und gleicher Sicherheit für alle Völker ist genau das Gegenteil eingetreten: eine Unzahl neuer Konflikte. Sie haben zu einer Relegitimation von Gewalt, Nationalismus, Sozialdarwinismus, Sozialabbau bzw. einer puren Ökonomisierung sozialer und ökologischer Probleme, konservativen Werten und autoritären Ordnungsmustern sowie erneut einer nachgeordneten, instrumentellen Rolle von Frauenpolitik geführt. Sie sind gegen den Wertewandel durch die "neuen sozialen Bewegungen", gegen Selbstbestimmung, Demokratie und Emanzipation gerichtet (Jansen, 1993).

Eigentlich hätte es nicht überraschen dürfen: Nach dem Ende des Kalten Krieges brachen unter der Decke gehaltene Konflikte auf, oder neue entstanden aufgrund des Strebens der Völker nach Selbstbestimmung und Teilhabe am Wohlstand. Während die etablierte Sicherheitspolitik und die Sicherheitssysteme aus der Zeit des Kalten Krieges obsolet wurden und obendrein für die neuen Probleme versagten, wurde an ihnen nicht nur festgehalten, sondern sie wurden sogar neu aufgebaut und ausgerüstet. Obwohl die BRD nicht mehr Frontstaat ist, hat sie einen der größten Militärapparate der Welt. Obwohl unsere Verfassung uns zum Frieden verpflichtet, sind die Pro-Kopf-Ausgaben pro Soldat höher denn je. Obwohl Volker Rühe angeblich die erworbene "Kultur der Zurückhaltung" pflegen will, ist Deutschland der zweitgrößte Waffenexporteur der Welt. Obwohl eine defensive Umstrukturierung der Bundeswehr möglich und nötig wäre, bereitet diese sich auf offensive Einsätze vor. Obwohl allenthalben die öffentliche Armut beklagt wird, setzte Deutschland aus Großmannssucht in Somalia 100 Millionen DM in den Sand. Obwohl die Militärpakte überholt sind, werden sie ausgebaut, während die UNO und KSZE ein jämmerliches Dasein fristen usw. usf.!

Die Politik gleichzeitig war unfähig, ihre originäre Integrationsaufgabe zu lösen. Sie war hilflos, schottete sich ab, versagte oder trug sogar zur Gewalteskalation bei, sei es im Golf, in Somalia, auf dem Balkan, in der ehemaligen Sowjetunion o.a.. So hat die Politik selbst noch die Fakten geschaffen, die den Ruf nach Militär befördern. Für diesen Vorgang ist kennzeichnend, daß die Komplexität von Problemen immer reduziert wird, daß den Mühen der Kommunikation, der Demokratie, Selbstbestimmung und Gerechtigkeit durch Reideologisierung, Schwarz-Weiß-Denken, "Abschreckung", "Draufschlagen" und Gewalt ausgewichen wird. Dabei entfällt stets eine echte und nachhaltige Konfliktlösung. Diese Relegitimation von Gewalt vollzieht sich zuallererst über den Kopf, dort beginnt die Veränderung, schleichend und auf höchst komplexe Weise. Der Vorgang ist so exemplarisch, daß er kurz skizziert werden soll.

Der Friedensbewegung war es gelungen, in der Kritik an der Abrüstung ein anderes Verständnis von Sicherheit geltend zu machen. Sicherheit sollte nicht durch die abschreckende Wirkung tödlicher Waffen hergestellt werden, sondern durch soziale, ökologische und demokratische Lebensbedingungen, die politisch zu gestalten sind und die zugleich politische Friedenssicherung und zivile Konfliktlösung erlauben sollten. Wenn Sicherheit damit politisiert und politisch erweitert worden ist, so wird sie heute auf neue und erweiterte Weise militarisiert oder re-militarisiert. Politik wird wieder durch Militär ersetzt, und das auf immer mehr Feldern, entsprechend einem "weiten" - globalen, sozialen, kulturellen, ökologischen und politischen - Sicherheitsbegriff, der von Militärs und Militärpolitikern "übernommen" und umgemünzt wird. Dieser weite Sicherheitsbegriff machte aber nur Sinn, wo er auf die Politik als Mittel der Konfliktlösung abhob. Wenn er zur Begründung des Militärs und seines Einsatzes gebraucht wird, wie dies in den „Verteidigungspolitischen Richtlinien“ geschieht, dann wird keine Unterscheidung mehr zwischen kriegerischer Gewalt und anderen Formen von Gewalt oder Widerständen vorgenommen. Dann wird alle Komplexität von Beziehungen unterschlagen, nicht zwischen Ursache und Wirkung, Tätern und Opfern unterschieden und das Bedingungsgefüge eines Geschehens nicht mehr betrachtet. Dann wird unter der Hand der militärische Gefahren-, Aggressions- und Kriegsbegriff gleichgesetzt mit alltäglich stattfindenden ökonomischen, sozialen und kulturellen Kämpfen und Interessenskonflikten. Umgekehrt wird das eigene Interesse per se gegen das von anderen gestellt. Statt gemeinsame politische Lösungen zu suchen, kann nur noch mit Repression und Gewalt "so oder so" entschieden werden. So verkürzt sich das eigene Interesse auch ganz schnell auf einen bloßen Machterhalt. Und ein bloßer Machterhalt verlangt in einer Krise stets nach einem ständigen Mehr seiner selbst, also immer mehr Einsatz von Machtmitteln, Herrschaft und Gewalt.

In der Logik dieser Militarisierung liegt es, daß die neue Sicherheitspolitik - sichtbar in den „Verteidigungspolitischen Richtlinien“ des Ministeriums für Verteidigung, den Plänen zu den "Out of area"-Einsätzen der Bundeswehr oder zur Änderung des Grundgesetzes - von der Verteidigung vor gewalttätigen Angriffen auf das Leben von Land und Leuten übergeht zu einer vorbeugenden imperialistischen Interessenspolitik. Sie ist im Namen angeblicher Hilfe für andere, der Humanität, der Marktwirtschaft, der parlamentarischen Demokratie, der Sicherung von Rohstoffen und des freien Welthandels bereit, in allen Teilen der Welt militärisch zu intervenieren. Im Unterschied zur bundesdeutschen Politik vor 1989, als der Krieg eine eigentliche Nicht-Option war, soll er heute wieder ein realistisches Mittel der Politik sein. Damit wird eine moderne

Variante der Theorie vom "gerechten Krieg" vorgelegt. Die Begriffe, in denen das transportiert und gleichzeitig verschleiert wird, sind vielfältig. Sie sind so etwas wie eine Variante von Sekundärtugenden. Sie lauten "Souveränität", "Normalisierung", "Verantwortung", "gewachsene Verantwortung", "Realpolitik", "Glaubwürdigkeit", "Politikfähigkeit", "keine Sonderrolle", "etwas tun müssen" u.ä.m.. Wer hätte gegen sie viel zu sagen? Dennoch wird mit diesen Begriffen eine gigantische Vernebelung der Köpfe betrieben, ein wahrer Glaubenskrieg geführt zum Zwecke der Tabuisierung des eigentlichen Geschehens. Es wird nämlich nicht gefragt, worin die Souveränität eines modernen Staates besteht, was unter welchen Bedingungen "normal" oder "anormal" ist, wofür Verantwortung geübt werden soll, worin sie besteht, was zu tun oder unterlassen ist für ein bestimmtes Ziel, für wen was real ist usw. usf.. Diese Worthülsen werden implizit unter der Hand alle gleichgesetzt mit der Kriegsfähigkeit unseres Staates und der in ihm Herrschenden. Die eigenen Interessen sollen im Zweifelsfalle mit Gewaltandrohung und Gewalt durchgesetzt werden. Noch handelt es sich nicht um eine offene Militarisierung. Zunächst wird ein Drohpotential aufgebaut, das an sich aber schon kräftig wirkt. Zuvorderst wird die Schlacht heute auf dem ökonomischen Feld geschlagen. Doch wer garantiert, daß das geschaffene militärische Potential nicht irgendwann, wenn es opportun scheint, eingesetzt wird?

Der Vorgang macht deutlich, daß in dem Moment, in dem Demokratie, zivile Konfliktlösung, Rechtsstaat und freiheitliche Verfassung nicht als fortschreitender Prozeß verstanden werden und in dem Menschenrechte und Zivilität nicht für alle gelten, auch alle vorhandene Zivilität demontiert zu werden droht. Denn die Verteidigung einer nur partiellen Gültigkeit einer halbwegs humanen Lebensweise, wie wir sie in Europa derzeit kennen, verlangt eine Kontrolle und Ausgrenzung, die sich nur steigern kann und damit alles zu Verteidigende nach und nach unter sich begräbt. Die Friedensbewegung hatte eine Alternative hierzu: die Idee, den theoretischen Entwurf eines positiven Friedens als einem Prozeß der Verwirklichung der individuellen und sozialen Menschenrechte für alle, der Demokratisierung und Zivilisierung einer Weltgesellschaft, die die nationalen Grenzen überwindet (Jansen, 1991).

3. Über den Zusammenhang zwischen Krieg und Patriarchat

Ich habe schon auf das Phänomen des Paradigmenwechsels hingewiesen, von den "weichen" Themen hin zu den "harten", der Frauenpolitik hin zur inneren und äußeren Sicherheitspolitik. Worin besteht nun der systematische und grundsätzliche Zusammenhang zwischen Krieg bzw. Militarismus und Patriarchat und noch weitergehender sozialen Spaltungen überhaupt? [1]

- Alle Diskriminierung und Gewalt, die Frauen schon in der Gesellschaft erleben, erfahren sie im Militär noch einmal mehr und tiefer. Frauen sind zudem früher und stärker Opfer militärischer Gewalt. Das jüngste Beispiel sind die

[1] Ich stütze mich bei den folgenden Ausführungen in Abschnitt 3. und 4. neben meinen eigenen Ausarbeitungen zum Thema auf die umfangreiche und zum Teil langjährige Arbeit u.a. der Wissenschaftlerinnen Prof. Astrid Albrecht-Heide, Dr. Ruth Seifert, Dr. Ulrike Wasmuht, Dr. Tordis Batscheider, Utemaria Bujewski-Crawford.

Massenvergewaltigungen, Todesangst und die ganze Last der Alltagsbewältigung im Balkankrieg.

- Im Militär werden Frauen und alles "Weibliche" offen und gänzlich aus der Macht ausgeschlossen. Das Militär ist ein reiner Männerbund, er steht höher als die Familie und sogar als der Staat. Alles, was als "weiblich" gilt, wird nach unten und außen abgespalten. So geschieht es mit Bedürfnissen des Körpers, Emotionalität, Schwachsein, Verwundbarkeit oder Sterblichkeit. Die schlimmste Erniedrigung für einen Soldaten ist es, als "weibisch" bezeichnet zu werden. Als die jungen Männer der Bundesrepublik im Zusammenhang mit dem Golf-Krieg wenig soldatische Neigungen zeigten, hieß es, die Deutschen seien "verweichlicht". Vom Soldat wird Unterordnung unter funktionale, technologische und militärische Herrschaft verlangt. Der einzelne wird zugunsten eines starken, großen Ganzen ("Nation") entindividualisiert. Im Militär herrscht eine strenge Hierarchie von Befehl und Gehorsam unter dem Oberkommando des stärksten Mannes. Beherrschtwerden und Sich-Beherrschen verlangt die Ausschaltung des eigenen Selbst (Albrecht-Heide/ Bujewski-Crawford, 1992).
- Das Militär ist nicht nur ein Männerbund. Der Militärmythos selbst ist unmittelbar abhängig vom Weiblichkeitsmythos. "Stärke" wird definiert durch Macht und Gewalt über andere. Diese Stärke verkörpert der Mann, sie vermittelt "das Männliche". "Das Männliche" wiederum definiert sich durch den Ausschluß des Weiblichen und die Kontrolle über es. Die Bilder vom männlichen Kriegerischen und von weiblicher Friedfertigkeit korrelieren miteinander. Sie sind Ausdruck einer spezifischen Gestaltung der Verhältnisse zwischen den Geschlechtern. Der Krieg hat eine phallische (starke) Symbolik und Ästhetik, der Frieden gilt als schwach und herrschaftsunfähig. "Das Weibliche" umgekehrt wird konstruiert über den Ausschluß der Frau von all den Mitteln und Möglichkeiten, die zur "Männlichkeit" gehören. Die angeblich passive Friedfertigkeit der Frau ist in Wahrheit eine Verhaltenszumutung. Ein "Beschützer" soll verhindern, daß Frauen selbstbestimmt Handelnde und auch Kämpfende sind. Die Kontrolle über die Bilder von Weiblichkeit ist deshalb lebensnotwendig, um militärische Ordnungen aufrechterhalten zu können.

Der Geschlechterdualismus und die patriarchale Gewalt sind so nicht nur funktional, sondern konstitutiv für die organisierte Friedlosigkeit und den Krieg. Es ist die Ideologie dieses Geschlechterdualismus, daß Frieden etwas spezifisch Weibliches und Krieg etwas spezifisch Männliches (quasi als Natureigenschaft) sei. Das entspricht jedoch nicht den Realitäten. Gewaltfördernd und gewaltträchtig ist vielmehr diese Konstruktion dichotomer Geschlechterrollen. Die Funktionalisierung bestimmter "typisch männlicher" Eigenschaften für militärische Politik ist nur möglich, wenn es die dazugehörigen komplementären "typisch weiblichen" Eigenschaften gibt. Das Muster von Abschreckungspolitik findet seine Entsprechung auf der Ebene der Geschlechterverhältnisse. Abschreckung und Drohpolitik helfen zwar nicht, Krieg zu verhindern oder Probleme zu lösen. Letztlich sind sie diesbezüglich ohnmächtig. Auch der militarisierte Mann ist in Wahrheit nur ein gehorsames Rädchen im Getriebe, das Frau und Kinder gar nicht wirklich "schützen" kann. Dennoch macht die Sache einen Sinn: Kriegerische Männlichkeitsbeweise legitimieren die patriarchale Stellung im zivilen Leben, und die wiederum legitimiert die Unterordnung des Mannes unter das militärische Gewaltkollektiv. Die Auseinandersetzung mit den und die Überwindung der

dichotomen Geschlechterrollen ist deshalb eine Voraussetzung für Frieden (Seifert, 1993; Batscheider, 1993).

Bei der Analyse von Gewalt in der Gesellschaft müssen deshalb Mikro- und Makroebene immer zusammengesehen und die Wechselwirkung der Gewalt auf privater und öffentlicher Ebene thematisiert werden. Nur vor diesem Hintergrund sind auch politische Auswege denkbar. Auch eine Vorstellung von einem "positiven Frieden" muß diese Zusammenhänge berücksichtigen.

Bevor ich darauf zurückkomme, möchte ich die Zusammenhänge zwischen Krieg, Patriarchat und Ungleichheit auf einer noch größeren Ebene aufzeigen. Krieg ist der größte und schärfste Ausdruck aller Ungleichheits- und Gewaltverhältnisse. Es gibt immer einen Zusammenhang zwischen Militär und außer- wie innergesellschaftlichen Gewaltverhältnissen. Dabei bildet die Frauenunterdrückung oder -diskriminierung eine Zentralachse. In einer Struktur von Gewalt werden Interessenskonflikte nicht mit demokratischen Mitteln, sondern mit den Machtmitteln der Stärkeren ausgetragen, seien es ökonomische, politische, kulturelle, psychologische, personal- oder staatlich-gewalttätige oder militärische Mittel. "Stärke" wird immer als Macht über andere in einer Hierarchie nach unten verstanden. Es handelt sich um ein Gefüge innergesellschaftlicher und zwischenstaatlicher Beziehungen, die nicht gleichberechtigt, sondern ungleich sind, aufgeteilt in Über- und Untergeordnete, Herrschende und Dienende. Diese Beziehungen haben Gemeinsamkeiten, die eine organisierte Friedlosigkeit unserer Gesellschaft ausmachen (Wasmuth,1993). Sie sind hierarchisch-repressiv, bestehend aus Führen und Folgen. Sie sind ungleich und lassen keinen Raum für Verhandlung und Kooperation. Sie sind dualistisch, kennen nur Entweder-Oder, Schwarz oder Weiß, Sieg oder Niederlage, monokausale Folgen statt multikausaler Zusammenhänge. Sie folgen einem selbst-geschaffenen Handlungsdruck bis hin zur Unvermeidbarkeit des Krieges, der im Ruf "Krieg dem Kriege" seinen Ausdruck findet. Sie sind im Namen der "Effektivität" und "Rationalität" grob, undifferenziert und zerstörerisch. Diese Muster folgen nicht nur einer Logik der Gewalt, sie beschleunigen und verschärfen stets, was sie zu lösen vorgeben.

4. Friedensbegriff aus feministischer Perspektive

Ein Friedensbegriff aus feministischer Perspektive[2] überschreitet und erweitert jenen aus der traditionellen Friedensforschung und -politik. Wenn Frieden mehr als die Abwesenheit von Krieg, nämlich die Abwesenheit aller Gewalt ist (Johann Galtung), dann muß das hinsichtlich aller Dimensionen von Gewalt gelten - im öffentlichen wie im privaten Bereich. Frieden bedeutet dann konkreter die Abwesenheit von direkter, struktureller und kultureller Gewalt nicht nur in der Außen-, Sicherheits- und Wirtschaftspolitik, sondern auch im privaten Bereich, der im Patriarchat schwerpunktmäßig Frauen zugewiesen wird. So ist es nun auch in den bundesdeutschen

[2] Verwiesen sei insbesondere auf die Arbeit von Tordis Batscheider, die die theoretische Erklärung eines feministischen Friedensbegriffs fortentwickelt hat.

Vorbereitungsdokumenten zur Weltfrauenkonferenz in China festgelegt worden[3]. Bezogen auf die Frauen bedeutet dies

- die Abwesenheit von **personaler** Gewalt auf privater und auf öffentlicher Ebene (wie der individuellen geschlechtsspezifischen Gewalt -z.B. Schläge, Vergewaltigung, Ertränken weiblicher Neugeborener- und der kollektiven Gewalt wie z.B. bei Kriegen);

- die Abwesenheit **struktureller** Gewalt auf privater und auf öffentlicher Ebene (wie bei der individuellen Aneignung von Frauen(haus)arbeit durch den Mann oder der ökonomischen Abhängigkeit der Frau vom Mann und der kollektiven Aneignung von Frauenarbeit in Gestalt ungleicher Löhne oder der Frauen als Verfügungsmasse auf dem Arbeitsmarkt oder ihrem Ausschluß aus der Macht durch ihre Zuweisung primär zum Privatbereich);

- die Abwesenheit **kultureller** Gewalt auf privater und auf öffentlicher Ebene (wie z.B. der individuellen Verweigerung von Bildung, persönlicher Zeit und der kollektiven Unterdrückung eines selbstbestimmten Lebens von Frauen, dem Unsichtbarmachen ihrer Leistungen und Geschichte etc.).

Frieden ist nach diesem Verständnis ein kontinuierlicher und umfassender Prozeß, der individuelle und kollektive Anstrengungen erfordert - in intellektueller, emotionaler, organisatorischer, soziokultureller, ökonomischer und politischer Hinsicht. Dieses Verständnis von Frieden impliziert die Ablehnung militärischer und gewalttätiger Konfliktbearbeitung und mindestens die Ablehnung des Ausbaus militärischer Gewaltkollektive als ersten Schritt.

Die Abwesenheit von Gewalt bedeutet, positiv gedacht und gestaltet, die Verwirklichung des Rechts des Individuums auf Entfaltung im Sinne der Befriedigung von Grundbedürfnissen. Der Maßstab sind die individuellen, politischen, sozialen und ökologischen Menschenrechte für alle. Die Abwesenheit von Gewalt bedeutet ferner die Verpflichtung auf friedliche Konfliktlösung, das heißt auf Zivilität und Demokratie. Sie können nicht geteilt werden und müssen deshalb permanent fortentwickelt werden.

Menschenrechte, Demokratie und Zivilität als Alternative zum Krieg sind als ein Prozeß der Bewältigung der eigenen gewalttätigen Vergangenheit und Gegenwart der westlichen Welt oder "Zivilisation" zu verstehen. Demokratie und Zivilität sind nicht automatisch und per se die "saubere" Alternative zum "schmutzigen" Krieg. Demokratie und Zivilität sind selbst erst als Alternative aus der Barbarei erwachsen. Wir brauchen uns nur der Entstehung der Menschenrechte, der UNO oder der parlamentarischen Demokratie und des Sozialstaats in der BRD nach Faschismus und Krieg zu erinnern. Demokratie und Zivilität stammen, das wissen wir, aus der Geschichte des Nationalstaates, dessen Grenzen in der heutigen Weltgesellschaft kontraproduktiv geworden sind. Der Nationalstaat ist durch künstliche Grenzen gekennzeichnet und deshalb in seiner Begründung immer ideologiebedürftig. Ideologische Rechtfertigungen ziehen immer

[3] Vergleiche den Bericht „Friedenspolitik in Deutschland“ der Arbeitsgruppe 11 „Frauen und Frieden“ in Vorbereitung der Weltfrauenkonferenz 1995 vom 27.08.1994. Die Arbeitsgruppen werden vom Bundesministerium für Jugend, Frauen und Senioren einberufen.

neue nach sich und gehen mit Ausgrenzungen einher. Sie sind daher auch potentiell gewaltträchtig. Die sich auf Demokratie und Zivilität berufen, waren bislang eben nicht unzweideutig gewaltfrei, sie haben nicht für alle Menschenrechte garantiert und sie nicht in allen wichtigen Lebensbereichen gelten lassen. Sie bezogen sich auf das bürgerliche Subjekt und das war bürgerlich, weiß und männlich. Es erhob sich über die Natur, Frauen, Proletarier, Nicht-Weiße, Wilde, Kinder, andere Kontinente, Leben und Tod, über Privates. Nur wenn diese geteilte Geschichte nicht verdrängt wird, können die fortbestehenden Gefahren der Ausgrenzung und Gewalt gegen Fremde, Abweichende, Ungleiche erkannt und abgebaut werden.

Wenn wir uns auf Demokratie und Zivilität beziehen, müssen wir diese Zusammenhänge selbstkritisch reflektieren und diese Ziele für alle gültig werden lassen. Gewaltstrukturen müssen weiter als bislang der Konversion zugeführt werden: Partizipatorische, fehlerfreundliche, weiche, kooperative, flexible Strukturen müssen den Total- und Groß- und Schnellösungen, den zentralistischen Ordnungen und Hierarchien weichen. Gleiches Recht muß für Verschiedene gelten.

5. Politische Einmischung von Frauen

Wenn Frauen sich nicht neu einmischen, so lautet eine Lehre aus dem "8. Mai", machen sie sich mitschuldig für eine falsche politische Entwicklungsrichtung. Ausgehend von den Erfahrungen der Massenvergewaltigung im ehemaligen Jugoslawien oder in Ruanda haben Frauen die Möglichkeit, Zusammenhänge zwischen Patriarchat und Militarismus erneut aufzuzeigen und zu politisieren. Kriegerische Massenvergewaltigungen sind der zugespitzteste Teil systematischer Erniedrigung, Unterwerfung und Schädigung der Frauen und mit ihnen der "Anderen" (Völker, Kulturen, Hautfarben etc.). Sie reichen in der "kleinen" und "leisen" Form bis hin zur Vergewaltigung in der Ehe (Krell/Wölte, 1995).

Die erste Aufgabe läge darin, aus der Sicht der Frauen in der Tiefenperspektive wie im Gesamtzusammenhang erneut einen politischen Paradigmenwechsel durchzusetzen. Statt "Krieg dem Kriege" lautete der Lösungsvorschlag "Bedürfnisbefriedigung, Ausgleich, Deeskalation, Demokratie und friedliche Konfliktlösung dem Kriege". In der Zukunft sollte für Deutschland "normal" sein, von selbstzerstörerischer militärischer Konfliktlösung abzulassen und in Europa nicht-militärische Politik durchsetzen zu helfen sowie Armut und Unterdrückung abzubauen. Nur eine solche Politik ist zu verantworten. Statt alles Geld der Welt zu monopolisieren und uns vom Elend abzuschotten, müssen wir aus eigenem Interesse den Reichtum umverteilen, wenn uns die Gewalt nicht einholen soll. Deutschland muß dann ein offenes Haus sein für politische und auch für Armutsflüchtlinge, mit einem neuen Staatsbürgerrecht und einem liberalen Einwanderungsgesetz.

Für eine Friedenspolitik ist eine emanzipatorische Frauen- und eine demokratische Geschlechterpolitik nicht nebensächlich, sondern zentraler Bestandteil (Jansen, 1995). Frauen kennen die Unterseite der Moderne; kommen sie ans "Licht", können sie wesentlich beitragen zur Lösung der modernen Probleme. Es handelt sich um weit mehr als "nur" die "Frauenfrage", nämlich ebenso um die Probleme der Männer und der Gesellschaft. Die Überwindung patriarchaler Strukturen hilft zugleich einer

ökologischen, demokratischen und sozialen Gerechtigkeitspolitik insgesamt auf die Beine. Es reicht, wenn die Bundeswehr zur Selbstverteidigung in der Lage ist. Darauf und auf die Schaffung defensiver Strukturen zu eben diesem Zweck sollte ihre Aufgabe festgelegt werden. Im Grundgesetz sollte Deutschland sich selbst auf eine gewaltfreie Konfliktlösungspolitik verpflichten. Es könnte sich dann für eine weitere Demobilisierung der Bundeswehr und der Militärbündnisse entscheiden. Alle freiwerdenden Kräfte wären in die Stärkung und Demokratisierung der UNO und der KSZE, der internationalen Menschenrechte und des Völkerrechts zu investieren. Frauen müssen zu 50% an ihnen beteiligt sein, und unter solchen Voraussetzungen können und müssen sie selbstverständlich auch an allen ihren Aufgaben einschließlich denen der UNO-Schutztruppen beteiligt werden. Die Mittel für Konfliktfrüherkennung und -prävention müssen drastisch erhöht werden. Der politische Wille und das Geld entscheiden über eine gewaltfreie Lösung kriegerischer Konflikte z.B. durch Embargo, Rüstungsexportstopp, Öffentlichkeit für Friedensbemühungen, Diplomatie, Unterstützung für Deserteure und Friedensbewegungen, positive Sanktionen für Wiederaufbaumaßnahmen u.a.m.. Mit dem Aufbau ziviler Friedensdienste muß begonnen werden.

Wenn alle diese Möglichkeiten ausgeschöpft werden, dann macht auch eine multinationale Notpolizei zur Durchsetzung internationalen Rechts einen Sinn. Deutschland und uns allen tut eine Politik der Selbstbeschränkung, Entmilitarisierung und der Neubeginn einer globalen Entspannungspolitik not. Die Alternative zu Macht und Herrschaft lautet immer Demokratisierung und Verwirklichung der Menschen- und Minderheitenrechte. In der konkreten Praxis sind Aufklärung, Protest und Gegenwehr so wichtig wie öffentlicher Meinungsstreit, Zivilcourage im Alltag und die Arbeit an konkreten alternativen Projekten.

Literaturverzeichnis

ALBRECHT-HEIDE, Astrid / BUJEWSKI-CRAWFORD, Utemaria: Frauen - Krieg - Militär. Images und Phantasien, Tübingen 1992.

BUNDESMINISTERIUM FÜR VERTEIDIGUNG: Verteidigungspolitische Richtlinien vom 26.11.1992.

BATSCHEIDER, Tordis: Friedensforschung und Geschlechterverhältnis. Zur Begründung feministischer Fragestellungen in der kritischen Friedensforschung. Schriftenreihe Wissenschaft und Frieden, Marburg 1993.

JANSEN, Mechtild: Gleichstellungspolitik zwischen Anpassung an "den Mann" und Abbau patriarchaler Strukturen. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis 39/1995. S. 71 - 78.

JANSEN, Mechtild: Gemeinsames Europa - friedensfähig oder patriarchal? In: Am Ende der Marginalisierung. Ausgewählte Beiträge des ersten Symposiums des Netzwerks Friedensforscherinnen. Hg. v. Regine Mehl. Bonn 1993. S. 6 - 20.

JANSEN, Mechtild: Friedensbewegung. In: Forschungsjournal Neue soziale Bewegungen. Heft 3/92. S. 97 - 104.

JANSEN, Mechtild: Perspektiven der Friedensbewegung. In: Friedensforschung - Eine Handlungsorientierung zwischen Politik und Wissenschaft. Hg. v. Ulrike C. Wasmuht. Darmstadt 1991. S. 284 - 296.

JANSEN, Mechtild: Frauenfriedenskampf. In: Sozialistische Politik und Wirtschaft 19/1983. S. 172 - 175.

JANSEN, Mechtild: Not läßt sich ausbeuten und Karriere trübt den Verstand. Frieden und Emanzipation sind Schwestern. In: Blätter für deutsche und internationale Politik 12/1983. S. 17 - 28.
GALTUNG, Johann: Strukturelle Gewalt. Reinbek f. HH.1982 (1975).

KRELL, Gert / WÖLTE, Sonja: Gewalt gegen Frauen und Menschenrechte. HSFK-Report 2/1995. Hessische Stiftung Friedens- und Konfliktforschung. Frankfurt 1995.

SEIFERT, Ruth: Die militärische Konstruktion von Männlichkeit. In: Tagungsband der Friedrich-Naumann-Stiftung "Stahlhelm, Blauhelm oder Papierhelm - Streitkräfte und Funktionswandel". Gummersbach 1993.

WASMUHT, Ulrike: Wissenschaftstheoretische Überlegungen zu feministischen Ansätzen in der Friedensforschung. In: Am Ende der Marginalisierung. Ausgewählte Beiträge des ersten Symposiums des Netzwerks Friedensforscherinnen. Hg. v. Regine Mehl. Bonn 1993. S. 21 - 31.

Geschlecht, Klasse und Alter.
Überlegungen zu einer wenig beachteten Dimension des weiblichen Lebenszusammenhangs

Inhaltsübersicht:

1. Arbeitsteilung als Quelle von Ungleichheit
2. Arbeitsteilung als gesellschaftliches Strukturmerkmal
3. Klassen- und Geschlechtszugehörigkeit in ihrer Verschränkung
4. Geschlechtliche Arbeitsteilung und Alter

Anmerkungen/Literaturhinweise

Geschlecht, Klasse und Alter. Überlegungen zu einer wenig beachteten Dimension des weiblichen Lebenszusammenhangs

Bereits die Anfänge der Frauenforschung vor mittlerweile fünfundzwanzig Jahren waren durch heftige Kontroversen darüber bestimmt, ob die Vermittlung sozialer Ungleichheiten im Klassen- und Geschlechterverhältnis durch die Dominanz des einen Verhältnisses über das andere Verhältnis bestimmt ist.[1] Bekanntlich tendierte die Frauenforschung in der Folgezeit zu der Auffassung, dem Verhältnis der Geschlechter komme beim Herstellen und Reproduzieren sozialer Ungleichheiten die ausschlaggebende Rolle zu, stünde mindestens gleichrangig neben der Ungleichheit der Klassen.[2]

Diese Auffassung wird auch hier vertreten. Sie beruht auf einer Reihe von systematischen Unterscheidungen, die ich kurz erläutern werde.

1. Natürlich bestehen auch gesellschaftliche Klassen aus ‘Geschlechtern’, d. h. Geschlechtsindividuen. Wenn wir von Klassen sprechen, meinen wir ein soziales Verhältnis, das sich in Individuen „verkörpert“: Frauen und Männern als weibliche und männliche Lohnabhängige. Unter dieser Voraussetzung bezieht sich der Klassenbegriff auf die soziale Positionierung von Individuen von unterschiedlicher Geschlechtszugehörigkeit im biologisch-gesellschaftlichen Sinne.

2. Unter dem letztgenannten Gesichtspunkt sind Frauen und Männer „gleich“, weil es keinen Unterschied macht, wer einen Beitrag zur biologisch-gesellschaftlichen Reproduktion von Individuen leistet. Sie bedarf des Beitrags, wie ich es einmal nennen will, beider Geschlechter. Der Beitrag der Frau ist nicht „wertvoller“ als der eines Mannes und vice versa.

3. Die im biologisch-reproduktiven Sinne „gleichwertigen“ weiblichen und männlichen Individuen sind dies nicht als Angehörige einer bestimmten Klasse. Hier kommt die Geschlechterhierarchie bereits zum Tragen: Die Lohnarbeiterin ist dem Lohnarbeiter keineswegs „gleich“, sie rangiert auch in dieser Eigenschaft und in diesem sozialen Ver-

hältnis „unter“ ihm. Dem Lohnarbeiter sind noch immer bessere und ertragreichere Erwerbschancen zugänglich als der Lohnarbeiterin, Diskriminierungen auf dem Arbeitsmarkt auch im Vergleich mit Männern „ihrer“ Klasse sind bekanntlich die Regel.

4. Vom erstgenannten sozialen Verhältnis - dem von Lohnarbeit und Kapital - unterscheidet sich (und überschneidet sich mit ihm) ein zweites grundlegendes soziales Verhältnis - das der Geschlechter, zwischen Frauen und Männern. Dieses soziale Verhältnis scheint neben dem der Klassen allein aus dem Grunde das tiefergreifende zu sein, weil es nicht allein in das der gesellschaftlichen Klassen hineinwirkt, d. h. in ökonomische Sachverhalte, sondern in **allen** gesellschaftlichen Bereichen wirksam wird.

5. und letztens: In historischer Perspektive ist ein hierarchisches Geschlechterverhältnis zuungunsten von Frauen in allen uns bekannten Kulturgesellschaften feststellbar, gelegentlich auch als geschichtsübergreifendes Patriarchat bezeichnet. Bevor Klassengesellschaften entstanden, wie wir sie heute kennen, gab es bereits andere Gesellschaftsformationen, die nicht weniger geschlechterungleich waren als die gegenwärtigen Gesellschaften. Wir können daher mit Grund annehmen, daß Geschlechterungleichheiten wesentlich zählebiger und sehr viel schwieriger aufzubrechen sind, als alle kapitalistischen oder sozialistischen Vergesellschaftungsformen.[3]

Theoretische Kontroversen zum Verhältnis von Klasse und Geschlecht fristen in der Frauenforschung heute allerdings eine marginale Existenz. Vor allem verzichtet die Frauenforschung weitgehend auf den Ausbau des bereits erreichten Erkenntnisstandes. Rational und politisch nachvollziehbar sind diese Einstellungen nicht. Allein der flüchtige Blick in die Massenmedien-Berichterstattung legt unschwer Zeugnis davon ab, daß sich die wissenschaftliche Marginalisierung des Sachverhalts umgekehrt proportional zu seiner realgesellschaftlichen Bedeutung verhält angesichts Massenerwerbslosigkeit, Abbau sozialstaatlicher Leistungen, zunehmender Verarmung breiter Bevölkerungskreise. Deutlicher noch wird die Bedeutung der Verschränkung von Klassen- und Geschlechtszugehörigkeit, wenn es um das Thema „Alter“ geht: Alte und Hochbetagte sind in der Mehrzahl Frauen und überwiegend sind sie „arm“. Ich komme darauf zurück.

Die Frage stellt sich, ob hier vielleicht eine gewisse Zwangsläufigkeit feststellbar ist, ein strukturelles Muster, mit dem das weibliche Geschlecht in einen Lebensentwurf gedrängt wird, der stärker als bei Männern beobachtbar zu einem Alter in Armut führt. Eine Reihe von Argumenten sprechen für die Existenz eines solchen strukturellen Musters.

Korrekter wäre es, von einer Verschränkung unterschiedlicher Strukturmerkmale zu sprechen, die erst in ihrer Bündelung die volle Wirkung entfalten. Nehmen wir als Beispiel die geschlechtshierarchische Arbeitsteilung. Nach der hier vertretenen Auffassung beinhaltet sie die der Klassen, ohne mit ihr identisch zu sein.[4] Wir sind mit ihr konfrontiert als einer historisch Gewordenen und damit auch Veränderlichen. Seit einer Reihe von Jahren befindet sie sich in Bewegung, ohne allerdings ihre gesellschaftlich-geschlechtliche Strukturiertheit eingebüßt zu haben.

Herauszufinden, was noch „Struktur“ und bereits „Prozeß“ ist, stellt sich als schwierig heraus. Zum einen sind die analytischen Instrumente stumpf geworden. Der traditionelle Klassenbegriff des Marxismus erweist sich heute allein aus historischen und zeitgeschichtlichen Gründen als nur bedingt verwendbar. Wir leben nicht mehr im Zeitalter der Hochindustrialisierung des 19. Jahrhunderts, als diese Theorie entwickelt wurde und die gesellschaftliche Realität jener Zeit zu erfassen suchte. Die Rede von Klassen meint heute eine andere gesellschaftliche Realität als vor 150 Jahren, ohne daß sich die Klassengesellschaft selbst aufgelöst hätte und von einer neuen Gesellschaftsformation abgelöst worden wäre.[5] Darüber hinaus bildete die Arbeitsteilung der Geschlechter nicht ihren Gegenstand. Die Frauenfrage, die eigentlich eine Geschlechterfrage ist, galt ihr stets nur als Bestandteil der „sozialen Frage“, war ihr damit aber auch untergeordnet. Zum anderen sind feministische Theorien der geschlechtlichen Arbeitsteilung einem doppelten Problem ausgesetzt. Kaum konzeptualisiert und begrifflich noch wenig ausdifferenziert, sollen sie eine gesellschaftliche Realität analytisch einfangen, die selbst sich massiv in Bewegung befindet. Noch anders formuliert: Gerade in ersten Versuchen in ihrer Strukturiertheit ausgewiesen, sollen diese Theorien bereits den Wandel geschlechtlicher Arbeitsteilungen diagnostizieren, der eigentlich immer erst aus historischer Distanz im vollem Umfang erkennbar wird. So sind die traditionellen

„Normalbiographien“ von Frauen und Männern in ihrer Polarisierung zwischen Erwerbs- und Familienarbeit stark im Umbruch begriffen. Anzumerken wäre, daß diese analytischen Raster ohnehin nie die volle gesellschaftliche Realität einfangen konnten, allenfalls annäherungsweise. Denn Frauen waren auch historisch nur selten auf die Existenz der nicht-erwerbstätigen Hausfrau festgelegt, übten sehr unterschiedliche Formen von zusätzlicher Erwerbsarbeit aus, die niemals in Berufsstatistiken auftauchten. Und heute gilt wiederum auch für Frauenarbeit anderes als im 19. Jahrhundert, als selbst vor fünfzig Jahren. Das wiederum hat oft gesellschaftliche Gründe, die subjektiv-individuellen Veränderungen kommen hinzu und verschränken sich mit ihnen. Festzustehen scheint lediglich, daß keine Veränderung in der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung der Einsicht von Männern geschuldet ist, nunmehr auch ihren Teil an unentgeltlicher Familienarbeit zur Entlastung von Frauen übernehmen zu wollen. Das Kollektiv der Männer bleibt fest in seiner Auffassung darüber, was Frauenarbeit ist und was nicht, Ausnahmen sind individuell sicher feststellbar, objektiv ist kein Wandel erkennbar. Vielmehr scheinen die Dynamik des Arbeitsmarktes und der industriegesellschaftlichen Entwicklung neue Arbeitsteilungen der Geschlechter langfristig zu erzwingen. Ein abnehmendes Volumen an Erwerbsarbeit und Erwerbsarbeitszeit infolge technischen Wandels, technischer Innovation und fortgeschrittener Weltmarktverflechtung löste eine sogenannte Flexibilisierung von Erwerbsarbeit aus, die erst dann ins Bewußtsein der Öffentlichkeit trat, als es die Männerarbeit traf. Die Erwerbsarbeit von Frauen war schon immer hoch flexibilisiert. Nur nahm niemand Anstoß an diesem Sachverhalt.

Was aber tut ein Mann, dessen Frau unter Umständen den ehelichen oder familialen Unterhalt verdient, während er selber erwerbslos ist? Verschämt wird er sich in die Rolle des Hausmanns fügen - gezwungenermaßen und keineswegs aus freien Stücken. Der stumme Zwang der Verhältnisse wird auf tradierte Arbeitsteilungen Druck ausüben, ohne deren normative Geltung vorläufig zu beseitigen. Hinzukommt, daß wir die beiden Musterexemplare der traditionellen geschlechtlichen Arbeitsteilung, die „Nur-Hausfrau“ und den „Familienernährer“ als auslaufende gesellschaftliche Modelle betrachten können. Seine Geltung erstreckt sich vermutlich eher auf die alte und ältere Generation, nicht auf die Jungen und Jüngeren. Die jungen und jüngeren Frauen wollen heute beides, Familie und Beruf, sofern die Bedingungen des Arbeitsmarktes günstig sind.

Und auch Männer erwarten heute von „ihren“ Frauen, daß sie nach der Heirat und mindestens bis zur Geburt des ersten Kindes vollerwerbstätig sind. Der Lebensstandard muß schließlich finanziert werden. Und: Möglicherweise haben Männer auch wenig Interesse an der Übernahme der „Ernährerrolle“, ziehen das Single-Dasein mit voll verfügbarem Einkommen der gesellschaftlichen Erwartung, eine Familie zu gründen, vor. Analoges dürfte für viele Frauen gelten: die vollerwerbstätige Frau ohne Anhang besitzt die volle Verfügung über sich und ihr Erwerbseinkommen. In diesem Sachverhalt könnte sich ein gesellschaftlicher Wandel im Verhältnis der Geschlechter andeuten, der die jeweilige Selbständigkeit höher bewertet als die gegenseitige Abhängigkeit in einer legalen Ehe und Familiengründung. „Er“ ist in diesem Fall ja nur anders abhängig als „sie“, aber in Abhängigkeiten geraten beide.

An der Hierarchie der Geschlechter in den gesellschaftlichen Arbeitsteilungen hat sich jedenfalls nichts geändert. Frauen sind zwar stärker als jede Frauengeneration zuvor in Erwerbsarbeit integriert, Männern machen sie jedoch kaum ihre Reservate streitig, weil diese auch verbissen verteidigt werden. Und von unentgeltlichen Familienarbeiten halten Männer sich nach wie vor fern. Sie bleiben den Frauen überlassen, selbst wenn diese erwerbstätig sind.

1. Arbeitsteilung als Quelle von Ungleichheit

Geschlechtsspezifische Arbeitsteilungen besitzen für den Erhalt und die Reproduktion eines Gesellschaftsgefüges eine ganz zentrale Bedeutung. Diese Feststellung gilt unter Frauenforscherinnen als unstreitig. Außerhalb ihrer wird über diesen Punkt gerne noch geschwiegen. Selbstverständlichkeiten spricht man lieber nicht an, sie könnten sich unversehens als gar nicht so selbstverständlich erweisen. Aus analytischer Perspektive erhebt sich dennoch die Frage, die auch die Frauenforschung bisher nur unzulänglich beantwortet: Wie bringt man die Geschlechter eigentlich dazu, das zu tun, was eine Gesellschaft von ihnen erwartet? Wie insbesondere die Frauen, die unter formal gleichen Voraussetzungen wie Männer immerhin auf Arbeiten eingeschworen werden, die ihnen, aus gesamtgesellschaftlicher Sicht, nichts als Nachteile bringen?

Wird ein Kind geboren, erfolgt mit seiner Geburt bereits eine lebensgeschichtliche Weichenstellung, von der es kein Wissen besitzt. Seine Geschlechtszugehörigkeit legt bereits fest, welche Lebensmodelle ihm einmal offenstehen werden und welche ihm weitgehend verschlossen sind. Diese unsichtbaren Grenzziehungen sind nicht völlig undurchlässig und dennoch äußerst wirkungsvoll. Individuell mag der eine oder die andere sie durchbrechen, das Kollektiv einer Geschlechtergruppe nicht. Die weibliche Sozialisation bereitet das kleine Mädchen auf die Übernahme der sogenannten „Frauenrolle“ vor; die Frauenforschung nennt es mittlerweile „das gesellschaftliche Konstrukt ‘Frau’“.[6] Analoges gilt für Jungen und die männliche Sozialisation. An diesem Sachverhalt hat sich bis heute wenig oder nichts geändert. Die dominanten Geschlechter-Leitbilder mögen zwar die einstige Schärfe ihrer Konturen eingebüßt haben. Auch der Vater kümmert sich heute schon mal ums Baby, wechselt die Windeln und hat Freude am Umgang mit dem Kind - solange aus dieser Beschäftigung keine feste Verpflichtung resultiert. Umgekehrt dürfen Frauen heute eine berufliche „Karriere“ anstreben, sofern es ihnen gelingt, sich unbeschadet in der Männerwelt zu behaupten. Weibliche Führungsqualitäten sind sogar gefragt, müssen allerdings nicht unbedingt vom weiblichen Geschlecht selbst praktiziert werden. An den grundlegenden Vorstellungen darüber, wie eine Frau, wie ein Mann „zu sein“ habe, hat sich jedoch wenig geändert. In nichts anderem kommt dieser Sachverhalt eindeutiger zum Ausdruck als in der noch immer gültigen gesellschaftlichen Auffassung, primär sei die Frau für den unentgeltlichen Familien- und der Mann für den entgeltlichen Erwerbsbereich zuständig. Selbst frauenbewegte Frauen, die sich mit Entschiedenheit gegen diese Norm zu Wehr setzen, bringen nur selten im Konfliktfall den Mut und die Energie auf, sich dieser gesellschaftlichen Norm und Erwartung zu widersetzen.

Im folgenden werde ich eine analytische Begründung für die letztlich erstaunliche Durchschlagskraft und Zählebigkeit geschlechtsspezifischer Arbeitsteilungen vorstellen, die ich anhand empirisch-historischen Materials vor einiger Zeit auf ihre Brauchbarkeit hin überprüft habe.[7] Hierzu vorab einige Erläuterungen.

Die bereits dargelegte Geschlechtsspezifik in der primären Zuweisung von entgeltlicher und unentgeltlicher Arbeit an jeweils eines der beiden Geschlechter hat zur Folge, daß Frauen, die diesem Modell voll entsprechen, als „Lohn“ für ihre Arbeit allenfalls auf

„Liebe“ rechnen dürfen, verknüpft mit ehelich-familialem Unterhalt und abgeleiteten Ansprüchen an die Systeme der sozialen Sicherheit.[8] Die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, die Frauen vorrangig auf unentgeltliche Arbeit in der Familie festlegt, entbindet sie jedoch keineswegs vom Zwang zur Aufnahme von Erwerbsarbeit, wenn die familiale Existenzsicherung das erfordert. Frauen befinden sich damit von vornherein im Nachteil gegenüber Männern, denn auf diese Weise wird ihnen der Zugang zu einer hochbedeutsamen gesellschaftlichen Ressource verwehrt oder erschwert: Geld als Medium einer Tausch- und Warengesellschaft. Wer nicht über Vermögenswerte verfügt und sie zum Lebensunterhalt einsetzen kann, muß seine oder ihre Existenz mit der Aufnahme und Ausübung von Erwerbsarbeit sicherstellen. Auch Arbeitskraft, das wissen wir seit Marx, ist eine Ware. Wie vermittelt sich nun aus der Sicht eines ungleichen Geschlechterverhältnisses unter den Bedingungen der Existenz einer Waren- und Tauschgesellschaft ganz allgemein die sozio-ökonomische Ausgrenzung von Frauen vom Markt bzw. ihre Minderstellung, wenn sie Zugang zu ihm durch die Verwertung ihres Arbeitsvermögens erhalten?

2. Arbeitsteilung als gesellschaftliches Strukturmerkmal

Dafür tragen die Mechanismen dessen Sorge, was ich als industriegesellschaftlichen „Sekundärpatriarchalismus“ bezeichne. „Sekundär“ kann man ihn deshalb nennen, weil er den Primärpatriarchalismus des Feudalzeitalters ablöste, aber dennoch eine Reihe seiner Merkmale in neuer Gestalt beibehielt. Letzterer gründete sich materialiter auf die Verfügung über Grund und Boden bzw. das Eigentum an ihm, fand seinen Ausdruck weiterhin in Wirtschafts- und Familieneinheiten, die noch nicht die spätere - und kapitalistische - Trennung von Erwerb und Familie aufwiesen. Sie wiederum standen unter der Herrschaft eines „Familienoberhauptes“, dessen Regiment sich sowohl auf die Familie im engeren und im erweiterten Sinne bezog - denn vor der Heraufkunft der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft zählte zur „Familie“ der gesamte Personalbestand einer solchen Wirtschafts- und Familieneinheit mit Ausnahme der Tagelöhner. D. h., auch nicht-verwandte Arbeitskraft, die in einem solchen Gebilde lebte und arbeitete, gehörte zur „Familie“. Und über sie besaß wiederum der Patriarch oder das Familienhaupt die volle Verfügungsgewalt. Er war zugleich auch der

Eigentümer oder Besitzer von Grund und Boden, der darin zum Ausdruck gelangende Patriarchalismus war unvermittelt bzw. direkter Art. Der industriegesellschaftliche Sekundärpatriarchalismus hebt auf verschiedene Weise diese unmittelbare Macht- und Herrschaftsstruktur auf. Zentral für seine Wirkungsweise ist das neue Medium „Geld“.

Das patriarchalische und neue Element zeichnet sich z. B. dadurch aus, daß ein Mann nunmehr durchaus „ehe- und familienfähig“ wurde, wenn sein Eigentum oder Besitz in nichts anderem als seiner Arbeitskraft bestand, d. h. wenn er einen Arbeitsplatz zur Existenzsicherung der Familie nachweisen konnte. Zugleich wurde das bis zur Entstehung der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft geltende Recht beseitigt, Eheschließung und Familiengründung seien nur denjenigen gestattet, die ein eigenes Gewerbe oder Grundbesitz nachweisen konnten. Auf diese Weise wurde im Verlaufe des 19. Jahrhunderts das bürgerliche Ehe- und Familienmodell zu der allgemeinen Erscheinung, als die wir sie kennen und die sie zuvor nicht war. Damit aber setzte eine für Frauen nicht sonderlich vorteilhafte Entwicklung ein. Indem sie heiraten und Familien gründen „durften“, gerieten sie unter die Verfügungsgewalt eines Ehemannes, der nicht unbedingt Besitzbürger, sondern eben Lohnarbeiter war. Der Kapitalismus brachte dem einstmals von einem Grundherrn abhängigen und ehelosen Landarbeiter in seiner neuen Eigenschaft als industrielle Lohnarbeitskraft mit der Eheschließung eine Frau ein, an der er patriarchalische und bisher dem Bürgertum vorbehaltene Rechte geltend machen konnte, während die Frau seiner Klasse, die einstige Landarbeiterin, vom Regime des Grundherrn mit der Heirat in das des Ehemanns überwechselte, allerdings in der Regel selber Lohnarbeit auszuüben gezwungen war, weil die Erwerbseinkommen so niedrig bemessen waren, daß sie den Unterhalt einer Familie nicht zu sichern vermochten.

Mit der Familiengründung stellte sich selbstverständlich auch die Frage der Haus- und Erziehungsarbeit. Das Bürgertum hatte für sich bereits eine Regelung gefunden: zuständig ist die Frau. Und das galt letztlich schon zuvor - nur waren die besitz- und eigentumslosen Frauen von vornherein von diesem Modell ausgeschlossen, weil sie, in Deutschland unterschiedlich stark ausgeprägt, in der Regel überhaupt nicht ehe- und familienfähig waren. Erst die durch die Erfordernisse des kapitalistischen Wirtschaftens erzwungenen Veränderungen in der Lebensweise der Lohnarbeiterschaft - Freizügigkeit

in der Wahl des Arbeitsplatzes und des Wohnorts, aber auch der Eheschließung - setzten eine Entwicklung in Gang, die Frauen der unmittelbaren Verfügungsgewalt eines Ehemannes aussetzten und sie dazu in die mittelbare Verfügungsgewalt des Arbeitgebers brachten. Der Mann hatte demgegenüber immer noch eine Frau zu seinen Diensten, sofern seine wirtschaftliche Stellung stark genug war. Verdiente er wenig und übte auch die Ehefrau Lohnarbeit aus, blieb ihr zwar die Familienarbeit überlassen, wird sich jedoch auf das unbedingt Erforderliche beschränkt haben. Gesellschaftlich verankert und damit strukturell verfestigt wurde diese neue Variante des Geschlechterverhältnisses vor allem rechtlich mit der Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches im Jahre 1900, vor allem in den Bestimmungen des Familiengesetzbuches.

Wie artikulierte sich dieser Mechanismus, wie ich ihn einmal nennen will, in Relation zu dem neuen und vor allem allgemeinen Medium „Geld“? Zum einen galt ganz selbstverständlich und vor allem in dieser neuen Allgemeinheit die Zuständigkeit von Frauen für familiale und unentgeltliche Versorgungsarbeiten als primäre Arbeitszuweisung. Zum Erwerb waren Frauen in der bürgerlichen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts nur dann zugelassen, wenn sie als Fabrik- bzw. Lohnarbeiterinnen ihre eigene und die familiale Existenz sichern mußten. Unentgeltlich „erwerbstätig“ waren allerdings die vielen Ehefrauen der Bauern, Händler, Handwerker, ohne daß diese Tätigkeit dem eigenen, sondern dem Manneserwerb zugute kam. Zum Frauenleitbild mutierte die nicht-erwerbstätige Hausfrau, die auf diese Weise vollständig vom Gelderwerb ausgeschlossen war. Sie wurde vom Ehemann alimentiert. Die Festlegung eines Mannes auf die „Ernährer-“ und die der Frau auf die „Hausfrauen-Rolle“ sicherte normativ die Geltung dieses Modells. Der Mann war damit aber auch derjenige, der Zugang zu dieser neuen und allgemeinen Ressource „Geld“ besaß, selbst wenn er sie oft genug nur für den Familienunterhalt wird ausgegeben haben müssen. Hierin können wir die „familiale“ Seite des industriegesellschaftlichen Sekundärpatriarchalismus sehen. Sie war verschränkt mit einer zweiten, der „beruflichen“ Seite: Die Frauen der Mittel- und Oberschichten wurden, wie oben angedeutet, grundsätzlich dem Erwerb ferngehalten und damit von Berufen und Professionen ausgeschlossen. Für die Arbeiterklasse galt wiederum anderes: Deren Frauen waren als Lohnarbeitskräfte gefragt, denn sie waren billig und willig. Daß sie dies waren, besitzt bestimmte Gründe:

Erwerbschancen erhielten Frauen vor allem dort, wo Männer zu arbeiten ablehnten, weil sich ihnen vielleicht woanders bessere und ertragreichere Erwerbschancen boten. Hier ist der Blick auf die Entstehung unterschiedlicher Industriezweige und -branchen aufschlußreich. Oder man etablierte bestimmte Branchen von vornherein als „Frauenbranchen“ mit entsprechend schlechter Bezahlung und miserablen Arbeitsbedingungen. Analytisch läßt sich von durchgängigen Schließungsprozessen gegenüber Frauen im Berufsbereich sprechen, die von Männern initiiert, von deren Organisationen getragen und durchgesetzt und ideologisch von dem bürgerlichen Familienideal überhöht wurden.

Familialer und beruflicher „Sekundärpatriarchalismus“ sorgten auf diese Weise seit Heraufkunft des Kapitalismus und der Entstehung der bürgerlichen Gesellschaft dafür, daß Frauen eine gesellschaftliche Randstellung zugewiesen wurde und daß dieser Mechanismus gewissermaßen flächendeckend zur Wirkung kam. Auch und gerade im neu entstandenen Proletariat gab es keine Solidarität zwischen den Geschlechtern. Wenn es um die neuen Erwerbschancen ging, achteten Männer sehr wohl auf ihren Vorteil und hielten eisern an einmal errungenen beruflichen Privilegien im Vergleich mit Frauen fest. Und nicht zu vergessen: diese gesellschaftliche Entwicklung vollzog sich noch einmal zu einem späteren Zeitpunkt, als die bürgerliche Frau der Mittelschichten, aber auch der Oberschicht, Erwerbsarbeit aufzunehmen gedachte und durch die Umstände häufig auch dazu gezwungen war. Auch hier wurden die prestigeträchtigen und ertragreichen beruflichen Bastionen vehement als Männerdomänen verteidigt, Frauen nur zu untergeordneten Tätigkeiten zugelassen, woraus sich dann historisch die sogenannten Frauenberufe entwickelten. Die Bezahlung der Frauen lag auch hier unter der der Männer.

Die familiale Zuweisung unentgeltlicher Arbeiten an Frauen und die beruflichen Schließungsprozesse ihnen gegenüber, mit denen Männer individuell und kollektiv für sich die Berufsfelder reservierten und beanspruchten, die ertragreich und erfolgversprechend waren, machen erst zusammengenommen jenen Teufelskreis aus, der die industriegesellschaftliche Arbeitsteilung der Geschlechter etablierte und auf Dauer stellte.[9] Ohne die unentgeltlich erbrachten Versorgungsleistungen, die mit gutem Grund dem Markt entzogen bleiben, solange sie nicht profitabel vermarktbar sind[10], ist ein

Gesellschaftsgebilde wie das unsrige nicht überlebensfähig. Die in beiden Arbeitsbereichen geleistete Stundenzahl hält sich die Waage. Dennoch besitzt die Marktökonomie die Dominanz: allein sie stellt die (Geld-)Mittel zur Verfügung, die das Überleben und Aufrechterhalten jener Versorgungsökonomie gewährleisten. Die Geschlechtsspezifik von Arbeitsteilungen, die zugleich das relative Gleichgewicht zwischen entgeltlichen Arbeitsleistungen zum Erhalt einer Gesellschaft aufrecht erhält, kann insofern als ein zentraler Stabilitätsfaktor der kapitalistisch-patriarchalen Wirtschafts- und Bevölkerungsweise angesehen werden.[11] Ob sie, aus der Sicht des Erhalts eines Sozialgebildes, unbedingt erforderlich ist, mag bezweifelt werden. Für die Kapitalverwertung macht es keinen Unterschied, ob Männer oder Frauen Erwerbsarbeit ausüben. In diesem Punkt hatte Marx Recht. Und es macht auch keinen Unterschied, ob Versorgungsarbeiten von einem Mann oder einer Frau erbracht werden, solange sie überhaupt jemand erbringt. Dieses Argument ist allerdings janusköpfig: Selbst die Aufhebung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung würde ihm zufolge systemverträglich sein. Und anders: zu fragen ist, ob der Kapitalismus mit seinen enormen Produktiv- und Destruktivkräften überhaupt denkbar ist, wenn es keine geschlechtliche Arbeitsteilung der geschilderten Art und Weise gäbe. Er ist von grundlegend homosozialer Ausprägung und vernutzt buchstäblich alles, was nicht Bestandteil männlicher Identität in ihrer Einseitigkeit ist.

3. Klassen- und Geschlechtszugehörigkeit in ihrer Verschränkung

Mit dem oben dargestellten analytischen Instrumentarium lassen sich weiterreichende Schlußfolgerungen ziehen. Doch halten wir noch einmal fest: Die primäre gesellschaftliche Zuweisung unentgeltlicher Familien- oder Versorgungsarbeit an Frauen und deren durchgängige berufliche Benachteiligung im Vergleich mit Männern und durch Männer bringt sie ökonomisch und letztlich gesellschaftlich in eine heikle Lage. Entweder verfügen sie über keinerlei eigenes Einkommen oder sie sind erwerbstätig, dann aber liegt ihr Einkommen weit unter dem von Männern. Für die Bundesrepublik Deutschland gilt ein durchschnittliches Lohn- und Gehaltsgefälle von 25 %; eine Ausnahme bildet der Öffentliche Dienst, aber auch in ihm sind Frauen in der Mehrheit im unteren Spektrum der Berufshierarchie anzutreffen. Dort wird nicht eben viel verdient.

Die oben dargestellten Ungleichheiten der Geschlechter im Bereich gesellschaftlicher Arbeitsleistungen sind nach der hier vertretenen Auffassung eine grundlegend patriarchalische Ungleichheit. Das kapitalistische Prinzip mag dominant sein und uns als solches auch erscheinen. Dennoch würde ich behaupten wollen, daß es sich bei ihm um eine besondere historische Ausformung eines geschichtsübergreifenden Patriarchalismus handelt. Eine solche war auch die antike Sklavenhaltergesellschaft oder die vorbürgerliche Feudalgesellschaft.

Nehmen wir einmal an, das Argument sei plausibel, Arbeitsteilungen der Geschlechter in unserer Gesellschaft seien letztlich der Geschlechterhierarchie und dem, was wir Patriarchalismus nennen, geschuldet. Wie läßt sich dann aus dieser Perspektive eine Verbindungslinie zu klassenspezifischen Vergesellschaftsformen von Arbeit ziehen?

Der traditionelle Klassenbegriff des Marxismus unterschied auf hochabstraktem Niveau die beiden Klassen von Lohnarbeit und Kapital nach der Verfügung über Produktionsmittel (und gleichgesetzt mit dem Eigentum an ihnen) und dem Nicht-Eigentum an diesen. Diese Unterscheidung mag aus heutiger Sicht grob sein. Sie suggeriert durchaus absichtsvoll die Unterscheidung zwischen „Lohnarbeiter“ und „Kapitalist“ als Verkörperungen eines sozialen Verhältnisses, dem Verhältnis von Lohnarbeit und Kapital; die Frauenforschung nahm erhebliche Mühe auf sich, bis sie herausfand, daß dieses soziale Verhältnis bar aller Geschlechtsspezifik vorgestellt ist.

Selbst nach diesem vergleichsweise groben Raster werden wir Frauen weitaus häufiger in der Lohnarbeiterschaft als in der Kapitalistenklasse entdecken können. Und hierfür gibt es Gründe.

Noch weit bis ins 19. Jahrhundert hinein waren Frauen rechtlich von der Ausübung eines selbständigen Gewerbes ausgeschlossen bzw. zu seiner Ausübung von der schriftlichen Zustimmung des Vaters oder Ehemanns abhängig. Bei diesen oder einem von beiden lag die Verfügungsgewalt über ihre Person und die Verwendung ihres Arbeitsvermögens. Sicherlich gab es Ausnahmen, unter anderem die Witwen von Unternehmern, die deutsche Unternehmensgeschichte weiß einige zu nennen. Die bürgerliche Frau als solche hatte sich jedoch Ehe und Familie zu widmen, im

Erwerbsleben war sie schlicht nicht vorgesehen, besaß auch keinen Einblick in die Geschäfte des Mannes oder Vaters. Die proletarische und auch die kleinbürgerliche oder bäuerliche Frau wiederum übten in der Tat häufig Schwerarbeit aus, die eine als schlecht bezahlte Lohnabhängige, die andere als unbezahlte Familienarbeitskraft. Die Vernutzung des Arbeitsvermögens von Frauen der Oberschicht war sicherlich eine andere als die der unteren und mittleren Klassen. Die eine ging ihren Repräsentationspflichten nach und führte einen „großen" Haushalt. Die andere wiederum mußte sich mit den beruflichen Betätigungsfeldern bescheiden, die Männer für sich ablehnten, weil sich ihnen bessere Berufs- und Erwerbschancen eröffneten, weil aber auch spezifische Frauenbranchen geschaffen wurden, die von vornherein auf die billige und willige weibliche Arbeitskraft zählten. Patriarchalische Zumutungen sind durchgängig festzustellen, selbst wenn sie als „kapitalistische" chiffriert wurden. Die Muster verändern sich, auch die Erscheinungsformen. Festzuhalten bleibt bis heute, daß die Chancen von Frauen noch immer vergleichsweise gering sind, in der Klassenhierarchie einen Platz ganz oben zu erwerben, es sei denn durch Erbfolge. Auch aus dem Blickwinkel der Klassenspezifik reproduziert sich empirisch die Geschlechterhierarchie: Frauen sind nicht allein im Vergleich mit Männern benachteiligt, sie sind auch benachteiligt als Klassensubjekte, und hierfür lassen sich die historischen Nachweise unschwer erbringen. Mit einem Wort: die doppelte Benachteiligung von Frauen in beiden gesellschaftlichen Ökonomien in ihrer Verschränktheit bilden die letztendliche Ursache für ihre Armut.

4. Geschlechtliche Arbeitsteilung und Alter

Wir hatten argumentiert, daß der weibliche Lebenszusammenhang historisch gesehen erheblichem gesellschaftlichen Wandel unterlag. Wechseln wir an dieser Stelle die Perspektive und nehmen den weiblichen Lebenszusammenhang aus generativer und generationsspezifischer Sicht in den Blick: Die heute Alten und mehr noch die Hochbetagten waren diejenigen, die einem Lebensentwurf folgten, der sie stärker als nachgeborene Frauengenerationen von entgeltlicher Erwerbsarbeit ausschloß. Viele von ihnen übten durchaus neben der Familien- auch Erwerbsarbeit aus, nur eben unbezahlt und unentgeltlich im sogenannten Familienbetrieb. Noch bis in die Nachkriegszeit war

diese Familien- und Wirtschaftsform von hoher Bedeutung auch für Frauen - jede achte Frau übte noch in den 50er Jahren diese Form von Erwerbsarbeit aus, heute ist die Bedeutung dieser Erwerbsarbeitsform randständig geworden. Veränderungen im Wirtschaftsleben, der Niedergang von Kleinunternehmen aller Art, veränderte auch die Frauenarbeit.

Diesen Frauen blieb die Ausübung qualifizierter Erwerbsarbeit mit einem Einkommen versperrt. Selbst dann, wenn sie „außerhäuslich" erwerbstätig waren, mußten sie in Krisenzeiten mit Entlassungen rechnen, insbesondere im Gefolge zweier Weltkriege. Man brauchte Arbeitsplätze für die „Heimkehrer". Die Hochbetagten von heute waren auch die einstigen „Trümmerfrauen", die klaglos die Familien „durchbrachten", aber dennoch am tradierten Geschlechterleitbild festhielten. Heute machen sie den Großteil derjenigen aus, die als „Pflegefälle" der Fürsorge und Betreuung bedürfen, vorzugsweise von Töchtern.

Diese Frauengeneration besaß keine oder nur sehr geringe Chancen, Vorsorge für das eigene Alter zu treffen. Wovon auch? Sie kann noch von Glück sagen, wenn sie als „Kriegerwitwen" von der vergleichsweise großzügigen Hinterbliebenenversorgung des Adenauerstaates profitierte. Heute gilt sie als ein gesellschaftliches Problem. Denn sie partizipierte an noch ganz anderen gesellschaftlichen Entwicklungen wie der Verbesserung der medizinisch-technischen Fortschritte mit lebensverlängernden Folgen. Und sie lebte, zeitbedingt, „gesünder" als die nachfolgenden Generationen. Mit einem Wort, die bundesdeutsche Gesellschaft weist heute so viele Hochbetagte auf wie nie zuvor, und es handelt sich vor allem um Frauen. Männer werden nicht nur weniger alt als diese, in dieser Generation sind auch die „Ausfälle" zweier Weltkriege zu beklagen, sechs Mio. Männer überstanden allein den letzten Weltkrieg nicht lebend.

Diese demographischen „Verschiebungen", wie sie gelegentlich genannt werden, lassen die Problematik des Alters und alter Frauen vielleicht schärfer in den Blick treten als dies sonst der Fall wäre. Der oben behauptete Zusammenhang von Klassen- und Geschlechtszugehörigkeit im Rahmen eines noch intakten Frauenleitbildes, wie es für diese Generation galt, macht sich hier in voller Schärfe bemerkbar. Diese Frauengeneration besaß nicht die vergleichsweise besseren Erwerbs- und Berufschancen

der heutigen Generation, sie ist entweder vollständig verarmt oder zehrt von sogenannten abgeleiteten Ansprüchen an die Systeme der sozialen Sicherung wie die „Kriegerwitwe“. Sie war darüber hinaus einer spezifischen Deklassierung ausgesetzt durch die gesellschaftlichen Umbrüche der Nachkriegszeit: als „Flüchtlingsfrauen“ mußten sie häufig den sozialen Abstieg aus einstmals gesicherten Verhältnissen in Kauf nehmen. Daß es sich hierbei nicht um ein gesellschaftliches Randproblem handelt, macht vielleicht eine Zahlenangabe deutlich. 12 Mio. Menschen nahm die Bundesrepublik in der Nachkriegszeit auf, die Mehrzahl von ihnen wird weiblichen Geschlechts gewesen sein.

Diese Hochbetagten und Alten werden heute vorzugsweise familial und hier wiederum von Töchtern und Schwiegertöchtern versorgt und gepflegt. Diese Töchter, das gilt zumindest für die Berliner Situation, befinden sich bereits selber im Alter oder an seiner Schwelle. Es überwiegt die Gruppe der 60 - 65jährigen Frauen, gefolgt von den 55 - 60jährigen.[12] Bei den jüngeren wiederum macht sich zusehends die Angst breit, selbst künftig in die Pflicht genommen zu werden: Der Sozialstaat unternimmt zur Zeit mit der Einführung der Pflegeversicherung eine großangelegte Offensive auf familiale Arbeitskraft und hier wiederum auf die weibliche Arbeitskraft.

Der industriegesellschaftliche Sekundärpatriarchalismus scheint die Generation der „Töchter“, die zur Nachkriegs- oder vielleicht auch Kriegsgeneration zählen mögen, auf ganz neue Weise in die Pflicht nehmen zu wollen. Die sogenannte Vereinbarkeitsdebatte der Frauenforschung bezog und bezieht sich in der Regel auf die Frage der Vereinbarkeit von Kindererziehung und Beruf, nicht auf jene der Vereinbarkeit von Pflege und Beruf. Diese Dimension wird gegenwärtig lediglich in der Sozialgerontologie erörtert, die Frauenforschung übt sich in vornehmer Zurückhaltung.

Ich greife auf diese generationsspezifischen Verschiebungen in der gesellschaftlich-patriarchalen Vernutzung weiblicher Arbeitskraft in Familie und Erwerb deshalb zurück, weil sich mit ihnen überaus anschaulich darstellen läßt, wie historischer und in diesem Fall zeitgeschichtlicher Wandel in den weiblichen Lebenszusammenhang eingreift. Die Frauen der Kriegs- und Nachkriegsgeneration, die heute als Pflegepotential vom Sozialstaat ins Visier genommen werden, lebten und arbeiteten

bereits unter anderen Bedingungen als die Müttergeneration. Sie erlernten in der Regel einen Beruf, übten ihn aus, entweder kontinuierlich oder unterbrochen von der sogenannten „Familienphase“, verzichteten vielleicht gänzlich auf Heirat und Familiengründung oder stellten heute einen merklichen Anteil der „Geschiedenen“. Wenn und indem sie beruflich bessere Chancen erhielten als die Mütter, dann hieße das, analytisch argumentiert, daß bei dieser Frauengeneration der berufliche Sekundärpatriarchalismus zwar noch wirksam, aber weniger einschneidend zum Ausdruck kam. Als geschiedene oder ledige Frauen mögen sie sich darüberhinaus seiner familialen Seite weitgehend entzogen haben: Keinen Mann zu versorgen und auch keine Kinder, nur sich selbst.

Jetzt holt er sie mit seinem Doppelgesicht offenbar voll ein. Zum einen bestehen elterliche Erwartungen an sie, die sie unter Umständen den Arbeitsplatz kosten können. Die Folgen für die eigene Existenzsicherung jetzt und später sind bekannt und bedürfen keiner weiteren Erörterung. Ihr Leben und Lebenszusammenhang werden all ihrer Planbarkeit beraubt und zwar in weitaus stärkerem Maße als bei der jungen Mutter, die immerhin weiß, wann sie „aus dem Gröbsten heraus“ sein wird.

Die Geschlechtsspezifik von Arbeitsteilungen scheint sich den jeweiligen gesellschaftlichen Bedürfnissen und Anforderungen hochflexibel anzupassen und anpassen zu lassen. Die Frage bleibt bestehen und muß vorerst offen bleiben: Warum wehren sich Frauen nicht massiv gegen ihre Instrumentalisierung im Namen der Liebe - in diesem Fall der Elternliebe? Der Sohn fühlt sich ja keineswegs oder kaum angesprochen, wenn unentgeltliche Arbeitsleistungen für die Eltern anstehen. Der gesellschaftliche Skandal besteht keineswegs darin, alte Menschen auf die Familien zu verweisen. Er ist vielmehr darin zu sehen, daß in der Regel die Frauen gemeint sind, denen ein gesellschaftliches Problem kostengünstig zur Bewältigung angetragen wird. Die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung muß als Puffer herhalten, wenn sogenannte Sachzwänge andere Lösungen zu verbieten scheinen. Der Blick auf die historische Entwicklung dieser Arbeitsteilung und auch auf ihren Wandel gibt zumindest zu erkennen, daß ohne den Puffer dieser Arbeitsteilungen der Bestand dieses Sozialgebildes Industriegesellschaft schon längst infragestünde.
Wir wissen jedoch, daß historisch Gewordenes auch veränderbar ist.

[1]Anmerkungen/Literaturhinweise

[1] Zur Erläuterung des Begriffs „Verhältnis“, der auch in der Fachliteratur meist umgangssprachlich verwandt wird, hier jedoch im analytischen Sinne benutzt wird:

Im Anschluß an Marx und in Erweiterung seiner Begrifflichkeit unterscheide ich zwischen einem „sozialen Verhältnis“ als einem überindividuellen Beziehungsgefüge und „sozialen Beziehungen“ als indivuellen Sozialbeziehungen. Ein soziales Verhältnis entzieht sich zunächst der unmittelbaren Beobachtung, da es als strukturierendes gesellschaftliches Moment (und damit auch ein begriffliches Konstrukt) gedacht ist. Es strukturiert jedoch die Beziehungen zwischen den (menschlichen) Trägern eines solchen Verhältnisses, selbst einer ‘Beziehung’ im obigen Sinne, d. h. deren Wahrnehmung, Verhalten und Handeln. Individuelle ‘Beziehung’ und überindividuelles ‘Verhältnis’ stehen in einem Bedingungszusammenhang. Z.B.: Normen, die allgemein für die beiden Geschlechter in unserer Gesellschaft Geltung besitzen, sind Bestandteil des Geschlechterverhältnisses. Jemand muß nicht unbedingt diese Normen ‘leben’, kann von ihnen abweichen und bringt dies in seinem Verhalten anderen gegenüber zum Ausdruck. Aber auch in diesem Fall geht die (überindividuelle) Verhältnisbestimmung in die (individuelle) Beziehung zwischen zwei Individuen ein. Lebt z. B. ein Mann gegen die anerkannte Männlichkeitsnorm, lebt vielleicht in einer homoerotischen Beziehung oder ist Hausmann, muß er wegen seines Verhaltens mit negativen Sanktionen rechnen, deren Inhalt wiederum aus dem Verhältnis der Geschlechter resultiert.

[2] Vgl. die Veröffentlichungen im Kontext des Bielefelder Ansatzes, etwa von Maria MIES: Patriarchat und Kapital. Frauen in der internationalen Arbeitsteilung. Gießen/Berlin 1988. Zur „Hausarbeitsdebatte“ der 60er und 70er Jahre im anglo-amerikanischen Sprachraum vgl. Ursula BEER: Theorien der geschlechtlichen Arbeitsteilung, Frankfurt/New York l984.

[3] Zur Geschichte des Patriarchats vgl. Gerda LERNER: Die Entstehung des Patriarchats. Frankfurt/New York 1991; zum Patriarchalismus des kapitalistischen Zeitalters anhand des deutschen Beispiels vgl. Ursula BEER: Geschlecht, Struktur,

Geschichte. Soziale Konstituierung des Geschlechterverhältnisses. Frankfurt/New York 1990.

[4] Eine Identität von Klassen- und Geschlechterverhältnis besteht allenfalls im biologisch-gesellschafteten Sinn: Soziale Verhältnisse besitzen als deren „Träger“ Individuen; vgl. Anm. 1. Das gilt für jegliches soziale Verhältnis. Nicht identisch sind Klassen- und Geschlechterverhältnis dergestalt, daß soziale Ungleichheit im Klassen- die der im Geschlechterverhältnis überlagert oder überformt. Eine Frau kann als Klassensubjekt in der minderen gesellschaftlichen Position sich befinden und zugleich als Geschlechtssubjekt eine andere, aber mit ihr verschränkte Minderstellung einnehmen.

[5] Die bundesdeutsche Soziologie ist in dieser Frage gespalten, analoges gilt für die internationale Diskussion. Die Auflösung von Klassen im traditionell-dualistischen Sinne aufgrund sozialen Wandels wird häufig gleichgesetzt mit dem Verschwinden der Klassengesellschaft selbst, so von Ulrich BECK: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt 1986. Diese Suggestion entbehrt jeder empirischen Evidenz.

[6] Vgl. z. B. den in der Frauenforschung vielbeachteten Beitrag von Regine GILDEMEISTER und Angelika WETTERER: Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Gudrun-Axeli KNAPP und Angelika WETTERER (Hg.): Traditionen Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie, Freiburg 1992, S. 201 - 254.

[7] Vgl. BEER 1990, Anm. 3.

[8] Vgl. auch den informativen Beitrag von Ilona OSTNER: Arm ohne Ehemann? Sozialpolitische Regulierung von Lebenschancen für Frauen im internationalen Vergleich. In: Aus Politik und Zeitgeschichte B36/37 (1995), S. 3 - 12.

[9] Zur historischen Entwickung der Frauenarbeit vgl. die noch immer grundlegende Arbeit von Angelika WILLMS-HERGET: Frauenarbeit. Zur Integration der Frauen in den Arbeitsmarkt. Frankfurt/New York 1985.

[10] Ein hochaktuelles Beispiel für die Verwandlung von unentgeltlicher in entgeltliche Arbeit stellt die ambulante Altenpflege dar. Mit der Einführung der Pflegeversicherung und der durch sie übernommenen Kosten lassen sich unter Einhaltung einer strikten Zeitökonomie für Pflege- und Betreuungsleistungen beachtliche Stundensätze realisieren, die das marktliche Angebot profitabel machen. Wichtig ist jedoch der Hinweis, daß dieses marktvermittelte Angebot nur unter der Voraussetzung „funktioniert", daß die zu pflegenden oder zu betreuenden alten Menschen zusätzliche Pflegeleistungen erhalten, die sich der Zeitökonomie entziehen und die unentgeltlich sind bzw., daß sie sich weitgehend selbst versorgen können.

[11] Ich spreche von einer „Wirtschafts- und Bevölkerungsweise" eines Sozialgebildes in der Bedeutung, daß jedes historische Sozialgebilde seine eigene Art und Weise hervorbringt, seinen Bestand und Erhalt durch Produktion (Arbeitsleistungen) und Reproduktion (Gebärleistungen) zu sichern.

[12] Vgl. Gertraud BACKES: Weibliche Arbeits- und Lebensverhältnisse und Altern. Beispiel: Ältere und alte Frauen in Berlin. In: Zeitschrift für Sozialforschung 3 (1993), S. 94 - 104.

Irmgard Vogt

Konstruktionen von Frauen, Schönheit und Körpern

Manuskript des Vortrags, den Prof. Dr. Irmgard Vogt am 27. November 1995 an der Fernuniversität - Gesamthochschule in Hagen gehalten hat. Die Verantwortung für den Inhalt liegt allein bei der Autorin.

© FernUniversität - Gesamthochschule Hagen 1996

1. Schönheit

1.1. Der Schönheitsdiskurs und die Konstruktion von Weiblichkeit

Der Diskurs um Frauen, Schönheit und Körper hat in den letzten Jahren ein zunehmend breiteres Publikum bekommen: Immer neue Kontrahentinnen (z.B. Freedman 1989, Wolf 1991) und Kontrahenten (z.B. Baudrillard 1996, Guggenberger 1995) setzen sich mit dem Thema auseinander mit durchaus unterschiedlicher Akzentsetzung. Insbesondere Guggenberger (1995) beschwört das Schöne an der Schönheit, das er mit dem weiblichen Geschlecht in eins setzt. Aber das ist nur ein Aspekt von Schönheit. Redet man über die Konstruktion von Frauen, Schönheit und Körpern, dann geht es um weit mehr als die Bestätigung einiger alter Rollenmuster und Rollenklischees: Der Körper wird zu einer Art Baustelle, an und auf der lebenslang gearbeitet wird: "So ist es... im Bodybuilding: Man schlüpft in seinen Körper wie in einen Anzug aus Nerven und Muskeln... Das gleiche gilt für das Gehirn, die sozialen Beziehungen oder die sprachlichen Tauschprozesse: *Bodybuilding, Brainstorming, Word-Processing*" (Baudrillard 1996). Hier klingt an, worum es in diesem Diskurs eigentlich geht: Um die Kolonialisierung des Körpers, seinen Aus- und Umbau im eigenen oder fremden Interesse, seiner Machbarkeit.

Feministinnen gehen das Thema Schönheit meist mit negativen Vorannahmen an; sie reden vom "Schönheitsmythos", vom "Schönheitsterror" oder vom "Schönheitswahn". Passend dazu hat die Moderation des RTL-Frühstücksfernsehen im Frühjahr 1994 die Einladung von zwei jungen Frauen geplant, die sich mit dem Thema Schönheit vor aller Augen auseinandersetzen sollten. Eine von ihnen sollte "schön" und zugleich unglücklich sein oder sonst ein wenig behindert im sozialen Umgang mit anderen, und die andere sollte eher unansehnlich, am besten gar "häßlich" sein, vielleicht auch einfach nur unförmig - aber mit der "gewissen" Ausstrahlung, dem gewissen "Etwas", das bei anderen ankommt und Erfolg garantiert. Man kann dahinter eine pädagogische Absicht vermuten: Die ZuschauerInnen sollen sehen und lernen, daß Schönheit nicht glücklich und Häßlichkeit nicht unglücklich macht, oder anders gesagt, daß Schönheit tatsächlich nichts weiter ist als ein leerer Wahn.

Ich stelle mir vor, daß in der Werbung zwischen den einzelnen Beiträgen Claudia Schiffer über den Bildschirm stöckelt und ganz ohne Worte zu verstehen gibt, daß der Wahn denn doch einen goldenen Boden hat: Sie zumindest verdient gut daran, daß sie alle Welt für schön hält, jedenfalls für schön genug für die Titelblätter der wichtigsten Frauenzeitschriften und für Werbespots aller Art. Da stöckelt die Pädagogik ganz schön hinter der Realität her, die sie auch nicht im mindesten einzuholen in der Lage ist.

Dennoch suggeriert die feministische Literatur immer wieder und immer von neuem, daß Schönheit scheinbar nichts zu bieten hat, worum es sich lohnte, sich zu bemühen und das nicht nur deshalb, weil sie Terror und Schrecken um sich verbreite, sondern auch, weil sie allemal vergänglich sei (Brückner 1992).

Wolf (1991, 19) argumentiert folgendermaßen: "Da die westliche Mittelschichtsfrau inzwischen materiell so weit erstarkt ist, daß sie nur noch psychologisch geschwächt werden kann, mußte sich der Schönheitsmythos in seiner modernen Form zum einen raffinierter technischer Mittel bedienen und zum anderen eine besonders geballte Ladung an reaktionärer Ideologie transportieren. Seine wichtigste Waffe ist die millionenfache Verbreitung des jeweils aktuellen Idealbilds... Es entspringt der politischen Angst der männerbeherrschten Institutionen vor der zunehmenden Freiheit der Frauen... Diese Bilderflut ist eine kollektive reaktionäre Halluzination, geboren aus den Köpfen von Männern und Frauen, die der rasche Wandel des Geschlechterverhältnisses verwirrt und ratlos zurückgelassen hat ". Implizit findet man in diesen Behauptungen auch eine erste Erklärung für den "Schönheitsmythos", der selbst als eine Erfindung des sogenannten "Patriarchats" denunziert wird. Es soll ebendieses "Patriarchat" sein - ein ungenauer Begriff, der selbst erklärungsbedürftig ist -, das den Schönheitsterror benutzt zur Sicherung alter Herrschafts- und Machtverhältnisse. Daran sind zwar auch Frauen beteiligt, aber nur diejenigen, die mit den gesellschaftlichen Veränderungen nicht Schritt halten konnten - man könnte auch sagen: Die ewig Gestrigen.

Ich schließe mich diesen Thesen und Erklärungen **nicht** an. Die Auseinandersetzung mit Schönheit, Körper und Geschlecht ist uralt. Sie bewegte und bewegt nicht nur Frauen, sondern auch Männer. Je nach kulturellem Kontext gibt es für das eine oder das andere Geschlecht Schönheitsvorgaben, die sich in der Zeit ständig wandeln. In der westlichen Welt und im

ausgehenden 20. Jahrhundert stehen die Frauen im Mittelpunkt der Schönheitsdiskussion[1]. An sie werden Standards angelegt und sie setzen Maßstäbe für Schönheit, die dann aber nicht nur das weibliche Geschlecht betreffen, sondern auch das männliche.

Schönheitsvorstellungen und Schönheitsideale werden nicht nur von Männern "gemacht", sondern in ebenso starkem Maß auch von Frauen aller Altersstufen und in allen Lebenslagen. Sie definieren mit, welche Frauen als schön zu gelten haben, welche Körpermaße ideal sein sollen, wie die perfekte Körperpflege und das Make-up auszusehen haben und was Frauen wann und wo anzuziehen haben, wenn sie zu den Schönen gehören wollen. Geht es um Schönheit, dann sind Frauen nicht nur Opfer, sie sind ebenso Täterinnen.

Ich teile also nicht die weitverbreitete Meinung, daß Frauen mehr oder weniger von Männern geschaffen worden sind, bis sie schließlich in den Bildern, die sich Männer von Frauen machen, ganz und gar verschwinden. Denkt man diesen Prozeß zu Ende, dann wäre von Frauen nichts geblieben: sie wären fleischgewordene männliche Imaginationen, eine Meinung, die u.a. Braun (1989, 70f) vertritt: "Ich denke, daß die Selbstzweifel, denen viele Frauen in diesem Zeitalter ausgesetzt sind, ...in diesem Konflikt ihren Ursprung haben: nicht unterscheiden zu können zwischen dem Selbstbild und der Projektion männlicher Weiblichkeit, die in ihr ihre Inkarnation sucht. Kann ich meinen Gefühlen, meinen Trieben, meinem Körper selbst trauen, so etwa lautet die Frage, die hinter diesen Selbstzweifeln steht, oder sind diese nur fremde Wunschvorstellungen, die in mir Gestalt angenommen haben? ...Alles das bedeutet freilich, daß die Suche nach einer spezifischen weiblichen Sexualität oder Ästhetik, wie sie immer wieder zur Debatte steht, eigentlich unsinnig geworden ist. Mehr noch: sie birgt die Gefahr in sich, zu einer Bestätigung männlicher Weiblichkeit zu werden - zu sehr sind die Grenzen zwischen der realen Frau und dem von Männern entworfenen Frauenbild (das viele Frauen zu dem ihren gemacht haben) verwischt". Danach gäbe es also überhaupt keine weibliche Identität, kein weibliches Ich, das zu entdecken und zu entwickeln wäre, weil nichts Eigenes, nichts originär Weibliches

[1] Anders als Guggenberger (1995) gehe ich von sich wandelnden kulturellen Normen weiblicher und männlicher Schönheit aus, die sich in und mit der Zeit ändern. Die Schönheitsideale bemächtigen sich nicht nur der Frauen, sondern auch der Männer, wenngleich letzteres in der westlichen Welt eher verdeckt abläuft. Oscar Wilde hat das sehr typisch in seinem Roman "Dorian Gray" beschrieben. Allerdings stimme ich mit Guggenberger überein, daß Jugend und Schönheit gewöhnlich näher beieinander liegen als Alter und Schönheit.

vorhanden ist. Geht man von solchen Annahmen aus, dann entschuldigt das die Frauen ein für allemal vor der Geschichte - und macht sie endgültig zu dem passiven Material, als das sie sich viele Männer schon immer imaginiert haben.

Ich gehe dagegen von einer Konstruktion von Weiblichkeit aus, die den Frauen ihren Anteil an Aktivität und Verantwortung sowohl für ihr eigenes Leben als auch für den Zustand der Welt, in der sie leben, zubilligt. Frauen sind demnach aktiv beteiligt an den guten Dingen auf der Welt wie an den Grausamkeiten, die tagtäglich stattfinden (vgl. dazu Ebbinghaus 1987, Thürmer-Rohr 1989). Ich übersehe dabei nicht, daß Frauen in nahezu allen Kulturen und Gesellschaften qua Geschlecht diskriminiert sind und folglich über weniger Macht- und Herrschaftsmittel verfügen. Dennoch sind sie aktiv involviert in die je historische Realität, die sie im Rahmen der ihnen zur Verfügung stehenden Macht- und Herrschaftsmittel selbst mitgestalten. Über welche Macht- und Herrschaftsmittel Frauen dabei verfügen und wie sich diese zu denjenigen der Männer verhalten, ist an konkreten Beispielen herauszuarbeiten (vgl. z.B. Gottschall 1995), worauf hier nicht näher eingegangen werden kann.

Frauen sind so gesehen in ihrer Weise und mit ihren Mitteln aktiv daran beteiligt, Schönheit zu definieren und herzustellen. Schönheit spielt sich nicht nur in den Köpfen der Männer ab, sondern ebenso in denen der Frauen, die sowohl selbst schön sein wollen als auch andere schön machen wollen. Der schöne Körper ist eben nicht nur Last, sondern er macht auch Lust (Vogt 1992), und das nicht nur in den Augen der anderen, sondern auch in den eigenen, worauf u.a. Freud (1930, 441) hingewiesen hat: "Der Genuß an der Schönheit hat einen besonderen, milde berauschenden Empfindungscharakter". Es sind die Frauen, die mehr von dieser Lust haben, weil sie nach gängiger Auffassung über mehr Schönheit verfügen als die Männer, auch wenn das im Einzelfall nicht zutreffen mag.

1.2. Vom Nutzen der Schönheit

So schwierig es ist, Schönheit zu definieren, so einfach stellt sich dennoch eine Übereinkunft darüber ein, welche Gestalten, Formen, Gesichter in einer Kultur als schön gelten und welche nicht. Dabei kreisen die Vorstellungen über Schönheit offenbar unablässig um den Menschen,

um Gesicht und Körperformen, von denen wir nie genug bekommen können. So gesehen spricht einiges dafür, daß die Schönheitsmetapher vom Menschen auf die Natur übertragen worden ist, auf belebte und unbelebte Formen und Dinge, wobei diese Erweiterung wiederum rückgewirkt hat auf die Schönheitsvorstellungen der jeweiligen Zeit. "Innerhalb einer Kultur herrscht Übereinstimmung darüber, was unter Schönheit zu verstehen ist, trotz der Tatsache, daβ die Maβstäbe permanent wechseln und daβ Individuen, die äuβerst unterschiedlich aussehen, als gleichermaβen attraktiv eingeschätzt werden. Es mag schwierig sein, das Wesen der Schönheit zu definieren, aber offenbar erkennen die meisten Menschen Schönheit, wenn sie mit ihr konfrontiert sind" (Freedman 1989, 22)[2].

Und wir lassen uns alle von Schönheit umgarnen: Wir fühlen uns gleichermaβen zu den schönen Menschen hingezogen wie wir sie verachten, gerade weil sie schön sind. Schönheit ist also doppelbödig, sie signalisiert komplexe Inhalte, ruft komplexe Reaktionen hervor. So sind nicht nur die Adjektive "schön" und "gut" eine innige Verbindung eingegangen, sondern auch "schön", "böse" und "sündig". Die Schönen ragen allemal aus dem Mittelmaß heraus, sie imponieren, solange sie das Gute verkörpern, als Lichtgestalten. Als gefallene Engel sind sie aber auch der Inbegriff des Bösen, der Täuschung, der Arglist. Sie täuschen uns, die nicht mit Schönheit gesegnet sind, über ihr wahres Wesen, und das ist besonders verwerflich, da sie sich der schönen Fassade zu ihrem eigenen Vorteil bedienen. Die Schönen, die sich als Böse entlarven, trifft unser ganzer Zorn, unsere ganze Empörung. Die Wut, die sich gegen die schönen Bösen richtet, belegt einmal mehr den enormen Wert, der der Schönheit zugemessen wird.

Auf diesem Hintergrund ist die Instrumentalisierung des Frauenkörpers zum Zwecke der Herstellung des schönen Körpers zu sehen. Im folgenden möchte ich einige Gedanken vortragen

[2] Allerdings fließen Schönheit und Attraktivität nicht immer zusammen. Insbesondere Attraktivität kommt auch ohne Schönheit aus, liegt doch das Attraktive einer Person zum Beispiel in einer Geste oder in den Linie des Ellenbogens, der Arme usw. Thomas Mann hat die Schönheit der Ellenbogen einer Fraue und ihre Arme in seinem Roman "Der Zauberberg" unsterblich gemacht: "Er sah das Bild des Lebens, seinen blühenden Gliederbau, die fleisch-getragene Schönheit. Sie hatte die Hände aus dem Macken gelöst, und ihre Arme, die sie öffnete und an deren Innenseite, namentlich unter der zarten Haut des Ellenbogengelenks, die Gefäße, die beiden Äste der großen Venen, sich bläulich abzeichneten, - diese Arme waren von unaus-sprechlicher Süßigkeit" (1967, 302f).

über den Nutzen und Zweck der Schönheit für Frauen, der in den letzten 4 Jahrhunderten - wie mir scheint - rapide zugenommen hat. Es handelt sich bei diesen Überlegungen um Hypothesen, die durchaus vorläufigen Charakter haben.

Zunächst ist hier auf den materiellen Wert des Frauenkörpers einzugehen, der über Jahrhunderte hin nicht so sehr an seiner Schönheit[3] gemessen wurde, sondern an den Besitzverhältnissen der Herkunftsfamilie und seiner Fortpflanzungsfähigkeit. Wie Beck-Gernsheim in einem Beitrag über die Wandlungen der Funktionen von Ehe und Liebe seit der Industrialisierung ausgeführt hat, spielt Liebe und damit Partnerwahl erst dann eine Rolle, wenn die Eheschließung nicht mehr in erster Linie der Sicherung von Besitzverhältnissen dient. Solange Ehen arrangiert werden und die Brautleute dabei kaum etwas mitzureden haben, mag Schönheit zwar faszinieren, aber sie bedeutet wenig, wenn es darum geht, den Besitz beieinander zu halten. Erst "im Übergang zur Moderne setzt sich schrittweise eine neue Form der Ehebeziehung durch;... das Mitspracherecht derer, um deren lebenslange Verbindung es geht, wird allmählich gestärkt" (Beck-Gernsheim 1990, 48).

Langsam kommt Liebe ins Spiel: "Im Aufbruch zur Moderne entsteht damit eine neue Verheißung: Die Möglichkeit des persönlichen Glücks, einer inneren und innigen Beziehung zwischen zwei Menschen, die sich hinwegsetzen über die Schranken von Klasse und Stand..."(Beck-Gernsheim 1990, 49, vgl. auch Beck & Beck-Gernsheim 1990). Kurz, es ist die Zeit der Erfindung der romantischen Liebe, die sich etwa in derselben Zeit etabliert wie das Bürgertum. Die Liebe treibt ganz neue Blüten, denen man aber besser nachhilft, wie folgendes Beispiel zeigt, das Theweleit (1977, 435f) zitiert: "Am intensivsten wird die sexuelle Pädagogik bei den Töchtern des kleinen und mittleren Bürgertums betrieben... Ihnen wird gesagt, daß ihre Reize viel zu vornehm seien, um die Sinne des Nachbarn Franz zu vergnügen... In den Briefen über die Galanterien von Berlin liest man:

> Eine Mutter, die eine schöne Tochter hat, ist gewohnt, sie öfters beim Schlafengehen auszukleiden, bewundert ihre herrliche Gestalt und ruft dann voll

[3] Davon heben sich die Schönheiten der Mythen ab, zum Beispiel die schöne Helena, um deretwillen der Trojanische Krieg geführt worden ist. Hier ist es die Schönheit, die den Männern den Sinn verwirrt, sie hinreißt und am Ende allen Unglück bringt.

> Entzücken über die kleine ...Venus aus: 'Ach mein liebes Minnchen, du muβt einmal einen Geheimen Rat oder einen Edelmann heiraten"'!

Es ist übrigens dieselbe Zeit, in der sich die Rolle der Frau als Hausfrau herausbildet einschlieβlich der Geschlechtscharaktere, wie sie Hausen (1976, 367) beschrieben hat: "Den als Kontrastprogramm konzipierten psychischen "Geschlechtseigenthümlichkeiten" zu Folge ist... die Frau für den häuslichen Bereich von Natur prädestiniert. Bestimmung und zugleich Fähigkeiten des Mannes verweisen auf die gesellschaftliche Produktion, die der Frau auf die private Reproduktion. Als immer wiederkehrende zentrale Merkmale werden beim Manne die Aktivität und Rationalität, bei der Frau die Passivität und Emotionalität hervorgehoben". Die Geschlechtscharaktere sind bis heute in der Diskussion; sie begegnen uns wieder in den sozialen Rollen von Männern und Frauen, mit denen wir es in der Frauenforschung ständig zu tun haben.

Geheiratet werden muβ allerdings im Zeitalter des Bürgertums, denn ein standesgemäβes Leben für eine bürgerliche Frau war nur in der Ehe möglich. Den Einen und Einzigen zu finden und zu heiraten, der der Bürgerstochter die Liebe und die Zukunft sichert, war mit gutem Grund eine Hauptbeschäftigung junger Frauen, die zum Bürgertum dazugehören wollten.

Courths-Mahler weiβ darüber unentwegt zu schreiben. Und in geradezu idealtypischer Weise verschränken sich bei ihr Schönheit und romantische Liebe: Ihre Heldinnen, die "liebreizenden Mädchen" mit "ebenmäβiger Gestalt" und einem Sonnenstrahl im Auge verlieben sich in Helden von "hoher Gestalt" und einem "schönem Männerantlitz" mit "edlen, festen Zügen". Wenn sich diese beiden schönen Menschen dann nach einigen Irrungen und Wirrungen gefunden haben, dann leuchtet stets das Glück aus ihren Augen und "sie lebten glücklich miteinander" (alle Zitate aus Griseldis). Wenn man bedenkt, daβ Courths-Mahler von 1884 bis 1950 insgesamt 208 Romane publiziert hat, die Millionenauflagen erreicht haben, dann kann man sich ein Bild davon machen, wie sehr gerade sie die Phantasie von Millionen Frauen beinfluβt hat. Schönheit, Liebe und edle Gesinnung flieβen bei ihr ineinander, und es ist die Schönheit, die die Klassenschranken spielend überwindet. Schöne Mädchen, das predigt Courths-Mahler in ihren 208 Romanen, haben es leichter, vor allem dann, wenn sich die Schönheit mit Herzensgüte paart.

Mit der Industrialisierung gewinnt ganz allmählich die körperliche Schönheit Warenwert; die Familie aber auch die Frau selbst kann sie zu Markte tragen. Und: Schönheit wird bezahlt. In früheren Zeiten z.B. mit einem Ehemann, der der Frau ein standesgemäße Leben und den angemessenen gesellschaftlichen Umgang sicherte, heute etwa mit Geld und Glamour, wie bei den Top-Models oder den Top-Sängerinnen. Schönheit zahlt sich aus - diese Feststellung gehört ganz gewiß zum festen Wissensbestand aller Frauen[4]. Allerdings bedarf es dazu auch einer zeitgemäßen Vermarktung der Schönheit, denn es handelt sich tatsächlich um eine vergängliche Ware, die sich außerdem schnell abnutzt. Schönheit ist eben immer auch vergänglich, aber bevor sie verweht, privilegiert sie die Schönen.

Der Warenwert von Schönheit öffnete einen neuen Markt, eben den der Schönheitskonkurrenz. Um auf diesem zu bestehen, bemühen sich Frauen darum, auch noch die absurdesten Schönheitsnormen einzuhalten. Das geht nicht ohne Leiden ab, und diese greifen tief in das Leben vieler Frauen ein[5]. Hier tun sich Probleme auf, die kritisch zu bearbeiten sind.

1.3. Das Leiden an der Schönheit

Wie wir alle wissen, auch wenn wir sehr ungern darüber reden, sind wir ein Leben lang auf die eine oder andere Weise darum bemüht, den "schönen" Frauenkörper herzustellen und das heißt ganz konkret, unseren eigenen Körper schön zu machen. Hätten wir heute einen Körper so schön wie der der Venus von Milo, dann würden uns unsere Freundinnen und Freunde allerdings eher bemitleiden als bewundern; sie würden uns alsbald einen Aufenthalt auf einer Schönheitsfarm empfehlen, wo wir erst einmal einige Pfunde abspecken müßten, bevor wir auch nur zum Schönheitswettbewerb in der Provinz zugelassen würden. Heute gilt es, "schlank" zu sein, wenngleich nicht dünn wie dereinst Twiggi in den 60ern.

[4] Und sie hat ihren Preis, denn den schönen Frauen sagt der Volksmund die Dummheit nach und den schönen Männern spricht sie die Männlichkeit ab. Diese Vorurteile spiegeln noch einmal wieder, wie doppelbödig Schönheit eingeschätzt wird, wie sehr die Bewunderung mit der Verachtung vermischt ist und das Urteil färbt.

[5] Der Trend hat mittlerweile die Männer eingeholt. Männliche Models machen Männern vor, was es heißt, ein schöner Mann zu sein. Diesen Vorbildern nachzueifern, wird auch für Männer ein hartes Stück Arbeit sein.

Schon immer haben uns (auch) Männer darüber belehrt, was Schönheit ausmachen soll. So heiβt es schon im Frauenzimmerlexikon von 1715 (zitiert nach Theweleit, 1977, 425ff)

> "Schönheit ist eine äußerliche wohlgefällige Gestalt und höchst angenehme Disposition des weiblichen Leibes, so aus einer richtigen Proportion, Größe, Zahl und Farbe der Glieder herrühret, und dem weiblichen Geschlecht von Gott und Natur mitgetheilet, auch durch eigene Politur und angewendete künstliche Verbesserung immer mehr und mehr erhöhet wird".

Nach der dann folgenden Aufzählung der Schönheitsmerkmale, zu der neben den stets erwähnten schönen Brüsten auch ein "holdseliges Lächeln" gehört, "weiβe und zarte Haut, mit kleinen blauen Äderlein unterlegt" usw., heiβt es weiter, daβ "doch der Schönheit wegen nichts gewisses und Absolutes determiniert werden" kann, denn es gehört jemand dazu, dem sie auch gefällt. Schönheit liegt eben auch und gerade im Auge des Betrachters, was nicht daran hindert, ihr nachzuhelfen. Gute hundert Jahre später findet man im Damen-Conversations-Lexikon (1834-1836) unter dem Stichwort Schönheit folgende ganz anders lautenden Anweisungen:

> "Die Schönheit hängt aber bloß von der Gesundheit ab und diese von der Abhärtung. Wer seine Haut durch Bewegung in frischer Luft, durch Reinlichkeit, Bäder und kalte Waschungen kräftig erhält, die Üppigkeit des verfeinerten Lebens und Leidenschaftlichkeiten flieht, wird bis ins höhere Alter eine schön gefärbte, nicht runzelige Haut haben... Jetzt ist die Zeit der Schönheitsmittel so ziemlich vorüber, und man sieht ein, daß Luft und reines Wasser die besten Kosmetika sind...".

Die beiden Zitate spiegeln die Spannbreite wider, zwischen denen die Ratschläge zur Herstellung des schönen Frauenkörpers hin- und herpendeln: Auf der einen Seite geht es um die "eigene Politur" und um "künstliche Verbesserungen", auf der anderen sozusagen um "Natur pur" wie "frische Luft" und "reines Wasser". Theoretisch geht der Streit zwischen beiden Positionen bis heute weiter; praktisch steht der Appell an die "Natur pur" auf verlorenem Posten.

Heute belehrt uns eine Flut von Frauenzeitschriften darüber, wie wir unseren Körper herzurichten haben, damit er wenigstens halbwegs dem gängigen Schönheitsideal entspricht. Übrigens sagen uns die Zeitschriften zunächst einmal, daβ es keinen Körperteil gibt, der für sich genommen und unbearbeitet schön sein könnte. Ganz im Gegenteil gibt es aus deren Sicht - und

die haben wir uns längst zu eigen gemacht - kein Glied und keine Partie am Frauenkörper, das ohne Makel wäre und nicht verschönt werden müβte. Das gilt für das Gesicht als Ganzes wie für seine Teile, also Augen, Nase, Mund und Kinn, nicht zu vergessen die Haare, die, glaubt man den heutigen Frauenzeitschriften, oft den "Charakter" der Frau erst ausmachen sollen. Das gilt im groβen Maβstab für den gesamten Körper, also für Bauch und Po und Brust - und für diese gilt das ganz besonders und immer wieder von neuem - , aber auch für Arme und Beine, für Ellenbogen und Kniekehlen, Hände und Füβe, Finger und Zehen. Kurz, der Frauenkörper muβ insgesamt wie im Detail "durch eigene Politur", wie es 1715 heiβt, verbessert und verschönt, eben in Form gebracht werden. Die Frauenzeitschriften liefern die Tips und Hinweise, wie Lieschen Müller in Heimarbeit ihren Körper aufbereiten soll, wenngleich sie auf diesem Wege nicht den "schönen" Frauenkörper herstellen kann. Die schöne Geste, die "fleischgetragene Schönheit" des Ellenbogens, die "Verklärung" eines Armes, wie sie Thomas Mann beschrieben hat, halten dem kritischen Blick, der uns aus Frauenzeitschriften anstarrt, nicht statt. Hier geht es um Körperarbeit, der sich niemand entziehen kann, der in der Schönheitskonkurrenz mitmischen will.

Am Ende, das erfährt Lieschen Müller wiederum aus den Frauenzeitschriften, bleibt immer ein Makel, und sei es nur der im Auge des Betrachters. So geht die ganze Mühe zunichte und zurück bleibt der geschundene Körper, dem wir die ganze Schuld an unserem Unglück zuschieben.

Die Torturen, denen sich Frauen unterziehen im Namen der Schönheit, sind grenzenlos. Fast möchte man meinen, daβ man Frauen alles andienen kann, solange man ihnen nur einredet, es diene dazu, sie schöner zu machen. Frauen biegen und beugen ihren Körper im Namen der Schönheit, sie schwitzen, fasten und kasteien sich um der Schönheit willen, sie legen Hand an sich an und sie legen sich unters Messer des Chirurgen in der Hoffnung auf mehr Schönheit. Kein Verfahren scheint zu brutal oder zu blutig im Kampf um Schönheit; alles geht, solange es nur irgendwie Schönheit verspricht. Im Märchen lassen sich die häβlichen Schwestern von Aschenputtel Zehe und Ferse abschneiden in der Hoffnung auf Schönheit und den Prinzen (vgl. die Märchen der Gebrüder Grimm, hier: Aschenputtel). Im modernen Leben gehen Frauen zu tausenden in Schönheitsfarmen, in denen sie auf vielfältige Art gequält werden unter der Versprechung, daβ sie auf diesem Wege schön und attraktiv werden für den Mann ihrer Träume. Helfen alle Verbiegungen und Verordnungen nichts, dann bietet die Schönheitschirurgie, die

heute unter den Überschriften "Kosmetische Chirurgie" oder "Ästhetische Plastische Chirurgie" für sich wirbt, ihre Dienste an. Sie verspricht den Frauen fast alles, an erster Stelle natürlich den schönen Körper nach Maβ und ganz im Stil der Zeit mit großen oder kleinen Brüsten, schmalen oder breiten Lippen, rundem oder länglichem Gesicht usw. So lassen wir uns vorgaukeln, daβ es für uns alle einen Weg zur Schönheit gibt, daβ wir alle ihrer habhaft werden können, wenn wir uns nur genügend selbst kasteien und zurechtschneiden lassen. Die Medien haben zum Sturm auf den Frauenkörper geblasen, und die Frauen sind zum Angriff übergegangen.

Die Schlacht tobt bereits um den Körper schlechthin, den die meisten Frauen ganz pauschal genommen als Last erfahren, weil er ihnen als falsch proportioniert, zu dick, zu schlaff, eben ganz und gar unpassend vorkommt. Ganz offenbar fühlen sich sehr viele Frauen in ihrem Körper nicht wohl, den sie auch dann noch für fett und unattraktiv halten, wenn sie gertenschlank sind und schon längst das sogenannte Idealgewicht erreicht haben. Frauen haben sich das Meinungsdiktat zu eigen gemacht und glauben selbst, daβ sich Schönheit zuerst in einem schlanken Körper manifestiert[6], nicht in einem mit runden Formen und weichen Konturen. Es ist die Sünde wider den Zeitgeist, wenn man von diesem Schönheitsideal zu weit abweicht.

Zudem suggeriert die Mode den Frauen, daβ sie eigentlich immer zu dick sind und das Ideal nicht erreicht haben. Sie verordnet ihnen daher permanente Diät, besser noch Hungerkuren, damit der Körper endlich in Form gebracht wird, damit er schön wird. Tatsächlich findet wohl kein Thema so viele aufmerksame Zuhörerinnen und Leserinnen wie das nach dem richtigen Essen und Trinken, um schlank zu werden, schlank zu bleiben, schlank zu sein. Die Beschäftigung mit Fragen nach dem richtigen Umgang mit Essen und Trinken hat in den Medien mittlerweile einen solchen Umfang angenommen, daβ man daraus nur noch den Schluβ ziehen kann, Gewichtsprobleme verfolgten alle Frauen in allen Lebensaltern und zu allen Zeiten. "Schlankheitsdiäten erfordern narziβtisches Kreisen um sich selbst und masochistische Selbstverleugnung. Sie sind mühsam und kräftezehrend" (Freedman 1989, S. 179). Besonders der Einsatz von Appetitzüglern und Abführmitteln kostet Kraft und geht den Frauen an die Substanz. Appetitzügler wie RecatolN, FugoaN, BoxogettenS und viele andere mehr enthalten

[6] Hier folgen ihnen immer mehr Männer nach, was sich auch daran ablesen läßt, daß der Anteil der Männer mit Eßstörungen langsam aber sicher ansteigt.

unter anderem den Wirkstoff Norephedrin mit psychostimulierender Wirkung. "Die Konzentrations- und Leistungsfähigkeit wird erhöht, Müdigkeit und Hunger verschwinden. Am Ende stehen wegen der bald einsetzenden Gewöhnung die Dosiserhöhung und die Abhängigkeit" (Ernst & Füller 1988, S. 36f). Dieser Prozeß beschleunigt sich noch durch die kombinierte Einnahme von Abführmitteln, mit deren Hilfe das Essen durch den Körper gejagt wird, zu dem man sich trotz aller guten Vorsätze hat verführen lassen. Ein solche Umgang mit dem Körper und mit dem Essen macht in der Tat müde und schlaff, und es sind die Appetitzügler, die den Frauen die nötige Kraft geben für den Alltag, die ihnen bei der Diät und über die Einnahme von Abführmitteln abhanden gekommen ist. Ein teuflischer Kreislauf wird in Bewegung gesetzt, der die Frauen kaum noch zur Ruhe kommen läßt.

Die krampfhaften, oft geradezu obsessiven Versuche, den Körper zu trimmen und schlank zu halten, führt bei vielen Frauen über kurz oder lang zu psychosomatische Störungen aller Art. Wenn sie schließlich wegen einschlägiger Leiden wie Magen-Darm-Störungen, Nervosität, Ermüdung, Kopfschmerzen, Ängsten und Schlaflosigkeit den Arzt aufsuchen, werden sie bevorzugt als Neurotikerinnen diagnostiziert und mit Verordnungen für Beruhigungs- und Schlafmittel traktiert (Glaeske 1989, S. 217ff). Es liegt auf der Hand, daß diese Mittel den Frauen nicht aus ihren Schwierigkeiten heraushelfen, die mit psychotropen Medikamenten nicht zu beheben sind.

Hat man sich erst einmal auf diesen Weg begeben, dann ist es nur noch ein kleiner Schritt bis zum Schönheitschirurgen, dem sich etliche Frauen anvertrauen, wenn alle Selbstheilungs-versuche fehlgeschlagen sind. Von ihm versprechen sich viele Frauen die Lösung aller ihrer Probleme, die sie belasten und am Leben hindern. Sie erwarten vom Chirurgen geradezu, daß er ihre Konflikte allesamt wegschneidet. Aber selbst die Frauenzeitschrift "BRIGITTE" hält eine sanfte Warnung vor zu großen Hoffnungen für angebracht: "Schönheitsoperationen... sind kein Allheilmittel für seelischen Kummer oder Ihre privaten oder beruflichen Probleme. Sie werden hinterher kein "neuer Mensch" sein..." (BRIGITTE 16/1985, S. 37, vgl. Minker & Scholz 1988). Aber die Versprechungen sind ungleich größer als alle Warnungen, was sich leicht ablesen läßt am Eingangsstatement, mit dem der Artikel aufmacht: "Schönheit von Kopf bis Fuß, Annäherung an ein Ideal, das viele im Kopf herumtragen: Chirurgen können das heute verwirklichen" (BRIGITTE 16/1985, S. 31, vgl. z.B. BRIGITTE 19/95, 62ff).

1993 haben wenigstens 300 000 Personen eine plastische Operation über sich ergehen lassen. Davon gelten wenigstens 100 000 als Schönheitsoperationen (Focus 13/1993). Davon entfallen etwa 90% auf Frauen und 10% auf Männer (Stern 48/1988). Wenn man bedenkt, daβ bei jedem größeren Eingriff das Risiko für das Gelingen oder Miβlingen der Operation bei 50% liegt, dann scheint der Glaube an die Machbarkeit der Schönheit keine Grenzen zu kennen. Auch sind es längst nicht nur die älteren Frauen ab 40 Jahren, die Schönheitsoperationen nachfragen, sondern es sind mindestens ebenso häufig junge Frauen zwischen 20 und 30 Jahren. Immer häufiger melden mittlerweile auch Mütter und Väter ihre Kinder unter 18 Jahren zu einer Operation an, und es geht dabei gewiβ nicht nur um die Behebung von Gesundheitsstörungen (Scholz 1990), sondern auch um ganz alltägliche Schönheitsoperationen. Die Schönheitsindustrie hat uns von der Wiege bis zur Bahre fest im Griff; sie diktiert uns die neuen Maβe der Schönheit, nach denen wir unseren Körper zurechtschneiden lassen müssen, wenn wir in diesem Wettbewerb auch nur eine kleine Chance haben wollen.

Im öffentlichen Bewuβtsein rangieren die Schrecken der Schönheitschirurgie deutlich hinter ihren Erfolgen. Wir bewundern die neuen Gesichter der Frauen und Männer, die sich haben operieren lassen, weit mehr als ihre Altersgenossinnen und Genossen, die sich "ganz natürlich" präsentieren mit Runzeln und Falten, Fettpolstern und Tränensäcken, Sommersprossen und Altersflecken usw. Lediglich die Fallgeschichten der Schönheitsoperierten belegen, daβ sich ihre psychischen Probleme nicht haben wegschneiden lassen: im Umgang mit anderen tun sich die "schönen" Frauen noch genauso schwer wie vor der Operation und manchmal sogar noch schwerer, denn die Erwartungen, die sie an den Eingriff geknüpft haben, haben sich nicht realisiert.

Der Versuch der Frauen, den "schönen" Körper herzustellen, führt also einmal mehr in die Irre: Die so sehnlichst erstrebte Schönheit hat keine magische Wirkung entwickelt, sie hat nicht den Prinzen und noch nicht einmal seinen Stellvertreter herbeizuzaubern vermocht. Unversehens wird der Körper den Frauen endgültig zum Feind und das Idealbild vom "schönen" Körper zur fixen Idee und zur Obsession. Im Selbstbewuβtsein vieler Frauen verdichten sich die körperlichen Defizite zu psychischen Schwächen und Unfähigkeiten, die ihr Selbstwertgefühl

schwer belasten. Einmal mehr verheddern sich viele Frauen in psychosomatische Krankheiten, die sie in allen Lebensregungen zu behindern vermögen.
Viele Frauen werden allmählich handlungsunfähig; sie versinken in Passivität.

Nicht zuletzt deswegen bedeuten die psychosomatischen Krankheiten auch Zuflucht, denn sie bieten sich an als Ausweg aus den Torturen, die mit der Herrichtung des "schönen" Körpers verbunden sind. Wer hier angelangt ist, muß nicht mehr mitmachen im Schönheitswettbewerb. Als Kranke kann und darf, ja muß man sich dem Schicksal und den Vorschriften der Ärzte fügen; für sie gelten andere Gesetze als die der Warenwelt.

Damit sind alle Auswege aus dem Teufelskreis versperrt, in den die Frauen geraten sind. Hier endlich ist der Körper der Frauen ihnen erneut zum Schicksal geworden.

1.4. Sehen und gesehen werden - Konkurrenz unter Frauen

"Frauen sehen Frauen heiβt, daβ wir uns wechselseitig prüfen: so aufmerksam, interessiert und streng wird nie ein Mann gemustert Bei der Abstimmung über die weiblichen Senatorinnen der rotgrünen Koalition in Berlin hätte eine Sozialforscher einmal die Reaktionen der Fernsehzuschauerinnen festhalten müssen. Vermutlich hätte er neben einer gewissen Euphorie des weiblichen Kollektivs viel Ängstlichkeit ausgemacht angesichts jeder einzelnen Kandidatin: Schafft sie's, kann sie's, macht sie keinen Fehler? Unter der stillschweigenden Voraussetzung der Perfektion... fallen Rezensionen von Frauen über Frauen oft sehr streng aus." schreibt Rutschky (1989, S. 416f). Und sie trifft den Nagel auf den Kopf: Die Konkurrenz unter Frauen ist gelegentlich gnadenlos. Sie ist umso gnadenloser, wenn es um Schönheit geht: "Fehlende Schönheit ist - zumal für die Frau - nur in engen Grenzen wirklich kompensierbar. Sie stigmatisiert definitiver, schlieβt unerbittlicher ein oder aus als Standes- oder Klassenschranken. Und Schönheit als knappes Gut provoziert Konkurrenz" (Guggenberger 1989). Frauen schätzen Frauen ein als Gegnerinnen und Konkurrentinnen, spielen sich gegeneinander aus, gehen aufeinander los, punkten sich aus. Die Siegerin macht Karriere, sei es mit Schönheit, sei es mit ihrem Beruf, und manchmal sogar mit beidem.

Ich weiß, daß ich mit dem Thema Konkurrenz unter Frauen eine tabuierte Zone betrete. Die neue Frauenbewegung hat es uns allen noch einmal eingehämmert, daß Frauen nicht in Konkurrenz mit Frauen stehen, allenfalls mit Männern. Aber es stimmt ja nicht, daß es keine Konkurrenz unter Frauen gäbe. Selbst wenn es zuträfe, daß wir alle Schwestern wären, dann weiß doch jede, die mit Schwestern groß geworden ist, daß Konkurrenz unter Schwestern mindestens so verbreitet ist wie die unter Brüdern. Da wird mit ähnlich harten Bandagen gekämpft wie unter Männern. Einmal mehr sind es die Märchen, die uns darüber belehren, daß Schwestern zu vielem bereit sind, wenn es gilt, sich einen Vorteil zu verschaffen. Das wird nicht nur mit lauteren Mitteln gespielt, sondern auch mit unlauteren, unfairen. Täuschungen sind an der Tagesordnung, aber man darf sich nicht dabei erwischen lassen. Die Tricks, die die häßlichen Schwestern von Aschenputtel anwenden, um sich ihren Vorteil zu sichern, werden von den Tauben ans Licht gebracht. Im Märchen siegt das Gute, im alltäglichen Leben geht es härter zu. In der Konkurrenz mit den vielen kann immer nur eine den Sieg erringen, immer nur eine kann die Karriere machen, von der so viele träumen. Immer nur eine kann Schönheitskönigin werden, immer nur eine das Match gewinnen. Die Sportlerinnen haben längst begriffen, daß körperliche Schönheit ein unschätzbarer Vorteil ist, wenn man sie in die Konkurrenz einbringt.

Aber die Dinge liegen ähnlich in allen anderen Bereichen beruflicher Auseinandersetzung. Und läßt sich Intelligenz und Witz noch antrainieren, so ist Schönheit unschlagbar. Es sind übrigens wiederum die Sportlerinnen, die uns allen ganz ungeniert vorgemacht haben, wie man Fähigkeiten und Fertigkeiten auf der einen Seite und Schönheit auf der andern zusammenmischt zum Riesenerfolg, der den Sieg bringt. Die Punktrichter sind mehr geneigt, die kleinen Fehler der Schönen zu übersehen, als diejenigen der Fleißigen. Denn Fähigkeiten und Fertigkeiten allein sind nur das Kleingeld zum Erfolg, sie machen ihn am Ende nicht aus, wenn man mit einer schönen Frau konkurrieren muß.

Woran liegt es, daß Konkurrenz unter Frauen in den Sozialwissenschaften so wenig beachtet worden ist? Die Antwort, daß die Frauenrolle Konkurrenz ausschließt, Konkurrenz also gar nicht erst in den Blick der Forscherinnen gerät, scheint mir zu einfach. Da wird mehr tabuisiert als das Rollenbild vorgibt. "Ich behaupte einmal als Hypothese: Kaum eine derjenigen, die ihren individuellen Überlebenskampf qua beruflicher Emanzipation führt, hat eine positive Identifikation mit der Macht. Es geht in erster Linie darum, das eigene Überlebensinteresse

durchzusetzen - gegen das gesellschaftliche Diktat, als Frau nichts zu sein und nichts zu haben. Etwas zu haben und etwas zu sein ist aber gesellschaftlich definiert im Kontext der Macht, als Ausübung von Macht über andere, als Ausbeutung anderer und, auf der subjektiven Seite, als Anpassung an die Spielregeln der Macht. Die Anpassungsleistung an diese Spielregeln ist mühselig, aber sie wird noch vergleichsweise leicht erbracht - die positive Identifikation mit der Macht aber bleibt brüchig" (Cramon-Daiber 1983, S. 82f). Ohne Frage haben Frauen in unserer Gesellschaft ein gebrochenes Verhältnis zur Macht. Sie haben gelernt, Macht in den Händen von Männern, auch von ihren Ehemännern, zu akzeptieren. Indirekt haben sie also teil an der Macht ((Thürmer-Rohr et al. 1989), aber auch dieser Anteil wird im allgemeinen verleugnet (Gravenhorst & Tatschmurat 1990).

Dieser Umgang mit eigener und fremder Macht trägt ganz erheblich zur Stabilisierung der Frauenrolle bei, und das ist durchaus gesellschaftlich gewollt. Zur Aufrechterhaltung der alten Rollenbilder tragen Frauen aktiv bei, denn auch sie achten genau darauf, daß andere Frauen sich im Rahmen der Geschlechtsrollen bewegen. Was bleibt, ist die Selbststilisierung als Opfer, ein Vorgang, der im Diskurs um Schönheit sehr genau zu beobachten ist.

2. Das Projekt Körper

Duden (1991) weist in ihrem Buch "Der Frauenleib als öffentlicher Ort" darauf hin, daß wir heute im Begriff stehen, die gewohnten Vorstellungen vom eigenen Körper mit den dazugehörenden Zuordnungen von innen und außen sowie von Körpergrenzen zu verlieren, weil sich die Körperkonzepte im Wandel befinden. Sie zeigt das am Beispiel dessen, was wir heute ganz selbstverständlich mit der Formel von der "Entstehung von menschlichem Leben" umschreiben. Wie historische Studien belegen (Duden 1987), ist es noch nicht sehr lange her, daß der Beginn "menschlichen Lebens" kurz vor bzw. mit der Geburt eines Kindes verbunden wurde. Seit jedoch im Jahr 1965 die ersten Bilder von Samenzelle und Ei sowie eines Fötus in Großaufnahme in der Zeitschrift "Life-Magazine" erschienen sind, haben sich die Anschauungen über die Entstehung menschlichen Lebens gründlich verändert: "Auf den ersten Seiten zeigt Life das Wettrennen der Spermien, die wie schlanke Kaulquappen aussehen und der Text dazu lautet: 'The birth of human life really occurs', die Geburt des Menschenlebens findet statt, wenn das reife mütterliche Ei... durch eine Spermazelle des Vaters befruchtet wird" (Duden 1991, 22).

Diese ersten Bilder der "Innenansicht" von Befruchtung und des heranwachsenden und sich entwickelnden Fötus haben erheblich dazu beigetragen, alte und bewährte Körperkonzepte ins Wanken zu bringen. Mit den Bildern verlagert sich Körperlichkeit in die vorgeburtliche Zeit, ja an die Schnittstelle der Begegnung von einzelnen Zellen. Wir vermeinen den Körper schon zu erahnen, noch bevor er überhaupt existiert; wir "sehen" ihn virtuell. Ganz allmählich hat sich aus diesen Bildern und Anschauungen des Virtuellen ein neues Verständnis von Körperlichkeit und Körper herausgebildet.

Der Wandel im Verständnis dessen, was "menschliches Leben" ausmacht, beschränkt sich nicht auf die Zeit der Schwangerschaft, wenn das Kind tatsächlich noch unsichtbar ist, sondern er durchzieht alle unsere Vorstellungen vom Körper und seinen möglichen und tatsächlichen Entwicklungen. Wie immer sich diese vollzieht, wir wissen, daß wir sie in vielfacher Weise beeinflussen können. Körper sind formbar. Schon im Mutterleib lassen sich daran Eingriffe vornehmen. Nach der Geburt werden die Einflußmöglichkeiten auf den Körper fast unübersehbar vielfältig. Sollte sich der Körper "schlecht" entwickeln, etwa hinter der Norm zurückbleiben oder gar häßlich werden, dann läßt sich vieles korrigieren. Nicht irgendeine blindwütige Natur bestimmt heute über unseren Körper, sondern die Fähigkeiten u.a. von Chirurgen und der eigene Geldbeutel oder der der Eltern. Anders als in der Vergangenheit sind Körper nicht einfach qua Sozialisation Kulturprojekte; es ist die Medizin, die sich daran macht, sie im wahrsten Sinn des Wortes zu "gestalten". Shilling (1993) verweist darauf, daß das "Projekt Körper" ein Leben lang andauert. Der Körper ist nie fertig; er läßt sich immer von neuem gestalten und umgestalten. Lediglich der Tod setzt dem Projekt Körper vorerst noch gewisse und in manchen Fällen auch endgültige Grenzen.

Je mehr die Medizin ausholt, je weiter sie die Grenzen für die "Machbarkeit" des Körpers hinausschiebt, um so mehr unterliegt die Vorstellung vom Körper der Veränderung. Mein eigener Körper braucht keineswegs nur aus meinem eigenen Fleisch und Blut, aus meinen eigenen Organen zu bestehen, ich kann ihn vielmehr aus verschiedenen Körpern zusammensetzen. Ich kann mir fremde Haut zulegen, wenn meine eigene ihren Dienst versagt, ein neues Herz, wenn mein eigenes "verbraucht" ist (Claussen 1996), eine neue Niere und so weiter und so fort. Die Möglichkeiten der Organverpflanzung werden weiter zunehmen. Es wird immer mehr Menschen geben, die mit Organen bestückt sind, die sie von anderen übernommen haben. Zum

Körper gehören dann eigene und fremde Teile, die zusammenwachsen zu diesem einen Körper, den ich wohl auch in Zukunft meinen eigenen nennen werde.

Es liegt auf der Hand, daß dieser Prozeß eine neue Definition vom eigenen Körper verlangt, die sich erheblich von dem historisch geprägten allgemeinverbindlichen Körperkonzept mit klaren Grenzen nach außen unterscheidet. Der Körper ist eben nicht mehr der letzte und solide Grund, auf den sich in Zukunft Individuen berufen können, sondern er ist durchlässig, umbaufähig, veränderbar, machbar, kurz: in Konstruktion.

Ebenso, wie der eigene Körper durch fremde Körperteile erweitert und neu konstruiert werden kann, so kann dieser wiederum als Ersatzteillager für andere Körper und Individuen dienen, die diese Teile brauchen. Körper verschmelzen in Zukunft wortwörtlich und in ganz anderer, bislang unvorstellbarer Weise miteinander. Das heißt auch, daß der eigene Tod nicht den ganzen Körper auf einmal und ganz und gar umfassen muß; vielmehr können verschiedene Organe dieses Körpers in anderen Körpern weiterleben, bis auch diese anderen Körper sterben. Sollte sich bis dahin die ursprünglich verpflanzte Biomasse weitervermehrt haben und sollten sich die so gebildeten Organe für eine weitere Verpflanzung eignen, dann geht der Prozess immer weiter. Ganz offensichtlich verflüssigen sich die Körpergrenzen immer mehr. Wir können uns, wenn es um den eigenen Körper geht, nicht mehr gewiß sein.

Was für den Körper insgesamt gilt, gilt auch für körperliche Schönheit. Je leichter es ist, einen Körper herzustellen, um so leichter wird es, einen schönen Körper zu produzieren. Die Prozeduren, wie man kleinere und größere Schönheitsreperaturen durchführen kann, sind hinreichend bekannt. Noch ist nicht alles machbar, aber täglich erobern die Chirurgen neues Terrain. Dazu kommen die Darreichungen der kosmetischen und pharmazeutischen Industrie sowie die Hilfen aus den Fitness- und Bodybuilding-Studios (Rheinz 1995). Auch die Schönheit ist ein Projekt, das fürs ganze Leben angelegt ist.

Nun mag man einwenden, daß es sich bei diesen Überlegungen um reichlich abstrakte Konstruktionen handelt. Angesichts der derzeitigen Diskussion über neue gesetzliche Regelungen zur Erleichterung der Organentnahme nach dem Eintritt des Hirntodes ist aber damit zu rechnen, daß Organtransplantationen aller Art immer alltäglicher werden. So gesehen rückt

uns das Projekt Körper ständig näher. Die Kehrseite der fortschreitenden Möglichkeiten der Konstruktion des Körpers sind neue Normierungen, d.h. Vorschriften darüber, wie Frau und Mann auszusehen haben, was sie also anderen "zeigen" können und was nicht. Das gilt für Kinder und Jugendliche ebenso wie für Erwachsene.

Im westlichen Kulturkreis orientieren sich die Idealbilder für körperliche Beschaffenheit und Schönheit für Erwachsene am jugendlichen Aussehen. Je älter Frauen und Männer werden, je mehr sich das Alter an ihrem Körper ablesen läßt, um so weiter weichen sie von dieser Normierung ab. Angesichts all der verlockenden Angebote zur Körperkorrektur müssen sie sich fragen lassen, warum sie nichts für ihr Aussehen tun. Das kann sehr schnell in den Vorwurf umschlagen, daß sie sich, so wie sie nun einmal sind, einfach gehen lassen, ja, eine Zumutung für andere werden. Ausgrenzungsprozesse setzen ein, die in manchen Berufen, etwa in der Fernsehbranche, schon Alltag sind. Sie werden erheblich an Dynamik gewinnen, je weiter sich die Techniken zur Herstellung von schönen Körpern entwickeln.

Ich gehe davon aus, daß sich solche neuen Normierungen sehr schnell durchsetzen werden. Das heißt, daß die Erwartungen an ein "angenehmes" Aussehen deutlich anwachsen werden und daß es zunehmend schwieriger werden wird, sich diesen zu entziehen. Und wenn daran z.B. Arbeitsplätze und Berufskarrieren festgemacht werden, werden wir die neuen Zwänge, die auf uns zukommen, nicht mehr einfach beiseite schieben können. Es ist gut denkbar, daß in 20 Jahren kleinere chirurgische Körperkorrekturen zum Alltag gehören. Wem bei diesem Gedanken der Angstschweiß ausbricht, der darf darauf vertrauen, daß sich bis dahin Methoden und Mittel gefunden haben, mit diesen neuen Formen von "Neurosen" und "Panikattacken" umzugehen.

Die Auflösung alter Körpergrenzen und die allmähliche Etablierung neuer Vorstellungen vom Körper gehen Hand in Hand mit Veränderungen im Konzept der Identität. Konnte man sich bisher wenigstens seines Körpers gewiß sein, so zerfließt das alte Körperkonzept mit den neuen Techniken; ebenso "flüssig" wird die Identität. Wer bin ich mit fremder Haut, fremdem Herz, fremder Niere und so weiter? Wie konstituiert sich Identität in einem Körper, der zum Teil aus anderen Körpern besteht? Der Hinweis auf hirnorganische Prozesse und das Bewußtsein als dem Sitz der Identität verschafft nur vordergründig Sicherheit, finden doch schon die ersten Experimente statt mit der Verpflanzung fremder Hirnmasse, etwa bei der Behandlung der

Parkinsonschen Krankheit. Im übrigen machen chemische Substanzen immer gezieltere Eingriffe ins Bewußtsein möglich mit entsprechenden Auswirkungen auf das Selbstbild, und das heißt auch, auf die Identität.

Frauen treffen alle diese Entwicklungen ungleich härter als Männer. Jahrhundertelange strukturelle Diskriminierung hat ganz sicherlich dazu beigetragen, daß ihre Entwürfe weiblicher Identität vergleichsweise fragil sind. Als Expertinnen für Beziehungen (Gilligan 1991) sind sie immer auch abhängig von diesen Beziehungen, und sie brauche Bestätigungen von ihren Nächsten, damit sie ihre Beziehungsarbeit durchhalten können. In diesem Sinne sind sie von denjenigen, auf die sie sich beziehen, in besonderer Weise abhängig. Dazu kommt die Fixierung auf körperliche Schönheit, die in Formulierungen vom "schönen Geschlecht" paradigmatisch Ausdruck gefunden hat. Mit der Auflösung von Körpergrenzen und neuen Erwartungen an die Konstruktion körperlicher Schönheit verschwimmen ihnen vielfach bewährte Identitätsentwürfe, was insgesamt zu einer erheblichen Verunsicherung führen mag.

Hier stellt sich die Frage, wie sich Frauen zu diesen Veränderungen verhalten sollen. Wie ich eingangs sehr kurz skizziert habe, gehe ich davon aus, daß sie aktiv Einfluß nehmen können auf das Projekt Körper. Es liegt auch und gerade an ihnen, welche neuen Körper- und Identitätskonzepte sich durchsetzen werden. Allerdings setzt das voraus, daß sie sich einschalten in den Diskussionsprozess, und das nicht nur als potentielle Opfer einer Entwicklung, sondern als Handelnde, als Täterinnen.

LITERATURVERZEICHNIS

BAUDRILLARD, J. (1996): Madonna Deconnection, in: Frankfurter Rundschau, 9. 3. 1996

BECK-GERNSHEIM, E. (1990): Auf der Suche nach Gemeinsamkeit: Liebe, Ehe, Individualisierung, in: Merkur 44, 47ff

BECK, U. und BECK-GERNSHEIM, E. (1990): Das ganz normale Chaos der Liebe. Frankfurt (Suhrkamp)

BRAUN, C. von (1989): Männliche Hysterie - weibliche Askese. Zum Paradigmenwechsel der Geschlechterrollen, in: Braun, C. von: Die schamlose Schönheit des Vergangenen. Zum Verhältnis von Geschlecht und Geschichte. Berlin (Neue Kritik)

BRÜCKNER, M. (1992): Schönheit und Vergänglichkeit, in: Akashe-Böhme, F., Hg.: Reflexionen vor dem Spiegel. Frankfurt (Suhrkamp)

CLAUSSEN, P. C. (1996): Herzwechsel. Ein Erfahrungsbericht. München (Hanser)

COURTHS-MAHLER, H. (1980): Griseldis. München (Heyne)

CRAMON-DAIBER, B. (1983): Über Neid und Konkurrenz, in: Cramon-Daiber, B., Jaeckel, M., Köster, B., Menge, H. & Wolf-Graaf, A.: Schwesternstreit. Von den heimlichen und unheimlichen Auseinandersetzungen zwischen Frauen. Reinbek (Rowohlt)

DUDEN, B. (1987): Geschichte unter der Haut. Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730. Stuttgart (Klett-Cotta)

DUDEN, B. (1991): Der Frauenleib als öffentlicher Ort. Vom Mißbrauch des Begriffs Leben. Hamburg (Luchterhand)

EBBINGHAUS, A., Hg. (1987): Opfer und Täterinnen. Frauenbiographien im Nationalsozialismus. Nördlingen (Greno)

ERNST, A. & FÜLLER, I. (1988): Schlucken und Schweigen. Wie Arzneimittel Frauen zerstören können. Köln (Kiepenheuer & Witsch)

FREEDMAN, R. (1989): Die Opfer der Venus. Vom Zwang, schön zu sein. Zürich (Kreuz)

FREUD, S. (1930): Das Unbehagen in der Kultur. Gesammelte Werke Bd. 14, Frankfurt (Fischer)

GILLIGAN, C. (1991): Moralische Orientierung und moralische Entwicklung, in: Nunner-Winkler, G., Hg.: Weibliche Moral. Die Kontroverse um eine geschlechtsspezifische Ethik. Frankfurt (Campus)

GLAESKE, G. (1989): Die Beruhigungs- und Schlafmittel, in: Scheerer, S. & Vogt, I., Hg.: Drogen und Drogenpolitik. Ein Handbuch. Frankfurt (Campus)

GOTTSCHALL, K. (1995): Geschlechterverhältnis und Arbeitsmarktsegregation, in: Becker-Schmidt, R. & Knapp, G.-A., Hg.: Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften. Frankfurt (Campus)

GRAVENHORST, L. & TATSCHMURAT, C., Hg. (1990): Töchter-Fragen. NS-Frauen-Geschichte. Freiburg (Kore)

GUGGENBERGER, B. (1989): Schönheit ist alles - alles andere zählt nicht, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 9. 12. 1989

GUGGENBERGER, B. (1995): Einfach schön. Schönheit als soziale Macht. Hamburg (Rotbuch)

HAUSEN, K. (1976): Die Polarisierung der Geschlechtscharaktere - eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Conze, W., Hg.: Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Stuttgart (Siebeck)

MINKER, M. & SCHOLZ, R. (1988): Schönheitsoperationen. Entscheidungshilfen, Operationsmethoden, Alternativen. München (Mosaik)

RHEINZ, H. (1995): Das andere Gesicht, in: Kursbuch 119: Verteidigung des Körpers. Berlin (Berlin-Verlag)

RUTSCHKY, K. (1989): Sehen und gesehen werden, in: Merkur 43, 409-421

SCHOLZ, R. (1990): Körperkorrekturen. München (Mosaik)

SHILLING, C. (1993): The Body and Social Theory. London (Sage)

THEWELEIT, K. (1977): Männerphantasien. Frankfurt, Bd. 1 (Stroemfeld)

THÜRMER-ROHR, C. (1989): Mittäterschaft der Frau - Analyse zwischen Mitgefühl und Kälte, in: Thürmer-Rohr, C., Wildt, C., Emme, M., Flamm, M., Fritz, V. & Voigt, S.: Mittäterschaft und Entdeckungslust. Berlin (Orlanda)

THÜRMER-ROHR, C., WILDT, C., EMME, M., FLAMM, M., FRITZ, V. & VOIGT, S. (1989): Mittäterschaft und Entdeckungslust. Berlin (Orlanda)

VOGT, I. (1992): Wer ist die Schönste im ganzen Land? Über die Herstellung des schönen Frauenkörpers, in: Vogt, I. & Bormann, M., Hg.: Frauen-Körper. Lust und Last. Tübingen (DGVT)

WOLF, N. (1991): Der Mythos Schönheit. Reinbek (Rowohlt)

1

„Ach so, Sie malen wie Ihr Mann malt“
Künstlerinnen und ihre berühmten Männer

Im Februar 1905 beschrieb Paula Modersohn-Becker in einem Brief aus Paris nach Worpswede ihrem Mann Otto Modersohn eine Szene im Damen-Atelier der Privat-Académie Julian: „Meine Malerei sehen sie sehr mißtrauisch an, und in der Pause, wenn ich den Platz vor meiner Staffelei verlassen habe, dann stehen sie mit Sechsen davor und debattieren darüber. Eine Russin fragte mich, ob ich denn das auch wirklich so sähe, wie ich das mach, und wer mir das beigebracht hätte. Da log ich und sagte stolz: 'Mon mari'. Darauf ging ihr ein Talglicht auf, und sie sagte erleuchtet: 'Ach so, Sie malen wie ihr Mann malt!' Daß man so malt wie man selber, das vermuten sie nicht.“

Was Paula Modersohn-Becker hier - halb amüsiert und halb verärgert notiert -, wirft ein bezeichnendes Licht auf die Situation der Künstlerinnen um die Jahrhundertwende: innovative Kraft und Eigenständigkeit wurde ihnen, sogar von Kolleginnen, offenbar nicht zugetraut. Künstlerische Originalität und Genialität zählte man generell nicht zu den weiblichen Eigenschaften. In der Akademie bezeichnete sich Paula Modersohn-Becker offiziell als Schülerin ihres Mannes, obwohl die künstlerische Zusammenarbeit des Paares tatsächlich auf einem ausgesprochen gleichberechtigten, gegenseitigen Austausch beruhte.[2] Diese Verfälschung der Tatsachen, die negative Selbstdarstellung in der Öffentlichkeit ist Resultat der Entmutigung durch das schwerwiegende Unverständnis, mit dem die Umwelt den Emanzipationsbestrebungen und der radikalen Kunstsprache Paula Modersohn-Beckers begegnete. Selbst in einer Gruppe von vermeintlich Gleichgesinnten scheute sich die Malerin, die Wahrheit zu sagen und zu ihrem Werk, zu ihrem eigenen schöpferischen Impuls zu stehen. Sie befürchtete, sich für ihre individuelle Leistung rechtfertigen zu müssen und behauptete der Einfachheit halber, ihre Kunst sei Plagiat, sei ein Abglanz der Kunst ihres Mannes.

Mit den Schwierigkeiten in ihrer Rolle als Frau an der Seite eines bekannten Künstlers, stand Paula Modersohn-Becker nicht allein. Um in der Beziehung mit einem Künstler nicht unterzugehen, mußten viele verheiratete Künstlerinnen einen Großteil ihrer Kraft in den Kampf um den Erhalt der eigenen Identität und um Gleichberechtigung investieren. Die Auseinandersetzung mit dem männlichen Konkurrenten in einer engen Lebensgemeinschaft verlangte ein Hinwegsetzen über männliche Vorurteile und, ebenso schwer, das Überwinden der eigenen anerzogenen und verinnerlichten Verhaltensmuster.

Die unterschiedlichen Lebenswege dreier Künstlerinnen der klassischen Moderne, die mit einem Künstler verbunden waren und die bewußt über ihre Rolle nachgedacht haben, möchte ich als Beispiele für verschiedene Positionen zwischen Selbstbehauptung und Selbstaufgabe im folgenden vorstellen, wobei ich die Künstlerinnen auch immer wieder selbst zu Wort kommen lassen möchte.

Die frühverstorbene **Paula Modersohn-Becker** hinterließ ein eigenständiges, sehr eigenwilliges Oeuvre, das ihre Anerkennung als Wegbereiterin der Moderne begründete. Kaum bekannt

---

1

[2] "In der Kunst verstehen wir uns sehr gut. Der eine sagt meist, was der andere empfindet." Brief im Oktober 1900 an die Tante Marie Hill in England. Dieser und alle im folgenden zitierten Briefe und Tagebuchauszüge zit. nach: Paula Modersohn-Becker in Briefen und Tagebüchern, hrsg. von Günter Busch und Liselotte von Reinken, Frankfurt a. M. 1979

ist dagegen das malerische Werk von **Charlotte Berend-Corinth**, der Frau Lovis Corinths, die sich vor allem als Biographin, Nachlaßverwalterin und als Modell ihres Mannes einen Namen gemacht hat.

Beide Künstlerinnen, deren Lebensgeschichten sich völlig voneinander unterscheiden, haben umfangreiche schriftliche Äußerungen hinterlassen, in denen sie über ihr Selbstverständnis und über ihr Verhältnis zum Künstlergatten reflektiert haben. Während Paula Modersohn-Beckers „Briefe und Tagebuchblätter“ von ihr nicht zur Veröffentlichung bestimmt waren, publizierte Charlotte Berend-Corinth nach dem Tod ihres Mannes ihr Buch: „Leben mit Lovis Corinth“ in rückblickender Tagebuchform.

Diesen beiden Künstlerinnen, die in einer mehr oder weniger konventionellen Ehe lebten, wird **Marianne Werefkin** gegenübergestellt, die dreißig Jahre ihres Lebens mit dem Maler Alexej Jawlensky verbrachte. Ihre Bilder haben - unberechtigterweise - bei weitem nicht den Bekanntheitsgrad von Paula Modersohn-Beckers Gemälden erreicht, und auch ihre literarische Produktion, die erst posthum veröffentlichten „Briefe an einen Unbekannten“[3], erlangte nie die Popularität von Charlotte Berend-Corinths Biographie.

[3] Hrsg. von Clemens Weiler, 1961

An den Anfang stelle ich **Paula Modersohn-Becker**, deren Kunst und, vielleicht stärker noch, deren Schicksal, sie zur populärsten der drei Malerinnen machte. Ihre „Briefe und Tagebuchblätter“ erfreuten - und erfreuen sich heute noch - größter Beliebtheit, wovon die zahlreichen Auflagen seit der Erstausgabe im Jahr 1917 zeugen. Die persönlichen Bekenntnisse lassen die Leser Anteil nehmen an dem tragischen Schicksal der jungen Frau, die von ihrer Durchsetzung als Künstlerin träumt, ihr Glück bei den ersten Schritten in die künstlerische Freiheit beschreibt, die Konflikte ihrer Künstlerehe schildert und die schließlich ihr Scheitern im Streben nach Unabhängigkeit eingestehen muß.

Paula Modersohn-Becker wurde am 8. Februar 1876 in Dresden geboren. Ihre Eltern förderten sie und die zahlreichen Geschwister in ihrer Ausbildung, soweit es ihre relativ bescheidenen materiellen Verhältnisse erlaubten. Mit 16 wurde Paula Becker nach England zu einer Tante geschickt, um Englisch und Haushaltsführung zu lernen. Letzteres lag ihr weniger, um so intensiver widmete sie sich den Zeichenkursen in London, die ihr Onkel finanzierte. In den folgenden zwei Jahren, 1893-1895, absolvierte sie in Bremen das Lehrerinnenseminar, wie ihr der Vater vorschrieb, damit sie, sollte sie unverheiratet bleiben, sich selbst versorgen könnte. Gleichzeitig durfte sie allerdings Zeichen- und Malunterricht nehmen, denn inzwischen hatte sie ihre Eltern von ihrem alles beherrschenden Wunsch nach einer künstlerischen Ausbildung überzeugen können. 1896 setzte sie ihre Studien in der „Zeichen- und Malschule des Vereins der Künstlerinnen in Berlin“ fort. Nachdem sie im Sommer 1896 bei einem Familienausflug Worpswede kennengelernt hatte und von dem verträumten Frieden begeistert war, verbrachte sie 1897 dort einen vierwöchigen Studienaufenthalt, um schließlich im September 1898 als Schülerin von Fritz Mackensen in das beschauliche Moordorf mit seiner Künstlerkolonie umzusiedeln. Sie bezog ihr erstes eigenes Atelier und vertraute zu dieser Zeit ihrem Tagebuch an: „Ich arbeite an mir. Ich arbeite mich um, halb wissenschaftlich, halb unbewußt. Ich werde anders, ob besser? Jedenfalls fortgeschrittener, zielbewußter, selbständiger.“[4]

Eine enge Freundschaft verband sie mit der Bildhauerin Clara Westhoff, der späteren Frau Rainer Maria Rilkes. In ihr glaubte sie die langgesuchte „Schwesterseele“ gefunden zu haben, ein von Grund auf gleichgesinntes, verstehendes Wesen. Doch schon nach einem halben Jahr bedrückte die provinzielle Enge Worpswedes mit seiner spätromantisch angehauchten Künstlerschaft, die der bäuerlichen Idylle und der Landschaftsdarstellung huldigte, die intellektuell aufgeschlossene und progressive Frau. Ihre Unzufriedenheit mündete in der Erkenntnis: „Ich glaube, ich werde mich von hier fortentwickeln. Die Zahl derer, mit denen ich es aushalten kann, über etwas zu sprechen, was meinem Herzen und meinen Nerven naheliegt, wird immer kleiner werden.“[5] Ihre emanzipierte Haltung und kompromißlose Arbeitsweise erlaubten ihr keine Zugeständnisse in ideologischer oder ästhetischer Hinsicht. Vernichtende Kritik erfuhren ihre Bilder bei der ersten Ausstellung in der Bremer Kunsthalle im November 1899. Anfang 1900 floh Paula Becker für einen längeren Studienaufenthalt nach Paris, um sich an der Akademie Cola Rossi weiterzubilden. Über ihre Erlebnisse und ihre Fortschritte berichtete sie in ausführlichen Briefen dem Ehepaar Modersohn. Besonders Otto Modersohn hatte ihr - mit ihren Worten - „riesig gefallen“ und war ihr „so lieb aus seinen Bildern“.[6] Im Juni kam Modersohn mit der sog. „Worpsweder Clique“ zur Weltausstellung nach Paris. Überstürzt reiste er jedoch wieder nach Hause, als tragischerweise in dieser Zeit seine kranke Frau starb. Auch Paula Becker kehrte kurz darauf nach Worpswede zurück.

[4]Tagebucheintrag vom 19.1.1899

[5]Brief an die Eltern vom 12.2.1899. Begründungen finden sich auch in ihrem Tagebuch vom April 1902 über Vogeler und Overbeck und am 1.12.1902 über Mackensen.

[6]Brief an den Vater vom 9.3.1899

Heimlich verlobten sich Paula Becker und Otto Modersohn im September 1900. Beide waren überglücklich und beschrieben den Partner mit schwärmerischen Worten. Sie schilderte ihn folgendermaßen: „Er ist wie ein Mann und wie ein Kind, hat einen roten Spitzbart (...) und ist 17 Zentimeter größer als ich. (...) Er hat eine ernste, schwermütige Natur (...). Ich bin ein solch komplizierter Mensch, so ewig zitternd, da tut solch eine ruhige Hand viel Gutes.“[7] - Und er bekannte: „Welches Glück, daß ich meine Paula gefunden, (...). Paula ist ein reifes, reiches Mädchen mit hundert Interessen, wahren, wirklich höheren Bedürfnissen, mit frischem, lebensfrohen Sinn. (...) Ich neige entschieden zum schweren, grüblerischen (...). Da ist Paula ein wahres Labsal, sie erheitert, erfrischt, belebt, verjüngt.“[8] Während Otto Modersohn sein Glück über die neue Beziehung zu der elf Jahre jüngeren Frau zunächst unbeschwert genoß, vermischte sich deren Freude über die bevorstehende Ehe bereits mit Skepsis: „Ich will meine Junggesellenzeit noch recht zum Lernen wahrnehmen; denn daß ich mich verheirate, soll noch kein Grund sein, daß ich nichts werde.“ - „Ich will auch meine Kunst nicht an den Nagel hängen. Wir wollen nun vereint weiterstreben.“[9] Die patriarchalischen Ermahnungen des Vaters anläßlich der Hochzeit untermauerten ihre vagen Befürchtungen. Er unterwies sie mit folgendem Wortlaut: „Deine Pflicht ist es, ganz in Deinem zukünftigen Manne aufzugehen, ganz nach seiner Eigenart und seinen Wünschen Dich ihm zu widmen, sein Wohl immer vor Augen zu haben und Dich durch selbstsüchtige Gedanken nicht leiten zu lassen.“[10] Der eigensinnigen Tochter, der von den Eltern vor der Ehe auch noch ein Kursus an der Berliner Haushaltungsschule aufgebürdet wurde, widerstrebten diese Pflichten, und sie beklagte sich über die Ungerechtigkeit: „Komisch, daß gleich vom Anfang der Ehe an wir Frauen es sind, denen die Proben auferlegt werden. Ihr Männer dürft ja einfach so bleiben, wie ihr seid.“[11]

Im Mai 1901 heirateten Paula Becker und Otto Modersohn, der seine kleine Tochter mit in die Ehe brachte. Noch kein Jahr später sah die junge Ehefrau ihre Bedenken bestätigt: „In meinem ersten Jahr der Ehe habe ich viel geweint.“ - „Es ist meine Erfahrung, daß die Ehe nicht glücklicher macht. Sie nimmt die Illusion, die vorher das ganze Wesen trug, daß es eine Schwesterseele gäbe. Man fühlt in der Ehe doppelt das Unverstandensein, weil das ganze frühere Leben darauf hinausging, ein Wesen zu finden, das versteht. Und ist es vielleicht nicht doch besser ohne diese Illusion, Aug' in Auge einer großen einsamen Wahrheit? Dies schreibe ich in mein Küchenhaushaltsbuch am Ostersonntag 1902, sitze in der Küche und koche Kalbsbraten.“[12]

In der Anfangszeit ihrer Ehe hatten die ehrgeizig Lernende und ihr bereits bekannter und erfolgreicher Mann in einer idealen künstlerischen Gemeinschaft gelebt, in der sowohl Schülerin als auch Lehrer von dem anregenden Austausch und der konstruktiven Ergänzung neue Impulse für das eigene Schaffen gewannen. Sie portraitierte ihn als dunkle Silhouette vor lichtem Himmel,[13] er sah sie als schemenhaftes Wesen im nächtlichen Garten[14] - sie strebt die Klarheit eines großen Entwurfes an, er schildert die stimmungsvoll-romantische Idylle. Eine

[7]Brief an die Tante Marie Hill im Oktober 1900

[8]Otto Modersohns Tagebuch vom 26.11.1900

[9]Brief an die Mutter vom 3.11.1900 und Brief an die Tante Marie Hill vom Oktober 1900

[10]Brief des Vaters zu ihrem Geburtstag vom 7.2.1901

[11]Brief an Otto Modersohn vom 6.3.1901

[12]Tagebucheinträge in der Osterwoche März 1902 und am Ostersonntag, 30.3.1902

[13]"Bildnis Otto Modersohn", um 1902/03, Privatbesitz

[14]"Paula Modersohn im nächtlichen Garten", undat., Kunsthalle Bremen

Reihe von Bildern zeugt von der Arbeit vor dem gleichen Motiv: „Mädchen mit Hut“ 1901 oder „Birkenstämme“ 1902. Doch während Otto Modersohn das stimmungsvolle Moment herausarbeitete, reduzierte sie die Komposition auf die elementaren Strukturen von Form und Farbe. Der Fortgeschrittene suchte Gefühl und Intimität, die Anfängerin strebte nach Größe und dem formal Wesentlichen.

Trotz der harmonischen Zusammenarbeit sah Paula Modersohn-Becker sich immer stärker der Voraussetzungen beraubt, die sie zum Arbeiten dringend brauchte: das ungestörte Alleinsein und die geistige Auseinandersetzung. Bei den eher anachronistisch lebenden und denkenden Künstlern in Worpswede stieß sie auf Unverständnis und Ablehnung, außer bei ihrem Mann.

Allerdings registrierte Otto Modersohn zunehmend auch die Nachteile ihrer Künstlerehe. Auf der einen Seite empfand er zwar das „wechselseitige Geben und Nehmen“ als wundervoll und fühlte, wie er lernte „an ihr und mit ihr“[15], auf der anderen Seite mißbilligte er ihre, wie er sagte, „Selbstsucht“, die er folgendermaßen kritisierte: „Egoismus, Rücksichtslosigkeit ist die moderne Krankheit. (...) Ob wohl alle begabten Frauenzimmer so sind? Begabt in der Kunst ist Paula ja sehr, (...). Wenn sich damit doch mehr menschliche Tugenden verbänden. Das muß das Schwerste für ein Frauenzimmer sein: geistig hoch, intelligent und doch ganz Weib. (...) Mit all ihrer Intelligenz kommen sie immer weiter vom Ziele ab. Für das beste halten sie Egoismus, Selbständigkeit, Selbstgefälligkeit, und das kann keine glückliche Ehe werden. Der Mann ist natürlich in mittelalterlichen tyrannischen Gelüsten befangen, wenn er erwartet, daß seine Frau ihm zu Liebe etwas thut, mit ihm lebt, auf seine Interessen eingeht. Eine Frau würde ja ihre Rechte, ihre Persönlichkeit opfern. So argumentiren sie und machen sich und ihre Männer unglücklich.“[16]

Otto Modersohn war ein sehr verständnisvoller Partner, einfühlsam, nachsichtig und geduldig. Er hinderte seine Frau nicht, als es sie im Frühjahr 1903 und erneut 1905 nach Paris zog, um an der Académie Julian - eine Privatakademie, die auch Frauen zum Studium zuließ - und der École des Beaux-Arts ihre Malerei zu vervollkommnen und in der hektisch-lebendigen französischen Metropole neue Anregungen zu finden. Paula Modersohn-Becker war sich darüber im klaren, daß sie ohne ihren Mann nicht diese Möglichkeit zur Weiterbildung hätte, und sie gestand ihm: „... gerade, daß Du im Hintergrund meiner Freiheit stehst, macht sie so schön.“[17] Trotz dieser Einsicht wurde die Sehnsucht nach Unabhängigkeit und Ungebundenheit immer stärker. In ihr reifte der Entschluß, sich von Otto Modersohn zu trennen. Nach heimlichen Vorbereitungen verließ sie ihren Mann ohne Vorwarnung in der Nacht nach seinem Geburtstag im Februar 1906. Skepsis und Nachdenklichkeit klingen an: „Nun habe ich Otto Modersohn verlassen und stehe zwischen meinem alten Leben und meinem neuen Leben. Wie das neue wohl wird? Und wie ich wohl werde in dem neuen Leben?“[18] Noch konnte sie nicht auf eigenen Füßen stehen und bat ihren Mann: „Wenn Du es kannst, so halte Deine Hände noch eine Zeit schützend über mich, ohne mich zu verurteilen.“[19] Der Verlassene reagierte trotz seiner großen Trauer mit einer unglaublichen Verständnisbereitschaft und Großzügigkeit, wie aus seiner Antwort deutlich wird: „Lebe auch gut, spare nicht so sehr, Du hast es nötig. Deine Wünsche will ich nach Kräften erfüllen. (...)

[15]Tagebucheintrag Otto Modersohns vom 15.6.1902

[16]Tagebucheintrag Otto Modersohns vom 28.6.1902

[17]Brief an Otto Modersohn vom 15.4.1904

[18]Tagebucheintrag vom 24.2.1906 in Paris

[19]Brief an Otto Modersohn vom 9.4.1906

Du bist mir immer noch eine Welt. Du suchst Freiheit. Nimm alle Freiheiten, lebe von mir getrennt mal, tue alles, was Deiner Natur nötig ist.“[20] Seine Frau war sein Lebensinhalt und seine Kraftquelle[21], während sie für und durch ihre Kunst lebte.
Ihr dreißigstes Lebensjahr hatte sie sich als Ziel gesteckt, um in der Kunst die ihr gemäße Sprache und persönlich zu sich selbst zu finden. In einem äußerst ungewöhnlichen Selbstbildnis zog sie Bilanz. Nackt, mit einem Tuch um die Hüften und mit einer Bernsteinkette geschmückt, stellte sie sich im Mai 1906 selbst als Schwangere dar,[22] was nicht den Tatsachen entsprach. „Dies malte ich mit 30 Jahren an meinem 6. Hochzeitstage,“ lautet die ausführliche Inschrift. Nachdenklich blickt die Künstlerin mit geneigtem Kopf auf ihr Spiegelbild. Im skeptischen Blick aus den großen ausdrucksvollen Augen manifestiert sich die Selbstbefragung der Dreißigjährigen. Die Bildaussage läßt sich nicht eindeutig entschlüsseln. Mit Sicherheit ist es nicht einfach nur „der gemalte Schrei nach dem Kinde“, wie der Kunsthistoriker Richard Hamann mit Blick auf die Biographie eher abfällig konstatierte.[23] Vielmehr dokumentiert Paula Modersohn-Beckers sogenanntes „Hochzeitsbild“ eine dramatische Ausnahmesituation: das persönliche Dilemma der Künstlerin, ihre Zerrissenheit zwischen dem übermächtigen Wunsch nach uneingeschränkter Selbstverwirklichung auf der einen und dem verdrängten Kinderwunsch auf der anderen Seite, der sich aus ihren Briefen und Tagebuchnotizen herauslesen läßt und in den zahlreichen Bildern von Müttern mit Kindern seinen Niederschlag fand. Am Ende empfand sie völlige Ratlosigkeit: „Ich fühle nicht, welches mein richtiger Weg ist.“[24]

In dieser Situation, am 3. September 1906 schrieb Paula Modersohn-Becker ihrem Mann einen Abschiedsbrief, der die endgültige Trennung besiegeln sollte. Drei Tage später widerrief sie ihn voller Verzweiflung. Auf ihre verzagte Bitte hin kam Otto Modersohn nach Paris. Die fürsorglichen Bemühungen, seine unglückliche Frau aufzurichten, verhalfen ihr zu einem Entschluß: „Ich werde in mein früheres Leben zurückkehren mit einigen Änderungen,“ schrieb sie an Clara Rilke-Westhoff. „Auch ich selbst bin anders geworden, etwas selbständiger und nicht mehr voll zu viel Illusionen. Ich habe diesen Sommer gemerkt, daß ich nicht die Frau bin, alleine zu stehen. Außer meinen ewigen Geldsorgen würde mich gerade meine Freiheit verlocken, von mir abzukommen. Und ich möchte so gerne dahin gelangen, etwas zu schaffen, was ich selbst bin. (...) Die Hauptsache ist: Stille für die Arbeit, und die habe ich auf die Dauer an der Seite von Otto Modersohn am meisten.“[25] Im März 1907 kehrte das Paar nach Worpswede zurück. Paula Modersohn-Becker war schwanger. Drei Wochen nach der Geburt ihrer Tochter Mathilde, am 20. November 1907, starb die Einunddreißigjährige nach dem Verlassen des Wochenbetts an einer Lungenembolie.

Der Lebensweg der im folgenden vorgestellten Künstlerin gestaltete sich gänzlich anders. Um genau sechzig Jahre überlebte **Charlotte Berend-Corinth**, nur vier Jahre nach Paula Modersohn-Becker geboren, die früh verstorbene Künstlerkollegin. Doch obwohl sie bis ins hohe

[20]Brief von Otto Modersohn vom 22.3.1906

[21]Vgl. den Brief von Otto Modersohn an Paula Modersohn-Becker vom 6. April 1906

[22]"Selbstbildnis am 6. Hochzeitstag", 1906, Privatbesitz

[23]Zit. nach: Renate Berger: Malerinnen auf dem Weg ins 20. Jahrhundert. Kunstgeschichte als Sozialgeschichte, Köln ^{2}1986, S. 277. - Voller Empörung lehnten viele das provozierende Selbstportrait als peinlich und geschmacklos ab. Nie zuvor hatte sich eine Künstlerin so dargestellt.

[24]Brief an Otto Modersohn vom 9.9.1906

[25]Brief an Clara Rilke-Westhoff vom 17.11.1906

Alter von 87 Jahren malte, ist die künstlerische Produktion der 1967 in New York verstorbenen Frau von Lovis Corinth kaum bekannt. Auf dem Ausstellungskatalog zum 100. Geburtstag der Künstlerin, einem dünnen Heft von vierzig Seiten, ist bezeichnenderweise ihre früheste Portraitzeichnung von Lovis Corinth abgebildet, die sie selbst untertitelt hat: „Der Herr Lehrer im Jahre 1902.“[26] Dies wirft ein Licht auf die Art und Weise, wie sie heute gesehen wird. Sie wird als Schülerin, als Epigonin ihres Mannes begriffen, und ihre Leistung über ihn definiert. Daß die Kunstkritik ihre Malerei hauptsächlich in starker Abhängigkeit von Corinth sieht, beruht allerdings im wesentlichen auf Charlotte Berends eigener Darstellung der Verhältnisse. Denn nach dem Tod ihres Mannes begann sie 1925 ein ausführliches Tagebuch über ihr gemeinsames Leben zu führen, das sie 1937 abschloß und 1947 publizierte.

In diesem Buch verarbeitete sie den Verlust ihres Mannes, indem sie immer wieder ihrer Trauer Ausdruck verlieh, um dabei rückblickend, Episode an Episode, das gemeinsame Leben aufzurollen. Immer wieder ging sie mit sich ins Gericht, plagten sie tiefe Zweifel und harte Selbstvorwürfe bei dem Gedanken, dem überragenden Mann nicht genügt zu haben, seiner nicht wert gewesen zu sein oder ihn vernachlässigt zu haben. Nach und nach gewann sie im retrospektiven Erzählen ihren Optimismus und ihr Selbstvertrauen zurück, bis sie sich schließlich wieder ihrer Malerei widmen konnte. „Ich will nichts anderes mehr als malen“,[27] beschloß sie Anfang der dreißiger Jahre, zog nach Italien, wo sie einen jüngeren Mann kennenlernte und bald darauf, 1937, ihr Erinnerungsbuch mit dem kurzen Kapitel „Neue Lebensgeister“ vollendete.

In verschiedenen Passagen ihres Tagebuches faßt die 1880 als Tochter wohlhabender jüdischer Kaufleute in Berlin geborene Charlotte Berend ihr Leben an der Seite des berühmten deutschen Impressionisten zusammen. Nach drei Studienjahren an der Staatlichen Kunstschule Berlin und der Unterrichtsanstalt des Kunstgewerbemuseums wechselte sie 1901 in das Privatatelier Lovis Corinths. Lehrer und Schülerin verliebten sich ineinander, 1903 heirateten sie. „Corinth hatte bei unserer Eheschließung Angst, er würde unter den Skrupeln meiner Künstler-Laufbahn mitzuleiden haben. Litt er doch schon schwer genug an sich. 'Nein, das sollst du nicht', versprach ich ihm und mir.“[28] - Also von Anfang an das Versprechen der bedingungslosen Unterordnung.

Im folgenden ein Auszug aus ihren Erinnerungen: „Wenn ich zurückdenke, wie ich es stets durchgesetzt hatte zu malen, trotz Schwangerschaft, trotz Arbeit bei den kleinen Kindern, trotz Wirtschaft, Kochen jahrelang, Modell stehen, Kranksein viel, Pflegen viel, Geldeinschränkungen in den ersten Jahren, trotz aller Kraftausgaben an Corinth und an die Kinder jederzeit, durchs ganze Leben hin. (...) Wie oft glaubte ich zu ersticken, denn ich lebte das schwere Leben zwischen zwei Generationen. Corinth 22 Jahre älter und hinter mir die Kinder, 23 Jahre jünger. (...) Nach der Krankheit von Corinth“ - 1911 erlitt der 53jährige einen Schlaganfall - „hatte ich nicht mehr viel Stütze an ihm. Doppelt empfindlich, da ich bis dahin das Kind gewesen war, das zum Geliebten, zum Erzieher emporgeblickt hatte. Ich hatte umzulernen. (...) Und ich habe (...) wieder gemalt. Ich bin trotz meines Fleißes nur sprunghaft vorangekommen, denn ich durfte (...) nur einen Teil meiner Kraft für mich brauchen.“[29] -

[26]"Portrait Lovis Corinth", 1902, Berlin Museum, Berlin

[27]Tagebuch, 18.1.1933. Diese und die im folgenden zitierten Tagebuchpassagen zit. nach: Charlotte Berend-Corinth: Mein Leben mit Lovis Corinth, München 1947

[28]Tagebuch, 23.3.1929

[29]Tagebuch, 11.2.1926

„Meine stärksten Lebensjahre gab ich Lovis, die Jahre meiner Jugend und meiner Reife. Ich beklage mich nicht, ich stelle es fest. (...) In der Welt gelte ich als eine Frau, die sich durchgesetzt hat“,[30] konstatierte sie 1929.

Durchgesetzt hat sich jedoch nicht das Bild von der Malerin Charlotte Berend, sondern das der Muse und des Modells von Lovis Corinth. Die mehr als neunzig Gemälde ihres Mannes mit ihrem Konterfei, nicht gerechnet die unzähligen Skizzen und Zeichnungen, führen auf anschauliche Weise das Verhältnis des Künstlerpaares vor Augen. Aus der selbstbewußt auf den Betrachter blickenden Geliebten, von der er mit einer erotischen Geste Besitz ergreift (1902)[31] wird im folgenden Jahr die anlehnungs- und schutzbedürftige Ehefrau, die sich scheu vom Betrachter abwendet und dem Mann den Außenkontakt überläßt.[32] Zur martialischen Pose steigert sich die männliche Aneignung der schwachen Frau im Bild „Der Sieger“ (1910).[33] „Wenn man eine Frau malt, muß man sie dekorativ auffassen, das Geistige ist nicht das Wesentliche,“[34] so Lovis Corinth.

Und er malte seine Ehefrau in unzähligen Varianten vor und nach dem Bade, beim An- und Ausziehen, auf dem Ball und im Liegestuhl (1910), als hochschwangere „Donna Gravida“ (1904, 1909) und als Mutter ihrer beiden Kinder, als „Bathseba“ (1908), „Abundantia“ (1916) und „Büßende Magdalena“ (1911), schließlich auch lesend (1911) und - nur zweimal, zu Beginn ihrer Beziehung - „Die Malerin“ (1903).

Tatsächlich hat Charlotte Berend mehr Zeit für die Bildproduktion Lovis Corinths aufgewendet als für ihre eigene Malerei und hatte trotzdem häufig ein schlechtes Gewissen, das ihr Ehemann auch noch mit mißbilligenden Bemerkungen schürte: „Ich beurteile doch deinen Charakter neben warmer Empfindung als egoistisch, und ist nicht alles, wie du es im Augenblick möchtest, gleich bist du die mißverstandene Nora und glaubst dich vollständig verraten.“[35] Die „egoistische“ Gattin hatte für sich die Prioritäten gesetzt, die ihrem Mann zugute kamen: Modellstehen bis zur Erschöpfung und bis zum Tag vor der Niederkunft, die Erfindung raffinierter Kostümierungen und Posen sowie ausgeklügelter Arrangements von Stilleben, um ihn zum Malen zu animieren, die Erledigung seiner Korrespondenz und der finanziellen Geschäfte, endlose Diskussionen und konstruktive Kritik an seinen Werken und überdies geduldige Seelsorgerin für seine unzähligen depressiven Phasen.[36] Wenn sie es dann

[30]Tagebuch, 1.12.1929

[31]"Selbstportrait mit seiner Frau und Sektglas", 1902

[32]"Selbstbildnis mit Rückenakt", 1903, Privatbesitz

[33]Vgl. Berger, 1986, S. 107-109: "Der Rückzug in den Panzer erklärt sich dadurch, daß weibliche Blöße nicht allein Begehren, sondern auch Ängste weckt." Aus diesem und vielen ähnlichen Bildern, z. B. "Ritter und nacktes Weib" (1914) "spricht die ambivalente, zwischen Drohung und 'Schutz' schwankende Beziehung des Mannes zur Frau. (...) Danach ist der Mann in hohen Graden weiblicher Schwäche bedürftig; sie ist Voraussetzung seiner triumphalen Selbstbehauptung."

[34]Tagebuch, 24.3.1934

[35]Vgl. hierzu: Tagebuch, 19.11.1925: "Und obwohl meine Liebe zu ihm so tief und durchdringend war alle die vielen Jahre hindurch, als sei mein Selbst nicht vorhanden, so kam doch der Tag, wo ich mich auf meine eigenen zwei Beine stellte und mir sagte, auch du lebst nur einmal: nimm dir Zeit für dich, auch du mußt jemand werden, mußt deiner Natur gerecht werden. Und da setzte die Selbstsucht ein, der Ehrgeiz, die vielen Dinge, die mit ihm gehen. Möglich ist ja, daß ich dadurch, daß ich mich geistig emanzipierte, auch immer mit ihm Schritt gehalten habe und er der Meinung blieb, ich sei sein einzig bester Ratgeber."

[36]Charlotte Berend ist die lebendige Illustration der Auffassung von Hans Hildebrandt: Die Frau als Künstlerin, Berlin 1928, S. 35: "Beglückt, im Schatten des Größeren sich mit der zweiten Rolle zu bescheiden, versteht sie

einmal wagte, in einer der raren Mußestunden sich ihrer Malerei zu widmen und dafür ausgerechnet eine Tube Farbe aus seinem Atelier zu holen, geriet Corinth, der dauernd ihren Malkasten plünderte, aufgrund dieser „Anmaßung“ in höchste Rage. Weder konnte er, mit seinem unbedingten Souveränitäts- und Machtanspruch, seine Frau als potentielle Konkurrentin ertragen - immerhin stellte sie seit 1906 kontinuierlich in den Sezessionsausstellungen aus - noch konnte er es aushalten, wenn sie seine Aufmerksamkeit von ihm abzog.

Als Rivalin ihres Mannes hat Charlotte Berend sich nie gesehen und ihn auch nicht als Kontrahenten eingeschätzt, im Gegenteil behauptete sie: „Wäre jemals Neid oder nur der Hauch davon in mir gewesen, so wäre es mir unbegreiflich. Nie habe ich mich in seine Kunstnähe gebracht, nie anders seine Werke empfunden als entzückendes Glück. Was haben sie mit mir zu tun? Manche Menschen meinen, ich wolle so malen wie er! Wie niedrig sie mich einschätzen.“[37] Ihre Entrüstung verrät allerdings eine gewisse Unsicherheit angesichts der Tatsache, daß ihr Werk bei der Kritik stets im Schatten des Oeuvres von Lovis Corinth verschwand. Es ist in der Tat nicht zu leugnen, daß ihr Stil bis in die sechziger Jahre, wenn auch mit Modifikationen, im wesentlichen dem Impressionismus verhaftet blieb, als dessen Hauptvertreter ihr Mann in Deutschland anerkannt war. Zu Lebzeiten Corinths schuf sie hauptsächlich Portraits und Stilleben. Als seine Krankheit ihre Kräfte absorbierte, zeichnete sie in den Nachtstunden zahllose Selbstbildnisse, um nicht aus der Übung zu kommen.[38] Sie illustrierte Märchen und hielt in Zeichnungen und Lithographien Schauspieler und Szenen aus dem Berliner Theaterleben fest. Der Landschaft wandte sie sich erst nach dem Tod Corinths 1925 zu, als habe sie zuvor die Gegenüberstellung mit seinem Haupt- und Lieblingsmotiv gescheut.

In offizieller Funktion war sie ihm ebenfalls zur Seite getreten. Nach erst dreijähriger Mitgliedschaft in der Berliner Sezession, deren Präsident Corinth war, wurde Charlotte Berend 1915 Mitglied von Vorstand und Jury der Sezession. 1927 gründete sie im Atelier ihres verstorbenen Mannes eine eigene Malschule, daneben arbeitete sie an seiner Biographie und recherchierte für das umfangreiche Werkverzeichnis, das 1958 erschien. Auf weiten Reisen sammelte sie Anregungen für ihre Malerei. Schließlich siedelte sie 1932 nach Alassio in Italien um. 1939 emigrierte die jüdische Künstlerin in die USA; in Santa Barbara in Kalifornien eröffnete sie 1943 eine Malschule. Seit 1945 lebte sie in New York, wo sie, inzwischen 65 Jahre alt, als eigenständige, anerkannte Künstlerin unbeschwerter als in Deutschland malen konnte, weil sie nicht im Schatten ihres Mannes stand, der in den USA weitgehend unbekannt war. In Deutschland wiederum ist die Rezeption ihres Schaffens aufgrund ihrer Übersiedlung stark eingeschränkt.

Charlotte Berend gelang ihre persönliche und künstlerische Emanzipation erst nach dem Tod ihres Mannes in einem mühsamen Ablösungs- und Selbstfindungsprozeß. Ihr Schwanken zwischen Selbstbehauptung und Unterordnung, zwischen Zufriedenheit mit ihrer Rolle als Gattin des berühmten Künstlers und Frustration über den erzwungenen Verzicht auf die eigene Selbstverwirklichung als Malerin, prägt die persönlichen Aufzeichnungen. Ihre ambivalente Haltung zwischen Idealisierung ihres Mannes und verdeckten Vorwürfen spiegelt sich auch in dem kritisch kommentierenden Resümee ihrer Beziehung. Es lautet: „In seiner

---

es, seinem Gestaltungsdrange herbeizuschaffen, was er ersehnt, zahllose Hemmnisse wegzuräumen. Sie lernt mit seinen Augen sehen, weckt in sich Vorstellungen seiner Einbildungskraft."

[37]Tagebuch, 23.4.1926

[38]Später verbrannte sie sämtliche Zeichnungen, da sie ihr nicht mehr gefielen; vgl. Tagebuch

Biographie hat Lovis von seiner Liebe zu mir nichts geschrieben, nur den Satz, daß die Menschen es mir zu danken hätten, wenn er in seinen späten Jahren noch ungehindert schaffen konnte."[39] - „Manche Frauen sind immer beleidigt, daß ihr Mann, bedeutender, interessanter und ganz im Vordergrund stehend, sie nicht zur Geltung kommen läßt. (...) Ich fragte mich: Lieben sie eigentlich ihren Mann? Aber wenn ja, mit welcher Art von Liebe denn? Ist die Eigenliebe nicht größer? Diesen Frauen fehlt der Genuß an dem Wert, den ein bedeutender Mann hat. (...) Ich behaupte sogar, daß große Leistungen von einem Mann nur ausgeführt werden, wenn eine Frau neben ihm steht, ohne sich vordrängen zu wollen, nicht einen Schritt - eher noch hinter ihm mag sie verbleiben. Er aber weiß, daß er, wann immer er den Kopf zur Seite oder ein wenig rückwärts wendet, er in die Augen der Frau sieht." Eine Radierung Corinths aus dem Jahr 1904 illustriert exakt diese Konstellation, die für den Mann so wertvoll ist, wie Charlotte Berend fortfährt: „Selbst wenn der Mann es selten ausspricht, so ist es dennoch so, daß jedesmal sein Dank und seine Liebe zu ihr sich erhöht - und seine Leistungskraft."

Doch direkt anschließend ihr provokantes Fazit: „Ich behaupte ferner, daß auch eine Frau mehr Leistungen von Wert hervorbringen würde, wenn ein Mann so neben ihr stünde, aber - er möge mir verzeihen - dafür ist der Mann noch nicht reif! Tatsächlich, es gibt keine Frauenemanzipation - es gibt nur eine Entwicklung beim Manne, auf die zu hoffen wäre."[40] - Soweit Charlotte Berend-Corinth 1927.

Und auch einer weiteren Künstlerin dieser Zeit ging es wesentlich um die Entwicklung des Mannes, genauer eines von ihr speziell auserkorenen Mannes „zu ihrem künstlerischen Geschöpf".[41] Dies hatte sich **Marianne Werefkin** in Bezug auf den von ihr protegierten Lebensgefährten Alexej Jawlensky zum Ziel gesetzt, wie sie verkündete: „Wenn er (...) ein durch mich der Welt vorgestellter Künstler wird, dann habe ich meinen Daseinszweck erfüllt, dann ist mein Leben nicht umsonst gewesen," so die Künstlerin im Jahr 1904.[42] Nach außen stellt sich heute ihre Mission als erfolgreich dar - Jawlensky ist heute sehr populär, doch sie selbst erklärte resigniert ihre Bemühungen für mehr oder weniger gescheitert. Ins Bewußtsein rückte Marianne Werefkin erst gegen Ende der achtziger Jahre mit einer größeren Ausstellung im Kunstverein Hannover. Die Werefkin-Forschung ist relativ jung und gewissermaßen als „Abfallprodukt" aus der Jawlensky-Forschung hervorgegangen.

Als älteste Tochter einer Malerin und eines vermögenden, hohen Offiziers aus russischem Uradel wurde Marianne Werefkin 1860 in Tula geboren. Selbstverständlich wurde ihr als Kind einer russischen Intelligenzija-Familie eine hervorragende Ausbildung zuteil. Bereits als junges Mädchen erhielt sie Mal- und Zeichenunterricht bei Privatlehrern und ein eigenes Atelierhaus. Als ihr Vater 1886 als Kommandeur der Peter-Pauls-Festung nach Petersburg berufen wurde, richtete er ihr in der Festung ein Atelier ein und vermittelte ihr Privatunterricht bei dem befreundeten Maler Ilja Repin, dem bedeutendsten Vertreter des russischen Realismus. Repin verehrte die begabte Schülerin sehr, deren realistisch-brauntonige

[39]Tagebuch, 13.2.1927

[40]Tagebuch, 22.4.1927. Vgl. hierzu: Corinths "Doppelportrait mit seiner Frau" (1904), in dem er sie als inspirierende Muse im Hintergrund darstellt, die über dem Haupt des Genies den Siegeslorbeer schwenkt, wirkt wie eine Illustration dieser Tagebuchpassage.

[41]Marianne Werefkin, zit. nach: Bernd Fäthke: Marianne Werefkin und ihr Einfluß auf den Blauen Reiter, in: Ausstellungskatalog: Marianne Werefkin. Gemälde und Skizzen, Wiesbaden 1980, S. 14

[42]"Lettres à un inconnu", 1904; zit. nach: Berger, 1986, S. 315, Anm. 440

Atelierbilder auf Ausstellungen Erfolge feierten und ihr die Bezeichnung russischer „Velazquez“ oder „Zurbaran“ einbrachten. Unglücklicherweise zerschoß sich die talentierte Künstlerin bei einem Jagdunfall 1888 die rechte Hand, doch mit unglaublicher Disziplin und Ehrgeiz gelang es ihr, die verkrüppelten Finger zu trainieren, bis sie wieder mit Pinsel und Zeichenfeder hantieren konnte.

Im Jahr 1891 besuchte Repin seine Schülerin zusammen mit einem seiner Studenten an der Petersburger Akademie, dem jungen Hauptmann Alexej Jawlensky (1864-1941). „Diese Bekanntschaft,“ erinnerte sich Jawlensky, „sollte mein Leben ändern. Ich wurde der Freund von ihr, dieser klugen, genial begabten Frau. Wir arbeiteten zusammen in ihrem Atelier in der Peter-Pauls-Festung.“[43] Indes war die erfolgreiche Malerin der akademisch-realistischen Malweise überdrüssig, die sie selbst so virtuos beherrschte. Ihr eigentliches ästhetisches Ziel war die Überwindung der oberflächlichen Abschilderung der materiellen Welt. Aber, anstatt den schöpferischen Schritt aus der „Welt der Tatsachen“ in die „imaginäre Welt“ selbst zu wagen,[44] nahm sich die Einunddreißigjährige des vier Jahre jüngeren Jawlensky an, in dem sie geniale künstlerische Fähigkeiten entdeckt zu haben glaubte. Sie widmete sich hingebungsvoll seiner Förderung, wie die Auflistung ihrer Bemühungen belegt: „Ich befreite ihn vom Dienst, gab ihm ein Atelier und die Möglichkeit, ohne Sorge zu arbeiten, pflegte seine Gesundheit, machte ihn frei von der Routine der Akademie, umgab ihn mit Glorienschein, schaffte ihn ins Ausland, formte seinen Geschmack, gab ihm Wissen, lehrte ihn die Kunst zu lieben, großzügig und sorglos Farben, Leinwand und Modelle zu verwenden. In sein Leben brachte ich eine ganze Familie von Freunden, ich habe ihn geschliffen, gab ihm Komfort, gab getreulich unermüdlich Verständnis.“[45]

Ihr Protegé profitierte von ihren menschlichen und materiellen Investitionen in seine Person, die Gründe konnte er allerdings nicht nachvollziehen, wie seine Gönnerin nach drei Jahren konstatierte: „In Jawlensky fand ich Widerhall, (...) aber er verstand mich nicht. Drei Jahre lang habe ich Schritt für Schritt mit ihm getan, (...) ihm seine Talente, das Mysterium der Kunst gezeigt; mich selbst verbergend hinter weiblicher Schwäche. (...)“ (1895) - „Ich liebe und verehre in ihm den Künstler. Er ist ganz und gar in seine Kunst verliebt.“ - „Als Frau, verlangend nach demjenigen, der ihrer inneren Welt Ausdruck geben sollte, traf ich Jawlensky und beschäftigte mich mit ihm. (...) Ich suchte die andere Hälfte meiner selbst. In Jawlensky meinte ich sie zu erschaffen, zu erziehen. Ich stieß auf Begrenzung, und heute sinken mir die Hände. (...) Ich bin Frau, bar jeder Schöpfung. Ich kann alles verstehen und kann nichts schaffen“ (1895).[46] Doch ihre deprimierte Erkenntnis, als weibliches Wesen ihrer inneren Kreativität nicht sichtbaren Ausdruck geben zu können, zwang sie, die „andere Hälfte ihrer selbst“, also den männlichen Künstler in ihrer Obhut, nicht aufzugeben. Selbst die unabhängige, hochgebildete und fortschrittlich denkende Werefkina konnte sich nicht von der alten biologistischen Vorstellung der Verschmelzung des Männlichen mit dem Schöpferischen

[43]Jawlensky in seinen "Lebenserinnerungen", zit. nach: Ausstellungskatalog: Alexej Jawlensky. Zeichnung, Graphik, Dokumente, hrsg. von Bernd Fäthke, Wiesbaden 1983/84, S. 7

[44]Marianne Werefkin, "Lettres à un inconnu", 1902: "Alles langweilt mich in der Welt der Tatsachen." - "Ich brauche eine imaginäre Welt, eine freie Schöpfung, die ich mir zu meiner Genugtuung ausdenken kann. Die Wirklichkeit ängstigt mich." Zit. nach: Fäthke, 1980, S. 39

[45]Marianne Werefkin 1901, Archiv Alexander Werefkin; zit. nach: Fäthke, 1983/84, S. 7; Bernd Fäthke: Die Wiedergeburt der "'Blauen Reiter'-Reiterin" in Berlin. Von der Diskriminierung der Frau in der Kunst am Beispiel Marianne Werefkin, in: Ausstellungskatalog: Profession ohne Tradition, Berlin 1992, S. 237-248, ebd. S. 239

[46]Archiv Alexander von Werefkin u.a. Quellen; zit. nach: Fäthke, 1980, S. 9; Fäthke, 1992, S. 238

lösen. Sich darüber hinwegzusetzen bedeutete Anmaßung, wenn nicht sogar Aggression. Ein Akt der Kompensation, eine Ersatzhandlung in Form des Ausweichens auf die weibliche Alternative war naheliegend: die geistig-symbolische Mutterschaft, die „Geburt“ und Pflege eines Künstlers.[47]

Nach dem Tod ihres Vaters, der ihr seine zaristische Pension vermacht hatte, zog sie 1896 mit Jawlensky nach München, der dort seine künstlerische Ausbildung fortsetzte. Die Sommer verbrachten sie in den Voralpen, in Oberstorf oder Murnau, wo sie das Künstlerpaar Gabriele Münter und Wassilij Kandinsky kennenlernten. Ein intensiver Austausch begann, der schließlich 1897 zur Gründung einer avantgardistischen Künstlergemeinschaft, der „Brüder von Sankt Lukas“ führte, aus deren Geist 1909 die „Neue Künstlervereinigung München“ hervorging. Die Gruppe gründete und traf sich im Salon der Werefkina, die mit ihrer sprühenden Intelligenz und vibrierenden Lebhaftigkeit die Menschen um sich herum magnetisch anzog.
Als Mittelpunkt eines von ihr geführten Salons entsprach Marianne Werefkin der traditionellen Rolle der einfühlsam-intellektuellen Frau als geistiger Vermittlerin. Als Vermittlerin verstand sie auch ihre Rolle im Zusammenhang mit Jawlensky. „Wenn das Genie und sein Publikum in Disharmonie sind, so gibt es Stillstand im Gang der universellen Kultur. - Es muß also ein Publikum gebildet werden. Dies ist die Rolle der Frau. Sie ist da, (...) um das Genie der Masse zu erläutern.“[48] Es ist erstaunlich, daß selbst diese von revolutionärem Geist geprägte Frau von der Prämisse ausging, daß das Genie niemals weiblich sein könne. Dies mag auch einer der Gründe dafür gewesen sein, daß sie seit der Übersiedlung nach München keinen Pinsel mehr angerührt hatte, um uneingeschränkt der Kunst Jawlenskys dienen zu können. Sie reflektierte immer wieder über diese Selbstbeschränkung: „Wozu führt es, wenn ich arbeite, selbst wenn ich gut arbeite? Zu einigen Werken, die vielleicht nicht schlecht sind. Nein, dazu liebe ich meine Kunst zu sehr. Wenn ich selbst nicht arbeite und mich nur ganz dem widme, an was ich glaube, wird das wahre und einzige Werk entstehen, der Ausdruck des künstlerischen Glaubens, und das wird für die Kunst eine große Eroberung sein. Dafür ist es wert, gelebt zu haben.“[49] Sie verwandelte, transzendierte ihr eigenes künstlerisches Schaffen, um es in einem anderen, einem männlichen Künstler wiedererstehen zu lassen. Marianne Werefkin verstand ihren Verzicht auf die eigene Malerei lediglich als eine Abstinenz vom Handwerk, nicht von der Kunst, die sie weiterhin als geistiges Potential erzeugen konnte.[50]

Daher wollte sie ihre Idee von der Kunst nicht selbst realisieren, sondern durch den Mann. Und sie begründete dies so: „Ich liebte Jawlenskys Kunst und wollte ihr helfen.“[51] Hier wird es ganz deutlich: Nicht den Menschen Jawlensky liebte sie, sondern seine Kunst. Sie erschaffte sich ihn als Kunstwesen, um verwirklichen zu können, was sie aufgrund ihres Geschlechtes nicht zu können glaubte. Der Mann wurde zum Medium ihres schöpferischen Impulses, zum ausführenden Instrument. Indem sie ihr Kunstwollen auf ihn projizierte, reflektierten seine Werke, gewissermaßen auf Umwegen, ihre schöpferische Leistung. Ihr Aufgehen in seinem Schaffen ließ die Mentorin an seinem, dem männlichen Genie teilhaben, das sie ihm allerdings zuvor übertragen hatte - ein prekärer circulus vitiosus.

---

[47]Vgl.: Berger, 1986, S. 258-260

[48]Marianne Werefkin, Archiv Alexander Werefkin; zit. nach: Fäthke, 1980, S. 17; Fäthke, 1983/84, S. 7

[49]"Lettres à un inconnu"; zit. nach: Berger, 1986, S. 249

[50]Marianne Werefkin: "Je suis insatiable dans la vie abstraite." - "J' aime les choses qui ne sont pas." Zit. nach: Fäthke, 1980, S. 9

[51]Brief an Herrn Schädl, undatiert; zit. nach: Fäthke, 1983/84, S. 7

Die komplexe Symbiose zwischen Schöpferin und Geschöpf konnte auf Dauer jedoch nur eine unzureichende, unbefriedigende Kompensation bieten und läßt sich als eine spezielle Art der Kapitulation, der Auseinandersetzung mit der Angst vor dem eigenen Versagen interpretieren. In seltsamer Ambivalenz changierte Marianne Werefkins Verhalten zwischen Selbstaufgabe und Selbststilisierung. Dieser aufreibende Dualismus stürzte sie in dem Moment in eine tiefgreifende Identitätskrise, als sie verzweifelt erkennen mußte, daß ihr Geschöpf sich ihrem Willen nicht vollkommen anpaßte. „Ich gab ihm künstlerische Erziehung. (...) Jeder gibt was er kann. Er nahm, was er konnte.“[52] - „Der Glaube an mich selbst fehlte. Ich wollte, dachte mit fremden Händen zu schaffen, aber jetzt - (...). Zehn Jahre kann man nicht zurückrufen, die Kräfte sind nicht mehr dieselben. (...) Ist es möglich, daß in mir ein echter Künstler war, und ich an ihm vorbeischaute? Solch eine Kraft in der Seele und solch eine Kraftlosigkeit in den Händen.“[53] - „Ich habe mir selbst nicht vertraut, und deshalb ist mein Leben zum Teufel gegangen.“[54]

Ihre Resignation brach zu einem Zeitpunkt auf, als die ohnehin nicht unproblematische Beziehung in eine tiefgreifende Krise geriet. Da das Verhältnis der beiden Künstler rein platonisch war,[55] lebte man in einer ménage à trois, d. h. Jawlensky hatte ein von der Werefkina geduldetes Verhältnis mit ihrem Dienstmädchen Helene Nesnakomoff. Die Situation verkomplizierte sich, als diese 1901 ein Kind von ihm erwartete. Zwar nahm Marianne Werefkin den 1902 geborenen Sohn Andreas großzügig in die Ehe zu dritt auf, doch es kam ihr zu Bewußtsein, daß sie Jawlensky nicht zu ihrem Werkzeug machen konnte und wieder zu sich selbst finden mußte.

1901 begann sie einen neuen Abschnitt ihrer Tagebücher mit dem Titel „Lettres à un inconnu“ - „Briefe an einen Unbekannten“, in denen sie in Briefform Zwiesprache mit sich selbst, mit einem fiktiven Alter Ego hielt. Der „Unbekannte“ war nach eigener Aussage ihr höheres Ich, das sie antrieb, ihr Genius. In einer Kombination aus Tagebuch, privater Kunstphilosophie und visionären dichterischen Passagen dokumentiert sich ihr Prozeß der Selbsterkenntnis. „Ich schaffe mir ganz bewußt Illusionen und Träume. Darin bin ich Künstler. (...) Ich bin mehr Mann als Frau. Allein das Bedürfnis zu gefallen und das Mitleid machen mich zur Frau. Ich bin nicht Mann, ich bin nicht Frau, ich bin Ich.“[56] Im Jahr 1905 schloß sie das letzte Buch der „Lettres“ mit den Sätzen: „Ich habe mein ganzes Herz Jawlensky zur Verfügung gestellt, der im Grunde der Alleinige und wirklich Einzige meines Lebens ist.“[57]

Im gleichen Jahr begann die 45jährige wieder intensiv zu malen. Ausschlaggebend für diese Entscheidung war sicher nicht zuletzt eine ausgedehnte Reise nach Frankreich, die ihr die Malerei der Fauves und der Nabis vor Augen führte. Angeregt von deren ausdrucksstarken, subjektiven Umgang mit der Farbe, schuf sie Gemälde in leuchtenden, vitalen Farbklängen.[58] Sie verarbeitete Einflüsse von Munch und Gauguin, der Nabis und der Fauves. Werefkins

[52]Marianne Werefkin, Archiv Alexander Werefkin; zit. nach: Fäthke, 1980, S. 19

[53]"Lettres à un inconnu", 1901; zit. nach: Fäthke 1980, S. 19

[54]"Lettres à un inconnu", 1901-1905; zit. nach: Berger, 1986, S. 247

[55]Marianne Werefkin: "Keiner von uns dachte je an physische Liebe." "Lettres à un inconnu", 1904

[56]"Lettres à un inconnu", 3. und letztes Buch, 1905

[57]"Lettres à un inconnu", 3. und letztes Buch, 1905; zit. nach: Fäthke, 1980, S. 20

[58]Marianne Werefkin: "... in ein paar Monaten hatte ich den Weg gefunden, den ich jetzt gehe." Zit. nach: Fäthke, 1980, S. 10

extravaganter Einsatz der Farbe, die Verwendung disharmonischer Kontraste bestimmt auch ihr magisch anmutendes „Selbstbildnis I“, um 1910[59]. „Wenn sie Augen und Mund, das Visuelle und Verbale, durch einheitliche rote Farbgebung betont, kann dies wohl als Hinweis auf ihre Eigenschaft als Seherin und Verkünderin aufgefaßt werden.“[60] Der aggressive, von Intensität und Unruhe geprägte Charakter ihrer Selbstdarstellung kommt besonders im Vergleich mit dem etwa gleichzeitig entstandenen „Bildnis Marianne Werefkins“ (1909)[61] der befreundeten Gabriele Münter zum Ausdruck. Münter gelingt es, in dem aus harmonischen Farbtönen komponierten Portrait, „über den körperlichen Ausdruck des Zu- und Abgewandtseins etwas von der geistigen Konstitution ihres Gegenübers nahezubringen.“[62]

1910 lernte Marianne Werefkin Franz Marc kennen, im folgenden Jahr gehörte sie zu den Gründern der „Blaue Reiter“-Gruppe. Ihre Bilder waren auf wichtigen Ausstellungen vertreten (Sonderbundausstellung Köln 1912, „Deutscher Herbstsalon“ Berlin 1913). Bei Kriegsausbruch flohen Marianne Werefkin und Alexej Jawlensky in die Schweiz, wo sie sich 1918 in Ascona niederließen. Inzwischen hatte Marianne Werefkin, die bei der überstürzten Flucht nur ihre Skizzenbücher mitnehmen konnte, nach der Oktoberrevolution ihre zaristische Rente verloren und besaß danach weder Geld noch Bilder, von deren Verkauf sie leben konnte.

Im Winter 1920/21 trennte sich Jawlensky, der inzwischen die Mutter seines Kindes geheiratet hatte, von ihr und zog mit seiner Familie nach Wiesbaden, wo er 1941 starb.[63] Marianne Werefkin blieb in Ascona, wo sie ein reiches Spätwerk schuf, zahlreiche Ausstellungen mit ihren Werken beschickte, Reisen unternahm, 1924 die Künstlergruppe „Der große Bär“ gründete und, als „Nonna“ von der ansässigen Bevölkerung sehr verehrt, im Februar 1938 starb. Jawlensky reagierte sehr bestürzt auf die Todesnachricht. Nach seiner Trennung hatte er wiederholt eine Aussprache gesucht und 1935 einen Freund um Vermittlung gebeten. Dieser überbrachte ihm eine entlastende Antwort Marianne Werefkins: „Ich denke ohne Bitterkeit an Jawlensky. Ich habe überwunden und möchte nichts wieder aufleben lassen. Jawlensky ist für mich ein Fremder geworden.“[64]

„Man machte die Werefkin zum Phantom der modernen Kunstgeschichte, verschwieg oder mystifizierte sie.“[65] Zum Mythos wurde sie, weil sie zwar Künstlerin, doch ihr Werk kaum bekannt war; weil sie dem Künstler weder als Muse noch als Modell gedient und ihn dennoch unterstützt hat. Ihre Rolle läßt sich nicht so eindeutig definieren, wie im Fall Paula Modersohn-Becker oder Charlotte Berend-Corinth. Und dennoch lassen sich Parallelen entdecken: Alle drei Künstlerinnen versuchten, durch autobiographische Texte, d. h. in ihren umfangreichen Tagebüchern, Aufschluß über sich selbst und ihre Entwicklung und zu sich selbst zu finden.

---

[59]Tempera auf Papier, 51 x 34 cm, Städtische Galerie im Lenbachhaus München

[60]Berger, 1986, S. 255f

[61]Städtische Galerie im Lenbachhaus München

[62]Berger, 1986, S. 256

[63]"Ich bin mit ihr auseinander wegen Lebensnot, aber ich als Künstler bin ihr sehr verpflichtet." Jawlensky in einem Brief an Emmy Scheyer 1923

[64]Brief von Karl Im Obersteg 1935, in: Hugo Wagner: Die Sammlung Im Obersteg, Ausstellungskatalog Bern 1975, o. S.; zit. nach: Fäthke, 1992, S. 244.

[65]Fäthke, 1980, S. 19

Marianne Werefkin gelang die Emanzipation von der totalen Selbstaufgabe für Jawlensky nach zehn Jahren; Charlotte Berend emanzipierte sich von ihrem Mann erst nach dessen Tod; Paula Modersohn-Becker versuchte aus der noch jungen Ehe den Schritt in die Unabhängigkeit, doch darin scheiterte sie und kehrte zurück zu ihrem Mann. Dennoch gilt sie als weibliches Paradebeispiel für das kompromißlose und radikale Durchsetzen eines künstlerischen Anspruchs. Dagegen bietet Charlotte Berend-Corinth das konventionelle Bild der weiblichen Einschränkung zugunsten der Bedürfnisse des anspruchsvollen Künstlergatten. Paula Modersohn-Becker entschied sich zunächst für die Kunst und gegen die Familie, ihr Lebenskonzept zerbrach an den materiellen Umständen und an seiner Unvollständigkeit: ohne Kind fühlte sie sich nicht vollkommen. Ihr Scheitern war vorprogrammiert. Sie hatte die Versorgungsinstitution verlassen und somit versucht, ein altes, noch um die Jahrhundertwende gültiges Wissenschaftsdogma zu unterlaufen: „In dem Gegensatz von Mann und Weib ist die Ungleichartigkeit der menschlichen Berufe und damit auch die sociale Ungleichheit und Abhängigkeit als ein Naturgesetz aufgestellt," so der Kulturhistoriker Wilhelm Heinrich von Riehl 1889.[66] Gesellschaftliches Ansehen konnte einer Frau, auch einer Künstlerin, nur in Bezug auf ihren Ehegatten, in der Unterordnung unter ihren Mann zuteil werden.[67]

Ganz besonders betrafen diese vorurteilsgespickten Denkmuster die Künstlerinnen, die mit einem Künstler verheiratet bzw. liiert waren. Sie mußten sich unmittelbar neben einer ebenfalls kreativen Persönlichkeit behaupten, sich bewußt gegen den Lebensgefährten abgrenzen und versuchen, sich nicht von ihm vereinnahmen zu lassen. Paula Modersohn-Becker und Charlotte Berend-Corinth fügten bei der Eheschließung ihren Nachnamen dem des Mannes an, damit ihre frühere eigenständige Identität wenigstens äußerlich nicht vollständig „verschwand". Charlotte Berend-Corinth stellte nur unter dem Nachnamen Berend aus, um nicht automatisch mit ihrem Mann in Verbindung gebracht zu werden, was ihr auch gelang.[68]

In einer Lebensgemeinschaft, in der beide Partner der gleichen Berufung folgten, waren sie potentielle Konkurrenten. Umso eher war der Mann geneigt, die Frau in die traditionelle Rolle abzudrängen. Daher war es für eine verheiratete Künstlerin doppelt schwer und in vielen Fällen unmöglich, sich nicht die Übernahme der geschlechtsspezifischen Aufgaben und damit die Doppelbelastung aufhalsen zu lassen, wodurch zwangsläufig die künstlerische Arbeit leiden mußte, wie die Klagen Charlotte Berends belegen. Versuchte die Frau sich dennoch durchzusetzen, wie Paula Modersohn-Becker, so bedeutete dies einen langwierigen, mit Widerständen behafteten und oft schmerzlichen Ablösungsprozeß von bürgerlichen Normen, begleitet von gesellschaftlicher Ablehnung und Verachtung. Paula Modersohn-Becker geriet in das gesellschaftliche Abseits, weil sie sich nicht anpaßte, Charlotte Berend-Corinth stand - durch ihren Mann - im gesellschaftlichen Mittelpunkt, weil sie sich anpaßte.

---

[66]Wilhelm Heinrich von Riehl: Die Familie, Stuttgart 1889, S. 5. - Riehl war seit 1885 Direktor des Bayerischen Nationalmuseums.

[67]Vgl.: Karl Schefflers populären Essay "Die Frau und die Kunst", 1908: Der "weiblichen Natur" sei es anheim gegeben, in "passiver Ganzheit" zu verharren.

[68]Vgl. anläßlich der 22. Ausstellung der Berliner Sezession 1911 Karl Scheffler: Berliner Sezession, in: Kunst und Künstler, Jg. 9, 1911, S. 486: "Es ist die Frau von Corinth, die sich hinter diesem Pseudonym Charlotte Berend verbirgt. Das zu erwähnen, ist wichtig, weil zum Lob dieser Arbeit gesagt werden muß, daß sie vom Einfluß Lovis Corinths viel mehr frei geblieben ist, als man es für möglich halten sollte. (...) Dieses Malerbildnis ist das Beste, was man von Charlotte Berend kennt, es erhebt sich über manche Männerarbeit der Sezession." - Außerdem hatte Charlotte Berend mit ihrem Mann vereinbart, daß er sich bei Juryentscheidungen über ihre Arbeit der Stimme enthalten sollte, obwohl ihr dadurch Nachteile erwuchsen. Sie nutzte die potentiellen Vorteile nicht, um nicht als Protegé ihres Mannes zu gelten. Vgl. Tagebuch, 8.10.1932

Der praktizierenden Künstlerin war die gesellschaftliche Akzeptanz versagt, ihr wurde Versagen entweder in der Künstler- oder in der Frauenrolle vorgehalten. Dies schürte ihre chronische Unzufriedenheit mit sich selbst, die sich zu gravierenden Selbstvorwürfen steigern und bis zum Selbsthaß eskalieren konnte. Im schlimmsten Fall endete es, wie bei Alice Trübner, der Frau Wilhelm Trübners, mit Selbstmord. Doch die meisten Künstlerinnen verschwanden einfach hinter ihrem Mann, wie z.B. Gela Forster hinter Alexander Archipenko oder Minna Tube hinter Max Beckmann. Sonia Delaunay wandte sich lukrativen kunstgewerblichen Aufträgen zu, um für Robert Delaunay die materielle Basis für die Ausübung der freien Kunst zu schaffen.[69]

Und - zu guter Letzt - der Blickwinkel des Mannes? Als gleichwertige, ebenbürtige Partnerin hat nur Otto Modersohn seine Frau geschätzt, sowohl als Kollegin wie als Konkurrentin. Für den Künstler Lovis Corinth fungierte die Künstlerin Charlotte Berend, nach dem überlieferten hierarchischen Prinzip, als Modell und Muse. Alexej Jawlensky konnte die Intention hinter der Selbstaufgabe der Werefkina nicht begreifen. Die Konstellation Werefkin - Jawlensky, in der sich die Ältere und Überlegene als Mäzenin und Mentorin den ihr gemäßen Künstler schuf und sich dabei paradoxerweise eine Zeitlang selbst aufgab, ist mit keinem anderen Beziehungsmuster zu vergleichen.

Der Vollständigkeit halber soll am Ende eine für uns heute, wie immer als Außenstehende nur an der unterschiedlichen Popularität zu messende, Umkehrung des normalen Künstlerpartnerschaftsmodells nicht verschwiegen werden. Hierzu läßt sich das Postskriptum eines Briefes von Oskar Schlemmer an Julius Bissier aus dem Jahr 1942 zitieren: „Emil Rudolf Weiß tot. Kanntest Du ihn? (...) Einer aus der Generation von uns. Mann der Renée Sintenis.“[70]

[69]Zu den Paaren vgl.: Berger, 1986, S. 236, S. 239; Renate Berger (Hrsg.): "Und ich sehe nichts, nichts als die Malerei." Autobiographische Texte von Künstlerinnen des 18. - 20. Jahrhunderts, Frankfurt a. M. 1987, S. 15-25; Ausstellungskatalog: Profession ohne Tradition, 1992, S. 146

[70]Postskriptum eines Briefes von Oskar Schlemmer an Julius Bissier vom 19.11.1942; zit. nach: Barbara Stark: Emil Rudolf Weiß 1875-1942, Lahr 1994, S. 3. - Die Bildhauerin Sintenis hatte 1917 ihren Lehrer an der Kunstgewerbeschule Berlin, den Kunstgewerbler (Buch- und Schriftgestaltung) Weiß geheiratet.

Claudia Weber

Frauenförderung auf japanisch

Manuskript des Vortrages, den Claudia Weber am 6. November 1995 an der FernUniversität - Gesamthochschule in Hagen gehalten hat. Die Verantwortung für den Inhalt liegt allein bei der Autorin.

© FernUniversität - Gesamthochschule in Hagen 1997

Inhaltsübersicht:

I	Frauenförderung vs. Frauenmobilisierung	3
II	Übereinstimmungen und Unterschiede der Frauenerwerbsarbeit in Japan und Deutschland	4
III	Entwicklungsetappen der Frauenerwerbsarbeit in Japan	5
IV	Das Chancengleichheitsgesetz von 1986	8
V	Die Seifenblasen-Wirtschaft	10
VI	Arbeitsorganisation und Geschlechterverhältnis (1): Traditionen	11
VII	Arbeitsorganisation und Geschlechterverhältnis (2): Innovationen	12
VIII	Deregulierung vs. Beruflichkeit	15
Literaturverzeichnis		18

I Frauenförderung vs. Frauenmobilisierung

Gibt es in Japan Frauenförderung? Darauf ist keine einfache Antwort möglich. Für den Begriff gibt es (wie für andere 'westliche' Wortschöpfungen) meines Wissens im Japanischen keine wortwörtliche Entsprechung, sein Sinngehalt ließe sich gegebenenfalls mit einem Kunstwort wiedergeben (unter Rekurs auf 'fördern'= zôshin saseru; Okutsu 1982, S.1617). Populärer sind jedoch in diesem Kontext autochthone Wortkreationen mit anderen Untertönen. In der japanischen Managerliteratur, speziell in populärwissenschaftlichen Ratgebern zur Optimierung des Personaleinsatzes, kann man auf ein ziemlich martialisches Vokabular stoßen, in dem zum Beispiel zur 'Kriegsmacht-Steigerung weiblicher Belegschaften' (joshi shain no senryoku-ka; Inoue 1992, S.36) aufgerufen wird. Auf meine Bitte um eine ebenso knappe wie treffende Übersetzung dieser nicht mehr seltenen Wortprägung schlug der Berliner Japanologe Detlef Foljanty 'Frauenmobilisierung' vor: 'Frauen-Mobilmachung' würde m.E. den militaristischen Unterton noch besser treffen (der als Marotte des japanischen Wirtschaftslebens allerdings

Wie häufig bei interkulturellen Vergleichen erhellen sich fremde und vertraute Wortschöpfungen wechselseitig. Dadurch fällt ein Licht auf scheinbar vertraute Verhältnisse, und es werden Bedeutungsnuancen sichtbar, die gewöhnlich verdeckt bleiben. Vergleicht man die japanische Frauenmobilmachung mit der deutschen Frauenförderung, dann stellen sich quasiautomatisch unterschiedliche Assoziationen ein: Im japanischen Fall denkt man unweigerlich an ein Amazonenheer im 'Wirtschaftskrieg' und im deutschen Fall an 'Vater Staat' als Garanten (und Appellationsinstanz) von Chancengleichheit.

So aufschlußreich der Vergleich von Schlagworten auch sein mag, so unbefriedigend wäre es, auf der Ebene der Diskurse, der bloßen Rhetorik zu bleiben, anstatt in die Niederungen der Frauenerwerbsarbeit hinabzusteigen, die in den abgehobenen, öffentlichen Diskussionen nur bruchstückhaft verzerrt zur Sprache kommt. Die Vor- und Nachteile der jeweiligen Reform-ansätze lassen sich nur auf dem Hintergrund der länderspezifischen Traditionen beurteilen. Im folgenden sollen Grundstrukturen und Entwicklungsetappen der Frauenarbeit in Japan im Überblick dargestellt werden (Weber 1994a). Dies geschieht in der Absicht, die Vorgeschichte des 1986 inkraftgetretenen japanischen Gesetzes zur 'chancengleichen Beschäftigung von Männern und Frauen' (danjo koyô kikai kintôhô) ein wenig transparenter zu machen.

II Übereinstimmungen und Unterschiede der Frauenerwerbsarbeit in Japan und Deutschland

Zum besseren Verständnis seien einige grundlegende Informationen zur Frauenerwerbsarbeit in Japan und Deutschland in vergleichender Perspektive vorausgeschickt. Kann man Frauenerwerbsarbeit in Japan und Deutschland überhaupt vergleichen ? Oberflächlich betrachtet gibt es viele Übereinstimmungen (Weber 1992, 1994b, 1994c, 1995):

- An erster Stelle zu nennen ist die annähernd gleich hohe Frauenquote (40% Frauenanteil an den Erwerbspersonen, 1990) und Frauenerwerbsquote: Ca. die Hälfte der erwerbsfähigen Frauen ist in Japan (50 %, 1991) und Deutschland (57%, 1991) erwerbstätig. Das gilt in beiden Ländern auch für verheiratete Frauen.
- Vergleicht man die Erwerbsverläufe japanischer und deutscher Frauen über einen längeren Zeitraum, dann zeigt sich, daß a) die Erwerbsbeteiligung in den Altersgruppen ab Mitte Zwanzig in beiden Ländern deutlich zunimmt und b) der Rückzug in der 'kritischen' Phase des Familienaufbaus (Ende Zwanzig bis Mitte Dreißig) etwas abnimmt. Das läßt auf eine übereinstimmende Tendenz zur besseren Vereinbarkeit von langfristiger Erwerbsarbeit und Familie schließen. Auf seiten japanischer und deutscher Frauen gibt es offensichtlich ein zunehmendes Interesse an langfristiger Erwerbsarbeit, das sich in übereinstimmenden demographischen Trends (höheres Heiratsalter, spätere Familiengründung, niedrigere Geburtenrate) widerspiegelt. Zwar kommt es nach wie vor in beiden Ländern zu familiär bedingten Erwerbsunterbrechungen, aber sie fallen im Vergleich der Frauenjahrgänge (-kohorten) zunehmend kürzer aus (Lauterbach 1994, Imada/Hirata 1989).

Es gibt jedoch auch bemerkenswerte Unterschiede in den Strukturen der Frauenerwerbsarbeit in Japan und Deutschland:

- So sind etwa jüngere Japanerinnen wegen höherer Bildungsbeteiligung seltener und ältere wegen schlechterer Altersabsicherung häufiger (und länger) erwerbstätig als deutsche Frauen.
- Die 'Familienpause' ist in japanischen Frauenerwerbsbiographien, die die graphische Form des Buchstabens 'M' (Taleinschnitt zwischen zwei Gipfeln !) haben, immer noch viel stärker ausgeprägt als in deutschen, die eher einem 'sanft abfallenden Elefantenrücken' (Lenz 1984) ähneln. Daran läßt sich ablesen, daß es den deutschen Frauen vergleichsweise leichter gemacht wird, kontinuierlich erwerbstätig zu sein, den Japanerinnen dagegen nicht so schwer, nach einer 'Familienpause' zurückzukehren (vgl.den zweiten 'Gipfel').

- Die Wiederaufnahme der Erwerbsarbeit ist jedoch in der Regel in Japan mit einschneidenderen Status- und Einkommenverlusten verbunden als in Deutschland: Japanerinnen, die vor der Heirat in den Büros der Großunternehmen in Vollzeitarbeit regulär beschäftigt waren, fassen nach einer 'Familienpause' überwiegend nur noch als Aushilfs-, Leih- oder Teilzeitkraft Fuß (häufiger als Verkäuferin oder Fabrikarbeiterin, seltener als Bürokraft in kleinen und mittleren Unternehmen).
- Obwohl der Anteil der teilzeitarbeitenden an den abhängig beschäftigten Frauen in Japan und Deutschland (mit ca.einem Drittel) annähernd gleich hoch ist, hat Teilzeitarbeit in Japan einen anderen Charakter als in Deutschland: Teilzeitarbeit in Japan bedeutet, nicht in erster Linie verkürzt zu arbeiten, sondern der Firmengemeinschaft nicht voll anzugehören und von nahezu allen Sozialleistungen ausgeschlossen zu sein, obwohl sich die wöchentliche Arbeitszeit vieler sogenannter patôtaimâ nicht oder nur unwesentlich von der regulärer Vollzeitbeschäftigter unterscheidet (Post-Kobayashi 1989).
- Generell gibt es in Japan immer noch viel mehr weibliche mithelfende Familienangehörige (17%, 1990) und formell selbständige Erwerbstätige (11%, 1990) als in Deutschland (Omori, 1993, S.81). Das heißt, der Anteil der abhängig beschäftigten an allen erwerbstätigen Frauen ist mit 74 % (1991) in Japan viel niedriger als in Deutschland mit über 90% (1989; Shibayama 1993, S.60).

III Entwicklungsetappen der japanischen Frauenerwerbsarbeit

Die oben skizzierten Strukturmerkmale japanischer Frauenerwerbsarbeit verweisen auf Eigentümlichkeiten der historischen Entwicklung: In der gesamten Nachkriegszeit (und im Grunde bis heute) war bzw. ist das gesellschaftliche Klima in Japan traditionsverhafteter als in Deutschland, insbesondere was die Vereinbarkeit von außerhäuslicher Frauenlohnarbeit und Familie betrifft. Nichts verdeutlicht diesen atmosphärischen Unterschied (oder wenn man so will Rückstand) besser als der Ausgang eines aufsehenerregenden Gerichtsverfahrens im Jahr 1966, das einen Meilenstein auf dem Weg zur Reform der Frauenerwerbsarbeit darstellte:

1966 waren nur ca. 14% der Arbeitnehmerinnen verheiratet (Post-Kobayashi, 1994, S.315) und es war gang und gäbe, daß die Unternehmen weibliche Beschäftigte bei Heirat zwangsweise 'pensionierten' (kekkon taishoku). Gegen diese Praxis setzte sich 1966 erstmals eine Angehörige der Firma Sumitomo Cement vor dem Distriktgericht Tokio zur Wehr. Die Anwälte des renommierten Großunternehmens machten geltend, daß die Firma bei der Ein-

stellung junger Oberschulabsolventinnen als sog. office ladies davon ausgehe, daß diese nur bis zur Heirat (bzw. bis zum dreißigsten Lebensjahr) dem Unternehmen angehören. Obwohl ihre im Vergleich mit männlichen Beschäftigten niedrigere Arbeitsproduktivität die Höhe ihre Bezahlung nicht rechtfertige, sei darin eine Art Unternehmenszuschuß zur prospektiven Eheschließung enthalten. Im Grunde mache man ihnen ein Geschenk, das seinen Sinn verliere, sollten sie darauf bestehen, nach der Heirat weiterzuarbeiten. Vor allem lasse ihre geringe Arbeitsproduktivität nach der Heirat weiter nach, da sie sich um ihren Haushalt kümmern müßten (vgl. Upham 1987, S.131 f). Diese Argumente, die weitverbreitete konservative Denkmuster wiedergaben, plädierten für die Aufrechterhaltung einer Tradition, nach der reguläre Vollzeit-Lohnarbeit unverheirateten Frauen vorbehalten bleiben sollte.

Zum Aufstieg Japans hatte diese Tradition wesentlich beigetragen: Denn es waren junge, ledige Arbeiterinnen (größtenteils Bauerntöchter oder aus verarmten Samurai-Familien), die nach der Meiji-Restauration (1868) in der exportorientierten Textilindustrie jene Devisen erwirtschafteten, die den Aufbau einer heimischen Schwerindustrie und damit Japans industriellen Aufstieg ermöglichten. Viele Textilarbeiterinnen bezahlten die unhygienischen Arbeits-und Lebensbedingungen in den Fabriken und Wohnkasernen mit dem Leben. Wer überlebte, kehrte gewöhnlich nach einigen Jahren der Fabrik den Rücken und aufs Land zurück, um zu heiraten und um sich danach - meist in der Rolle der mithelfenden Angehörigen - den landwirtschaftlichen bzw. kleingewerblichen Familienbetrieben zu widmen (Lenz 1984).

Dieses Muster war noch in den sechziger Jahren dieses Jahrhunderts in Kraft, obwohl sich die Betätigungsfelder junger Arbeitnehmerinnen längst über die Fabrikarbeit hinaus in Richtung administrativer und anderer Dienstleistungstätigkeiten (white and grey collar) ausgeweitet hatten. Doch noch immer war Lohnarbeit, speziell als O.L.(= office lady) unverheirateten Frauen vorbehalten. Anfang der sechziger Jahre waren erst ca. 8 Prozent aller Arbeitnehmerinnen verheiratet (Post-Kobayashi 1994, S.315). Dies hatte u.a. den Effekt, daß sich das Problem der Vereinbarkeit von außerhäuslicher Lohnarbeit und Familie für die meisten Frauen noch nicht in aller Dringlichkeit stellte.

Als die japanische Wirtschaft ab 1959 als Folge weltweit erfolgreicher Gebrauchsgüterproduktion zweistellig zu wachsen begann (Ernst 1980, S.6), veränderten sich die oben skizzierten Strukturen der Frauenerwerbsarbeit unter dem Diktat der Arbeitskräftenachfrage. Arbeitskräftemangel machte zum ersten Mal die massenhafte Mobilisierung älterer, verheira-

teter Frauen für Lohnarbeit im Produktionssektor unabdingbar. In vielen Fällen wurden sie jedoch nicht regulär, sondern als temporäre (Aushilfs- und Teilzeit-) Kräfte eingestellt.

Junge Frauen standen in der beginnenden Prosperität aufgrund verlängerter Bildungszeiten nicht mehr in genügender Zahl zur Verfügung (Weber 1994 a, b). Ende der siebziger Jahre erwarben bereits über 90 Prozent aller Mittelschulabsolventinnen einen Oberschulabschluß, und seit Ende der achtziger Jahre setzt über ein Drittel das Studium an Hochschulen (Kurz- und Volluniversitäten) fort (IfO 1993, S.22). Bisher ließen sich die jungen Japanerinnen in ihrer Studierneigung nicht von der - je nach Bildungsabschluß und konjunktureller Lage - prekären Arbeitsplatzsuche beirren, wie ihre nahezu kontinuierlich ansteigende Studierquote zeigt (Windolf 1994, S.141).

Die vergleichsweise qualifizierteste Absolventinnengruppe (mit Volluniversitätsabschluß) war jahrzehntelang am stärksten benachteiligt, weil viele Unternehmen prinzipiell keine Universitätsabsolventinnen einstellen wollten. Sie rechtfertigten dies - unter Rückgriff auf das in Japan für angemessen gehaltene Heiratsalter - mit der im Durchschnitt kürzeren Betriebszugehörigkeit von Universitätsabsolventinnen, die es für die Unternehmen lukrativer erscheinen ließ, Oberschul-und Kurzuniversitätsabsolventinnen zu beschäftigen.

Daneben gab es aber auch informelle Gründe für die Diskrimierung gutausgebildeter Frauen. Es war ein offenes Geheimnis, daß man vor allem anpassungs- und unterordnungsbereite Mitarbeiterinnen suchte. Wer auch nur vage den Eindruck erweckte, ein diesbezügliches Manko aufzuweisen, kam nicht in Frage. Nach den personalpolitischen Richtlinien eines Großunternehmens, in die ein amerikanischer Forscher Einblick nahm (Geheimsache!), waren folgende Frauen unerwünscht: Brillenträgerinnen, Kleingewachsene, laut Sprechende, Geschiedene und Töchter von Professoren (Smith 1987, S.17).

Um auf den Rechsstreit über die Weiterbeschäftigung verheirateter Frauen zurückzukommen: Er ging 1966 für Sumitomo Cement sensationellerweise verloren (Upham 1987, S.131 f.). Damit war in die Tradition japanischer Frauenarbeit eine ideologische Bresche geschlagen. Es war nach japanischem Arbeitsrecht freilich eine Einzelfall-Entscheidung (Präzedenzfall), herbeigeführt durch eine mutige Klägerin. Kein Gericht konnte nach damaliger Rechtslage Unternehmen zwingen, generell Frauen (und inbesondere Universitätsabsolventinnen bzw. Kandidatinnen für anspruchsvolle 'Männerjobs') einzustellen.

IV Das Chancengleichheitsgesetz von 1986

Dies änderte sich erst mit dem Inkrafttreten eines 'Gesetzes zur chancengleichen Beschäftigung von Männern und Frauen' (danjo kôyô kikai kintôhô) im Jahr 1986. Erst ab diesem Zeitpunkt war die seit 1966 per Einzelfallentscheidung untersagte Entlassung wegen Heirat definitiv per Gesetz verboten!

Die Vorgeschichte des japanischen Chancengleichheitsgesetzes von 1986 reicht weit zurück: Im 'Jahr der Frau' (1975) hatte Japan eine entsprechende United Nations-Resolution zur Abschaffung aller Formen geschlechtsbezogener Diskriminierung unterzeichnet, deren Ratifizierung dann allerdings zehn Jahre auf sich warten ließ. Ohne die hartnäckigen Bemühungen oppositioneller Kräfte um ein Chancengleichheitsgesetz schmälern zu wollen: Es waren vor allem Image-Probleme und das Bestreben, Japan als fortschrittliche Nation zu präsentieren, die für den publizistischen und parlamentarischen Erfolg der von Konservativen als unjapanisch denunzierten Idee der Gleichstellung von Mann und Frau ausschlaggebend waren (Weber 1990).

Es ist allerdings fraglich, ob man ein Gebilde wie das danjo kôyô kikai kintôhô in einem anderen Land ohne weiteres 'Gesetz' genannt hätte, da es nur wenige Verbote und viele unverbindliche Empfehlungen enthält.

Verboten ist die Ungleichbehandlung von Männern und Frauen

- bei Pensionierung und Entlassung: Frauen dürfen nicht mehr vorzeitig pensioniert oder wegen Heirat, Schwangerschaft oder Geburt eines Kindes entlassen werden.
- in der innerbetrieblichen Aus-und Weiterbildung, sofern neueingestellte Frauen gleiche Qualifikationen aufweisen und für die gleichen Jobs vorgesehen sind. Aus der Weiterbildung für Führungspositionen und der fachlichen Weiterbildung dürfen Frauen nicht ausgeschlossen werden, sofern die Qualifikationen dafür vorhanden sind.
- bei betrieblichen Sozialleistungen (wie Wohnungsbereitstellung, Darlehensgewährung etc.).

Empfohlen wird die Aufhebung der Ungleichbehandlung in der

- Stellenausschreibung,
- Rekrutierung,
- Arbeitszuteilung,
- Beförderung (vgl. Japan Labor Bulletin 7/1985).

Wenn der Arbeitgeber gegen ein Verbot verstößt, gilt seine Handlung als rechtswidrig und nichtig sowie eventuell schadensersatzpflichtig. Strafrechtliche Sanktionen sind jedoch nicht vorgesehen. In bezug auf die Empfehlungen sind die Arbeitgeber lediglich gehalten, Anstrengungen zu unternehmen: Sie sollen sich - im Sinne einer sogenannten Anstrebenspflicht - um Nichtdiskriminierung bemühen.

Aufschlußreich sind die vom Arbeitsministerium erlassenen Durchführungsvorschriften zum Chancengleichheitsgesetz, weil sie die in japanischen Unternehmen zum damaligen Zeitpunkt (1986) üblichen Diskriminierungspraktiken detailliert aufführen, verbunden mit der 'Empfehlung', davon doch bitte Abstand zu nehmen. ('Empfehlungen' dieser Art sind jedoch nicht so ineffizient, wie sie vielleicht auf den ersten Blick erscheinen mögen: In Form von 'Verwaltungsanleitungen' [gyôsei shidô] haben sie sich in anderen Bereichen - etwa der Umweltpolitik - durchaus bewährt).

Zu den staatlicherseits unter Hinweis auf das Chancengleichheitsgesetz angeprangerten Unternehmenspraktiken gehören diskriminierende Stellenausschreibungen wie folgende: 'nur für männliche Universitätsabsolventen', 'Männer als reguläre Dauerbeschäftigte gesucht', 'nur für unverheiratete Frauen', 'nur für Frauen, die bei ihren Eltern wohnen'. Dazu gehört das beliebte Pressionsmittel, Frauen, die nach der Heirat weiterarbeiten wollten, an entlegene Zweigstellen zu versetzen, oder die offen diskriminierende Regel, von weiblichen Beschäftigten mehr Dienstjahre als Voraussetzung für eine Beförderung zu verlangen als von männlichen (Japan Labor Bulletin 4/1986).

Die im Kontext der Reform institutionalisierten Schlichtungsverfahren sehen vor, daß Beschwerdefälle zunächst im Unternehmen durch Arbeitgeber-Arbeitnehmer-Konsultation beigelegt werden. Darüber hinaus wird in jeder Präfektur bei der dem Arbeitsministerium unterstellten Abteilung für Frauen und Jugendliche ein Schlichtungsausschuß eingerichtet, der aus drei Sachverständigen besteht, die vom Arbeitsministerium ernannt werden. Sie sollen sich in informellen Verhandlungen der Beschwerden annehmen. Daß diskriminierungsgeschädigte Frauen die Gerichte anrufen, die ihnen in einer Reihe von Fällen recht gaben, soll durch die neuen Schlichtungsverfahren erschwert werden.

Das Chancengleichheitsgesetz muß als Kompromiß gewertet werden. Seine Verabschiedung war zeitgleich mit der Revision frauenspezifischer Schutzbestimmungen im japanischen Arbeitsstandardgesetz (rôdô kijunhô). Dabei ging es um die Lockerung bzw. Streichung einschlägiger Bestimmungen zur Überstunden- und Nachtarbeit. Sie waren von den japanischen

Arbeitgebern seit langem gefordert worden, und ohne ein solches Zugeständnis hätten sie dem Chancengleichheitsgesetz kaum zugestimmt.

V Die Seifenblasenwirtschaft

Wie haben die japanischen Unternehmen auf die mehr oder weniger unverbindlichen 'Empfehlungen' des Chancengleichheits-Gesetzes reagiert? Untersuchungen zeigen übereinstimmend, daß nur ein Teil der Empfehlungen bereitwillig aufgegriffen wurde: So nahm etwa die Zahl der Unternehmen, die Bewerberinnen mit Universitätsabschluß einstellten, zu. Diese Entwicklung hatte allerdings schon einige Jahre vor Verkündung des Chancengleichheitsgesetzes begonnen. Vergleicht man die Beschäftigungs-Übergangsquoten männlicher und weiblicher Universitätsabsolventen über einen längeren Zeitraum, dann zeigt sich, daß sich der Abstand zwischen ihnen - zugunsten der Frauen - laufend verringert hat (Japan Labor Bulletin 1/1991). (Über die Qualität der Arbeitsplätze und Karriereperspektiven sagt das freilich nichts aus.)

Die Beschäftigungschancen von Frauen - insbesondere von Absolventinnen mit tertiären Bildungsabschlüssen - wurden jedoch in erster Linie durch die langanhaltende Hochkonjunktur und zugespitzte Arbeitskräfte-Nachfrage der sog. Seifenblasenwirtschaft positiv beeinflußt. Als `bubble economy´ bezeichnet man in Japan die Phase konjunktureller Überhitzung zwischen 1988-92. Die Seifenblasenwirtschaft brachte mehr qualifizierte Frauen als je zuvor in Lohn und Brot. Im Frühjahr 1990 erreichte die Einstellungsquote der Universitätsabsolventinnen mit 81% nicht nur ihren Höchststand, sondern zog auch zum ersten Mal mit derjenigen der männlichen UniversitätsAbsolventen exakt gleich (Ifo 1993, S.64). Der Arbeitskräftemangel eröffnete qualifizierten Frauen in vielen Fällen auch einen Zugang zu neuen Tätigkeitsfeldern, für die sich männliche Bewerber nicht in ausreichender Zahl fanden.

Wenig Nutzen brachte das Chancengleichheitsgesetz den weiblichen Langzeit-Beschäftigten. Nachweisbar wurden weder ihre Beförderungschancen noch die eng damit verknüpften Einkommensperspektiven durch die unverbindlichen Empfehlungen der 'Gleichbehandlung' positiv beeinflußt (Lam 1992, 1993, 1994).

Der unbestreitbare Diskriminierungsabbau beim Übergang in die Beschäftigung, bei der Arbeitszuweisung und Erstausbildung war also - das hat die Wirtschaftsentwicklung inzwischen überdeutlich gemacht - in erster Linie dem dramatischen Arbeitskräftemangel

geschuldet. Als die hochkonjunkturelle Schönwetterperiode zu Ende ging, verschwanden fast alle Chancenverbesserungen wie Seifenblasen.

Vom Chancengleichheitsgesetz bzw. vom Nachfrageboom der Seifenblasenwirtschaft haben also im wesentlichen Japanerinnen mit tertiären Bildungsabschlüssen profitiert. Die Beschäftigungschancen von Frauen mit geringerer schulischer Vorbildung, die in der Regel nur für relativ anspruchslose Büro-, Produktions- und Dienstleistungstätigkeiten rekrutiert werden, haben sich dagegen während der Seifenblasenwirtschaft fortlaufend verschlechtert. Viele Unternehmen gingen dazu über, solche Arbeitskräfte von vornherein nur noch irregulär (als befristete Aushilfs-, Leih- oder Teilzeitkräfte) zu beschäftigen. Diese Entwicklung hat sich nach dem Zusammenbruch der Seifenblasenwirtschaft beschleunigt. Nun bleiben auch qualifizierte Absolventinnen in den Rekrutierungsrunden (seit 1993) 'auf der Strecke', d.h. ohne Chance auf Festanstellung bei gleichzeitiger Expansion aller Formen von irregulärer, flexibilisierter Beschäftigung.

Die nur in Umrissen skizzierte Entwicklung der letzten zehn Jahre (1986-96) läßt den Schluß zu, daß die Ungleichbehandlung von Männern und Frauen im Erwerbssystem trotz der nachhaltigen Spur, die der publikumswirksame Slogan der 'chancengleichen Beschäftigung' im öffentlichen Bewußtsein hinterließ, andauert. Darüber hinaus sind durch die praktische Umsetzung des Chancengleichheitsgesetzes neue Formen von Ungleichheit entstanden. So haben sich vor allem Differenzen zwischen weiblichen Arbeitskräften vertieft. Es handelt sich dabei um unbeabsichtigte Wirkungen von Reformen, die sich erst im nachhinein ergaben (d.h. schwer voraussehbar waren). Zum besseren Verständnis der Entwicklung seit 1986 ist es notwendig, den japanspezifischen Zusammenhang von Arbeitsorganisation und Geschlechterverhältnis noch ein wenig gründlicher zu beleuchten.

VI Arbeitsorganisation und Geschlechterverhältnis (1): Traditionen

Bis zum Inkrafttreten des Chancengleichheitsgesetzes wurde in japanischen Unternehmen in der Regel zwischen Frauen- und Männerarbeit formell strikt unterschieden, auch und gerade dann, wenn männliche und weibliche Arbeitskräfte - etwa in Großraumbüros - auf engstem Raum kooperierten. Zwar wurden Männer wie Frauen vorzugsweise als Absolventen, d.h. ohne jegliche Berufsausbildung und -erfahrung eingestellt, aber ihre Behandlung erfolgte nach grundverschiedenen Prinzipien, auch wenn sie gleiche Bildungsabschlüsse aufwiesen: Einzig und allein männliche Absolventen wurden von Großunternehmen mit der informellen

Perspektive der lebenslangen Beschäftigung rekrutiert und je nach Einsatzbereich mehr oder weniger umfangreich qualifiziert. Ihre Bereitschaft zu lebenslanger, loyaler Akzeptanz betrieblich definierter Arbeits- und Mobilitätsanforderungen war Bestand des formell nicht fixierten Arbeitskontrakts, ebenso wie die von Arbeitgeberseite suggerierte Erwartung, mit einer vorausschaubaren Karriere und einem kontinuierlich steigenden Einkommen rechnen zu können.

Nach dieser Konzeption sollten die männlichen Beschäftigten durch eine generalistischorientierte Aus- und Weiterbildung (vorzugsweise durch On-the-Job-Training und Rotation) langfristig auf die Übernahme von Managementpositionen vorbereitet werden, auch wenn nicht alle, die sich berufen glaubten, in Spitzenpositionen vordrangen.

Frauen waren (unabhängig vom Bildungsabschluß) bis etwa Mitte der achtziger Jahre nur auf den untersten Rängen vertreten und für relativ wenig anspruchsvolle Tätigkeiten (ohne rotierenden Arbeitseinsatz und ohne vertiefte Aus- und Weiterbildung) vorgesehen. In den administrativen Unternehmensbereichen wurden sie auch dann pauschal als bloße Assistentinnen ('Blumen am Arbeitsplatz', shokuba no hana) wahrgenommen, wenn sie eigenverantwortlich sachbearbeitende Tätigkeiten ausübten. Nicht Arbeitsinhalt und -erfahrungen entschieden über die Bewertung ihrer Tätigkeiten und ihre Qualifikations- und Aufstiegsperspektiven, sondern die quasi-ständisch definierte Geschlechtszugehörigkeit. Sie begrenzte in Japan die Reichweite weiblicher Ambitionen und Karrieren einschneidender als in jeder anderen fortgeschrittenen Industriegesellschaft.

Diese Art der Geschlechtertrennung in zwei a priori (d.h. allein auf der Basis der Geschlechtszugehörigkeit) ungleiche und hierarchisch über- und untergeordnete Statusgruppen erwies sich zunehmend - wie w.o. im Kontext der Chancengleichheits-Diskussion dargestellt - als image-schädigend, als schwer vereinbar mit Japans Anspruch auf Modernität, mit seiner Spitzenposition als Weltwirtschaftsmacht.

VII Arbeitsorganisation und Geschlechterverhältnis (2): Innovationen

Als sich die Verkündung eines Chancengleichheitsgesetzes trotz aller Verzögerungs- und Störmanöver nicht mehr verhindern ließ, verabredeten die Großunternehmen eine koordinierte Reaktion (Lam 1994, Molony 1995). Sie etikettierten die 'alte' Trennung von Männer- und Frauenarbeit um und ersetzten sie durch scheinbar geschlechtsneutral definierte

Laufbahnsysteme und Karriere-Konzeptionen. Danach sollte es jedem Beschäftigten bei Stellenantritt (oder zu einem späteren Zeitpunkt) freistehen, zwischen einer generalistischorientierten, managementvorbereitenden Laufbahn, einer Spezialistenlaufbahn und einer Bürolaufbahn (mit reduzierten arbeitsinhaltlichen und geographischen Mobilitätsanforderungen) zu wählen. Obwohl sich dieses Modell in Großunternehmen - zumindest in der Unterscheidung von sôgô shoku (managementvorbereitenden Tätigkeiten) und ippan/jimu shoku (einfache bis mittlere Büroarbeit/Sachbearbeitung) - schnell durchsetzte, kann von einer auch nur annähernd geschlechtsneutralen Aufteilung der neueingestellten Bewerber/innen auf die Laufbahnen keine Rede sein. Unverändert werden für die eher perspektivlosen Bürolaufbahnen (ippan/jimu shoku) ausschließlich weibliche, für die karriereträchtigen Laufbahnen (sôgô shoku) fast ausschließlich männliche Arbeitskräfte rekrutiert. Nur wenige hartnäckige Bewerberinnen gelangen nach härtesten Ausleseverfahren in die managementvorbereitende Laufbahn, die als einzige von Anfang an eine umfassende Aus- und Weiterbildung (u.a. durch rotierenden Arbeitseinsatz) garantiert.

Das öffentliche Interesse konzentrierte sich in den letzten Jahren überproportional auf Management-Kandidatinnen (sog. sôgô shoku-Frauen). Ihnen in erster Linie hat die japanische Variante der Frauenmobilisierung genützt. Obwohl sie als verschwindend kleine Gruppe in der Masse der erwerbstätigen Frauen quantitativ nicht ins Gewicht fallen, vermitteln ihre publizierten Erfahrungsberichte Einblick in Unternehmenspraktiken, die sich bisher der öffentlichen Wahrnehmung entzogen. Am Schicksal dieser 'Karrierefrauen' wird sich zeigen, ob qualifizierte Frauen in japanischen Unternehmen mit fairen, chancengleichen Arbeits- und Aufstiegsbedingungen rechnen können. Noch ist es zu früh für eine fundierte Prognose. Doch es läßt sich mit überzeugenden Argumenten bezweifeln, daß sich zu den männlichen corporate warriors (Osawa) weibliche in größerem Umfang gesellen werden. Bisher spricht nichts dafür, daß das japanische Beschäftigungssystem und Unternehmensmodell Frauen dauerhaft und fair integrieren kann (Osawa 1994).

Von besonderem Interesse an den bisher vorliegenden Erfahrungsberichten der 'Karrierefrauen' ist ihr Umgang mit den spezifischen Arbeitsbedingungen japanischer Organisationen, die von Kernbelegschaftsmitgliedern Rundum-Verfügbarkeit verlangen. Das dürfte sich in Hinblick auf die von den meisten Frauen angestrebte Vereinbarkeit von qualifizierter Dauererwerbsarbeit und Familie als schwer lösbares Problem erweisen.

Die Erfahrungsberichte zeigen, daß die Überzeugung, 'wie ein Mann' - d.h. ohne Zugeständnisse an ein Privatleben und ohne Mobilitäts-Einschränkungen - arbeiten zu wollen, eine Grundvoraussetzung der Einstellung ist, die dem potentiellen Arbeitgeber glaubwürdig nahegebracht werden muß. In ganz anderer Weise als ihre männlichen Kollegen stehen die 'Karrierefrauen' auf dem Prüfstand. Ihr Minoritätsstatus als token women (= Alibifrauen, vgl. Kanter 1977) beeinflußt ihre Wahrnehmung und ihr Verhalten (und reziprok Wahrnehmung und Verhalten von Vorgesetzten und Kollegen): Viele 'Karrierefrauen' sind isoliert, stehen im Rampenlicht, ihre Leistungen werden z.T. nicht anerkannt. Die männlichen Vorgesetzten scheinen zwar nicht durchgängig vorurteilsbehaftet, aber häufig unsicher und verkrampft, was die für sie gänzlich ungewohnte Behandlung und Beurteilung ambitionierter Frauen anbelangt. Die Teilnahme an exklusivmännlichen, abendlichen Trinkrunden ist für manche Frauen ein Problem. Sie können nicht einfach fernbleiben, weil dann ihre soziale Integration scheitert.

Es hat sich inzwischen (neben anderen unvorhergesehenen Reaktionen) herausgestellt, daß die japanische Variante der Elite-Frauenmobilisierung Spannungen zwischen weiblichen Beschäftigten verschärft. Die Arbeitsmoral der in statusniedrigen Jobs und Laufbahnen tätigen Frauen (darunter auch viele Universitätsabsolventinnen) wird - zumindest latent - untergraben. Die undurchsichtig gehandhabten Rekrutierungsverfahren und die Privilegierung einer kleinen Zahl von Elite-Frauen stößt beim Gros der weiblichen Beschäftigten - das zeigen Erfahrungsberichte und Interviews unmißverständlich - auf negative Resonanz.

Inzwischen scheinen die personalpolitisch Verantwortlichen zu dem Schluß zu kommen, daß man auch den weiblichen Nichtelite-Beschäftigten Perspektiven bieten muß, sofern man ihnen überhaupt einen regulären Beschäftigungsstatus einräumt und sie nicht in absehbarer Zeit durch temporäre Arbeitskräfte substituieren will. Im Zuge dieser neuen Personalpolitik sollen nun auch in der regulären ippan/jimu-Laufbahn (einfache Büroarbeit bis mittlere Sachbearbeitung) Rangstufen und Aufstiegspositionen (häufig mit englischen [...] Phantasietiteln versehen wie 'Sister', 'Sales/Counter Ladies' mit durchnumerierten Rangstufen) Karrierechancen suggerieren. Dabei handelt es sich meist um reine 'Frauenkarrieren', die unterhalb/außerhalb der üblichen Karrieresysteme und Hierarchien angesiedelt sind. Es bleibt abzuwarten, ob und in welchem Umfang sich Frauen durch 'Frauenkarrieren' motivieren lassen, die ihren geschlechtsbezogenen Sonderstatus festschreiben.

Ob die echten 'Karrierefrauen' in den Männer-Hierarchien regulär aufsteigen, wird sich ebenfalls erst in einigen Jahren zeigen, da die erste Aufstiegsposition in japanischen Großunternehmen durchschnittlich erst 8-10 Jahre nach Stellenantritt erreicht wird. Es gibt jedoch bereits genügend Hinweise darauf, daß viele 'Karrierefrauen' vorher kündigen. Bei denjenigen, die in den Unternehmen ausharren, könnten undurchsichtige Personalbeurteilungsverfahren den Aufstieg bremsen bzw.vereiteln.

Die japanische Variante von Frauenförderung läßt sich also in zwei Schlagworten zusammenfassen:

1. Eliteförderung (Stichwort: 'Karrierefrauen', von denen viele - schon jetzt absehbar - 'das Handtuch werfen' werden),
2. Dynamisierung von Sackgassentätigkeiten durch Einführung frauenspezifischer Laufbahnen und Rangstufen (Stichwort: 'Frauenkarrieren').

Die Behandlung von Männern und Frauen als unterschiedliche Statusgruppen ist also, bis auf wenige Ausnahmen, informell nach wie vor gang und gäbe. Ihr entspricht jedoch - und dies ist für japanische Organisationen typisch - zumindest im white collar-Bereich keine rigide Trennung von Männer- und Frauenarbeit, weder räumlich noch inhaltlich, da in einer Arbeitsorganisation, die auf berufliche Demarkationen größtenteils verzichtet, 'Grauzonen' in Form breiter Überschneidungsbereiche zwischen einfacher Büroarbeit, Sachbearbeitung und Managementvorbereitung existieren.

Nach japanischer Organisationslogik kann eine identische Tätigkeit unterschiedlich bewertet werden: bei den Frauen als anspruchslose Zuarbeit, bei den Männern als managementvorbereitende Tätigkeit. Allerdings wird das Arbeitsvermögen der Männer in der Regel durch rotierenden Arbeitseinsatz (On-the-Job-Training, formelle Qualifizierung) weiterentwickelt, während dies bei den Frauen immer noch häufig unterbleibt.

VIII Deregulierung vs. Beruflichkeit

Wie geht es in Japan mit der Frauenerwerbsarbeit weiter? Die angespannte Arbeitsmarktsituation hält an: Ganze Jahrgänge von (Hoch)Schulabsolventinnen finden nur schwer einen Einstieg in reguläre Beschäftigung. Deregulierung und Flexibilisierung von Frauenarbeit stehen weiterhin auf dem Programm vieler Unternehmen.

Für die krisenhafte Entwicklung beim Übergang scheinen jedoch auch strukturelle Gründe maßgeblich zu sein, die aus Verhaltensänderungen der Frauen selbst resultieren: Die älteren Jahrgänge (Kohorten) blockieren das Nachrücken der jüngeren. Sie sind zunehmend weniger bereit, ihr 'kostbares' reguläres Beschäftigungs-Verhältnis nach Heirat und Familiengründung zu kündigen. Die Weiterarbeit wird ihnen seit 1992 durch ein sogenanntes Kinderbetreuungs-Gesetz (ikuji kyûgyôhô) erleichtert, das im Anschluß an die Geburt eines Kindes eine auf ein Jahr befristete (größtenteils unbezahlte) Abwesenheit erlaubt bzw. die Rückkehr auf den Arbeitsplatz garantiert (Weber 1994a). Das früher übliche Beschäftigungskarussell (= Neurekrutierte ersetzen die aus familiären Gründen Ausscheidenden) funktioniert nicht mehr reibungslos. Leider schlägt dies zum Nachteil stellensuchender Frauen aus.

Da tröstet es wenig, daß im Jahre 2030 das Arbeitskräfte-Angebot in Japan angesichts einer - durch Anstieg der Lebenserwartung bzw. Geburtenrückgang - dramatischen 'Alterung' der Gesellschaft stark zurückgehen wird. Spätestens dann - so spekulieren viele - wird man wieder Frauen für den Arbeitsmarkt mobilisieren müssen. Aber auch in Japan geht der Arbeitsplatzabbau durch Produktionsverlagerung und Rationalisierung weiter. Beschäftigungschancen für Frauen wird es in größerem Umfang nur noch im tertiären Bereich und insbesondere bei sekundären (jap.: 'intelligenten') Dienstleistungen geben (Lehren, Beraten, Pflegen etc.).

Zehn Jahre nach Verkündung des Chancengleichheitsgesetzes (1986-96) fällt das Urteil -auch aus japanischer Sicht- unumwunden negativ aus (Imada 1994, 1996). Es gibt momentan keine politische Kraft oder gewerkschaftliche Gegenmacht, die die Unternehmen daran hindern könnte, weibliche Arbeitskräfte zu nutzen, wie es gerade opportun erscheint, sie je nach konjunktureller Lage zu mobilisieren und zu demobilisieren bzw. sie 'flexibel' unter deregulierten Bedingungen arbeiten zu lassen.

Die arbeitssuchenden Frauen (sehr viele, wie man in Japan sagt, mit 'Talent und Motivation', noryoku to iyoku aru josei) sind im wesentlichen auf sich allein gestellt. Wenn sie angesichts dieser Situation nicht resignieren wollen, sind sie angesichts der anhaltenden Schwäche kollektiver Interessenvertretung gezwungen, ihre Interessen und Optionen auf eine für japanische Verhältnisse unerhört individualistische Weise zu reflektieren und wahrzunehmen. Viele erwerben vermeintlich chancenreiche Zusatzqualifikationen, lernen (vorzugsweise asiatische) Fremdsprachen, gehen ins Ausland (zum Arbeiten oder Studieren) oder versuchen,

Arbeitsmarkt-Nischen zu nutzen (als 'free lancer', in temporären Beschäftigungen aller Art, arubaito).

Fast scheint es zynisch, daraus lernen zu wollen. Was könnte für uns daraus folgen?

Meines Erachtens unterstreicht der japanisch-deutsche Vergleich den Stellenwert von Steuerungskonzepten wie 'Beruflichkeit' für Struktur und Entwicklung der Frauenerwerbsarbeit. Während die 'Berufsform von Arbeitskraft' im deutschen Bildungs- und Beschäftigungssystem nach wie vor eine entscheidende, wenn auch für Frauen durchaus ambivalente Rolle spielt, ist sie in Japan von marginaler Bedeutung, weil dort nur wenige Tätigkeiten als Beruf organisiert (bzw. professionalisiert) sind. Am deutschen Beispiel ließ sich m.E. jedoch zeigen, daß Berufszertifikate der sexistischen Abwertung von Qualifikation und Person wenigstens ansatzweise entgegenarbeiten. Auch familiär bedingte Unterbrechungen lassen sich auf der Basis beruflicher Zertifizierung besser überstehen. In welchem Ausmaß 'Beruflichkeit' Frauen tatsächlich in den verschiedenen Stadien ihres Erwerbslebens gegen sexistische Abwertung und sozialen Abstieg schützen kann, müßte im deutsch-japanischen Vergleich gründlicher geprüft werden.

In Japan wollen viele Frauen über die Aneignung quasi-beruflicher Qualifikationen und Zertifikate eine verstärkte Anerkennung und Absicherung ihrer sozialen und persönlichen Identität erreichen, weil sie sich davon im weiblichen Lebensverlauf mit seinen oft unvorhersehbaren Wendungen Stabilität erhoffen. Das japanische Beispiel lehrt, daß fehlende Beruflichkeit für Frauen besonders nachteilige Folgen hat, weil sie den Nachweis von Qualifikation und Erfahrung erschwert. Die Erosion von Beruflichkeit, die wir bei uns ein Stück weit beobachten können, sollte uns in dieser Hinsicht bedenklich stimmen.

LITERATURVERZEICHNIS

DEMES, Helmut/GEORG, Walter (Hg.) (1994): Gelernte Karriere - Bildung und Berufsverlauf in Japan. Tokio (Monographien aus dem Deutschen Institut für Japanstudien, Siebold-Stiftung, Bd. 9)

ERNST, Angelika (1980): Japans unvollkommene Vollbeschäftigung. Hamburg

IFO (1993): Beziehungen zwischen Bildungs- und Beschäftigungssystem in Japan 1970 bis 1991- Eine Datensammlung-. Zusammengestellt und kommentiert von Ernst, Angelika u.a. München (Studien zur Japanforschung 8)

IMADA, Sachiko (1994) in: Japan Labor Bulletin 9/1994, S.4-8

IMADA, Sachiko (1996) in: Japan Labor Bulletin 8/1996., S.5-8

IMADA, Sachiko./HIRATA, Shuichi (1989): Women's Occupational Career in Japan.Tokio: National Institute of Employment and Vocational Research (Report No.6)

INOUE, Akimasa (1988): Joshi shain kyôiku no susume hô. Tokyo (deutsch: Ratgeber zur unternehmensinternen Frauenqualifizierung)

KANTER, Rosabeth M.(1977): Men and Women of the Corporation. New York

LAM, Alice (1992): Women and Japanese Management-Discrimination and Reform. London/New York

LAM, Alice (1993): Equal Employment Opportunities for Japanese Women: Changing Company Practices. In: Janet Hunter (ed.): Japanese Women Working. London/New York, S.197- 223

LAM, Alice (1994): Law and Equal Employment Opportunities for Women: The Japanese Experience. In: Industrielle Beziehungen, 1, 2, S.155-178

LAUTERBACH, Wolfgang (1994): Berufsverläufe von Frauen: Erwerbstätigkeit, Unterbrechung und Wiedereintritt. Frankfurt/a. M.

LENZ, Ilse (1984): Kapitalistische Entwicklung, Subsistenzproduktion und Frauenarbeit: Der Fall Japan. Frankfurt/a.M.

MOLONEY, Barbara (1995): Japan's 1986 Equal Employment Opportunity Law and the Changing Discourse on Gender. In: Signs, 20, 21, S.268-302

OKUTSU, Hikoshige (1982): Neues Japanisch-Deutsches Wörterbuch. Tokio

OMORI, Maki (1993): Gender and the Labor Market. In: The Journal of Japanese Studies, 19,1, S.79-102

OSAWA, Mari (1996): Unternehmenszentrierte Gesellschaft und Arbeit von Frauen im heutigen Japan. In: Jürgens, Ulrich (Hg.): Stützpfeiler des japanischen Erfolgsmodells. Düsseldorf: Hans Böckler Stiftung (Graue Reihe-Neue Folge 91)

POST-KOBAYASHI, Bettina (1989): Arbeitsmarktpolitische Aspekte der Teilzeitbeschäftigung in Japan. In: Japanstudien (Jahrbuch des Deutschen Instituts für Japanstudien der Siebold-Stiftung) Bd.1, S.183-210

POST-KOBAYASHI, Bettina (1994): Geschlechtliche Egalität in der Arbeitswelt, in: H.D. Ölschleger u.a.: Individualität und Egalität im gegenwärtigen Japan. Tokio: (Monographien aus dem Deutschen Institut für Japanstudien der Siebold-Stiftung Tokio, Bd.7), S.309-337

SHIBAYAMA, Emiko (1993): Issue on Women's Labor in Japan. Second Japan-EC International Conference. Düsseldorf

SMITH, Robert J.(1987): Gender Equality in Contemporary Japan.In: The Journal of Japanese Studies, 13, 1, S.1-25

UPHAM, Frank K.(1987): Law and Social Change in Postwar Japan; Cambridge (Mass.)

WEBER, Claudia (1990): Chancengleichheit per Gesetz. In: Linhart, Ruth/Wöss, Fleur (Hg.): Nippons neue Frauen. Reinbek, S.104-125

WEBER, Claudia (1992): Frauen in Japan: Geschlechtsspezifische Arbeits- und Ausbildungsmuster. In: Georg/ Sattel (Hg.): Von Japan lernen ?, S.121-147

WEBER,Claudia (1994a): Frauenerwerbstätigkeit in Japan (Studienbrief). Hagen: FernUniversität

WEBER, Claudia (1994b): Frauenbildung und -erwerbsarbeit in Deutschland und Japan: Eine problemorientierte Einführung. In: Demes, Helmut/Georg, Walter (Hg.) (1994): Gelernte

Karriere - Bildung und Berufsverlauf in Japan. Tokio (Monographien aus dem Deutschen Institut für Japanstudien, Siebold-Stiftung, Bd. 9), S.423-440

WEBER, Claudia (1994c): Neue Organisations-und Produktionskonzepte in Japan und Deutschland. In: IG Metall/Hans Böckler Stiftung: Neue Organisations-und Produktions-konzepte - ohne Frauen? Düsseldorf (Graue Reihe-Neue Folge 71), S.22-38

WEBER, Claudia (1995): Frauen in Japan. In: Mayer, Hans-Jürgen/Pohl, Manfred (Hg.) Länderbericht Japan. Darmstadt, S.408-416

WINDOLF, Paul (1994): Strukturwandel der Hochschulbildung in Deutschland, Japan und in den USA. In: Demes, Helmut/Georg, Walter (Hg.) (1994): Gelernte Karriere - Bildung und Berufsverlauf in Japan. Tokio (Monographien aus dem Deutschen Institut für Japanstudien, Siebold-Stiftung, Bd. 9), S.123-156

Elisabeth Klaus

Multimedial und multifunktional – Mehr Männlichkeit ins schöne neue Heim?

Manuskript des Vortrags den Dr. Elisabeth Klaus am 21. Oktober 1996 an der FernUniversität - Gesamthochschule in Hagen gehalten hat. Die Verantwortung für den Inhalt trägt allein die Autorin.

© FernUniversität - Gesamthochschule in Hagen 1997

Einleitung

Ein trautes Bild: Der Vater vor dem Computer, Fax, Telefon und Kaffeetasse daneben, der Sohn, vielleicht zwei Jahre als, artig und fröhlich lächelnd an einer Flache nuckelnd. Der Untertitel spricht aus, was schon das Bild verraten soll: „Babysitten während der Arbeit ist auf der Datenautobahn kein Problem mehr. Zu Hause kann der Vater an einem multifunktionalen PC mit Kollegen kommunizieren und Aufträge abwickeln." (Thierbach 1995: 15) So ist es zu sehen und nachzulesen im Dossier „Datenautobahn" im *Spektrum der Wissenschaft*, so oder so ähnlich verheißen es uns die an der neuen Technik Verdienenden oder von ihr Begeisterten. Beruf und Babysitten reibungslos miteinander zu vereinbaren und auch den Männern die Erziehungsaufgaben schmackhaft zu machen – dafür streiten Frauen schon eine ganze Weile, allerings mit mäßigem Erfolg. Macht Multimedia jetzt möglich, was in 25 Jahren Frauenbewegung nur unzureichend gelang? Bringt Multimedia mehr multifunktionale Männlichkeit ins schöne neue digitale Heim? Erschafft die Technik „neue Männer", aufmerksame, kompetente Partner und fürsorgliche Väter, und vollendet so das feministische Projekt?

Die Gesellschaft für deutsche Sprache kürte „Multimedia" zum Wort des Jahres 1995. Zurecht! Das Zauberwort gibt eine wunderbare Hülle für Hoffnungen und Ängste, für Phantasiereisen jedweder Art und Couleur ab. Achten Sie einmal darauf: Wo Multimedia auftaucht, ist die Zukunft nicht weit. Multimedia ist zum Synonym für Zukunft und tiefgreifenden Wandel geworden. Das *Spiegel special* heißt „Die Multimedia-*Zukunft*" und das Computer-Journal des *Stern* „Die Info-*Revolution*". Selten wird über die Gegenwart, noch seltener über die Vergangenheit gesprochen, wenn von Datennetzen und Computern, von neuen Diensten und der Verschmelzung ehemals getrennter Technologien die Rede ist. So wird nahegelegt, die als revolutionär bezeichnete technologische Entwicklung determiniere das soziale Miteinander; die neuen Informations- und Kommunikationstechnologien hielten Lösungen für unsere gesellschaftlichen Probleme bereit, oder auch andersherum zerstörten hinter unserem Rücken das Sozialleben.

Auch in Bezug auf die Geschlechterfrage gibt es beide Positionen. Beispielsweise in der Haltung zum Internet, das den Anschluß an die Multimedia-Zukunft gewährleisten soll. Derzeit gilt es zurecht noch als Medium pubertierender junger Männer. Den noch ungenauen Schätzungen zufolge verzeichnet das Internet in Deutschland lediglich 5-20% Frauen unter seinen NutzerInnen, während es in den USA bereits ein Drittel sein sollen – Tendenz steigend.

Die Positionen von Frauen zum Internet reichen von der prinzipiellen Ablehnung bis hin zur Aufforderung, dieses verstärkt im Interesse von Frauen und einer Veränderung des Geschlechterverhältnisses zu nutzen. Die einen betonen in ihrer Argumentation, daß das Internet unter Ausschluß von Frauen entstanden ist und seine Anwendungsmöglichkeiten weitgehend von Männern bestimmt wurden. Beweise für die damit gegebenen neuen Formen des Sexismus, der Verstärkung der Diskriminierung von Frauen und der Abwertung ihrer Lebensäußerungen und Erfahrungsorte gibt es genug. Überzogen hat eine Beobachterin von virtueller Gewalt und Cyberpornographie formuliert: „Man kann behaupten, daß ‚CD-ROM' fast ein Synonym für Computerpornos ist." (Gerstendörfer 1994: 21)

Die anderen dagegen beschreiben begeistert ihre Erfahrungen mit dem Internet, verweisen auf die damit gegebenen Möglichkeiten, neue kommunikative Netzwerke zwischen Frauen zu etablieren, neue Koalitionen zu schaffen und massenmedial unterdrückte Informationen zu verbreiten.[1] Der Name des amerikanisches Frauennetzes „Virtual

[1] Vgl. dazu beispielhaft das Hauptreferat von Karin Spaink bei der Konferenz ãWomen & Media in the NinetiesÒ am 17-18. November 1995 in Nijmegen, veranstaltet von der Kommission Women's Studies Netherlands und Northrhine-Westfalia (Tagungsbericht in Vorbereitung).

Sisterhood“ macht deutlich, worum es geht: Um die Eroberung eines eigenen Frauenraums im Cyberspace, um die Schaffung eines Weiberspace. Die Befürworterinnen führen immer wieder *ein* Beispiel ins Feld: ZaMir, ein Computernetz, daß via Bielefeld Städte in Ex-Jugoslawien miteinander in Kontakt brachte und mitten im Krieg eine Verbindung „Für den Frieden“ schaffte. Für die Frauen in den von jeglichen Informationen abgeschnittenen Städten bot ZaMir die Möglichkeit zum Erfahrungs- und Wissensaustausch und zur gegenseitigen Unterstützung.[2]

Ich halte alle bisher vorgebrachten Argumente in der polarisierten Debatte um die Teilnahme der Frauen am Internet und an anderen multimedialen Entwicklungen für bedenkenswert, aber auch für noch unausgereift. So will und kann ich mich nicht auf die eine oder andere Seite schlagen. Mein Ziel ist es vielmehr, in meinem Beitrag Anstöße zu geben, um die Frage präziser stellen zu können, um die es in der Auseinandersetzung geht: ob denn nun die neuen technischen Möglichkeiten die gesellschaftliche Geschlechterungleichheit verfestigen oder aufweichen werden. Dabei betone ich – dem Zeitgeist zum Trotz – die Vergangenheitsbindung der neuen Informations- und Kommunikationstechnologien und zeige die gesellschaftliche Tradition auf, in der die unter dem Schlagwort Multimedia zusammengefaßten Entwicklungen auch stehen. *Multimedia sehe ich als neue Stufe in jenem gesellschaftlichen und das Geschlechterverhältnis zentral berührenden Prozeß, in dem sich Öffentlichkeit immer deutlicher privatisiert. Als ein Motor und ein Mittel dieser mobilen Privatisierung des Menschen ist Technologieentwicklung, Technologieanwendung und -aneignung mit dem Geschlecht verwoben.*

Im folgenden werde ich
1. über Multimedia und die Privatisierung der Öffentlichkeit nachdenken,
2. exemplarisch danach fragen, was passiert, wenn Männer im Heim arbeiten,
3. einige Zwischengedanken zum Verhältnis von Technologien und Konsumpraxen vorstellen, und schließlich
4. das Konzept der „gendered technologies“ skizzieren.

1. Multimedia und die Privatisierung der Öffentlichkeit

1974, also technologisch gesehen in jener grauen Vorzeit, in der die Mainframes noch ganze Räume füllten und mit Lochkarten gefüttert wurden, veröffentlichte der englische Kultursoziologe Raymond Williams ein Buch über das Fernsehen. Aber obwohl das Kernstück Multimedias, der PC, noch nicht einmal entwickelt war, schrieb Williams schon damals über das interaktive Fernsehen. Auch das Videofon, Videokonferenzen, Video-on-demand, Electronic Mail, Telekonferenzen und strukturierte Lernprogramme sind keine Erfindungen der 90er Jahre (vgl. Dutton 1995). Bewahrt der Blick in den Rückspiegel generell vor mancher Fehleinschätzung, so gilt das insbesondere, wenn über die sozialen Anwendungen und die gesellschaftlichen Auswirkungen technologischer Entwicklungen nachgedacht wird. Wer auf der Info-Highway nur geradeaus stiert übersieht so manches.

Raymond Williams (1974: 26) hat die gesellschaftlichen Veränderungen, die mit der Verbreitung von Rundfunk, Auto, Telefon, Fotoapparaten und elektrischen Haushaltsgeräten in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts Hand in Hand gingen, als mobile Privatisierung („mobile privatization“) bezeichnet. Er sprach damit zwei auf den ersten Blick widersprüchliche, aber bei genauerem Hinsehen eng miteinander verwobene Tendenzen der städtischen Lebensweise an: auf der einen Seite erhöhte sich die Mobilität der Menschen und

[2] Meines Wissens hat aber auch noch niemand sich die MŸhe gemacht, zu untersuchen, welche Informationen und GerŸchte Ÿber ZaMir, welche durch die internationale Presse und welche durch die kriegfŸhrenden Parteien verbreitet wurden und wie der jeweilige Wahrheitsgehalt sich aus heutiger Perspektive darstellt.

vergrößerte sich ihre Anteilnahme am Weltgeschehen, auf der anderen Seite zogen sie sich immer mehr in ein scheinbar selbstgenügsames, vermeintlich autarkes familiäres Heim zurück.

Telefon, Auto, Radio, später auch das Fernsehen brachten die Öffentlichkeit nicht zum Verschwinden, sondern privatisierten sie, indem sie den Konsum in die häusliche Sphäre verlagerten und so die Bedeutung des außerhäuslichen Raums verringerten. Unvermittelte, spontane Kommunikation und direkte soziale Kontakte wurden zunehmend durch vermittelte und indirekte Kommunikationsformen, also durch Massenkommunikation ersetzt. Während sich die KonsumentInnen aber in die Privatsphäre zurückzogen, die Wohnungs- oder Autotür hinter sich und vor den Blicken anderer verschlossen, ermöglichten die neuen Technologien es zugleich, die Welt ins Haus zu holen. Insbesondere die Massenmedien funktionieren wie das einseitig verspiegelte Fenster in der Psychologenpraxis oder im Polizeipräsidium – nur anders herum. Von außen kann niemand ungebeten herein schauen, aber von innen können die NutzerInnen hinaus sehen, ferne Orte besichtigen und bei fremden Menschen zu Gast sein. Nicht das Internet, sondern Radio, später das Fernsehen brachten den Menschen zuerst eine virtuelle Realität ins Haus, schufen den Cyberspace.

Multimedia, deren Kernstück die interaktive Integration von Bildern, Texten und Tönen ist, stellt sich dann nicht als etwas gänzlich Neues, als Bruch mit der massenmedialen Vergangenheit, sondern als eine neue Stufe in jenem Prozeß dar, der uns gleichzeitig zu Privatmenschen und Kosmopoliten macht, der uns zugleich isoliert und mit der ganzen Welt verbindet, der Lebensweisen ausdifferenziert und individualisiert und dennoch in eine einheitliche Norm bringt. Statt am einseitig verspiegelten Fenster zu stehen, das nur einen begrenzten Blick auf die Welt freigibt, vervielfältigen sich die Bilder, gewähren ebenso Wahlfreiheit wie sie zum Auswählen nötigen. Multimedia verwandelt jede einzelne Wand in einen großflächigen Spiegel, wenn wir das wollen.

Neue Wortgetüme deuten die Veränderungen an und verraten zugleich die Kontinuitäten: Wir schwimmen nicht mehr mit dem Strom, sondern surfen durch die Informations- und Bilderflut, wir fahren nicht mehr auf der Landstraße, sondern brettern über die Datenautobahn. „A world of information at your fingertips," verspricht ein führender Datenbankanbieter (ESA-IRS) und benennt damit den Kern privatisierter Öffentlichkeit: Der tippende Finger auf der Tastatur holt die Welt in die Privatsphäre – genau wie früher der Druck auf die Ein-, Um- und Ausschaltknöpfe oder das Betätigen der Wählscheibe. Mag diese Welt sich auch bunter, vielfältiger, schneller und lauter geben, mag sie Individual- und Massenkommunikation auf neue Weise zusammenbringen und neue Mischformen schaffen, so steht sie dennoch *auch* in einer Kontinuität mit gesellschaftlichen Entwicklungen, die für uns längst alltäglich und vertraut geworden sind, wenn wir sie auch nach wie vor nur unzulänglich begreifen und verstehen.

Die mobile Privatisierung der Menschen traf und trifft Männer anders als Frauen. Das scheinbar selbstgenügsame familiäre Heim wurde zum Ort der – zunehmend medial verbrachten – Freizeit für Männer und blieb zugleich ein Arbeitsplatz für Frauen, unabhängig davon, ob diese nun erwerbstätig waren oder nicht. Haus und Familie war die Frauen zugeschriebene Wirkungssphäre, in ihren Händen lag die familiäre Reproduktion und die Verantwortung für den familiären Konsum – und liegt sie weitgehend noch. Wenn Frauen ihren Alltag beschreiben, dann fehlt bis heute zumeist die scharfe Trennung zwischen Arbeitsplatz und Heim, zwischen Beruf und Freizeit, zwischen Öffentlichkeit und Privatsphäre, zwischen außen und innen – Trennungen, die für das Selbstkonzept der bürgerlichen Gesellschaft allgemein und für das Alltagsverständnis von Männern insbesondere grundlegend sind (vgl. z.B. Morley 1986; Silverstone 1994: 52-77).

Multimedia mischt nun die Karten neu und verspricht verbesserte Spielregeln, die die Gewinnchancen für Frauen im Streit darum, wer die privaten Reproduktionsaufgaben

übernimmt, erhöhen könnten. Die Möglichkeiten von Teleshopping, Telebanking, Telelearning und Telearbeit stellen alte und zum Teil hart erkämpfte Strukturierungen im männlichen Lebenszusammenhang in Frage. Die selbstverständlichen und für die Gestaltung des Lebens grundlegenden Unterscheidungen zwischen Alltag und Wochenende, Arbeitszeit und Freizeit, Arbeitsplatz und Heim verschwimmen zusehends. Der Computer, jene Maschine, die für die Werkstätten und die Arbeitsplätze entwickelt wurde, soll schon bald auch alle elektrischen Geräte im Haushalt steuern und überwachen. So kommt die Arbeitswelt ins Haus. Wird dann das in die „Männerwelt Beruf“ und „Frauenwelt Familie“ halbierte Leben (Beck-Gernsheim 1980) auf technischem Wege wieder zum organischen Ganzen? Gibt es die High Tech-Lösung für die Sehnsucht nach der Einheit von Arbeiten und Privatleben, wie es die Wortschöpfungen vom „global village“ und „digitalem Dorfbrunnen“ verheißen? Und werden in dieser „virtuellen Realität“, um bei der Metapher zu bleiben, die Männer das lebenspendende Wasser aus dem Brunnen schöpfen und auf dem Kopf nach Hause tragen? Werden sie sich in der Multimedia-Zukunft dank ihrer Kompetenz am Computer und aufgrund ihrer weitgehenden Monopolstellung in den Netzen an den Reproduktionsaufgaben beteiligen, einkaufen, die Waschmaschine bedienen, Kinokarten bestellen, Babysitter organisieren, mit den Kindern Schulaufgaben machen und spielen? Gehört dann nicht nur samstags, sondern jeden Tag der Papi „uns“? Multimedia und Telearbeit als Revolutionäre der Geschlechterbeziehungen?

2. Männer arbeiten im Heim: Lehren aus Vergangenheit und Zukunft

Exemplarisch will ich die Tragfähigkeit solcher Gedanken an einer in diesem Zusammenhang zentralen Frage testen: Was bedeutet es, wenn nun auch für die Männer das Heim zum Arbeitsplatz wird? Möglichen Antworten auf die Frage nach den Folgen der Teleheimarbeit von Männern versuche ich mit Blick auf die Vergangenheit und im Rückgriff auf vorliegende Zukunftsszenarien näher zu kommen.

In der Vergangenheit stoße ich zunächst auf einen Heimarbeiter, der mit der Welt draußen überaus erfolgreich kommuniziert hat, nicht mit Hilfe des Computers und eines Bildschirms und via Datennetzen, sondern vor allem mit Papier und Feder. Ein Heimarbeiter und Vater. Seine älteste Tochter erinnert sich: „Er war anders als andere Väter. Dies wußten wir früh, denn wir waren nicht dumm und konnten vergleichen. Andere Väter frühstückten mit der Familie, gingen ins Geschäft, ins Büro, in die Fabrik. Den unseren sahen wir erst beim Mittagessen. Inzwischen war er nirgends hingegangen – höchstens spazieren. Er arbeitete im Arbeitszimmer… Das Arbeitszimmer war heilig, – ein Raum, den man nur betrat, wenn man eingeladen wurde… Auch, daß er so fleißig war, machte uns Eindruck. Niemand zwang ihn dazu, er hatte keinen Vorgesetzten, auffallender Weise *wollte* er fleißig sein; er *mußte*, offenbar und von innen heraus, immerzu schreiben oder – mindestens – nachdenken. Deshalb war er oft zerstreut und konnte sich um uns nicht viel kümmern. Wenn er schrieb oder nachdachte, brauchte er Ruhe, und wir hatten leise zu sein. Wenn wir das vergaßen, wurde er fuchsteufelswild. Sonst nie.“ (Mann 1988: 7)

Von heute aus gesehen erscheint das Familienleben des „Zauberers“, wie seine Kinder Thomas Mann nannten, trotz selbständiger, frei einteilbarer Heimarbeit weder verzaubert noch zauberhaft. Katia Mann, eine Enkelin der Frauenrechtlerin Hedwig Dohm, studierte bei Röntgen Experimentalphysik, als sie Thomas Mann kennenlernte. Nach der Heirat und nach der Geburt der ersten Kinder brach sie das Studium ab. Die Frau hinter dem berühmten Schriftsteller, das „Mielein“, kümmerte sich um all die Alltagsgeschäfte, die Thomas Mann vom Denken abgehalten hätten. Sie leitete den großen Haushalt, bereitete die zahlreichen Gesellschaften vor und bewirtete die vielen Gäste im Hause Mann und bewies damit jene organisatorische Kompetenz, die der zerstreute Romancier nicht besaß. Katia Mann war es,

die die sechs Kinder des Ehepaares daran hinderte, das Arbeitszimmer des Vaters zu stürmen oder seine Mittagsruhe mit kindlichen Sorgen zu stören. Vor allem Golo und Klaus Mann fanden in die Geschichte und die Lexika Eingang – als Söhne Thomas Mann, wie in anderen Familien versorgt und erzogen von der Mutter.

Thomas Mann wünschte sich als erstes Kind einen Jungen, einen Stammhalter. Ein Mädchen sei doch nichts Ernsthaftes, beantwortete er die Frage der Frauenrechtlerin Hedwig Dohm, der Großmutter Katia Manns. Auch diese war nach ihrem eigenen Bekunden „immer verärgert", wenn sie ein Mädchen bekam (Mann 1974: 29). Erika Mann, das älteste Kind des Ehepaars Mann, hätte also eigentlich ein Junge werden sollen. Erika Mann hat uns jene Erinnerung an den Heimarbeiter und Familienvater Thomas Mann vermacht, aus der unverhohlen die Bewunderung für den im Haus arbeitenden und doch immer fernen Vater spricht. Sie war eine der „neuen Frauen" der 20er Jahre. Sie rauchte, fuhr Auto, gründete ihr eigenes Kabarett, schrieb und redete später in der Emigration über Nazideutschland und war als Auslandkorrespondentin im 2. Weltkrieg akkreditiert. Erika Mann verbrachte die letzten 20 Jahre ihres Lebens als „die zweite Hand" Thomas Manns und als Nachlaßverwalterin der Werke ihres Bruders Klaus und ihres Vaters. Knappes Fazit des Blicks in die Vergangenheit: Dieser Heimarbeiter hat die Geschlechterverhältnisse jedenfalls nicht verändert.

Versuchen wir es also mit einem Blick in die Zukunft. Unweigerlich scheint die Beschäftigung mit den neuen Informations- und Kommunikationstechnologien die Phantasie anzuregen und Zukunftsvisionen hervorzubringen. Das folgende Szenario, aus dem ich einige Ausschnitte vorlesen möchte, wurde 1995 vom Institut für Zukunftsstudien und Technologiebewertung in Berlin für das Büro für Technikfolgen-Abschätzung beim Deutschen Bundestag erstellt (Gaßner/Kuom/Schulz 1995: 54-67; vgl. auch Schulz/Staiger 1993: 131-140). Es ist Teil eines Gutachtens mit dem vielversprechenden Titel „Multimedia im Privathaushalt. Grundlagen, Chancen, Herausforderungen". Begeben wir uns also auf die Reise in „Das multimediale Zuhause der Familie P.", lassen wir uns auf die „‚Momentaufnahme' im Jahre 2015" ein und begleiten wir die Eltern Mirko und Susanne P., die mit ihren beiden Kindern seit zwei Jahren ein „Häuschen im Grünen haben", in ihrem Alltag.

„Da beide berufstätig sind, hatten sie sich von der zeitweisen Beaufsichtigung ihrer beiden Kinder über das Vidifon große Vorteile erhofft. Als jedoch die Kinder bereits nach kurzer Zeit zahlreiche Schlupfwinkel in der Wohnung gefunden hatten, die von keinem der drei Apparate einsehbar sind, suchten sie sich doch wieder eine Studentin als Babysitterin. Gut bewährt hat sich hingegen der sogenannte ‚Elternruf'. Durch einen einzigen Knopfdruck am Telegerät zu Hause wird umgehend eine Vidifonverbindung mit dem Multihandy hergestellt, das einer der beiden Eltern immer dabei hat. So konnte Mirko seinem siebenjährigen Sohn Kevin erst letzte Woche die richtigen Anweisungen geben, als die Regeleinrichtung der Raumklimasteuerung im Kinderzimmer ausgefallen und die Zimmertemperatur innerhalb kurzer Zeit auf über 30 Grad angestiegen war. Das Nesthäkchen Nadja hatte nämlich das Zimmer partout nicht ohne ihre vielen Kuscheltiere verlassen wollen. Unter Mirkos Anleitung konnte Kevin die richtige Sicherung auslösen und somit den Wärmerückgewinnungsgenerator abschalten…

Mirko hat früher nicht in einem Work-Center sondern zu Hause gearbeitet. Damals ging er nach dem Frühstück im Familienkreis allein in sein Arbeitszimmer, das sich in einem kleinen Gartenhäuschen auf ihrem Grundstück befindet. Die räumliche Distanz zwischen Wohnhaus und Arbeitsraum war ihm damals sehr wichtig, da dies für ihn eine wichtige Voraussetzung für die Trennung von Arbeit und Freizeit darstellt. Trotzdem war er bei Bedarf immer für die Kinder ansprechbar. Der Streß in seiner jetzigen Tätigkeit läßt jedoch die Kinderbetreuung ‚nebenbei' nicht mehr zu…

Wenn er am frühen Nachmittag wieder nach Hause kommt, ist er meist vor Susanne da, während Kevin und Nadja noch auf dem Spielplatz oder im Garten sind. Mirko setzt sich dann erst einmal in aller Ruhe vor das Telegerät und schaut Nachrichten… Nach den News (…) entscheidet sich Mirko für seine Lieblings-Comedy-Serie. Zur Einführung läßt er sich noch einmal die Gags und Highlights der letztwöchigen Folgen in einer fünfminütigen Kurzfassung vorspielen. Danach beginnt die neue Folge. Gerade als es spannend wird, kommt Nadja laut heulend zur Tür herein. Seufzend drückt Mirko auf die Stopptaste der Fernbedienung, um seine Tochter trösten zu können. Fünf Minuten später sitzt er wieder vor dem Fernseher, spult die Folge um eine Sequenz zurück, um den Anschluß nicht zu verlieren und lehnt sich wieder zufrieden in seinen Sessel zurück..." (Gaßner/Kuom/Schulz 1995: 54-58)

Das ist, leicht gekürzt, was das Szenario über Mirko und seine familiäre Rolle Preis gibt. Als ich es das las, versetzten mich vor allem die Kinder aus dem Jahre 2015 in Erstaunen, die sich so ordentlich und vernünftig verhalten und den Tagesablauf der Eltern so gar nicht stören. Anders als Thomas Mann braucht Mirko nicht einmal fuchsteufelswild zu werden, um Ruhe zu haben. Ich frage mich, welche multimediale Entwicklung dafür verantwortlich ist, daß die Kinder der Zukunft sich so rücksichtsvoll, lautlos und unbemerkt in den Garten oder auf den Spielplatz verziehen, damit ihre Eltern sich nach getaner Arbeit vor dem Telegerät ausruhen können? Welche digitale Technologie wohl bewirken mag, daß laut heulende Kinder sich von den Eltern in Windeseile trösten lassen, um dann gleich wieder – wohin auch immer – zu verschwinden? Einmal abgesehen davon, daß diese Kinder gegen die Verlockungen des Fernsehens immun zu sein scheinen: Gibt es im Jahre 2015 kein Bedürfnis nach elterlicher Zuwendung, kein Mitteilungsverlangen der Kinder, kein Buhlen um Aufmerksamkeit? Und wie steht es mit Schulaufgaben, die besprochen werden müssen, Problemen, die zu lösen sind, und den elterlichen Chauffeurdiensten zur Musikschule, zum Schwimmen und zum Turnverein? Muß im Jahr 2015 keine Hausarbeit verrichtet, kein Essen vorbereitet, keine Wäsche gewaschen, kein Einkauf getätigt, nichts sauber gemacht werden, müssen keine Sozialkontakte gepflegt werden?

Vermutlich schon! Allerdings scheint es den KonstrukteurInnen dieses und anderer Zukunftsszenarien sehr schwer zu fallen, sich den „neuen Mann", den aktiven Vater des Jahres 2015 bei solchen Verrichtungen vorzustellen. Bei genauem Hinsehen ist denn auch gar nichts neu an den prognostizierten Geschlechterbeziehungen der Zukunft. Frau P. arbeitet zwar, scheint aber von mütterlichen Schuldgefühlen nicht geplagt zu werden. Ihre Beziehung zu den Kindern ist es nicht einmal der Erwähnung wert, womit zugleich die Chance vertan wird, sie zu reflektieren. Die Gretchenfrage berufstätiger Eltern: „Wer betreut die Kinder?" wird dessen ungeachtet ganz konventionell entschieden: Eine Studentin löst diese Aufgabe. Frauen als Babysitter, Tagesmütter, Au Pairs, Putzhilfen – alltägliche Notlösung für Berufstätige im Konflikt zwischen Familienaufgaben und Erwerbsarbeit – das ist alles andere als Zukunftsmusik.

Der Mann als Heimarbeiter arbeitet dort gar nicht, sondern besitzt dafür sein eigenes Gartenhäuschen. Jedoch ist selbst diese Lösung nicht von Dauer. Der „berufliche Streß" verhindert Mirkos längerfristige Betreuung der Kinder. Auch im Jahre 2015 scheint als kontinuierliche Bezugsperson für den Nachwuchs kein Vater in Sicht. Eher noch wird das Vidifon perfektioniert, damit die Kinder fürderhin in der Wohnung keine Schlupfwinkel mehr finden. Dank dieses technischen Geräts darf Mirko aber schon jetzt in unserer Geschichte die Rolle einnehmen, die Männer anscheinend besonders liegt: Er darf Anweisungen erteilen und anleiten. Wer sonst außer den technikkompetenten Männern wäre imstande ein so futuristisches Gerät wie den Wärmerückgewinnungsgenerator zu bedienen, geschweige denn zu reparieren? So ist es wohl kein Zufall, daß ausgerechnet Mirko das Multihandy dabei hat, als die Regeleinrichtung der Raumklimasteuerung im Kinderzimmer ausfällt. Und sicher ist es

auch kein Zufall, daß das Ehepaar zwei Kinder hat, einen 7 Jahre alten Stammhalter und ein zeit- und alters-, aber keineswegs geschlechtsloses Nesthäkchen. So erfüllt sich hier der uralte Wunsch nach einem Erstgeborenen und Stammhalter, der Thomas Manns versagt blieb. Im Verein mit seinem Sohn kann Mirko P. jedenfalls das technische Problem lösen. Dank der Männer im Haus darf Nadja bei ihren Kuscheltieren bleiben, bis sie mit ihrem lauten Weinen den Vater beim Fernsehen stört.

All das klingt eher wie ein Märchen aus der „guten“ alten Zeit der 50er Jahre, etwas aufgepeppt und verfremdet, aber in der Substanz vollständig intakt. Fazit des Blicks in die Zukunft: Nicht nur scheint die Geschlechterpolarität im Jahr 2015 noch völlig in Ordnung zu sein, hinter den Work-Centers, Vidifonen, Teleberatern und Messageboxen lugt darüber hinaus die heile Familie hervor, wenn auch ein Teil der Mütter nun arbeiten darf – dank der unterbezahlten Arbeit anderer Frauen.

Auch ein Zukunftsszenario entwerfen die Filme *Terminator 1* und *2* mit Arnold Schwarzenegger. Auf den ersten Blick zeichnen sie eine deprimierende, düstere Zukunft. Nur ein Jahrzehnt liegt zwischen der Momentaufnahme aus dem Alltag der schmucken, wenn auch etwas braven, Familie P. und dem erbarmungslosen Kampf zwischen Maschine und Mensch im *Terminator*, in dem es ums nackte Überleben geht. Was auf den ersten Blick wie eine recht gewalttätige Horrorvision aussieht, erweist sich in der Geschlechterfrage jedoch als erheblich einfallsreicher als das Zukunftsszenario der Zukunftsforschung. Die *Terminator*filme experimentieren damit, was Weiblichkeit und Männlichkeit, Mutterschaft und Vaterschaft bedeuten könnte. In einer der bemerkenswertesten Szenen in *Terminator 2* reflektiert Sarah O‘Connor darüber, daß der Cyborg mit seiner bedingungslosen, weil fest einprogrammierten Loyalität zu ihrem Sohn ein weitaus zuverlässigerer Vater ist, als es je ein Mann war. Cyborgs, so eine mögliche Lesart des Films, sind Männern überlegen, aber nicht den Frauen.[3]

Science-Fiction-Autoren und Autorinnen, so hat eine der besten unter ihnen, Ursula K. Le Guin (1983), im Vorwort zu „The Left Hand of Darkness“, – ihrer androgynen Gesellschaftsphantasie – ausgeführt, reden nicht von der Zukunft, machen keine Vorhersagen. „Alles was sie versuchen, ist, Dir zu erzählen, was sie sind, und was Du bist – was passiert – wie ist das Wetter heute, in diesem Moment, der Regen, das Sonnenlicht, sieh hin!“[4] Auch wissenschaftlich verbrämte Zukunftsvisionen treffen immer Aussagen über und für die Gegenwart.

So gesehen ist es nicht verwunderlich, daß die Situation bei Familie P. erhebliche Ähnlichkeiten mit den mit Teleheimarbeit bisher gewonnenen Erfahrungen aufweist. Die in Deutschland durchgeführten Pilotprojekte kamen übereinstimmend zu dem Ergebnis, daß Teleheimarbeit für Frauen in der Regel die Probleme der Doppelbelastung durch Familie und Beruf verstärkt und zu einer deutlich höheren physischen und psychischen Belastung führt (vgl. Schulz/Staiger 1993: 188). Die italienische Europaabgeordnete Luciana Castellina hat die aus der Teleheimarbeit für Frauen erwachsenden Probleme in einer Frage festgehalten: „Aber ist es gut für Frauen, mit einer Hand den PC zu bedienen, mit der anderen die Suppe zu kochen und mit den Füßen das Kind daran zu hindern, den Finger in die Steckdose zu halten – und den ganzen Tag in der Obsession zu sein, keine Pause zwischen Arbeit und Leben zu haben?“ (zit. nach Roether 1996: 7)

Für Männer dagegen verstärkt sich die Doppelbelastung in der Regel nicht. Teleheimarbeit, so belegt eine Studie aus England, hat für Männer und Frauen sehr

---

[3] Eine ausfŸhrliche WŸrdigung der Filme kann ich an dieser Stelle nicht vornehmen. Die Vielfalt der mšglichen Lesarten wird jedoch in einer Kontroverse Ÿber die Angemessenheit der Tiefenhermeneutik bei der Interpretation von *Terminator 2* in der Zeitschrift *medien praktisch* deutlich (vgl. Kšnig 1995, 1994a, 1994b, 1994c, 1994d; Mikos 1995; Winter 1996).

[4] †bersetzungen aus dem Englischen stammen von mir - E.K..

unterschiedliche Konsequenzen. Der Autor, Roger Silverstone (1995: 70), schreibt: „Der männliche Telearbeiter kann das Büro nach Hause bringen, ohne daß dies signifikante Auswirkungen auf seinen Gesamtbeitrag zum alltäglichen Leben des Haushalts hat. Die Tatsache, daß er nun den größten Teil des Tages zu Hause ist, trägt (selbst dann, wenn seine Frau außerhalb arbeitet) nicht notwendig dazu bei, einen ‚neuen Mann' hervorzubringen. Die Milch bleibt auf der Eingangstreppe bis seine Frau vom Büro nach Hause kommt. Und seine Beziehung zur Mikrowelle erschöpft sich vermutlich in einigen ungenießbaren Experimenten." Das muß nicht zwingend so sein, aber in vielen Fällen scheint es so zu sein: Die Heimarbeit – ob Tele oder nicht spielt dabei gar keine Rolle – berührt die bestehende Rollenverteilung kaum. Vielmehr bestimmt die existierende Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern, welche Formen Teleheimarbeit annimmt und welche Auswirkungen sie hat.[5]

3. Technologien und Konsumpraxen (Zwischengedanken)

Roger Silverstone sieht die Ergebnisse der Studie als eine Bestätigung seiner zentralen These an: Die gegenwärtigen technologischen Entwicklungen, wie bahnbrechend sie auch erscheinen mögen, werden keine soziale und kulturelle Revolution bewirken. Technologien entfalten vielmehr ihre Wirkung im Rahmen der Konsumpraxis der Haushalte und Familien, die die Technologien aneignen, anwenden und in diesem Prozeß auch konvertieren, d.h. im Rahmen ihrer Lebensweise eigenwillig nutzen. Die Konsumenten und Konsumentinnen von technologischen Konsumgütern entdecken regelmäßig Verwendungsformen, die jenseits der ursprünglichen Vermarktungsstrategien liegen (vgl. Wetzstein 1995). Hörning (1988) hat diesen Prozeß als „semiotische Transformation" bezeichnet. So wurde beispielsweise der CD-Spieler ursprünglich mit seinem guten Klang angepriesen. In der Tat kaufte ein befreundeter Musiker und Komponist einen der ersten CD-Spieler zu einem heute unglaublichen Preis, um Aufnahmen in Konzertqualität hören zu können. Die Mehrzahl der CD-Spieler wurde aber wohl aus einem anderen Grund angeschafft: weil es eine praktische Technologie ist, besser zu handhaben, leichter zu bedienen, unempfindlicher und benutzerfreundlicher als der Plattenspieler. Diese eigenwillige Nutzung von Technologien in den Privathaushalten ist ein Grund dafür, warum es in der Einführung von Technologien immer wieder zu gravierenden Fehleinschätzungen kommt – auch BTX und Mobilfunk liefern dafür Anschauungsmaterial.

Alle Technologien, die den Prozeß der mobilen Privatisierung mit anschoben und weiter vorantrieben, mußten vom Konsumenten und den für den Konsum zuständigen Privathaushalten zunächst angeeignet, in Gebrauch genommen werden. Weigerten sich die potentiellen RezipientInnen einer technischen Neuerung dafür Geld auszugeben, lehnten die potentiellen Käuferinnen die Innovation ab, dann blieb diese wirkungs- und folgenlos. So geschehen mit dem praktischen „Fernsehofen" in den 50er Jahren, der sichern sollte, daß trotz erhöhtem Fernsehkonsum die Hausfrau ihre familiären Pflichten nicht vergaß (vgl. Spigel 1992). Unten der Braten, oben das Bild – keine schlechte Idee, aber von den Konsumentinnen abgelehnt. Ein gegenläufiges Beispiel liefert das Fernsehen. Gegenüber dem Kino war es eine minderwertige Technologie und blieb vor allem in den Anfangsjahren der Flimmerkiste hinter dessen visuellen Qualitäten weit zurück (vgl. Williams 1974: 28-29). Aber trotz Schwarzweißbildern und kleinem Bildschirm wurde das Fernsehen breit akzeptiert. Die angenommenen sozialen Vorteile, vor allem die Möglichkeit, es in die privatisierten familiären Beziehungen und individualisierten Freizeitaktivitäten einzubinden, wogen

[5] Dabei ist die quantitative Bedeutung von Teleheimarbeit in der Vergangenheit weit ŸberschŠtzt worden. ãAuch fŸr Deutschland wurde bereits anfangs der 80er Jahre vielfach eine weite Verbreitung von TeleheimarbeitsplŠtzen vorhergesagt. TatsŠchlich waren es 1990 hšchstens 2000.Ò (Ga§ner/Kuom/Schulz 1995: 34) Andere SchŠtzungen sprechen von heute 30.000 bis maximal 150.000 neu geschaffenen ArbeitsplŠtzen (vgl. Roether 1996: 7).s

offenbar seine unmittelbaren technischen Defizite auf. Das Fernsehen wurde nicht zum „Pantoffelkino“ – als solches hätte es vermutlich wenig Chancen gehabt –, sondern wurde im Prozeß der Nutzung und Aneignung zu einem ganz anderen Medium als der Film. Das bedeutet: „Minderwertige“ technologische Entwicklungen haben eine Chance, sich durchzusetzen, wenn die Konsumenten und Konsumentinnen sie akzeptieren, also als neue Möglichkeit der Freizeitgestaltung und als Erweiterung ihres Handlungs- und Interaktionsraums entdecken.

Beide Beispiele demonstrieren den engen Zusammenhang von sozialen und technologischen Beziehungen, von gesellschaftlichen und technischen Entwicklungen. Technologieaneignung und Technologieanwendung ist in den privaten Haushalten immer doppelt bestimmt: Einerseits beinhalten sie die Domestizierung von Technologien und Diensten durch die Nutzer und Verbraucherinnen. Andererseits dienen die technischen Konsumgüter dazu, zu zeigen, was und wer man ist, d.h. sie werden zum Mittel des Individuums und der sozialen Gruppen, um Identitätsfragen zu bearbeiten. Deshalb sind Entwicklung, Nutzung und Wirkung neuer Technologien ohne die Berücksichtigung der in der Gesellschaft wirkenden sozialen Beziehungen und gesellschaftlichen Macht- und Dominanzverhältnisse nicht wirklich zu begreifen.

All das verweist auch auf die Bedeutung des Geschlechts im Prozeß der Aneignung und Anwendung von Technologien. Geschlecht ist ein grundlegendes Strukturmerkmal gesellschaftlicher Institutionen und vielleicht *das* wesentlichste Identitätsmerkmal der Individuen. Die amerikanische Wisenchaftlerin Cynthia Cockburn (1992: 32) hat vor diesem Hintergrund ausgeführt, „daß die sich in der Technologieaneignung ausdrückenden sozialen Beziehungen Geschlechterbeziehungen sind, daß Technologie in die geschlechtlichen Identitäten eingeht, und (…) daß Technologie selbst ohne Bezugnahme auf das Geschlecht nicht wirklich verstanden werden kann.“

Unter einer geschlechtsspezifischen Beobachtungsperspektive stellen sich prinzipiell drei Fragen im Zusammenhang mit technologischen Entwicklungen:

– Erstens, wie drückt sich das gesellschaftliche Geschlechterverhältnis – ein Macht- und Herrschaftsverhältnis – in den Technologien aus?
– Zweitens, wie gehen Männer und Frauen mit Technologien um, welche Bedeutung erlangen diese im geschlechterdifferent gelebten und erlebten Alltag?
– Und drittens, wie üben Menschen in der Aneignung von Technologien jeweils ihr Geschlechtszugehörigkeit aus?

Diese drei Fragen umreißen die unter dem Stichwort „gendered technologies“ – zunächst vor allem im Rahmen des britischen Cultural Studies Ansatzes – geführte Debatte.

4. „Gendered technologies“

Das Radio wurde als technisches Spielzeug für den Mann und den männlichen Heranwachsenden eingeführt, die daran herumbasteln konnten, technische Kompetenz in der Beherrschung des noch unausgereiften Massenmediums beweisen durften (vgl. zur Entwicklung des Radios Boddy 1994; Moores 1993: 70-116). Ganz ähnlich verlief auch die Markteinführung des Videorecorders, des CD-Spielers und des Computers. Wie heute das Internet war Radio in den zwanziger Jahren zunächst vor allem ein Hobby für einige überwiegend gut gebildete und vorwiegend junge männliche Konsumenten.[6]

[6] Der Computer ist vom technischen Spielzeug zum Massenmedium herangereift. Aber auch heute gibt es noch die Freaks, die TŸftler und Bastler an der Hardware, die Programmierer ihrer eigenen Software neben einer Mehrzahl der Nutzer und Nutzerinnen, die Ÿberwiegend die Aneignung der Programme beschŠftigt. So finden sich im Serviceteil des ãComputer SpecialÒ 1996 des *Zeit-magazin* (Nr. 11 vom 8.3.1996: 56-58) vor allem Empfehlungen fŸr den Eigenbau des Computers. Die ãGerŠte von der StangeÒ seien demgegenŸber wenig auf die persšnlichen BedŸrfnisse

Entsprechend der Männerdominanz im Produktions- und Entwicklungsprozeß richtet sich die Markteinführung neuer Technologien in der Regel an einen männlichen Konsumenten, bezieht sich auf den männlichen Lebenszusammenhang, die männlichen kommunikativen Interessen und Stile. Barbara Böttger und Barbara Mettler-Meibom (1990) haben beispielsweise vermerkt, daß in den rein ökonomisch motivierten Ideen von Informatisierung Interessen, die sich aus dem alltäglichen Lebensvollzug der Menschen ergeben, nicht zum Ausdruck kommen. Das ist einer der Gründe dafür, warum Frauen die Informationsrevolution anscheinend ziemlich kalt läßt. Warum sollen sie die neuen Informations- und Kommunikationstechnologien anwenden, wenn sie nicht wissen, wozu sie die Informationen gebrauchen können und wie diese ihnen bei der Bewältigung des Lebens helfen. Die Betonung der instrumentellen Funktion neuer Technologien und ihrer Präsentation als technische „Geräte“ sprechen vor allem männliche Phantasien von Macht und Kontrolle an.

Für die Frauen stellte sich das Radio demgegenüber viel ambivalenter dar. Mit seinem noch wenig ansprechenden Äußeren galt es ein häßliches Möbelstück, dessen Antennen die Wohnung verschandelten. Zugleich brachte es Frauen in ihrer „ureigensten“ Wirkungssphäre zum Schweigen, weil die Männer und männlichen Jugenlichen Ruhe benötigten, um die noch schwachen Signale überhaupt empfangen zu können (Moores 1993: 79-80). Eine Anzeige für die „Antennenmatte“, die die häßlichen Kabel verdecken sollte, ein Foto vom Radiolautsprecher, der in einer riesigen Muschel steckt, all dies zeugt von den Anstrengungen der Industrie, auch die Konsumentinnen zu erreichen und über diese ein Familienpublikum zu gewinnen. Das gelang schließlich auch mit der Entwicklung von kleineren Lautsprechern und eines ansprechenderen Designs, mit der größeren Verläßlichkeit der Geräte, ihrer einfacheren Handhabung und mit parallel dazu entworfenen neuen Programmkonzepten und Marketingstrategien. Das Radio bot sich so als Begleiter der Hausfrau an, wie es in einer RTL-Werbund hieß, und wurde von dieser Zielgruppe mehr und mehr akzeptiert.

Die Geschichte des Hörfunks verdeutlicht, daß Massenmedien nicht an sich männlich oder weiblich sind, sondern in die Entwicklung und Einführung neuer Technologien das Geschlechter- und Generationenverhältnis eingeschrieben ist und in der Aneignung von Technologien neu ausgehandelt wird. „(…) ein Stück neu eingeführte technologische Hardware wird zum symbolischen Austragungsort der (in der Regel geschlechtlich unterlegten) Spannungen im Familienkontext,“ so sieht es der britische Medienwissenschaftler Shaun Moores (1993: 80). Dabei findet häufig, wenn auch nicht immer, eine Verstärkung und Bestätigung der asymmetrischen Positionierung von Männern und Frauen in den Familien statt (vgl. die zusammenfassende Darstellung in Frissen 1994).

Die Fernbedienungen von Fernsehen und Video liegen in Deutschland wie auch in anderen Ländern überwiegend in der Hand von Männern (vgl. Röser/Kroll 1995: 36; für den englischsprachigen Raum Dines/Humez 1995). Diese Kontrolle über die Fernbedienung bringt zugleich die familiäre Machtstruktur zum Ausdruck und bestätigt diese. Wer über die Fernbedienung verfügt, kann seine Programminteressen besser und wirkungsvoller durchsetzen, kann autonom und relativ unabhängig entscheiden. Die anderen dagegen müssen ihre Programmvorlieben mit den übrigen Familienmitgliedern absprechen und im Konfliktfall argumentativ verteidigen.

Daß die Kontrolle über die Fernbedienung und damit die Sehentscheidung häufig bei den Männern in der Familie liegt, ist kein Zufall, sondern hängt auch mit der technischen Anlage des Geräte zusammen.[7] Die Fernbedienungen sind oft so nutzerunfreundlich gestaltet,

---

der NutzerInnen zugeschnitten.

7 Die KomplexitŠt der Fernbedienung, an der Frauen aber auch MŠnner scheitern, ist dabei keineswegs intendiert und škonomisch sogar kontraproduktiv. †ber die Gestaltung der Fernbedienung wird deshalb intensiv nachgedacht. Die PopularitŠt von ShowView hat viel damit zu tun, da§ die Programmierung des Videorecorders

daß ein ausgesprochen technisches Interesse zu ihrer umfassenden Beherrschung gehört, das Frauen häufig nicht haben. Bei anderen Geräten, vor allem in der Computertechnologie, ist das noch ausgeprägter. Zumutungen an die BenutzerInnen zählt Clifford Stoll zu jenen technologischen Riten, durch die Outsidern der Zugang zur Welt der Computer versperrt wird. In seinem Bestseller, die „Die Wüste Internet“ (1996: 102) findet sich ein anschauliches Beispiel dafür: "Mein Modem hat Lämpchen, die mit CTS, DTR, CD, RX, TX und AA bezeichnet sind. Nun weiß ich, daß sich dahinter *clear to send, data terminal ready, carrier detect* und Ähnliches verbirgt. Aber ich bin wütend darüber, daß Ingenieure systematisch kryptische Bezeichnungen verwenden, die die Technologie mystifizieren und normalen Menschen den Zugang verwehren. Und überhaupt, wozu *clear to send*? Warum keine Lämpchen mit den Informationen *Computer nicht angeschlossen*, oder *Modem hat Problem*, oder gar *Verbindung ganz ausgezeichnet*?"

Unter den „normalen Menschen" mit beschränktem Zugangsrecht zur Welt der Technologie sind Frauen traditionell gut vertreten. Frauen bekunden häufig ein ausgesprochenes Desinteresse am funktionsunabhängigen Experimentieren mit technischen Spielzeugen. Eine der vorliegenden Studien zum Internet zeigt, daß Frauen die Netze vor allem dann nutzen, wenn es beruflich erforderlich ist, aber weit weniger Zeit als Männer mit der privaten Nutzung, mit Spielen oder dem Chat in Usergroups verbringen.

Traditionell ist der Zugang von Frauen zu Technologieentwicklungen durch ihre familiäre Rolle bestimmt. Wenn RezipientInnen aufgefordert werden, über die Nutzung von Informations- und Kommunikationsmedien nachzudenken, betonen Frauen bis heute deren expressive Funktion als Medium, als Vermittler zwischen Individuum und Umwelt, während Männer die instrumentellen Funktionen und die damit gegebenen Möglichkeiten sozialer Abgrenzung hervorheben (vgl. Livingstone 1992). Frauen bedienen vor allem solche technischen Geräte und eignen sie sich an, die wie der Herd oder die Waschmaschine zur Erfüllung ihrer häuslichen Aufgaben dienen oder wie das Fernsehen oder das Telefon zur familiären Freizeitbeschäftigung und zur Pflege sozialer Kontakte genutzt werden. Solange das Radio ein technisches Spielzeug blieb und das Telefon in erster Linie als Medium zur besseren Bewältigung von Aufgaben in der Erwerbsarbeit galt, interessierten diese Medien Frauen kaum. Erst als das Radio als „Familienmedium“ vermarktet wurde und den Hausfrauen tagsüber Ratschläge für die Bewältigung ihrer Haus- und Familienarbeit vermittelte, wandte sich auch das weibliche Publikum dem neuen Massenmedium zu. Erst als Frauen das Telefon als Mittel entdeckten, soziale und verwandtschaftliche Kontakte auch über räumliche Entfernungen hin aufrechtzuerhalten, nutzten sie die „Strippe“ in größerem Umfang (vgl. Rakow 1986).

Geschlechterdifferente Positionen im Umgang mit technologischen Entwicklungen sind aber nicht geschlechts*spezifisch*, nicht „männlich“ oder „weiblich“. Vielmehr gilt: In der Art und Weise ihrer Aneignung und Auseinandersetzung mit Technologien drücken Menschen ihre Geschlechtszugehörigkeit aus, geben sie sich *als Frauen* oder *als Männer* zu erkennen. In den vorliegenden Untersuchungen zur Computernutzung von Jungen und Mädchen nehmen erstere in der Regel die Position des wissenden Insiders, letztere die des nur bedingt kompetenten Outsiders ein (vgl. Volman 1995; Ritter 1994). Diese Sichtweise hängt nicht vorrangig vom tatsächlichen Können und den im Umgang mit dem Computer gesammelten Erfahrungen ab, sondern ist vor allem das Resultat einer Selbstpositionierung, mit der Heranwachsende sich ihr Geschlecht aneignen, es darstellen und bestätigen. Eine simple Beobachtung zeigt, daß die von Mädchen und Jungen jeweils gewählte Haltung kein Ausdruck eines geschlechtsspezifischen Technikverständnisses ist, sondern in die

---

dabei einem einfachen Prinzip folgt, auch wenn der verwendete Zahlencode immer noch lang und unŸbersichtlich wirkt.

Computertechnologie vielmehr die gesellschaftliche Beziehung zwischen Männern und Frauen eingeschrieben ist.

Die vermeintlich so technisch unverständigen Frauen bedienen problemlos ein relativ kompliziertes technisches Gerät wie eine Waschmaschine, während viele der vermeintlich so technikkompetenten Männer unfähig sind, die Waschmaschine angemessen zu betätigen. Einer Umfrage des Forsa-Instituts von 1996 zufolge, durchgeführt im Auftrag der *Brigitte*, wissen 30% der deutschen Ehemänner nicht, wie eine Waschmaschine „programmiert" wird (*AP*-Meldung vom 5.3.1996). Technikkompetenz ist nicht geschlechtsspezifisch, sondern Menschen agieren in der Aneignung von Technologie *wie eine Frau* oder *wie ein Mann*. Weil Schmutz zu beseitigen und Wäsche zu waschen Frauenarbeit ist, bedienen Frauen die Waschmaschine selbstverständlich, während zahlreiche Männer und insbesondere auch die technikbegeisterten pubertierenden Jungen staunend vor den Wäschebergen und den Schaltern und Knöpfen stehen. Die Fähigkeit oder Unfähigkeit, technische Geräte zu bedienen, hängt also von deren instrumenteller und sozialer Funktion ab, nicht von ihren technischen Eigenschaften. Das Verhalten und die Selbstpositionierung der Geschlechter in bezug auf die Waschmaschine oder den Computer bestätigt die Zuweisung familiärer Aufgaben an die Frauen und ihre Festlegung auf die untergeordneten, ausführenden und sozialen Tätigkeiten im Erwerbsleben. Aus diesem Grund taugt die „Technikskepsis" von Frauen allein nicht als Hoffnungsträgerin technikkontrollierender und technikkritischer Alternativen.

In der historischen Perspektive haben Männer wie Frauen im Rahmen ihrer jeweiligen geschlechtsbezogenen Lebensaufgaben einen angemessenen, auf die Lösung spezifischer Aufgaben bezogenen Umgang mit Technologien erlernt, sich Technologien angeeignet, Technikkompetenz bewiesen. Als der Computer in die Büros einzog, war es keine Frage, ob die Sekretärinnen selbst ohne Einführungskurse die Handhabung des Geräts erlernen könnten, unabhängig davon, daß Frauen zuvor die Fähigkeit zur Computernutzung grundsätzlich abgesprochen wurde. Wird Technikkompetenz jedoch weitergehend als Einsicht in die Funktionsweise von technischen Geräten und als grundlegendes Verständnis von Technologien verstanden, so zeigt sich, daß heute die große Mehrzahl der Menschen, Männer wie Frauen, nicht technikkompetent sind, also beispielsweise nicht in der Lage sind, selbst einfache Störungen an den elektrischen Haushaltsgeräten zu beheben.

Die Geschlechterpolarität gibt einen Rahmen für den Umgang der Menschen mit technologischen Entwicklungen vor, determiniert diesen jedoch nicht. Die Auseinandersetzung mit Technologien und technischen Geräten ist vielmehr ein kontextbezogener, ambivalenter und widersprüchlicher Prozeß, wie eine Studie der englichen Medienwissenschaftlerin Ann Gray (1992, 1987) zum familiären Videokonsum veranschaulicht. Im familiären Interaktionsgefüge weigern sich Männer häufig, ihre Erfahrungen mit dem Videogerät an Frauen weiterzugeben, um ihre Kontrolle und Verfügungsgewalt über Sehentscheidungen nicht zu gefährden. Andererseits verzichten Rezipientinnen aber auch bewußt auf die Aneignung der Fernbedienung, täuschen Inkompetenz vor, um nicht noch eine zusätzliche, weitere familiäre Aufgabe zu erhalten (ebd.). Schließlich machen sich Frauen, die ihre Vorlieben für eine bestimmte Serie in der familiären Rezeptionssituation nicht durchsetzen können, manchmal mit der Nutzung des Videorecorders vertraut, um diese dann später allein oder mit Freundinnen zu verfolgen. Dadurch, daß Informations- und Kommunikationstechnologien zu Symbolen im familiären Interaktionsgefüge und zu Mitteln im Aushandeln alltäglicher sozialer Beziehungen und individueller Verhaltensspielräume werden, handeln Männer und Frauen nicht in jedem Fall im Sinne der Definition von sogenannten „männlichen" und sogenannten „weiblichen" Technologien, von den Frauen zugeschriebenem Küchengerät und den Männern zugeschriebenem Handwerkszeug (vgl. dazu die Studie zum Fernsehen von Spigel 1992).

Und selbst dann, wenn ihre Medienrezeption auf den ersten Blick den kulturellen Vorgaben entspricht, kann diese den ideologischen Bedeutungen von Technologien entgegenlaufen.

Eine Schlußbemerkung

Wie verändert es die Stellung der sozialen Subjekte zueinander, daß bereits Kinder in ihrer Auseinandersetzung mit dem Computer als das „spezifisch Menschliche" solche Eigenschaften hervorheben, die in der kulturellen Entwicklung als „spezifisch weiblich" galten? Sherry Turkle (1993: 69), Professorin am Massachusetts Institute of Technology, hat beobachtet: „Schon Kinder glauben, daß sich Menschen von Maschinenintelligenz durch Liebe und Gefühl, durch geistige und sinnliche Bedürfnisse und durch die häusliche Wärme und Vertrautheit unterscheiden." In diesem Zitat läßt sich die Unterscheidung von Maschinenintelligenz und Menschen bruchlos mit der von Männern und Frauen ersetzen. Der Satz liefert dann eine „klassische" Definition der Geschlechterpolarität. Einerseits bestätigen Kinder so die Entgegensetzung von Technik und Frauen, Verstand und Emotion, Kälte und Wärme, der Welt draußen und dem Haus. Andererseits aber werden Frauen auch zum Synonym für den von Kindern wichtiger bewerteten und höher geachteten Menschen. Wie in den *Terminator*-Produktionen sind Männer und ist Männlichkeit den Cyborgs unterlegen.

Kündigt diese Umdeutung an, daß die (Horror-)Visionen der in der Gen- und Informationstechnologie arbeitenden Männer, die die Maschine zum besseren und perfekteren Menschen auserkoren haben, auf einen guten Nährboden in der nächsten Generation fallen? Zeigen sich im Gegenteil in solchen Alltagsphilosophien Möglichkeiten für Frauen, das gesellschaftliche Machtungleichgewicht zu ihren Gunsten zu verändern, ihren Erfahrungen größere gesellschaftliche Resonanz zu verleihen? Oder löst schließlich die durch die Computertechnologie angestoßene Auseinandersetzung des Menschen mit sich selbst den inneren Zusammenhang vom Geschlecht der sozial Handelnden und der Geschlechtlichkeit technologischer und kultureller Entwicklungen auf, wird Geschlecht mit der Möglichkeit, Körper zu verändern und künstliche Körper zu erschaffen, mit der so gegebenen Gelegenheit in virtuellen Welten variable geschlechtliche Identitäten anzunehmen, als Unterscheidung unbrauchbar? Wenn sich auch in der Netzkommunikation überwiegend Kommunikationsstile durchzusetzen scheinen, die die Teilnehmenden als Männer und Frauen ausweisen, so gibt es doch auch erste Berichte vom erfolgreichen Geschlechtertausch (vgl. z.B. *Spiegel special* 3/1996: 107).

Viele Fragen, die sich im Verhältnis von Geschlecht und Technologie als zwei gesellschaftlich zentralen sozialen Beziehungen stellen, sind noch nicht bearbeitet und meines Erachtens auch noch nicht entschieden. Die vorliegenden Diskussionsbeiträge, die sich um „gendered technologies" drehen, zeigen jedoch, daß sowohl Allmachts- als auch Ohnmachtsphantasien, die sich an die Einführung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien knüpfen, für das Verständnis der gesellschaftlichen Wirkungen der Multimediaentwickung wenig hilfreich sind. Informations- und Kommunikationstechnologien entfalten ihre Wirkungen und erhalten ihre Bedeutung in der Art und Weise, wie Menschen diese in ihren immer sozial gelebten Alltag einbinden. In diesem Prozeß werden bestehende Machtungleichgewichte verfestigt, aber auch partiell hinterfragt und verändert. Die gesellschaftliche Auseinandersetzung mit der Technik ist ein vieldeutiger Prozeß und bleibt in bezug auf Geschlechterdefinitionen immer ambivalent. Insofern eröffnet weder der Aufruf zum Boykott noch der zum unreflektierten Einstieg in das Internet Frauen Möglichkeiten, sich aktiv an der Neuaushandlung des gesellschaftlichen Geschlechterverhältnisses zu beteiligen, die im Prozeß der Aneignung und Auseinandersetzung mit dieser Technologie geschieht. „Neue Männlichkeit" und „neue

Weiblichkeit“, wie auch immer definiert, wird sich jedenfalls nicht auf technischem Wege durchsetzen.

Literaturverzeichnis

Beck-Gernsheim, Elisabeth

1980 Das halbierte Leben. Männerwelt Beruf. Frauenwelt Familie. Frankfurt a.M.

Boddy, William

1994 Archeologies of Electronic Vision and the Gendered Spectator. In: Screen, 35. Jg., Nr. 2, S. 105-122

Böttger, Barbara/Mettler-Meibom, Barbara

1990 Das Private und die Technik: Frauen zu den neuen Informations- und Kommunikationstechniken. Opladen

Cockburn, Cynthia

1992 The Circuit of Technology. Gender, Identity and Power. In: Silverstone, Roger/Hirsch, Eric (Hg.): Consuming Technologies. Media and Information in Domestic Spaces. London/New York, S. 32-47

Dines, Gail/Humez, Jean M.

1995 Home, Home on the Remote: Does Fascination with TV Technology Create Male-Dominated Family Entertainment? In: dies. (Hg.): Gender, Race and Class in Media. A Text-Reader. Thousand Oaks/London/New Delhi, S. 362-366

Dutton, William

1995 Driving into the future of communications? Check the rear view mirror. In: Emmott, Stephen J. (Hg.): Information Superhighways. Multimedia Users and Futures. London/San Diego/New York/Boston/Sydney/Tokyo/Toronto, S. 79-102

Frissen, Valerie

1994 Trapped in Electronic Cages? Gender and New Information Technologies in the Public and Private Domain. An Overview of Research. In: Angerer, Marie-Luise/Dorer, Johanna (Hg.): Gender und Medien. Theoretische Ansätze, empirische Befunde und Praxis der Massenkommunikation. Ein Textbuch zur Einführung. Wien, S. 198-213

Gaßner, Robert/Kuom, Matthias/Schulz, Beate

1995 Multimedia im Privathaushalt. Grundlagen, Chancen und Herausforderungen. Gutachten im Auftrag des Büros für Technikfolgen-Abschätzung beim Deutschen Bundestag. (= WerkstattBerichte des Instituts für Zukunftsstudien und Technologiebewertung, Nr. 24) Berlin

Gerstendörfer, Monika

1994 Computerpornographie und virtuelle Gewalt. Die digital-symbolische Konstruktion von Weiblichkeit mit Hilfe der Informationstechnologie. In: beiträge zur feministischen theorie und praxis, 17. Jg., Heft 38, S. 11-22

Gray, Ann

1987 Behind Closed Doors. Video Recorders in the Home. In: Baehr, Helen/Dyer, Gilligan (Hg.): Boxed In. Women and Television. New York/London, S. 38-54

1992 Video Playtime. The Gendering of a Leisure Technology. London

Hörning, K. H.

1988 Technik im Alltag und die Widersprüche des Alltäglichen. In: Joerges, B. (Hg.): Technik im Alltag. Frankfurt a.M., S. 51-94

König, H.-D.

1994a Mutter und Sohn und ein Mann aus Stahl. In: medien praktisch, Nr. 1, S. 12-18

1994b Mutter und Sohn und ein Mann aus Stahl. In: medien praktisch, Nr. 2, S. 45-49

1994c Mutter und Sohn und ein Mann aus Stahl. In: medien praktisch, Nr. 3, S. 52-60
1994d Tiefenhermeneutik als sozialwissenschaftliche Methode. In: medien praktisch, Nr. 3, S. 58
1995 Filmerleben und ästhetische Illusion. In: medien praktisch, Nr. 2, S. 45-51

Le Guin, Ursula K.
1983 Introduction. In: dies.: The Left Hand of Darkness. New York (ursprünglich 1969)

Livingstone, Sonia M.
1992 The Meaning of Domestic Technologies. A Personal Construct Analysis of Familial Gender Relations. In: Silverstone, Roger/Hirsch, Eric (Hg.): Consuming Technologies. Media and Information in Domestic Spaces. London/New York, S. 113-130

Mann, Erika
1988 Briefe und Antworten. Band 1: 1922-1950. München

Mann, Katia
1974 Meine ungeschriebenen Memoiren. Tübingen

Mikos, Lothar
1995 Die Faszination des Cyborgs im Actionkino. In: medien praktisch, Nr. 1, S. 47-53

Moores, Shaun
1993 Interpreting Audiences. The Ethnography of Media Consumption. London/Thousand Oaks/New Delhi

Morley, David
1986 Family Television. Cultural Power and Domestic Leisure. London

Rakow, Lana F.
1986 Rethinking Gender Research in Commmunication. In: Journal of Communication, 36. Jg., Nr. 4, 11-26

Ritter, Martina
1994 Computer oder Stöckelschuh? Eine empirische Untersuchung über Mädchen am Computer. Frankfurt a.M.

Röser, Jutta/Kroll, Claudia
1995 Was Frauen und Männer vor dem Bildschirm erleben: Rezeption von Sexismus und Gewalt im Fernsehen. Studie im Auftrag des Ministeriums für die Gleichstellung von Frau und Mann des Landes Nordrhein-Westfalen. (= Dokumente und Berichte des Ministeriums für die Gleichstellung von Frau und Mann des Landes Nordrhein-Westfalen, Bd. 32) Düsseldorf

Roether, Diemut
1996 Multimedia im Journalismus. Veränderungen der Berufsbilder – Neue Chancen für Frauen? Referat auf der Tagung „Frauen im Netz“ vom 9.-11. Oktober 1996 in Bergisch-Gladbach, veranstaltet von der Eveangelischen Medienakademie und der Arbeitsgruppe Frauenforschung in der DGPuK.

Schulz, Beate/Staiger, Ulrich
1993 Flexible Zeit, flexibler Ort. Telearbeit im Multimedia-Zeitalter. (= ZukunftsStudien, Bd. 8) Weinheim/Basel

Silverstone, Roger
1994 Television and Everyday Life. London/New York
1995 Media, communication, information and the ‚revolution‘ of everyday life. In: Emmott, Stephen J. (Hg.): Information Superhighways. Multimedia Users and Futures. London/San Diego/New York/Boston/Sydney/Tokyo/Toronto, S. 61-78

Spigel, Lynn
1992 Make Room for TV. Television and the Family Ideal in Postwar America. Chicago/London

Stoll, Clifford

1996 Die Wüste Internet. Geisterfahrten auf der Datenautobahn. Frankfurt a.M. (amerikanische Originalausgabe: Silicon Snake Oil. Second Thoughts on the Information Highway. New York u.a. 1995)

Thierbach, Dieter

1995 Guten Abend, Japan! Guten Morgen, Amerika! In: *Spektrum der Wissenschaft*, Dossier 1: Datenautobahn, 2/1995, S. 12-19

Turkle, Sherry

1993 Aufwachsen im Zeitalter intelligenter Maschinen. Rekonstruktion des Psychologischen und Neubetrachtung des Menschlichen. In: Kurzweil, Raymond: KI. Das Zeitalter der künstlichen Intelligenz. München/Wien, S. 68-73

Volman, Monique

1995 Outsiders and Experts. Girls, Boys and Computers. Unveröffentlichter Vortrag gehalten auf der Konferenz „Look Now: Women and the Media in the Nineties“ veranstaltet vom Kommittee „Women’s Studies Netherlands & Northrhine-Westfalia“ in Nijmegen, Niederlande vom 17.-18. November

Wetzstein, Thomas

1995 Informelle Aneignung von Computernetzwerken. Ergebnisse einer empirischen Untersuchung. In: Kubicek, Herbert u.a. (Hg.): Jahrbuch Telekommunikation und Gesellschaft 1995. Multimedia – Technik sucht Anwendung. Heidelberg, S. 124-139

Williams, Raymond

1974 Television. Technology and Cultural Form. London

Winter, Rainer

1996 Zur König/Mikos-Debatte. Kritische Bemerkungen zur Relevanz der Tiefenhermeneutik für die Medienforschung anläßlich der Interpretation von Terminator 2. In: medien praktisch, Nr. 1, S. 54-56

Irmhild Kettschau

Hausarbeit, Familie und Gesellschaft
- Anforderungen und Leistungen

Manuskript des Vortrages, den Irmhild Kettschau am 4. März 1996 an der FernUniversität - Gesamthochschule in Hagen im Rahmen der Frauenvorträge gehalten hat. Die Verantwortung für den Inhalt liegt allein bei der Autorin

Zur Autorin:
Irmhild Kettschau, Dr. paed., Leiterin der Frauenstudien an der Universität Dortmund. Arbeitsschwerpunkte: Sozioökonomie des privaten Haushalts und der Hausarbeit; Qualifikationsforschung; Frauenbildung; Professionalisierungsprozesse in der emanzipatorischen Frauenarbeit.

© FernUniversität - Gesamthochschule in Hagen 1998

Irmhild Kettschau

Hausarbeit, Familie und Gesellschaft - Anforderungen und Leistungen

Verzeichnis der Abbildungen 3

Einleitung 4

Unsichtbarkeit der Hausarbeit 7

Familienfunktionen-Haushaltsfunktionen 9

Besonderheiten der Arbeitsanforderungen im Privathaushalt 14

Warum Analyse und Bewertung der Hausarbeit ? 18

Weg zur Analyse und Bewertung der Hausarbeit 20

Verfahren für die Anwendung im Einzelhaushalt 21

Verfahren für größere Untersuchungen 29

Teil- /Spezialerhebungen 30

24 Stunden Zeitbudget 31

Schlußbemerkung 37

Literaturangaben 38

Verzeichnis der Abbildungen

Abbildung 1	Funktionen der Familie	S. 11
Abbildung 2	Funktionen des Haushalts	S. 11
Abbildung 3	Das Familienhaushaltssystem und sein Umfeld	S. 12
Abbildung 4	Merkmale der privaten Hausarbeit	S. 15
Abbildung 5	Übernahme wichtiger Hausarbeiten 1994 (nur westliche Bundesländer)	S. 16
Abbildung 6	Gründe für die Analyse und Bewertung der Hausarbeit	S. 20
Abbildung 7	Methoden zur Untersuchung der Hausarbeit	S. 21
Abbildung 8	Arbeitszeitbedarf für die Reinigung und Pflege von Sanitärräumen / Arbeitsverfahren und Verhaltensalternativen	S. 23
Abbildung 9	REFA-Anforderungsermittlungsbogen	S. 26
Abbildung 10	Ziele der Zeitbudget-Erhebung 1991/92	S. 32
Abbildung 11	Auszug aus dem Tagebuch der Zeitbudget-Erhebung 1991/92	S. 33
Abbildung 12 a	Unbezahlte Arbeit-Arbeitsteilung von Ehepaaren	S. 36
Abbildung 12 b	Bezahlte und unbezahlte Arbeit in einer Woche	S. 36

Irmhild Kettschau

Hausarbeit, Familie und Gesellschaft - Anforderungen und Leistungen

Einleitung

Der Beginn der neuen, zweiten Frauenbewegung wurde nicht nur vom Kampf um die körperliche und sexuelle Selbstbestimmung der Frauen geprägt („Weg mit dem § 218!“), sondern auch von der Auseinandersetzung um die Hausarbeit. „Das Private ist politisch!“ - so lautete ein Slogan der Frauen. Sie wollten damit auf die andere, bisher versteckte Seite von Gesellschaft und Politik aufmerksam machen - und zugleich ihre eigene Lebensrealität ins öffentliche Bewußtsein heben.

Unterschiedliche Konzepte zur Veränderung einer frauenbenachteiligenden, gesellschaftlichen und geschlechtlichen Arbeitsteilung wurden diskutiert:

- „Geteilte Elternschaft“ als Idee einer gleichen Verteilung der Aufgaben und Verantwortungen in Beruf und Familie zwischen Mann und Frau innerhalb der Familie;
- „Lohn für Hausarbeit“ als Forderung nach Anerkennung und Bezahlung der privat erbrachten Versorgungsarbeit;
- Mehr Kinderkrippen und -tagesstätten sowie Ganztagsschulen als Ausdruck einer stärkeren gesellschaftlichen Verantwortung für die Erziehung und Betreuung der Kinder.

Seither sind mehr als 25 Jahre vergangen. Frauen haben sich in vielen gesellschaftlichen Bereichen für ihre Rechte eingesetzt. Frauenbüros und Gleichstellungsministerien entstanden. Frauenpolitik ist fester Bestandteil nicht nur der Parteienlandschaft, sondern auch der Gewerkschaften und Verbände geworden. Selbst die CDU verabschiedete auf ihrem jüngsten Parteitag eine Art „Quotierungsregel“ für die Parteiämter - Antwort darauf, daß Appelle allein wenig Nutzen hatten und in den entscheidenden Führungspositionen immer noch Männer dominieren. Die Frauenfrage steht also auf der Tagesordnung.

Aber die Hausarbeit?

Während in den 70er Jahren zur Hausarbeit mehrere bahnbrechende Studien erschienen und die neu entstehende Frauenforschung sich mit dem Thema empirisch, historisch und theoretisch auseinandersetzte,[1] scheint die Spur der Hausarbeitsfrage in den vielschichtigen Debatten der 80er und 90er Jahre wieder verloren zu gehen.[2] Differenzkonzepte, Konstruktionstheorien, Gender-Ansätze lassen wenig Raum für die Banalitäten der alltäglichen Lebensbewältigung. Die Logik weiblicher Emanzipationsbewegungen scheint auf jeden Fall von der „bodenständigen Tätigkeit der Haushälterei“[3] wegzuführen.

Hat sich das Thema Hausarbeit also erledigt?

Blicken wir auf die oben genannten prominenten Lösungsvorschläge zur Überwindung einer geschlechtsspezifischen Zuweisung der Hausarbeit und der damit verbundenen Benachteiligung der Frauen zurück. Geteilte Elternschaft, einmal überprüft daran, wieviele Männer den gesetzlichen Erziehungsurlaub ganz oder zum Teil wahrnehmen oder als Väter Teilzeit arbeiten, ist offensichtlich ein absoluter Minderheitenweg geblieben.[4]

Lohn für Hausarbeit, zum Beispiel verstanden als eigenständige soziale Sicherung aufgrund von Erziehungszeiten, ist nur in kleinen, bezogen auf einen Lebensunterhalt im Alter eher symbolischen Ansätzen verwirklicht. Erziehungsurlaub und Erziehungsgeld sind unbestreitbar wichtige familienpolitische Ansätze, können jedoch die durch eine Berufsaufgabe (bzw. -unterbrechung) entstehenden Nachteile nicht ausgleichen und auch keinen eigenständigen Lebensunterhalt für die erziehende Person sichern.[5] Die ganze Ambivalenz der Forderung nach Bezahlung von Haus- und Familienarbeit wird deutlich, wenn konservative Kreise, wie jüngst geschehen, ein „Erziehungsgehalt“ direkt und unverblümt als Mittel zur Sanierung des Arbeitsmarktes anpreisen.[6]

---

1 Zum Beispiel Bock/Duden 1977; Ostner 1978; Kontos/Walser 1979.

2 Dies zeigen z.B. schon deutlich manche der Beiträge in Rapin 1988.

3 „Dann gab sie zu bedenken, daß ihr der täglich mehrfach auferlegte Hin- und Herweg von der gebückten bodenständigen Tätigkeit der Haushälterei zu jenen Erhebungen, wo sich Gedanken nun mal aufhalten, eines Tages zu kräftezehrend erschienen wäre.“ (Morgner 1977, S. 174)

4 Die Teilzeitquote betrug 1992 bei Ehemännern, deren jüngstes Kind unter 3 Jahre alt ist, nur 2,6 % und ging mit zunehmendem Alter des Kindes/der Kinder noch weiter zurück. (Stat. Bundesamt 1995) Auch die Wahrnehmung des Erziehungsurlaubs durch Väter pendelt in einer Größenordnung um 1 %. (Schneewind u.a. 1995)

5 Einen Überblick über familienpolitische Maßnahmen - auch im Ländervergleich der EG - gibt Neubauer u.a. 1993, hier Länderbericht Deutschland von M. Lohkamp-Himmighofen.

6 Unter der Überschrift „Biedenkopfs trojanisches Pferd heißt Erziehungsgehalt“ erschien im Bonner Generalanzeiger vom 28.10.1996 ein Artikel, in dem von einem Vorschlag der sächsischen CDU berichtet wird, Müttern oder Vätern für die Erziehung der Kinder sechs Jahre ein Erziehungsgehalt in Höhe von ca. 1200 bis 1300 DM monatlich zu zahlen, wenn sie auf die Ausübung einer Erwerbstätigkeit verzichten. Biedenkopf, so heißt es, „dürfte die praktischen Konsequenzen im Auge haben. Würde das starke Arbeitsinteresse der Frauen in den neuen Bundesländern gedämpft, könnte das den Arbeitsmarkt spürbar entlasten.“

Eine Lösung des Spagats zwischen Beruf und Familie durch mehr Ganztags-Kinderbetreuungseinrichtungen wird auf breiter Basis, d.h. erreichbar für alle Eltern, die es wünschen, in absehbarer Zeit wohl an der mangelnden Finanzierbarkeit scheitern.[7] Schon die Umsetzung des seit dem 1.8.1996 geltenden Rechtsanspruchs auf einen Kindergartenplatz für jedes Kind im Alter ab drei Jahren fällt den Kommunen sichtlich schwer und ist noch längst nicht überall verwirklicht.

Private, überwiegend von Frauen erbrachte Haus-, Erziehungs- und Betreuungsarbeit bleibt also vorerst die wesentliche Form, in der diese wichtigen Basisleistungen für unsere Gesellschaft sichergestellt werden. Und, so läßt sich feststellen, sie bleibt eine der Hauptursachen für berufliche Benachteiligungen der Frauen:

Frauen werden zögernder eingestellt (wegen eventueller Ausfälle im Zusammenhang mit Geburt und Betreuung der Kinder), bei der beruflichen Weiterbildung und Beförderung sind sie unterrepräsentiert (Problem der zeitlichen Koordinierung mit der Hausarbeit), Unterbrechungen aufgrund der Familienarbeit schaden ihrer Berufslaufbahn und die in dieser Zeit dazugewonnenen Erfahrungen und erworbenen Qualifikationen können beruflich nur schwer oder kaum genutzt werden. Trotzdem kalkulieren nach wie vor viele junge Frauen bereits bei ihrer Ausbildungs- und Berufswahl die späteren Familienpflichten ein und entscheiden sich u.a. deshalb noch immer in (zu) vielen Fällen für die sogenannten „Frauenberufe“.[8]

Auseinandersetzungen mit diesen Gegebenheiten erfolgen sehr häufig aus einer Perspektive der Berufswelt. Es wird untersucht, wie Frauen zu einer anderen Berufswahl ermutigt und wie sie verstärkt in berufliche Weiterbildungen einbezogen werden können. Arbeitgeber bzw. Unternehmen werden motiviert, Frauen vermehrt bei Einstellungen und beruflichem Aufstieg zu berücksichtigen u.v.m. Die Perspektive des Haushalts und der Familie dagegen wird in diesem emanzipatorischen Diskurs weniger eingenommen. Der private Lebensbereich erscheint so lediglich als Hindernis und Hemmschuh einer angemesseneren öffentlichen Partizipation von Frauen.[9] Die Bewältigung der Aufgaben und die Lösung der mit der Hausarbeit verbundenen Probleme verbleibt in einem vor-öffentlichen, dem emanzipatorischen Diskurs verschlossenen Raum.

Ist die Hausarbeit damit wieder von der Privatheit eingeholt worden?

---

7 Die Bundesrepublik Deutschland bildet bei Ganztagseinrichtungen für Kinder unter 3 Jahren das Schlußlicht in der Europäischen Gemeinschaft. Nur 3 % der Kinder dieser Altersgruppe sind in entsprechenden Einrichtungen untergebracht. (Lohkamp-Himmighofen 1993)

8 Vgl. Nyssen 1996 und die darin angegebene Literatur.

9 Zur Kritik daran und zur Begründung einer doppelten Perspektive (auf Beruf und Familie) in der Bildung beider Geschlechter vgl. Kettschau 1992, Kettschau/Methfessel 1993 und 1994.

Eine schwierig zu beantwortende Frage. Mit der Differenzierung und Pluralisierung der gesellschaftlichen Lebensverhältnisse und nicht zuletzt der familialen Lebensformen hat sich in den letzten Jahren auch die Haus- und Familienarbeit ausdifferenziert. Ebenso verhält es sich mit der darauf bezogenen Forschung, öffentlichen Diskussion und den politischen Forderungen und Maßnahmen. Es gibt nicht mehr „die“ Hausarbeitsdebatte, wie in den frühen Jahren der 2. Frauenbewegung und nicht mehr „die“ Hausarbeitsforschung. Es entstanden und entfalteten sich aber eine Vielzahl von Ansätzen in unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen und gesellschaftlichen Zusammenhängen, die zur Analyse und Weiterentwicklung der „Hausarbeitsfrage“ beitragen können.

Vom Interesse und der Problem(ein)sicht der Beteiligten hängt es ab, inwieweit hausarbeitsbezogene Fragen aufgegriffen und in die Diskussion gebracht werden. Es sind heute mehr Fakten zur Hausarbeit bekannt, als noch vor zehn oder fünfzehn Jahren. Sie zur Kenntnis zu nehmen und in die entsprechenden, auch politischen Diskussionen und Strategiebildungsprozesse einzubeziehen, kann die Chancen für eine wirksame Interessenvertretung der Frauen wesentlich verbessern.

In meinem folgenden Beitrag werde ich die Frage aufgreifen, welche Arbeitsanforderungen überhaupt im Privathaushalt gestellt sind und welche Verfahren uns bekannt sind, diese zu messen und zu bewerten.

1 Unsichtbarkeit der Hausarbeit

„Nach dem 2. Kind hat sie aufgehört zu arbeiten“, so wird über eine biografische Wende im Leben einer Frau berichtet und gleichzeitig eine Aussage zur Haus- und Familienarbeit getroffen: Das ist keine Arbeit, ist nicht sichtbar, nicht anerkannt. Ein aktuelles Beispiel: ein populäres Taschenbuch führt den trotzigen Titel „Gute Mütter arbeiten“ - will sagen, sind oder bleiben berufstätig. Auch hier ist mitgemeint: Arbeit = Erwerbstätigkeit außer Haus. Hausarbeit = zumindest dubios, oder, siehe oben, unsichtbar, nicht anerkannt.

Andererseits spricht zum Beispiel der aktuelle 5. Familienbericht der Bundesregierung von den „gesellschaftlich unverzichtbaren Leistungen der Familie“ und davon, daß die Familie einen „weit über die eigene Daseinsvorsorge hinausgehenden Beitrag“ für die Gesellschaft erbringt (5. Familienbericht 1995, S. VI).

Aufgabe der Haushaltsführung ist es, so erfahren wir schon aus dem 3. Familienbericht 1979, „das Zusammenleben der Familie zu ermöglichen, für die Lebens- und Gesunderhaltung der Familienmitglieder Sorge zu tragen, ihre Persönlichkeitsentwicklung und -entfaltung zu fördern und das Zusammenleben auf einem bestimmten kulturellen Niveau zu gewährleisten“ (3. Familienbericht 1979, S. 19). Eine umfassende Beschreibung von Leistungen, die für das persönliche Wohlergehen gleichermaßen wichtig zu sein scheinen, wie für die allgemeine gesellschaftliche Wohlfahrt!

Worin liegen nun, trotz dieser offensichtlichen Bedeutung der Familienhausarbeit, die Ursachen ihrer gleichzeitigen „Unsichtbarkeit“?

Der private Haushalt ist „privat“ - Haushaltsführung findet im Schutzraum der eigenen Wohnung, der Intimsphäre statt und ist dem gesellschaftlichen Zugriff, der Kontrolle entzogen. Im Gegenteil: Wohnung und Privatleben und ihre ganz persönliche Gestaltung, ihre „Unverletzlichkeit“, sind grundgesetzlich geschützt. Dies ist die eine Seite der Unsichtbarkeit.

Die andere Seite ergibt sich daraus, daß die Hausarbeit traditionell mit der weiblichen Geschlechtsrolle verknüpft ist. „Sie“ bekommt die Kinder, und im engeren wie weiteren Zusammenhang ist sie damit für die Erledigung der Haus- und Familienarbeit qua weiblichem Geschlecht zuständig. Sie „kann“ das einfach besser - „drinnen waltet die züchtige Hausfrau“, aber „der Mann muß hinaus ins feindliche Leben“ - wie schon Schiller am Ende des 18. Jahrhunderts erkannte.

Überlegungen zu den Hintergründen solcher Zuschreibungen stellte der amerikanische Ökonom John Kenneth Galbraith an, der 1973 schrieb:

„Die Verwandlung der Frauen in eine heimliche Dienerklasse war eine ökonomische Leistung ersten Ranges. Diener für niedrige Arbeiten konnte sich nur eine Minderheit der vorindustriellen Gesellschaft leisten; im Zuge der Demokratisierung steht heute fast dem gesamten männlichen Bevölkerungsteil eine Ehefrau als Dienerin zur Verfügung. Würden diese Arbeiten in Geld entlohnt, so bildeten die Hausfrauen die mit Abstand größte Gruppe der ganzen Arbeiterschaft“ (zit. n. d. dt. TB-Fassung von 1976, S. 41).

Diese zweifache Unsichtbarkeit - des Privaten und des selbstverständlichen Bestandteils der weiblichen Geschlechtsrolle - erschwert den wissenschaftlichen Zugang zur Haus- und Familienarbeit, eine öffentliche Diskussion über ihre Wandlungen und Probleme wie auch über die gesellschaftlichen Hilfen und Unterstützungen, die für eine erfolgreiche private Haushaltsführung erforderlich sind.

Eine wichtige Gegenstrategie besteht deshalb darin, Haus- und Familienarbeit sichtbar zu machen, d.h. sie zu definieren und zu analysieren, ihren Umfang insgesamt und ihre Verteilung auf die Haushaltsmitglieder (z.B. nach Alter und/oder Geschlecht) festzustellen. Und schließlich, das Thema öffentlich zu diskutieren und die Frage zu stellen, wer diese Arbeit unter welchen Bedingungen und mit welchen Folgen für wen erledigt - und welche Alternativen sich zu dem bisherigen Modus vorstellen lassen.

2 Familienfunktionen - Haushaltsfunktionen

Haushalte existieren in unterschiedlicher Form und durchaus nicht immer als Familienhaushalte.[10] Im Gegenteil, gerade in den letzten Jahrzehnten haben die Ein- und Zwei-Personenhaushalte gegenüber den Drei- und Mehrpersonenhaushalten stark zugenommen. Diese Entwicklung wird unterschiedlich gedeutet. Nicht zwingend ist sie Indiz für einen „Zerfall der Familie". Vielmehr sind die Ein- und Zwei-Personenhaushalte häufig Übergangsformen, denen im biografischen Verlauf das Leben in einer klassischen Familie vorhergehen oder nachfolgen kann.

Ich werde mich im folgenden hauptsächlich auf den Familienhaushalt beziehen, dem als Idealtypus wie auch als Sozialisationsinstanz nach wie vor große Bedeutung zuzumessen ist. Es handelt sich dabei um einen

„Privathaushalt, dessen Mitglieder in verwandtschaftlichen Beziehungen zueinander stehen und nach dem Ehe- und Familienrecht gegenseitig unterhaltsverpflichtet sind." (Landau 1990, S. 17)

Piorkowsky stützt sich auf die vom Mikrozensus verwendete Familiendefinition, wenn er ausführt:

„Als Familie werden ... Ehepaare mit und ohne Kinder sowie Alleinerziehende mit ihren im selben Haushalt lebenden ledigen Kindern gezählt. ... Der Familienbegriff der amtlichen Statistik ... ist folglich an der Ehe und der soziobiologischen Einheit von Eltern und Kindern orientiert" (Piorkowsky 1994, S. 18).

Der Familienhaushalt ist also ein Mehrpersonenhaushalt und typischerweise auch ein Mehrgenerationenhaushalt. Doch sind Haushalte von alleinerziehenden Müttern/Vätern mit ihren Kindern in den zitierten Definitionen ausdrücklich eingeschlossen.

Als Lebens- und Wirtschaftsgemeinschaft unterhält die Familie einen Haushalt, quasi als ihr Dienstleistungszentrum. Konzentriert sich die Betrachtung der „Familie" auf die sozialen und emotionalen Vorgänge innerhalb der privaten Lebensgemeinschaft, so steht mit dem „Haushalt" die Betreuung und Versorgung der Familien- (bzw. Haushalts-)Angehörigen durch die Bereitstellung der notwendigen Ressourcen im Mittelpunkt. Familie und Haushalt stehen dabei in einem engen Wechselverhältnis zueinander. So ergeben sich beispielsweise die konkreten Leistungsanforderungen an den Haushalt aus der Dynamik der Familienentwicklung, etwa im biografischen Ablauf.

Die Aufgaben, die innerhalb eines Familienhaushalts anstehen, lassen sich mit Hilfe der gesellschaftlichen Funktionen der Familie erklären. Als wesentlichste Aufgaben der Familie werden von der Familiensoziologie und der Familienpolitik die folgenden genannt:

---

[10] 1992 waren 33,7 % aller Haushalte in Deutschland Ein-Personen-Haushalte, 66,3 % waren Mehrpersonenhaushalte (Stat. Bundesamt 1995b, S. 9).

- die Reproduktion der Gesellschaft, d.h. die Sicherung des Nachwuchses, der Kinder, die innerhalb der Familie geboren werden und aufwachsen = Reproduktionsfunktion
- die Sozialisation und Erziehung der Kinder (die Vermittlung von Befähigungen, Handlungsorientierungen und Werthaltungen zur Alltagsgestaltung und Lebensbewältigung) = Sozialisationsfunktion
- die Betreuung und Versorgung der Familienmitglieder im Hinblick auf ihre physische Gesundheit und psychische Stabilität = Regenerationsfunktion

  (Dazu der 2. Familienbericht 1975:

  „ ...die Befriedigung des Bedürfnisses, in der Familie Halt in einer Umwelt zu finden, die ... hohe Anforderungen an die physische und psychische Leistungskraft des Menschen stellt, ferner Chancen zu bieten, in der Freizeit schöpferische Fähigkeiten zu entfalten, aber auch in der Familiengemeinschaft Ruhe und Abgeschiedenheit zu finden“ - S. VII)
- die wirtschaftliche Versorgung der Familienmitglieder durch Sicherung und Bereitstellung der erforderlichen Ressourcen und Leistungen = Haushaltsfunktion.

Abbildung 1: Funktionen der Familie

FUNKTIONEN DER FAMILIE

→ Reproduktionsfunktion
= Sicherung des Nachwuchses

→ Sozialisationsfunktion
= Vermittlung von Befähigungen, Handlungsorientierungen und Werthaltungen an die Kinder

→ Regenerationsfunktion
= Betreuung und Versorgung aller Familienangehörigen

→ Haushaltsfunktion
= Sicherung und Bereitstellung der Ressourcen und Leistungen

Der „Haushalt gibt den Rahmen ab, in dem die Aufgaben der Familie erfüllt werden“ (3. Familienbericht 1979, S.17), er dient der wirtschaftlichen und sozialen Bedarfsdeckung - man könnte auch sagen, der Haushalt ist das individuelle Dienstleistungszentrum der Familie. Seine Funktionen und Aufgaben ergeben sich aus den ihren.

Abbildung 2: Funktionen des Haushalts

DER HAUSHALT ...

→ dient der wirtschaftlichen und sozialen Bedarfsdeckung

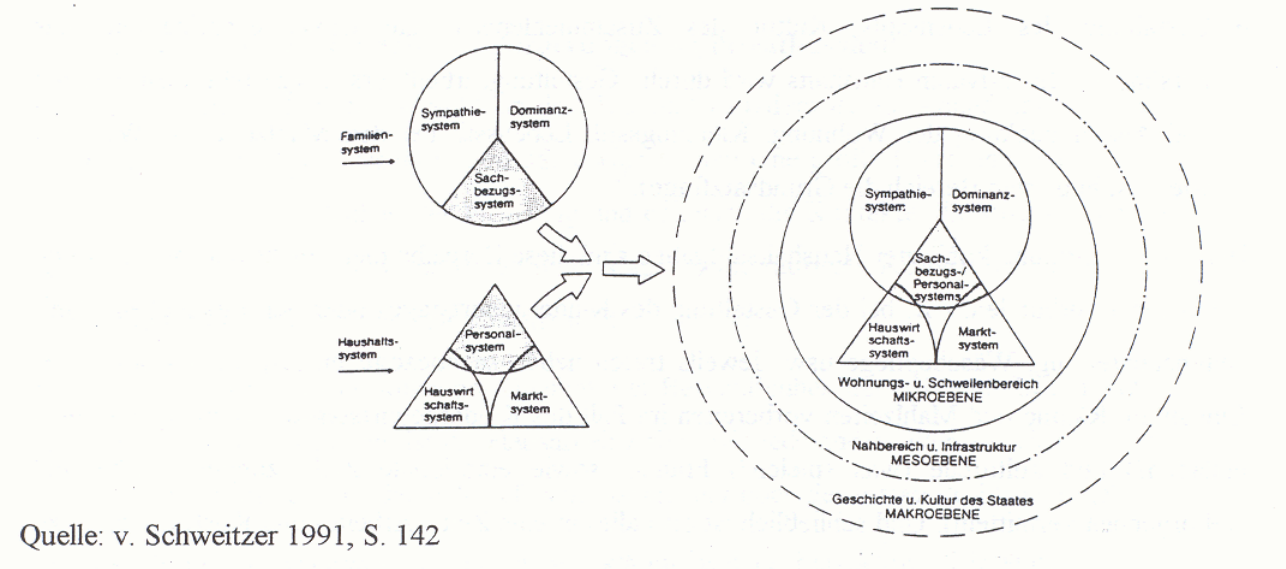
→ ist das individuelle Dienstleistungszentrum einer Person oder Gruppe

→ sichert die Lebenserhaltung, Persönlichkeitsentfaltung und die Kultur des Zusammenlebens

Dabei geht eine familienwissenschaftlich orientierte Betrachtung immer über die rein wirtschaftlichen Aufgabenstellungen des Haushalts hinaus und akzentuiert im Gegenteil die sozialen und kulturellen Dimensionen der privaten Lebensgestaltung. R. v. Schweitzer hat dies mit den Begriffen Lebenserhaltung, Persönlichkeitsentfaltung und Kultur des Zusammenlebens als zentralen Haushaltsaufgaben gekennzeichnet (v. Schweitzer 1991).

Die Arbeitsanforderungen im Familienhaushalt umfassen also alle Arbeitsleistungen, die notwendig sind, um die Funktionen der Familie zu erfüllen, und zwar sowohl aus Sicht der einzelnen Familienangehörigen als auch aus gesellschaftlicher Sicht. So verzahnen sich Familie und Haushalt miteinander, indem der Haushalt die für die Familie notwendigen Arbeitsleistungen zur Verfügung stellt.

Abbildung 3: Das Familienhaushaltssystem und sein Umfeld



Quelle: v. Schweitzer 1991, S. 142

In einem solchen umfassenden (funktionalen) Verständnis beschränken sich die Arbeitsanforderungen im Privathaushalt nicht auf „Kochen, Putzen, Waschen und Einkaufen“. Sie umfassen vielmehr alle Aufgaben der Sachgüterproduktion und der personenbezogenen Dienstleistungen, die für die Betreuung und Versorgung der Familienangehörigen und die Sozialisation der Kinder erforderlich sind. Darüber hinaus gehören auch Aufgaben und Leistungen zur Hausarbeit, die in Kommunikation und Interaktion mit umgebenden Netzwerken und Institutionen erbracht werden. Die Wechselbeziehungen und der gegenseitige Leistungsaustausch des Haushalts mit Nachbarn und Verwandten, aber auch zu zahlreichen Einrichtungen des Marktes und der öffentlichen Dienste (wie Banken, Versicherungen, Kindergarten, Schule, Beratungsstellen) sind in der letzten Zeit vermehrt erforscht und diskutiert worden.[11]

Insgesamt lassen sich aus den Familienfunktionen folgende Hauptgruppen der Hausarbeit ableiten:

- Haushaltsführung („Management“ mit Planung, Disposition, Information, Entscheidungen, Kontrolle)

[11] Vgl. z.B. Thiele-Wittig 1996 für den Bereich der Interaktion zwischen Haushalten und Institutionen, Dienstleistungsanbietern usw., sowie Bien 1994 für die Beziehungen innerhalb von Familiennetzwerken.

- Hauswirtschaft (materiell-technische Hausarbeit; klassische Bereiche wie Nahrungszubereitung, Vorratshaltung, Reinigung und Pflege von Geschirr, Wäsche etc.)
- Betreuung und Erziehung der Kinder, Betreuung und Pflege erwachsener, pflegebedürftiger Personen
- Beziehungs- und Netzwerkarbeit innerhalb und außerhalb der Familie
- Gestaltung des Lebensstils, Kultur des Zusammenlebens (die Unverwechselbarkeit, das Persönliche des privaten Haushalts wird durch „Gestaltungsarbeit“ erst hergestellt - Einrichtung und Ausschmückung der Wohnung, Kleidungsstil, Lebensstil bei den Mahlzeiten - „Was und wie?“ ist in diesem Bereich die Grundsatzfrage).[12]

Bei der Bewältigung konkreter Haushaltsaufgaben sind diese Bereiche meist mehr oder weniger eng miteinander verbunden, z.B. bei der Gestaltung des Kindergeburtstages oder der alltäglichen Mahlzeitenzubereitung, Wäschepflege usw. Jeweils treten neben sachbezogenen Aspekten - wie

z. B. Einkaufen, Räume und Mahlzeiten vorbereiten im Fall des Kindergeburtstages - auch soziale (wen einladen?) und kulturelle (was spielen?) Fragen, sowie emotionale Zielsetzungen (Liebe und Geborgenheit vermitteln). Und schließlich ist dies alles in eine Zeit-, Arbeits- und Kostenplanung zu integrieren.

Mehr oder weniger bewußt ausgesprochen und zwischen den Haushaltsangehörigen vereinbart, wird die Haushaltsführung von Zielen bestimmt, die kurz-, mittel- oder langfristig sein können. Als mögliche Beispiele seien genannt: Umweltbewußte Haushaltsführung, Vermögensbildung, gesundes Leben, Berufserfolg der Kinder u.a. Wichtig daran ist, daß sich aus solchen Haushaltszielen qualitative Standards, also Bewertungsmaßstäbe für eine gelungene Haushaltsführung ableiten lassen. So gehört zur Zielsetzung der umweltbewußten Haushaltsführung ein möglichst geringer Verbrauch von Energie, Wasser, Verpackungen, Chemikalien und eine hohe Recycling-Rate. Mit Hilfe solcher Standards ist es möglich, Aussagen über den Erfolg und die Qualität der Haushaltsführung zu treffen.

Die unterschiedlichen Aufgabenbereiche im Privathaushalt stehen in einer engen - oft widerspruchsvollen - Wechselbeziehung und sind in der konkreten Haushaltsführung miteinander zu verknüpfen. So hat die materiell-technische Hausarbeit unter Umständen eine andere, vielleicht sogar gegensätzliche „Sachlogik“ als etwa die Beziehungsarbeit. Kommt es im ersten Fall auf ein zweckrationales, strukturiertes Arbeiten unter Gesichtspunkten einer Zeit- und Kostenökonomie an, kann es bei der Betreuung oder der Gestaltung des Zusammenlebens, zum Beispiel mit kleinen Kindern, im Gegenteil am wichtigsten sein, Zeit nicht „sparen“ zu wollen, sondern „verlieren“ zu

---

[12] Vgl. hierzu ausführlich Kettschau 1983 und 1990.

können.[13] Eine gelingende Synthesis solcher unterschiedlicher Zielsetzungen zur Gesamtaufgabe „Haushaltsführung“ ist der Kern der Haushaltsaufgaben.

3 Besonderheiten der Arbeitsanforderungen im Privathaushalt

Hausarbeit ist berüchtigt: Sie zersplittert den Tag und trotzdem ist am Abend „nichts geschafft“; manchmal passiert alles gleichzeitig und dann wieder kann eine große Leere entstehen. Hausarbeit erfolgt in der Abgeschiedenheit der Wohnung und es fehlen die Kontakte, die Rückmeldungen; bemerkt wird sie sowieso erst, wenn etwas nicht klappt. Eine rationale Analyse oder Bewertung der eigenen Hausarbeit fällt schwer - die Distanz fehlt.

Die folgenden Überlegungen sollen der Qualität, der Beschaffenheit der Arbeitsanforderungen - speziell im Privathaushalt - gelten. Ist die Hausarbeit Arbeit wie jede andere oder hat sie eine ganz spezifische, eigene Struktur, aus der sich vielleicht manche der oben genannten Probleme ergeben?

Um diese Frage zu beantworten, müssen wir klären, welche Perspektive wir einnehmen wollen. Schaut man auf einzelne Arbeitsvorgänge und vergleicht etwa das Staubsaugen oder Naßwischen eines Zimmers im Privathaushalt mit derselben Tätigkeit einer Putzhilfe im Krankenhaus oder Altenheim, werden sich auf den ersten Blick viele Gemeinsamkeiten ergeben: die Arbeitsschwere, die Bewegungsführung um Gegenstände herum, womöglich sogar das Arbeitsgerät sind ziemlich ähnlich. Erweitern und vertiefen wir allerdings unsere Perspektive, werden wir auf mehr Unterschiede als Gemeinsamkeiten stoßen. Zunächst einmal das Arbeitsverhältnis: Eine bezahlte Angestellte hier, ein unentgeltlich tätiges Familienmitglied, meist die Frau, dort. Dann die Einbettung des Vorgangs in den gesamten Arbeitsauftrag: Hier eine „Spezialistin“ für Reinigungsarbeiten, dort Staubsaugen als ein Bestandteil der Hausarbeit unter sehr vielen anderen - vermischtes Tun, wie Ilona Ostner es ausdrückt. Die Konzentration: Hier auf eine möglichst schnelle Erledigung (Akkord), dort parallel auf verschiedene Ziele und Tätigkeiten, die u.U. zur selben Zeit verfolgt werden. Die Zuständigkeiten: Hier nur Verantwortung für ein angemessenes Reinigungsergebnis, dort für den Haushalt als Ganzes. Die Kontrolle und Hierarchie: Hier ein komplexes berufliches System mit Kolleginnen und Kollegen sowie Vorgesetzten, dort Selbstverantwortung und Tätigkeit im eigenen Auftrag - Planung, Ausführung und Kontrolle in einer Hand.

Was ähnlich ist: Hier angelernt, dort angelernt; hier ein schlechtes Sozialprestige ebenso wie dort; hier keine Aufstiegsmöglichkeiten und dort auch nicht; hier eine Frau und dort auch eine Frau. So kommt bei aller struktureller Unterschiedlichkeit zwischen Berufs- und Hausarbeit in beiden Arbeitsverhältnissen die weiter bestehende gesellschaftliche Zuweisung gering geachteter Arbeiten der

---

[13] Vgl. hierzu ausführlich Methfessel 1992, S. 85 - 98 sowie Methfessel 1994.

Betreuung, Versorgung und der unmittelbar körper- und personenbezogenen Reinigung an Frauen zum Ausdruck. Mit Hilfe der folgenden Übersicht sollen nun wichtige Bestimmungsmerkmale der Hausarbeit im Privathaushalt deutlich werden; einige sind bereits im Beispiel angesprochen geworden, andere ergänzen das bisher Gesagte:

Abbildung 4: Merkmale der privaten Hausarbeit

Typisch für HAUSARBEIT im Privathaushalt:

- Persönliche Lebensgemeinschaft
- Rollenübernahme/Arbeitszuweisung meist geschlechtsgebunden
- Schwierigkeit, Arbeit abzugrenzen
- Bedürfnisbezug
- „Ganzheit“ der Arbeitsaufgabe
- Verknüpfung von materiellen und immateriellen Aspekten
- Planung, Ausführung, Kontrolle in einer Hand
- Kein/wenig Spezialistentum
- Keine/geringe Arbeitsteilung
- Erfahrungslernen, Einfühlung, Intuition
- Mehrere Tätigkeiten zur gleichen Zeit
- Wechsel der Prioritäten
- Unterbrochene Handlungsbögen

Bei dem privaten Haushalt handelt es sich um eine exklusive Lebensgemeinschaft, die sich im Unterschied zu beruflichen oder anderen Gruppierungen auf Verwandtschaft und/oder persönliche, emotional geprägte Bindungen gründet. Die Zugehörigkeit basiert auf einer individuellen, an die jeweilige Person gebundenen Entscheidung oder entsteht durch das Hineingeborenwerden. Sie ist meist langfristig. Beginn und Ende einer Haushaltsgemeinschaft werden als herausgehobene Ereignisse in der Biographie erlebt.

Hausarbeit ist nach wie vor ein Kristallisationspunkt der Geschlechterrollen. Frauen übernehmen hierfür die Verantwortung, sind zuständig, ordnen im Bedarfsfall ihre eigene berufliche Entwicklung den Bedürfnissen der Familie nach. Dies wird nicht nur von der Alltagserfahrung sondern auch immer wieder in empirischen Untersuchungen bestätigt.

Abbildung 5: Übernahme wichtiger Hausarbeiten 1994 (nur westliche Bundesländer)

In einer Partnerschaft stellt sich immer wieder die Frage nach der Aufgabenverteilung im Haushalt. Wer übernimmt bei Ihnen überwiegend das Putzen? Und wer übernimmt bei Ihnen überwiegend das Kochen? Und wer übernimmt bei Ihnen überwiegend das Einkaufen für den Haushalt?

Nur: gemeinsame Wohnung

WEST		GESCHLECHT	
Prozentwerte	Gesamt	männl.	weibl.
Anzahl	1066	529	537
PUTZEN ÜBERNIMMT			
der Mann	2	2	1
die Frau	80	79	81
beide, alle	14	15	13
Großeltern	0	0	–
die Kinder	–	–	–
Haushaltshilfe	4	3	4
Sonstige	0	0	–
keiner, w. n.	–	–	–
KOCHEN ÜBERNIMMT			
der Mann	6	7	5
die Frau	77	73	81
beide, alle	16	19	13
Großeltern	0	1	–
die Kinder	–	–	–
Haushaltshilfe	0	0	0
Sonstige	0	0	–
keiner, w. n.	0	0	0
EINKAUFEN ÜBERNIMMT			
der Mann	14	17	11
die Frau	48	41	55
beide, alle	38	42	34
Großeltern	–	–	–
die Kinder	0	–	0
Haushaltshilfe	–	–	–
Sonstige	–	–	–
keiner, w. n.	–	–	–

Quelle: Institut für praxisorientierte Sozialforschung 1994, S. 17

Quelle: Institut für praxisorientierte Sozialforschung 1994, S. 17

Besonders problematisch ist dabei, daß Hausarbeit weder eindeutig als Arbeit empfunden noch ihre Zuweisung und Bewertung in einem transparenten gesellschaftlichen Prozeß verhandelt werden, sondern daß sie immer noch als selbstverständlicher Teil der weiblichen Geschlechtsrolle gilt. Für die Übernahme dieser Aufgabe werden Frauen aber insgesamt nicht belohnt, sondern eher bestraft - zum Beispiel durch berufliche Nachteile, Verlust der eigenständigen sozialen Sicherung etc.

Da Hausarbeit nicht unmißverständlich als Arbeit definiert ist, ist es folgerichtig auch schwer, eine klare Abgrenzung zwischen Hausarbeit und „Freizeit“ zu treffen. Gerade die genannten Merkmale wie Vermischung materieller und psychisch-emotionaler Anteile, Komplexität, Ganzheit der Arbeitsaufgabe unterstützen ein diffuses Ineinanderfließen von Arbeit und Nicht-Arbeit oder besser von Arbeit und Leben.

Auch weitere Merkmale einer beruflichen Arbeit in modernen Gesellschaften wie Arbeitsteiligkeit und Spezialisierung kennt die Hausarbeit in dieser Form nicht. Planung, Ausführung und Kontrolle liegen meist in einer Hand, so daß Planungstechniken (wie z.B. Zeit- und Arbeitspläne) oder Rationalisierungsvorschläge (z.B. Gleichartiges hintereinander erledigen) hier an spezifische Grenzen stoßen bzw. einer speziellen Modifikation bedürfen.[14]

Aus der Ganzheitlichkeit der Arbeitsaufgabe bei fehlender Arbeitsteilung erwächst auch die Gleichzeitigkeit mehrerer Tätigkeiten als Strukturmerkmal privater Hausarbeit. Kinderbetreuung gleichzeitig mit der Mahlzeitenzubereitung, Ordnungs- und Reinigungsarbeiten und daneben Planungsvorgänge, Gespräche als Begleitung vieler Erst- und Zweittätigkeiten - dies sind typische Gegebenheiten im Privathaushalt.[15] Mehrfachtätigkeiten gibt es sicher auch in vielen Berufen, dort werden sie jedoch meist eindeutig als Streß empfunden und es wird nach Mitteln zum Abbau solcher Belastungen gesucht. Für hohe Leistungsanforderungen gelten Konzentration und Ungestörtheit als notwendig. Bezogen auf die Hausarbeit ist eher das Gegenteil typisch: ihre Aufgabe ist es, Störungen abzufangen und die notwendige Ruhe, zum Beispiel für Berufstätige und Schulkinder, im Haushalt herzustellen. Einen eigenen Anspruch auf Ungestörtheit hat sie meist nicht.

Neben den Mehrfachtätigkeiten sind das Unterbrechen einmal begonnener Handlungen und der (durch äußere Anforderungen veranlaßte) Wechsel von Prioritäten für die private Hausarbeit typisch. Barbara Sichtermann schildert dieses Phänomen eindrücklich am Beispiel der ‘Zeit-kämpfe mit Kindern’: „Die Unterbrechung von Tätigkeiten, die Zerstörung und Zerstückelung von Handlungsbögen ist ein den Alltag mit einem Kleinkind treu begleitendes Phänomen...“(Sichtermann 1981).

Um zum obigen Beispiel (der Zimmerreinigung im Krankenhaus im Vergleich zum Privathaushalt) zurückzukehren: Das Vertrackte an der privaten Hausarbeit ist, daß sie beides ist - einerseits sind viele Arbeitsvollzüge Arbeit wie jede andere auch, andererseits setzen sie sich zusammen zu einem ganz speziellen Kompositum, das es in dieser Form sonst eben nicht gibt, das aber erst in der Zusammensetzung das Typische der privaten Hausarbeit ausmacht. Eine aussagefähige Bewertung der Arbeit im Privathaushalt kann deshalb nicht bei der Addition einzelner Arbeitswerte (für Bügeln, Waschen, etc.) stehen bleiben. Das Ganze ist hier mehr als die Summe seiner Teile.

Im folgenden soll der Frage nachgegangen werden, warum und wie Hausarbeit analysiert und gemessen wird, einige Meßverfahren werden vorgestellt und ihre Einsatzmöglichkeiten diskutiert.

---

[14] Vgl. hierzu ausführlich Methfessel 1992, S. 55 - 80.

[15] Vgl. Kettschau 1983 und 1990.

4 Warum Analyse und Bewertung der Hausarbeit?

Der Wunsch nach der gesellschaftlichen Anerkennung der Haushaltsleistungen ist quasi ein „Klassiker der Moderne“ - ein Anliegen, das inzwischen eine jahrzehntelange Tradition hat. Helga Schmucker, die erste Professorin für Wirtschaftslehre des Privathaushalts an der Universität Gießen, forderte beispielsweise schon 1965 die Anerkennung der „werteschaffenden Arbeitsleistungen im Haushalt“ (zit. n. Landau 1990, S. 43) durch die Einbeziehung in die Berechnung des Bruttosozialprodukts. Sie fand in der Folge zahlreiche Mitstreiterinnen, sowohl in Fachkreisen der Haushaltswissenschaft und anderen wissenschaftlichen Arbeitszusammenhängen als auch in frauen- und familienpolitischen Organisationen.

An einer Analyse und Bewertung der im Haushalt erbrachten Leistungen bestehen vielfältige und unterschiedliche Interessen, die vom Einzelfall über den Dialog „Haushalt - Dienstleistungsanbieter“ bis zur gesamtgesellschaftlichen Perspektive reichen.

Seit langem üblich ist die Bewertung der Hausarbeitsleistungen im Falle der Verletzung oder Tötung einer Hausfrau. Die im Zusammenhang entsprechender Schadensersatzverfahren ermittelten Geldwerte der Hausarbeit finden regelmäßig großes öffentliches Interesse.[16] Ebenfalls traditionsreich sind (Einzel-)Haushaltsanalysen als Grundlage für die Haushaltsberatung oder für die haushaltsbezogene Bildung. Solche Analysen können außerdem als Instrument einer Selbstevaluation der Hausarbeit oder als Grundlage für haushaltsinterne Umstellungen und Veränderungen der Arbeitsgestaltung oder Arbeitsverteilung genutzt werden. Hier eröffnet sich noch ein weites Feld, speziell für die haushaltsbezogene Erwachsenenbildung, die zum Beispiel interessierten Paaren solche Methoden vorstellen und zur praktischen Umsetzung anregen könnte.

Auch für die Forderungen nach verstärkter Anerkennung oder dem „Sichtbar-Werden“ der Haus- und Familienarbeit sind Analysen und Bewertungen der Hausarbeit notwendig, um der Diskussion ein tragfähiges Fundament zu geben. Eine weitere interessante Überlegung beruht darauf, daß die Fähigkeit zu einer gelingenden, bedarfsgerechten Haushaltsführung nicht „angeboren“ und ihre Vermittlung durch Sozialisationsprozesse allein nicht ausreichend ist - vor allem auch bei den männlichen Heranwachsenden. Als Grundlage der angestrebten systematischen Bildung und Qualifizierung aller jungen Menschen für eine verantwortungsvolle und kompetente Haushaltsführung sind Erkenntnisse darüber nötig, was eine gute Haushaltsführung unter den sich wandelnden Lebensbedingungen ausmacht und welche Qualifikationen dafür gebraucht werden. Auch hierfür kann die Analyse und Bewertung der Hausarbeit wichtige Beiträge liefern.

---

[16] Zu den konkreten Werten vgl. weiter unten; hier eine aktuelle Schlagzeile der Kölner Tageszeitung EXPRESS vom 7.11.1996: „Errechnet: Hausfrau ist 3550 Mark wert“.

Hausarbeit wird oft von Traditionen bestimmt. Aber es gibt auch viele Gründe dafür, daß einzelne Haushalte oder größere Gruppen von Haushalten ihr Verhalten ändern wollen oder müssen - ein Beispiel ist die Diskussion über den Beitrag der Haushalte zu der Umweltproblematik und die Suche nach Verhaltensalternativen, die die natürlichen Ressourcen weniger belasten und beanspruchen. In diesem Zusammenhang darf jedoch nicht die Forderung nach mehr Hausarbeit (durch aufwendigeren Einkauf und Entsorgung, mehr mechanische statt chemische Reinigungsverfahren, Reparatur statt Neukauf etc.) unreflektiert erhoben werden. Analyse und Bewertung der Hausarbeit können helfen, die haushaltsinternen Gegebenheiten und Abläufe besser zu verstehen und Alternativen, einschließlich ihrer Folgewirkungen, zu bedenken und zu begründen - das heißt zum Beispiel auch, die Frage nach einer gerechten geschlechtsspezifischen Verteilung zusätzlicher Hausarbeit zu stellen.

Abbildung 6: Gründe für die Analyse und Bewertung der Hausarbeit

GRÜNDE FÜR DIE ANALYSE UND BEWERTUNG DER HAUSARBEIT

BEZOGENEN AUF DEN EINZEL-HAUSHALT

- Feed back zur Qualität der eigenen Hausarbeit
- Stärken-/Schwächenanalyse
- Veränderungsmöglichkeiten herausfinden
- Basis für Verhandlungen über die Arbeitsteilung innerhalb der Familie
- Wert der Hausarbeit im Schadensfall/Haftungsfall
- Basis für haushaltsbezogene Dienstleistungen, z.B. Beratung

BEZOGEN AUF DIE GESELLSCHAFT

- Leistungen der Familie für die Gesellschaft darstellen
- Frauenarbeit im Haushalt sichtbar machen
- Grundlage für frauen-/geschlechterpolitische Maßnahmen gegen Mehrfachbelastung der Frau
- Hausarbeit anerkennen - z.B. beim Wiedereintritt in den Beruf
- Qualifikationen für eine gute Haushaltsführung beschreiben (Bildungsaspekt; Schule, Erwachsenenbildung)
- Wertewandel für die Haushaltsführung einleiten, z.B. „umweltgerechte Haushaltsführung“

5 Wege zur Analyse und Bewertung der Hausarbeit

Bei der Analyse und Bewertung der Hausarbeit geht es insgesamt darum, Haushaltsleistungen überhaupt als solche bewußt zu machen, abzugrenzen, in ihrem Umfang und ihrer Qualität zu erfassen und zu bewerten. Verschiedene Wege sind hierzu beschritten worden. Von ausschlaggebender Bedeutung war dabei oftmals der Untersuchungszweck. Es besteht also kein Instrumentarium mit „Absolutheitsanspruch“, sondern ein pragmatisches Suchen nach methodisch gangbaren und inhaltlich vertretbaren Wegen für bestimmte Anwendungsgebiete.

Grundsätzlich unterscheidet man bei der Messung der Haushaltsleistungen zwischen output-orientierten und input-orientierten Methoden. Output = Ergebnisse der Hausarbeit, wie zum Beispiel Mahlzeiten, saubere, gemütliche Wohnung, gesunde Entwicklung der Kinder; Input = Einsatz, besonders in Form der Arbeitszeit. Dabei hat sich eine Messung und Bewertung des „Output“, der Leistungsergebnisse, bisher als sehr schwierig herausgestellt. So meint z.B. der 3. Familienbericht (1979), daß Gütemaßstäbe für die private Lebensführung noch wenig erforscht seien.

> „[Sie lassen]...sich inhaltlich nur schwer so weit konkretisieren, daß daran Leistungen der privaten Daseinsvorsorge ... gemessen und kontrolliert werden können“ (S. 19).

Auch ein genauer ökonomischer Vergleich der Haushaltsprodukte mit Marktprodukten wirft so viele Schwierigkeiten auf, daß bisher kaum dementsprechende Forschungen auf einer breiteren Basis vorgenommen wurden. Waren und Dienstleistungen, die in den Haushalten erstellt wurden, müßten korrekt erfaßt und die Marktäquivalente bestimmt werden. Hier ergeben sich unter anderem Probleme der Vergleichbarkeit, da Haushaltsleistungen untereinander und von den Marktleistungen in einer zu großen Spannbreite abweichen.[17]

So liegt den bisher realisierten Projekten zur Messung und Bewertung der Hausarbeit überwiegend die sogenannte Input-Methode zugrunde. Das heißt, die (oder eine wichtige) Grundlage ist die Erhebung/Quantifizierung des Zeiteinsatzes für die Erstellung von Haushaltsleistungen. Mi anderen Worten: Die Erhebung des Produktionsfaktors „Arbeit“ und seine Bewertung mit Lohnsätzen für entsprechende Tätigkeiten. Hierbei spielt die Abgrenzung oder Definition der Hausarbeit („was ist Arbeit“ - „was ist Freizeit“?) die entscheidende Rolle.

Bei Verfahren, die für die Analyse von einzelnen Haushalten entwickelt wurden, kombiniert man diese Zeiterhebungen mit Methoden, die eine weitere, differenzierte Bewertung ermöglichen. Im folgenden werde ich eine Auswahl an Meßverfahren im Überblick vorstellen.

Abbildung 7: Methoden zur Untersuchung der Hausarbeit

UNTERSUCHUNGSMETHODEN

VERFAHREN FÜR DIE ANWENDUNG IM EINZELHAUSHALT

- Arbeitszeitbedarfsrechnung/Planzeitwerte des KTBL - in Kombination mit Anspruchsstufen
- REFA - Hauswirtschaft: analytische Arbeitsbewertung
- Haushaltsanalyse nach dem Hohenheimer Verfahren

VERFAHREN FÜR GRÖSSERE UNTERSUCHUNGEN

- Befragungen
  - Fragebogen, quantitativ
  - Leitfaden, qualitativ
- Zeitbudgetuntersuchungen
  - als Teilerhebungen
  - als 24-Stunden-Gesamtzeitbudget

6 Verfahren für die Anwendung im Einzelhaushalt

Zur Analyse der Arbeitsabläufe in einzelnen Haushalten werden von der Haushaltswissenschaft unterschiedliche Methoden eingesetzt, deren Auswahl vom Verwendungszweck der Untersuchungen abhängt.

[17] Zur Diskussion dieser Frage vgl. Hesse/Judt 1996 sowie Lützel 1990.

6.1 KTBL / Arbeitszeitbedarfsrechnung

Vom „Kuratorium für Technik und Bauwesen in der Landwirtschaft“ wird eine Sammlung von Daten herausgegeben (1991 in 4. überarb. Aufl.),

> „... die die Analyse und Planung von Arbeitszeit und Kosten in privaten Haushalten ermöglichen. Mit diesen Daten kann die wirtschaftliche Lage eines Haushalts insgesamt sowie die Wirtschaftlichkeit von Teilbereichen und einzelnen Verfahren durchleuchtet werden. Dabei ist eine parallele Betrachtung von Kosten und Arbeitszeit möglich.“ (KTBL 1991, S. 4)

Mit Hilfe von Erhebungen und Testreihen wurden Daten ermittelt, die den Arbeitszeitbedarf und die Kosten für die verschiedenen Leistungsstellen (= Arbeitsbereiche) im Haushalt erfassen. Differenziert wird nach Verhaltensalternativen, in denen das Anspruchsniveau an die Haushaltsleistungen zum Ausdruck kommen. So wird es möglich, die Konsequenzen hinsichtlich des Mitteleinsatzes (Geld, Zeit) bei unterschiedlichen Verhaltensalternativen zu analysieren.

Der KTBL-Datensammlung gebührt das Verdienst, mit den Verhaltensalternativen konkrete Standards formuliert zu haben. Hierin können wir so etwas wie die Spannbreite zwischen Minimal- und Maximalstandard für Haushaltsleistungen in unserer Gesellschaft sehen. Deutlich wird dabei der immense Einfluß, den das jeweilige Anspruchsniveau auf den Arbeitszeitbedarf und auch auf die für die Leistungserstellung anfallenden Kosten hat!

Abbildung 8: Arbeitszeitbedarf für die Reinigung und Pflege von Sanitärräumen / Arbeitsverfahren und Verhaltensalternativen

REINIGUNG UND PFLEGE VON SANITÄRRÄUMEN

Unterstellungen

1. *Arbeitsverfahren und Verhaltensalternativen*

In der Reinigung und Pflege von Sanitärräumen sind die laufende Unterhalts- und Grundreinigung enthalten. Die unterschiedliche Häufigkeit der Reinigungs- und Pflegeverfahren kommt in den Verhaltensalternativen zum Ausdruck:

Art der Räume Art der Reinigungsobjekte	Arbeitsverfahren	Häufigkeiten der Reinigungs- und Pflegeverfahren bei der Verhaltensalternative			
		1	2	3	4
SANITÄRRÄUME					
Sanitärobjekte	- Naßreinigung	1 x/2 Wo.	1 x/Woche	2 x/Woche	5 x/Woche
Wandfliesen	- Feuchtreinigung	1 x/8 Wo.	1 x/4 Wo.	1 x/2 Wo.	1 x/Woche
Fußboden nicht textil	- Kehren oder Staubsaugen	1 x/Woche	2 x/Woche	3 x/Woche	5 x/Woche
	- Feucht- oder Naßwischen	1 x/2 Wo.	1 x/Woche	3 x/Woche	5 x/Woche
	- Scheuern	1 x/Jahr	2 x/Jahr	4 x/Jahr	6 x/Jahr
FÜR ALLE RÄUME					
Türen	- Feuchtreinigung, Pflegen und Polieren	1 x/8 Wo.	1 x/4 Wo.	1 x/3 Wo.	1 x/2 Wo.
Fenster (Scheiben und Rahmen)	- Feucht- oder Naßreinigung	2 x/Jahr	4 x/Jahr	1 x/8 Wo.	1 x/4 Wo.
Heizkörper	- Trocken- oder Feuchtreinigung	1 x/Jahr	2 x/Jahr	4 x/Jahr	1 x/8 Wo.
Lampen, Spiegel	- Trocken- oder Feuchtreinigung	1 x/Jahr	1 x/8 Wo.	1 x/4 Wo.	1 x/Woche
Gardinen	- Abnehmen und Aufhängen	2 x/Jahr	4 x/Jahr	1 x/8 Wo.	1 x/4 Wo.
	- Waschen	siehe Wäschepflege Seite 183 und 184			

GESUNDHEITS- UND KÖRPERPFLEGE
Arbeitszeitbedarf

REINIGUNG UND PFLEGE VON SANITÄRRÄUMEN

Raumart und -größe		Arbeitszeitbedarf Verhaltensalternative 1	2	3	4	1	2	3	4
		AKh/Woche				AKh/Jahr			
BADEZIMMER									
mit Badewanne, Waschbecken	3 m²	0,3	0,5	1,1	2,5	14	28	58	127
mit Badewanne, Duschbecken, Doppelwaschbecken	6 m²	0,5	0,9	1,9	4,3	24	48	98	225
mit Badewanne, Duschbecken, Doppelwaschbecken und WC	6 m²	0,5	1,0	2,1	4,7	26	52	107	246
DUSCHE									
mit Duschbecken, Waschbecken und WC	3 m²	0,3	0,6	1,2	2,8	16	32	65	147
WC									
mit Waschbecken	2 m²	0,2	0,4	0,8	1,7	10	20	41	91

Quelle: KTBL 1991,S. 79a und S. 79

Die Einsetzbarkeit dieser Datensammlung für eine Analyse und Bewertung der Hausarbeit liegt auf der Hand: sie besteht vor allem darin, für klar umrissene Arbeitsbereiche, bei definierten Verhaltensalternativen, Werte hinsichtlich Zeitbedarf und Kosten bereitzustellen. Diese Werte ermöglichen eine Abwägung von Alternativen und liefern damit eine Basis für rationale Entscheidungen. Die Daten können mithin sowohl vom Privathaushalt selbst herangezogen werden (Stichwort Arbeitsteilung!) als auch in der haushaltsbezogenen Beratung oder Bildungsarbeit.

Nutzungseinschränkungen ergeben sich daraus, daß es sich ja nicht um Daten zum realen Zeit- und Geldverbrauch innerhalb des Haushalts handelt. Wie in der Datensammlung an verschiedenen Stellen formuliert, sind die konkreten Gegebenheiten im Haushalt, etwa die „Lebhaftigkeit“ eines Kindes, oder auch die konkrete Leistungsfähigkeit der arbeitenden Person („Geschicklichkeit“) u.U. von erheblichem Einfluß auf den Zeitbedarf. Auch ist die Komplexität der Hausarbeit mit solchen Daten

nicht zu erfassen - die Daten sind notwendig linear, eindimensional. Einflüsse durch Mehrfachtätigkeiten, Störungen usw. können so nicht vorwegberechnet werden.

6.2 REFA - Hauswirtschaft: analytische Arbeitsbewertung

Bei der analytischen Arbeitsbewertung werden die Grundzüge der REFA-Methode (REFA = „Verband für Arbeitsstudien und Betriebsorganisation“), die für die Bewertung von Arbeitsplätzen in der gewerblichen Wirtschaft entwickelt wurde, auf den Privathaushalt übertragen und zur Arbeitsanalyse verwandt. Ergebnisse hierzu liegen seit Mitte der 70er Jahre vor, finden Akzeptanz bei Gerichtsgutachten und sind auch im benachbarten Ausland übernommen worden (Deist/Warlimont 1990, S. 75).

Das Verfahren findet Anwendung auf konkrete, einzelne Haushalte und umfaßt eine umfangreiche, insgesamt 11-schrittige Analyse und Bewertung der Arbeitsvorgänge innerhalb des Haushalts.

Berücksichtigt werden dabei

- die Haushaltssituation, einschließlich der Rahmenbedingungen und der besonderen Gegebenheiten des Haushalts;
- die Zielvorstellungen und Ansprüche der Familie;
- die Beschreibung des Arbeitsablaufs und seine Untergliederung nach Arbeitsbereichen; die Gewichtung der Anforderungen (in den einzelnen Arbeitsbereichen) nach sechs REFA-Anforderungsarten:
    1. Kenntnisse
    2. Geschicklichkeit
    3. Verantwortung
    4. Geistige Belastung
    5. Muskelmäßige Belastung
    6. Umgebungseinflüsse
- die rechnerische Ermittlung von Arbeitswerten
- und die Ermittlung eines anforderungsgerechten Entgeltes.

Für die Entgeltermittlung wird als Referenzbetrag das tarifliche Gehalt einer Familienpflegerin herangezogen (BAT VI b) und mit Hilfe der errechneten Arbeitswerte sowie unter Berücksichtigung der zeitlichen Belastung im Familienhaushalt modifiziert. So ergeben sich (berechnet für das Jahr 1988) konkrete Bruttowerte um ca. 3200,- DM/Monat als „anforderungsgerechtes Entgelt“ für die Führung des Familienhaushalts (a.a.O., S. 81 - 83).

Abbildung 9: REFA-Anforderungsermittlungsbogen

AE1	REFA-Anforderungsermittlungsbogen

1. Arbeitsbeschreibung

Arbeitssystem Gesamthaushalt

Arbeitsaufgabe Führung eines 4-Personenhaushaltes (Planung, Steuerung, Ausführung)

Eingabe 2 Erwachsene, 1 Kleinkind, 1 Säugling, Einfamilien-Reihenhaus mit Garten (500 qm Grundstück), Wohnfläche 140 qm, Baujahr 66, Geldmittel für Nahrungs- und Genußmittel, für Kleidung, für Reinigungs- und Pflegemittel für Körper und Wohnung, für Unternehmungen der Familie, für Bildung, für die Ferienwohnung an der Nordsee, für den Garten, für den Haushalt, Geldmittel für Wäsche, für Reparaturen, für diverse Versicherungen

Ausgabe Alle Dienstleistungen eines Haushaltes mit Kleinkindern mit mittleren Ansprüchen. Die Bedürfnisse der Kinder stehen im Vordergrund.

Betriebsmittel
Die Betriebsmittel sind aus der Datensammlung zur Anforderungsermittlung zu ersehen (Anlage 2, Blatt 1 - 2)

Umgebungseinflüsse
Einzelarbeitsplatz mit häufigem Wechsel der Arbeitsverrichtungen in den verschiedenen Räumen, in den verschiedenen Geschäften beim Einkaufen, häufige Unterbrechung der Arbeit durch die Kinder

andere Einflüsse

Arbeitsablauf
Pflege von 2 Kleinkindern Baden, Wickeln, Waschen und Anziehen der Kinder, Füttern bzw. Überwachen der Mahlzeiten, Beobachten des Gesundheitszustandes, Arztbesuche, schnelles Eingreifen bei Krankheiten und Unfällen, Spaziergänge, Turn- und Schwimmunterricht.
Betreuung und Erziehung von zwei Kleinkindern während des ganzen Tages auf Fragen antworten, Selbständigkeit dem Alter entsprechend fördern, Veranlagungen und Begabungen erkennen und fördern, Märchen vorlesen, Fantasie anregen, Spiele machen, basteln

Versorgung der Familie Zubereitung von 3 Hauptmahlzeiten und 2 Zwischenmahlzeiten (für Kinder) Herstellung von Kuchen und Gebäck für die Familie und Gäste

Überwachen der Lebensmittelvorräte
Vorratshaltung von Obst, Gemüse und Fleisch
täglicher, bzw. wöchentlicher, bzw. monatlicher Einkauf
wöchentliche Reinigung der Wohn-, Schlaf- und Wirtschaftsräume
Reinigung und Pflege der Wäsche
Ausbessern von Wäsche und Bekleidung
1-2 mal wiederkehrende Reinigungsarbeiten (Fenster gründlich, Gardinen, Schränke etc.)
saisonbedingte Gartenarbeit - Schneefegen
Gästebewirtung
Instandhaltung der Ferienwohnung

Beuth Verlag GmbH Berlin und Köln Bestell-Nr. 37545 Nachdruck nur mit Genehmigung des REFA - Verbandes für Arbeitsstudien und Betriebsorganisation e.V. Darmstadt

Datum	Unterschrift	Stichwort	Beispiel-Nr	Ablage-Nr Anlage 3
				Blatt von Blättern

Fortsetzung der Arbeitsbeschreibung Arbeitssituation	2. Anforderungsanalyse	3 Quantifizierung der Anforderungen REFA-Rang-Platz Nr	Gewichtungsfaktor	Anforderungswert
Stellenbezeichnung	Kenntnisse *Ausbildung, Erfahrung, Denktätigkeit*	45	1,0	45
	Kenntnisse, Erfahrungen und Denktätigkeit in der Planung und Organisation eines 4-Personenhaushaltes, K.und E. im wirtschaftlichen Einsatz der Geldmittel, K.und E. beim Einkauf und der Zubereitung der Nahrungsmittel, K.und E. bei der Pflege, Betreuung und Erziehung von Kindern, K. und E.bei der Hauspflege, Wäschepflege und Gartenpflege			
Unmittelbar vorgesetzte Stelle	Geschicklichkeit *Handfertigkeit, Körpergewandtheit*	45	0,8	36
	Geschicklichkeit beim Umgang mit den Haushaltsgeräten, Geschicklichkeit bei den verschiedenen Arbeitstechniken wie bei der Kinderpflege, bei der Nahrungszubereitung, bei der Hauspflege, bei der Wäschepflege, bei der Gartenarbeit			
Erhält zusätzliche fachliche Weisungen von	Verantwortung *für die eigene Arbeit, für die Arbeit anderer und für die Sicherheit anderer*	6,0	1,0	60
	Verantwortung für die körperliche und seelische Gesundheit der Familie, V. für die Erziehung der Kinder, V. für den wirtschaftlichen Einsatz der Geldmittel, Verantwortung für die Sauberkeit und Hygiene der Speisen, der Wäsche, der Wohnung, Verantwortung für die Sicherheit der Kinder			
Kontrolle durch	Geistige Belastung *Aufmerksamkeit, Denktätigkeit*	55	0,9	49,5
	Aufmerksamkeit und Denktätigkeit bei Krankheiten und Unfällen in der Familie, A.und D. bei Entscheidungen in der Erziehung der Kinder, A. und D. bei der sorgfältigen Durchführung aller Arbeitsaufgaben, beim Einkauf, bei der Nahrungszubereitung, A. und D. bei sich überschneidenden Arbeiten im Haushalt (Streß)			
Unterstellte Stellen	Muskelmäßige Belastung: *dynamische, statische, einseitige Muskelarbeit*	50	0,8	40
	Muskelmäßige Belastung bei allen Arbeiten im Stehen, Gehen und Bücken, bei Überkopfarbeit, beim Tragen von Lasten, insbesondere beim Einkauf und der Nahrungszubereitung, bei Reinigungsarbeiten, bei der Wäschepflege, bei der Gartenarbeit			
Erteilt zusätzliche fachliche Weisungen an	Umgebungseinflüsse *Klima, Nässe, Öl, Fett, Schmutz, Staub, Gase, Dämpfe, Lärm, Erschütterung, Blendung oder Lichtmangel, hinderliche Schutzkleidung, Erkältungsgefahr, Unfallgefährdung*	30	0,6	18
	Unfallgefährdung durch Zeitdruck, durch sich überschneidende Aufgaben, durch unvorhergesehene Ereignisse, Unfallgefahr beim Reinigen von Betriebsmitteln, Unfallgefahr beim Einsatz elektrischer Geräte, bei Arbeiten auf der Leiter			
Wird vertreten von		Wertzahlsumme		248,5
Vertritt				
Besondere Befugnisse und Verpflichtungen				

Bemerkungen

Quelle: Deist/Warlimont 1990; S. 108 u. 109

Als Hauptziele der analytischen Arbeitsbewertung nach der REFA-Methode formulierten die Vertreterinnen dieses Ansatzes:

- objektive Maßstäbe zur Bewertung der Arbeit von Hausfrauen und Müttern zu finden,
- Haushalte untereinander vergleichbar zu machen und
- Material für die Ausbildung zum Thema „Arbeitsbewertung im Privathaushalt“ bereitzustellen (a.a.O., S. 75).

Die besondere Leistung dieser analytischen Arbeitsbewertung ist es, die Arbeitsanforderungen und Arbeitsleistungen im Privathaushalt nach industrieüblichen Standards „durchleuchtet“ und dadurch in gewisser Weise mit denen an gewerblichen Arbeitsplätzen vergleichbar gemacht zu haben. Nachteile liegen zum einen in der Aufwendigkeit der Methode, die dann letztlich nur zu Aussagen über Einzelhaushalte kommt, und zum anderen in den Grenzen einer Übertragbarkeit von Analyse- und Bewertungskriterien aus der Erwerbsarbeit auf den Bereich der privaten Hausarbeit. Wo bleibt zum Beispiel bei den Anforderungen die psychische Belastung, z.B. durch Zielkonflikte oder durch Beziehungsarbeit? Auch solche Merkmale der Hausarbeit wie Mehrfachtätigkeiten oder Mehrdimensionalität von Arbeiten, die materiell und zugleich emotional geprägt sind, können nach dieser Methode kaum erfaßt werden.

6.3 Haushaltsanalyse nach dem Hohenheimer Verfahren

Das „Hohenheimer Verfahren“ wurde ebenfalls zur Analyse der Leistungen in einzelnen Haushalten entwickelt und findet u.a. für Schadensersatzgutachten bei Verletzung oder Tötung der haushaltsführenden Person Anwendung.[18]

Der wesentliche Unterschied zur analytischen Arbeitsbewertung nach REFA besteht darin, daß im Hohenheimer Verfahren die zu bewertenden Haushalte in ein Vergleichsschema von sieben Haushaltstypen eingeordnet werden. Diese sieben Haushaltsstypen sind auf der Grundlage empirischer Erhebungen (300 Haushalte) gebildet worden. Zur Ermittlung der Entgelthöhe werden weiterhin „Arbeitsplatztypen“[19] herangezogen, die ebenfalls durch empirische Erhebungen ermittelt wurden.

Für die Zuordnung der Haushalte zu den Haushaltstypen sind auch die Anspruchsstufen der Haushaltsführung von Bedeutung. Hierzu liegt eine Skala mit sechs Stufen vor („keine Anforderungen“ bis „sehr hohe Anforderungen“). Die individuellen Gegebenheiten des Einzelhaushalts finden ihren Ausdruck weiterhin in einer Zeitbedarfsanalyse auf der Grundlage der KTBL-

---

[18] Ihren Namen erhielt diese Methode von der Universität Hohenheim, an deren Institut für Haushalts- und Konsumökonomik sie entwickelt wurde.

[19] Der Typisierung liegen 5000 Arbeitsplatzanalysen unter Berücksichtigung des Arbeitsentgeltes zugrunde. (Landau/Imhof-Gildein 1990, S. 128)

Daten. Das Ergebnis des Hohenheimer Verfahrens ist die Ermittlung eines konkreten Entgeltwertes für den analysierten Haushalt. Dieses liegt im Fall eines Beispielhaushalts mit fünf Personen für 1989 bei 3451,- DM/Monat (a.a.O., S. 134).

Das Hohenheimer Verfahren stellt eine Weiterentwicklung gegenüber der REFA-Methode dar, insbesondere weil die Typenbildung durch Daten aus empirischen Erhebungen gestützt wird und so eine gute Vergleichbarkeit gegeben ist. Die ermittelten Haushaltstypen könnten zum Beispiel in der Bildungsarbeit Anwendung finden. Konzipiert als Methode zur Einzelanalyse, bleibt allerdings auch das Hohenheimer Verfahren bei der Übertragung auf andere Anwendungsbereiche (z.B. Bildung, Beratung) insgesamt relativ aufwendig.

Exkurs: Normenbildung

Eine klare Abgrenzung der Hausarbeit von „Nicht-Arbeit“ oder Freizeit bleibt schwierig. Aufgabe des privaten Haushalts ist es, Raum für eine persönliche Lebensgestaltung zu bieten. Ansprüche an die Haushaltsleistungen und Verfahrensweisen in der Hausarbeit sind zwar einerseits von Traditionen, Normen usw. bestimmt,[20] andererseits aber drücken sich hierin individuelle Lebenskonzepte aus. Die hier vorgestellten Verfahren haben deshalb verschiedene Wege zur Bestimmung und Abgrenzung der Hausarbeit gewählt. Berücksichtigt wurden:

- die spezifische Situation (Lebensstil, Anspruchsniveau) in dem jeweiligen untersuchten Haushalt, also ein individueller Faktor,
- Erkenntnisse darüber, was in einer bestimmten Gruppe, zu der der Haushalt gehört, gängige Praxis ist, also ein empirischer Faktor (Typenbildung), und schließlich
- der gesellschaftliche Standard (geschrieben oder ungeschrieben), also ein normativer Faktor.

7 Verfahren für größere Untersuchungen

Um Daten mit einer Aussagekraft für größere Gruppen von Haushalten oder alle Haushalte („repräsentative Daten“) zu gewinnen, werden Befragungen oder Zeitbudgetuntersuchungen angewandt. Haushaltsleistungen sind entweder explizit Gegenstand der Untersuchungen (Zeitbudget) oder es können aus den erhobenen Daten Rückschlüsse auf Haushaltsleistungen gezogen werden.

7.1 Befragungen

Haushaltsbezogene Daten liefern verschiedene Fächer, Institute etc. Untersuchungen zur Hausarbeit führen neben der Haushaltswissenschaft auch die Soziologie (speziell die soziologische Frauenforschung und Familiensoziologie), Psychologie oder Wirtschaftswissenschaften durch. Auch in

[20] Vgl. zum Einfluß ungeschriebener Normen auf die Hausarbeit: Kettschau 1983.

der Auftragsforschung, zum Beispiel für die Konsumgüterindustrie, spielen Daten zur Hausarbeit eine Rolle. Der Fokus wechselt, je nach Fach, Fragestellung, Zielsetzung der Studien. Häufig greifen die entsprechenden Untersuchungen aus dem komplexen Gebiet der Hausarbeit jedoch nur Einzelaspekte - gemäß ihres eigenen Forschungsinteresses - heraus. Insgesamt sind Familie, Alltagsleben und Fragen im Zusammenhang der Hausarbeit - nicht zuletzt als Ergebnis von Frauenbewegung und Frauenforschung - in den letzten Jahren breiter und differenzierter erforscht worden als zuvor.

7.2 Zeitbudgetuntersuchungen

Mit einer Zeitbudgetuntersuchung ist es möglich, die Aktivitäten von Personen innerhalb eines bestimmten Zeitabschnitts zu messen und dabei die Art der Aktivitäten, ihre Häufigkeit, Dauer, Reihenfolge und weitere Merkmale (wie z.B. Ort, Interaktionsperson, für wen wird die Tätigkeit ausgeführt) festzuhalten. Qualitative Fragestellungen, und zwar die Qualität des Inputs (was kann ich, welche Voraussetzungen bringe ich mit) wie auch die Qualität des Outputs (was kommt dabei raus, welche Ergebnisse erziele ich), können mit Zeitbudgetuntersuchungen allerdings nicht geklärt werden.[21]

Zum Thema Hausarbeit sind bisher unterschiedliche Zeitbudgeterhebungen durchgeführt worden. [22]

7.2.1 Teil- / Spezialerhebungen

Teil- oder Spezialerhebungen erlauben es, den Zeitaufwand für bestimmte Aktivitäten innerhalb eines Zeitabschnitts festzuhalten. Die Befragten tragen in ein Tagebuch zum Beispiel ein, wie lange sie innerhalb der Zeit von 8 bis 9 Uhr gespült haben oder wieviel Minuten sie für Nahrungszubereitung aufgewendet haben usw. Eine große Eintragungsdisziplin vorausgesetzt, können so brauchbare und vergleichbare Daten zustande kommen. Miterhoben werden in der Regel statistische Merkmale der Haushalte, so daß im nachhinein die Auswertung differenziert erfolgen kann (z.B. nach Haushaltsgrößen, Erwerbstätigkeit, Anzahl und Alter der Kinder etc.). Solche Untersuchungen werden für unterschiedliche Zwecke, allein oder kombiniert mit anderen Fragestellungen, durchgeführt (Freizeitforschung, Zeitaufwand der Eltern/Mütter für Schularbeitenbetreuung u.a.m.).

Für den Bereich der Hauswirtschaft wurden nach dieser Methode in den 70er Jahren Pionieruntersuchungen durchgeführt, die erstmals überhaupt in der Bundesrepublik Deutschland Daten zum Zeitaufwand für Hausarbeit bereitstellten.

---

[21] Vgl. zur grundsätzlichen Diskussion des Instruments Zeitbudgetforschung aus Sicht einer qualitativen Betrachtung der Hausarbeit: Kettschau 1990.

[22] Weitergehende Informationen über Zeitbudgetforschung und Hausarbeit, insbesondere zu den theoretischen Voraussetzungen, zur Forschungsgeschichte und zur methodischen Diskussion sind zu finden in: Küster 1994.

Grenzen findet die Methode in dem Engagement und der Disziplin der Befragten, die erforderlich sind, um hier überhaupt zu einigermaßen verläßlichen Daten zu kommen. Außerdem können eine Reihe von Besonderheiten der Hausarbeit mit der Methode gar nicht erfaßt werden, so z.B. Mehrfachtätigkeiten oder qualitative Merkmale, wie Belastungen durch Aktivitätenwechsel.

7.2.2 24-Std.-Zeitbudget

Wie der Name bereits sagt, sollen mit dieser Untersuchungsmethode die gesamten Aktivitäten innerhalb von 24 Stunden eines Tages erfaßt werden.

Die aktuellste und umfangreichste Erhebung dieses Typs ist die 1991/92 durchgeführte Zeitbudget-Untersuchung des Statistischen Bundesamtes. Befragt wurden alle Personen über 12 Jahre in 7200 Haushalten. Diese Untersuchung ist repräsentativ - die Daten können also allgemeine Geltung beanspruchen.

Abbildung 10: Ziele der Zeitbudget-Erhebung 1991/92

Hauptziele der Zeitbudget-Erhebung:

- Bereitstellung von Daten zur Haushaltsproduktion (Haushaltsleistungen)
- Wertmäßige Erfassung der unentgeltlich in Haushalt und Familie erbrachten Leistungen
- Bereitstellung von Daten für frauen- und familienpolitische Analysen und Untersuchungen
- Methodische Untersuchungen der Möglichkeiten und Grenzen der Datengewinnung

Quelle: Stat. Bundesamt 1995a

Um einen Eindruck von der Anlage der Untersuchung zu vermitteln, zeigt die folgende Abbildung das Muster eines Erhebungsblattes für einen Tag. Die Aktivitäten wurden von den Befragten in deren eigenen Worten angegeben und zur Auswertung mit Hilfe einer umfangreichen Aktivitätenklassifikation zugeordnet.

Zum Umfeld der Zeitbudget-Erhebung des Statistischen Bundesamtes gehört eine umfangreiche Diskussion darüber, was Haushaltsleistungen sind und wie sie sich von den übrigen Aktivitäten innerhalb des Haushalts abgrenzen lassen. Die perfekte Lösung konnte nicht gefunden werden.

Man einigte sich - auch in Anlehnung an internationale Gepflogenheiten - auf das sog. „Dritt-Personen-Kriterium“, nach dem als Hausarbeit oder Haushaltsleistung alles das gewertet wird, was andernfalls auch über den Markt bzw. von einer dritten Person erledigt werden könnte. Danach können Tätigkeiten wie Lesen (z.B. im Sinne von: sich für Aufgaben im Haushalt informieren oder vorbereiten) nicht als Hausarbeit erfaßt werden („Arbeit im Kopf“ - kann nicht delegiert werden), sich selbst die Haare frisieren aber wohl („Arbeit am Kopf“ - kann auch durch Friseure erledigt werden).[23] Gegenüber solchen (normativen) Fragestellungen allerdings, wie sie oben angesprochen wurden, nämlich der „Notwendigkeit“ oder „Üblichkeit“ eines Hausarbeits-Aufwandes, bleibt das Instrument der Zeitbudget-Forschung blind. Erfaßt wird der von den Befragten angegebene Zeitaufwand - und handelt es sich formal (d.h. nach dem Dritt-Personen-Kriterium) um Hausarbeit, wird er auch als solche in die Berechnungen einbezogen.

Ein wichtiges politisches Ziel des Bundesministeriums für Familie und Senioren als Auftraggeber der Zeitbudget-Studie war es, auf der Basis des Umfangs der Hausarbeit ihren Wert zu erfassen, in Geld auszudrücken und diesen Wert als sogenanntes „Satellitensystem“ zur Volkswirtschaftlichen

[23] Zur Diskussion vgl. ausführlich Kettschau 1990.

Gesamtrechnung zu etablieren. Hiermit erhoffte man sich zumindest eine verstärkte gesellschaftliche Bewußtseinsbildung und davon abgeleitet die Bereitschaft, mit veränderten politischen Maßnahmen auf die Bedürfnisse der Haushalte und Familien mehr als bisher einzugehen.

Auf die bisher vorliegenden Ergebnisse und Auswertungen dieser umfangreichen Studie kann hier nur ein Schlaglicht geworfen werden.

Muster des Erhebungsbogens der Zeitbudget-Erhebung des Statistischen Bundesamtes 1991/1992

Hauptaktivität ausgeübt für:
eigenen Haushalt (z.B. Hausarbeit, Freizeit, Erwerbstätigkeit) = 1
anderen Haushalt = 2
eigenen und anderen Haushalt = 3
soziale Dienste/Ehrenamt = 4

Ort der Hauptaktivität:
zu Hause ausgeübt (auch auf dem zum Haus gehörenden Grundstück) = 1
nicht zu Hause ausgeübt = 2

Kreuzen ☒ Sie bitte an, mit wem Sie die Zeit verbrachten? (Mehrere Angaben sind möglich)

Uhrzeit von - bis	Hauptaktivität	Gleichzeitige Aktivität	für wen ausgeführt	wo ausgeführt	Kindern	anderen Haushaltsmitgliedern	Verwandten, Nachbarn, Freunden	Kollegen, Mitschülern	sonstigen Personen	Ich war allein	
15.00-15.05			1	1	X						181
15.05-15.10	Kindern beim Aufräumen		1	1	X						182
15.10-15.15	geholfen		1	1	X						183
15.15-15.20		über seinen kommenden	2	2			X				184
15.20-15.25	Vater mit dem Auto zur	7ten Geburtstag geredet	2	2			X				185
15.25-15.30	Massage gefahren	evtl. Planung, Einladung etc.	2	2			X				186
15.30-15.35			2	2			X				187
15.35-15.40	zu Fuß zum Supermarkt		1	2						X	188
15.40-15.45			1	2						X	189
15.45-15.50	Lebensmittel eingekauft		1	2						X	190
15.50-15.55			1	2						X	191
15.55-16.00			1	2						X	192
16.00-16.05			1	2						X	193
16.05-16.10	zur Post und Bank gegangen		1	2						X	194
16.10-16.15	Post, Paket aufgegeben		1	2						X	195
16.15-16.20	Bank, Erledigungen		1	2						X	196
16.20-16.25	zum Auto gelaufen		1	2						X	197
16.25-16.30	Vater mit Auto v.d. Massage abgeholt		1	2			X				198

Quelle: Stat. Bundesamt 1995a, S. 85

Zunächst überrascht der Umfang der unbezahlten Arbeit im Vergleich zur bezahlten: 77 Mrd. Stunden unbezahlter Arbeit (d.h. Haus- und Familienarbeit, Nachbarschaftshilfe und Ehrenamt) stehen jährlich (nur) 48 Mrd. Stunden Erwerbsarbeit gegenüber. Um nichts „schönzurechnen“ (Stat. Bundesamt 1995a, S. 19), wurde vom Statistischen Bundesamt der geringstmögliche Wertansatz für die unbezahlte Arbeit gewählt, d.h. der Nettostundenlohn einer Hauswirtschafterin mit 11,- DM angesetzt. Multipliziert mit den ermittelten Arbeitsstunden ergab sich so ein Wertverhältnis von 860 Mrd. DM pro Jahr der unbezahlten Arbeit gegenüber 1163 Mrd. DM Bruttowert der bezahlten Arbeit (Bundesministerium für Familie und Senioren/Stat. Bundesamt 1994).[24]

Im Vergleich der Zeitverwendung von Männern und Frauen bestätigt die Zeitbudget-Erhebung des Statistischen Bundesamtes die größere Belastung der Frauen mit unbezahlter Arbeit, speziell Hausarbeit. Sind Mann und Frau erwerbstätig, leisten Frauen dennoch nahezu doppelt soviel unbezahlte Arbeit wie Männer. Erst wenn beide Partner über 60 Jahre und nicht mehr erwerbstätig sind, nähert sich der Zeitaufwand stärker an. Ohne den Charme einer solchen Altersegalität schmälern zu wollen, muß doch festgestellt werden, daß ein verstärktes männliches Engagement für die unbezahlte Arbeit zu früheren Zeitpunkten die Konflikte in der Frauen-Biographie merklich entspannen könnte. Hier zeigt sich jedoch immer noch der Primat der männlichen Erwerbstätigkeit.

Insgesamt liegt mit der Zeitbudget-Erhebung des Statistischen Bundesamtes differenziertes Datenmaterial zur Hausarbeit vor. Die wissenschaftliche und gesellschaftpolitische Diskussion zur Auswertung der Daten ist bei weitem noch nicht abgeschlossen. Fortsetzungen der Erhebungen im regelmäßigem Rhythmus (z.B. alle 5 Jahre), wie sie auch in anderen europäischen Ländern durchgeführt werden, sind sehr wünschenswert, aber momentan wegen der begrenzten öffentlichen Mittel leider nicht abgesichert. Nur durch eine regelmäßige repräsentative Untersuchung ließen sich aber Aufschlüsse über Entwicklungen und Veränderungen der Zeitverwendung im Prozeß des sozialen Wandels gewinnen.

---

[24] Pro Haushalt ergibt sich aus der gewählten - jeweils an Minimalwerten orientierten - Berechnungsweise des Stat. Bundesamtes für das Jahr 1992 ein Durchschnittswert der unbezahlten Arbeit (bezogen auf alle westdeutschen Haushalte) von 2600,- DM. Vgl. Stat. Bundesamt 1995a, S. 19.

Abbildung 12a: Unbezahlte Arbeit - Arbeitsteilung von Ehepaaren

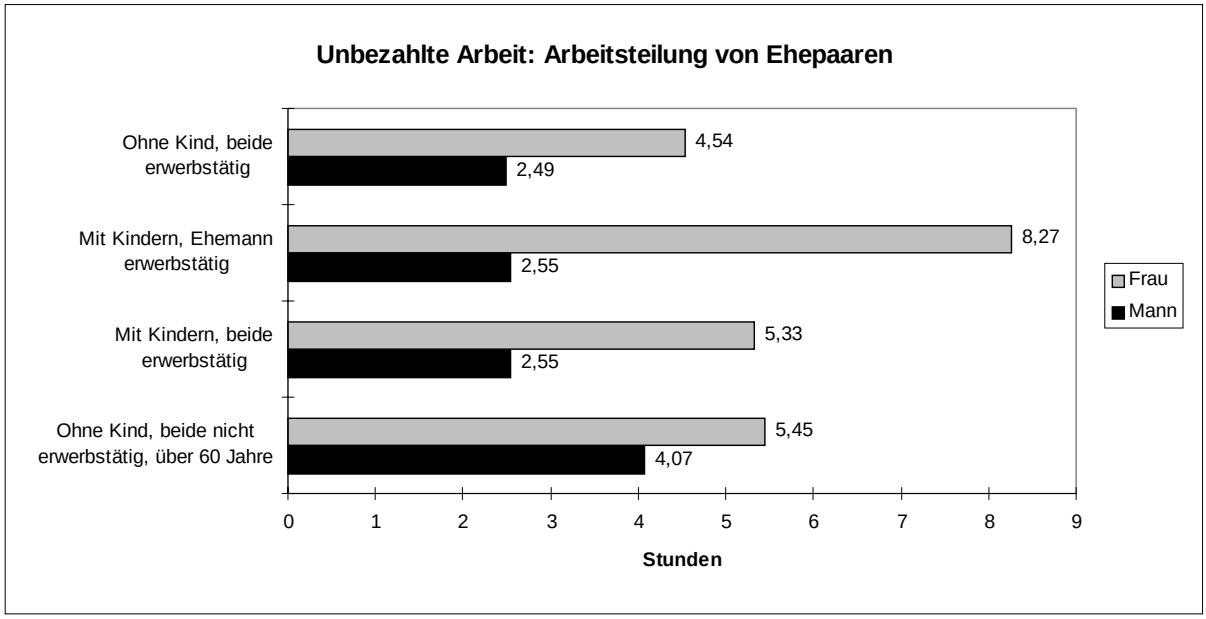
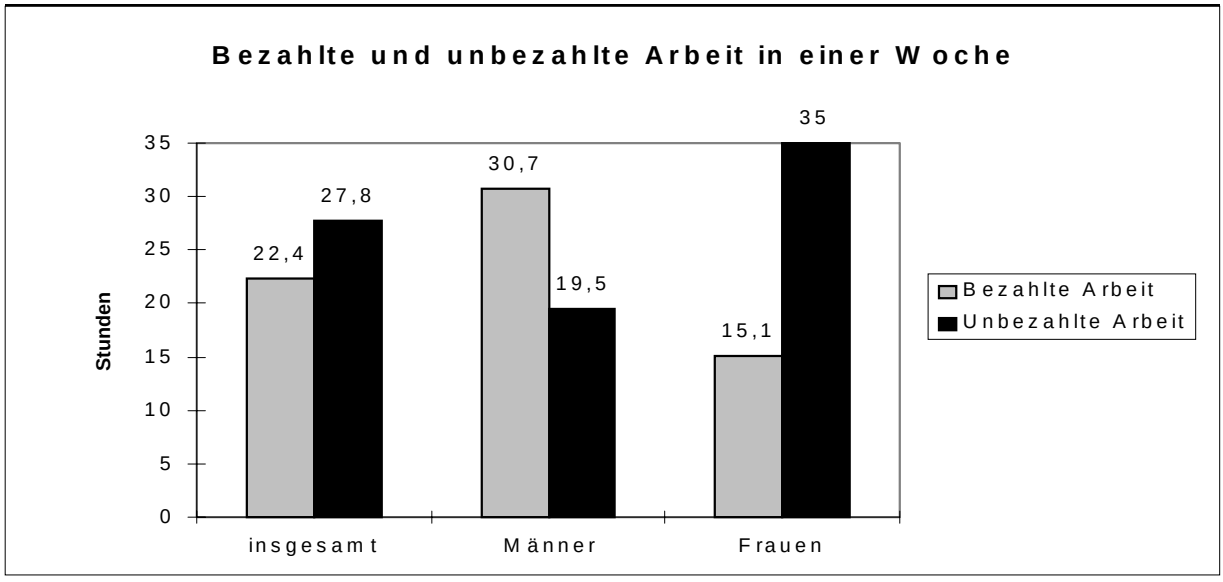


Abbildung 12b: Bezahlte und unbezahlte Arbeit in einer Woche



Quelle: Stat. Bundesamt 1995a, S. 12

Schlußbemerkung

Die Arbeitsanforderungen im Privathaushalt ergeben sich aus den Funktionen der Familie in der Gesellschaft, als da sind: Reproduktion, Sozialisation, Regeneration. Der Haushalt ist das Dienstleistungszentrum der Familie, mit dessen Hilfe sie diese Funktionen erfüllt. Hausarbeit oder Haushaltsleistung umfaßt alle Aufgaben, die für die Betreuung und Versorgung der Familienangehörigen und die Erziehung der Kinder erforderlich sind.

Dabei ist Hausarbeit keine Arbeit wie jede andere auch, sondern weist eine Reihe von Besonderheiten auf, die sich vor allem aus dem Personenbezug innerhalb der privaten Lebensgemeinschaft ergeben.

Grundsätzlich bietet die Analyse und Bewertung der Hausarbeit eine auf Fakten gestützte, transparente Grundlage zur Beurteilung bestimmter Vorgänge und Probleme im Privathaushalt. An eine Bewertung der Hausarbeit sind spezielle Anforderungen gestellt. Bisher liegen Methoden und Ergebnisse einer Input-orientierten Leistungsmessung vor, die hauptsächlich auf der Messung der für Hausarbeit investierten Zeit basieren. Die vorhandenen Untersuchungen zeigen aber auch, wie „eigensinnig“ der Lebensbereich Haushalt ist und daß es vermehrter Anstrengungen bedarf, um zu wirklichkeitsgerechten Forschungsergebnissen zu kommen.

Die Rolle und Zuordnung der Hausarbeit im Geschlechterverhältnis wird sich allein durch mehr Forschungsergebnisse darüber, was Hausarbeit denn (wert) sei und durch weitere Untersuchungen zu ihrer ungleichen Verteilung zwischen den Geschlechtern nicht verändern.

Mehr Wissen und eine breitere Debatte der Hausarbeitsfrage erleichtern die persönliche, fachliche und gesellschaftspolitische Orientierung und schaffen bessere Handlungsgrundlagen. Durch Verdrängen, Individualisieren und Mystifizieren ist das Problem „Hausarbeit“ nicht aus der Welt zu schaffen. Gerechte und gute Lösungen zur Verteilung der Betreuungs- und Versorgungsaufgaben zwischen den Geschlechtern und Generationen und zwischen Privathaushalten, Markt und Staat setzen die Kenntnis und Akzeptanz dieser Aufgaben in ihrer Quantität und Qualität voraus.

Die Berichtskomission des 5. Familienberichts mag in einer Welt der Fakten und Zahlen auf deren politische Wirkung gezielt haben: Sie hat berechnet und im Familienbericht niederlegt, daß die Erziehung und Betreuung eines Kindes in der Familie einem Wert 400.000 DM entspricht und daß der Beitrag der Familien insgesamt zur „Bildung des volkswirtschaftlichen Arbeitsvermögens“ einen Wert von 15,286 Billionen DM darstellt (5. Familienbericht 1995, S. 145).

Literaturangaben

Bien, W. (Hg.) (1994): Eigeninteresse und Solidarität. Beziehungen in modernen Mehrgenerationenfamilien. Deutsches Jugendinstitut: Familien-Survey, Bd. 3. Opladen: Leske und Budrich

Bock, Gisela/Duden, Barbara (1976): Arbeit aus Liebe - Liebe als Arbeit. Zur Entstehung der Hausarbeit im Kapitalismus. In: Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen. Berlin: Courage Verlag

Bundesminister für Jugend, Familie und Gesundheit (Hg.) (1975): Familie und Sozialisation. Zweiter Familienbericht. Bonn 1975

Bundesministerium für Familie und Senioren/Statistisches Bundesamt (Hg.) (1994): Wem gehört die Zeit? Die Zeitverwendung der Bevölkerung in Deutschland. Wiesbaden

Bundesministerium für Familie und Senioren (Hg.) (1994): Familie und Familienpolitik im geeinten Deutschland - Zukunft des Humanvermögens. Fünfter Familienbericht. Bonn

Deist, H./Warlimont, L. (1990): Die Methode der analytischen Arbeitsbewertung. In: Landau, K. (Hg.): Der Wert der Haushaltsarbeit. Definitionen und Bewertungsverfahren. München: Lexika, S. 75 - 110

Die Lage der Familien in der Bundesrepublik Deutschland. Dritter Familienbericht 1979. Bonn

Galbraith, J.K. (1974): Wirtschaft für Staat und Gesellschaft. München, Zürich

Hesse, K./Judt, A. (1996): Der Wert der Haushaltsarbeit. In: Oltersdorf, U./Preuß, Th. (Hg.): Haushalte an der Schwelle zum nächsten Jahrtausend. Aspekte haushaltswissenschaftlicher Forschung - gestern, heute, morgen. Frankfurt, New York: Campus, S. 156 - 191

Institut für praxisorientierte Sozialforschung (1994): Gleichberechtigung von Frauen und Männern - Wirklichkeit und Einstellungen in der Bevölkerung. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Frauen und Jugend, Bd. 18. Stuttgart

Kettschau, I. (1983): Die heimliche Arbeitsplatzbeschreibung im Haushalt und ihre öffentlichen Seiten. Gedanken zur Anlage und Aussagefähigkeit empirischer Untersuchungen zum Zeitaufwand für Hausarbeit. In: Hauswirtschaft und Wissenschaft, Heft 3, S. 119 - 127

Kettschau, I. (1990): Zur Bedeutung und Nutzung von Zeitbudgetdaten in der Diskussion über Hausarbeit in Haushaltswissenschaft und Frauenforschung. In: v. Schweitzer, R.; Ehling, M.; Schäfer, D.; u.a.:

Zeitbudgeterhebungen. Ziele, Methoden und neue Konzepte. Schriftenreihe Forum der Bundesstatistik, Bd. 13. Stuttgart, S. 107 - 128

Kettschau, I./Methfessel, B. (1993): Emanzipation durch haushaltsbezogene Bildung? Allgemeine und schulbezogene Überlegungen. In: Gräbe, S. (Hg.): Der private Haushalt im wissenschaftlichen Diskurs. Frankfurt a.M., New York: Campus, S. 303 - 331

Kettschau, I./ Methfessel, B. (1994): Koedukative Haushaltslehre - Partnerschaftliches Leben? In: Glumpler, E. (Hg.): Koedukation. Forschungsergebnisse und Entwicklungsperpektiven. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, S. 86 - 106

Kontos, S./Walser K. (1979): ... weil nur zählt, was Geld einbringt. Probleme der Hausfrauenarbeit. Gelnhausen: Burckhardthaus-Laetare

Kuratorium für Technik und Bauwesen in der Landwirtschaft - KTBL (Hg.) (1991): Datensammlung für die Kalkulation der Kosten und des Arbeitszeitbedarfs im Haushalt. 4. Auflage, Darmstadt

Küster, Chr. (1994): Leistungen von privaten Haushalten und ihre Erfassung in der Zeitbudgetforschung. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren

Landau, K. (Hg.) (1990): Der Wert der Haushaltsarbeit. Definitionen und Bewertungsverfahren. München: Lexika

Landau, K./Imhof-Gildein, B. (1990): Arbeitswissenschaftliche Bewertung der Hausarbeit nach dem Hohenheimer Verfahren. In: Landau, K. (Hg.): Der Wert der Haushaltsarbeit. Definitionen und Bewertungsverfahren. München: Lexika, S. 121 - 136

Lohkamp-Himmighofen, M. (1993): Länderbericht Deutschland. In: Neubauer, E. u.a.: Zwölf Wege der Familienpolitik in der Europäischen Gemeinschaft. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie und Senioren Band 22.1 und 22.2. Stuttgart

Lützel, H. (1990): Ergänzung der Volkswirtschaftlichen Gesamtrechnungen um die Haushaltsproduktion. In: v. Schweitzer, R.; Ehling, M.; Schäfer, D.; u.a.: Zeitbudgeterhebungen. Ziele, Methoden und neue Konzepte. Schriftenreihe Forum der Bundesstatistik, Bd. 13. Stuttgart, S. 129 - 141

Methfessel, B. (1992): Hausarbeit zwischen individueller Lebensgestaltung, Norm und Notwendigkeit. Ein Beitrag zur Sozioökonomie des Haushalts. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren

Methfessel, B. (1994): Zeit nutzen - nicht Zeit sparen. Zur Notwendigkeit, überkommene Lehrinhalte in Frage zu stellen. In: Hauswirtschaftliche Bildung, Heft 2, S. 71 - 78

Morgner, I. (1976): Leben und Abenteuer der Trobadora Beatriz nach Zeugnissen ihrer Spielfrau Laura. Roman in dreizehn Büchern und sieben Intermezzos. Darmstadt, Neuwied: Luchterhand

Nyssen, E. (1996): Mädchenförderung in der Schule. Ergebnisse und Erfahrungen aus einem Modellversuch. Weinheim, München: Juventa

Ostner, I. (1978): Beruf und Hausarbeit. Die Arbeit der Frau in unserer Gesellschaft. Frankfurt a.M., New York: Campus

Piorkowsky, M.-B. (1994): Bevölkerung und Private Haushalte. In: Hesse, K. (Hg.): Strukturwandel des Haushalts in Perspektiven. Frankfurt a.M.: Europäischer Verlag der Wissenschaften, S. 9 - 45

Rapin, H. (Hg.) (1988): Frauenforschung und Hausarbeit. Frankfurt a.M., New York: Campus

Schneewind, Klaus A. u.a. (1995): Optionen der Lebensgestaltung junger Ehen und Kinderwunsch. Schriftenreihe des Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Bd. 9.1. Stuttgart

Schweitzer, R. von (1991): Einführung in die Wirtschaftslehre des privaten Haushalts. Stuttgart

Sichtermann, B. (1981): Zeit-Kämpfe mit Kindern. In: Ästhetik und Kommunikation 45/46, S. 5 - 18

Statistisches Bundesamt (Hg.) (1995a): Die Zeitverwendung der Bevölkerung. Methode und erste Ergebnisse der Zeitbudgeterhebung 1991/92, Tabellenband I. Wiesbaden 1995

Statistisches Bundesamt (1995b): Im Blickpunkt: Familien heute. Stuttgart

Thiele-Wittig, M. (1996): Neue Hausarbeit im Kontext der Bildung für Haushalts- und Lebensführung. In: Oltersdorf, U. /Preuß, Th. (Hg.): Haushalte an der Schwelle zum nächsten Jahrtausend. Aspekte haushaltswissenschaftlicher Forschung - gestern, heute, morgen. Frankfurt a.M., New York: Campus, S. 342 - 363

Frauenvorträge an der
FernUniversität
15

"Auf den Spuren der Angst. Über die Angst von Frauen in ihrer biographischen alltäglichen und sozialen Dimension"

Uta von Winterfeld

Dr. Uta von Winterfeld

Vortrag an der FernUniversität

am 09. Dezember 1996 in Hagen

Die Verantwortung für den Inhalt trägt alleine die Autorin.

ISSN 1438-9606

© FernUniversität–Gesamthochschule in Hagen

Redaktion: Die Gleichstellungsbeauftragte
Die Vorsitzende der Gleichstellungskommission sowie
Monika Giebeler, Melanie Graf

Herausgeber: Der Rektor

Aus unserer Reihe *„Frauenvorträge an der FernUniversität“* sind bisher folgende Titel erschienen:

1.	Christa Mulack	*Die Heimatlosigkeit der Frau im Patriarchat – Behinderung und Herausforderung. Hagen: FernUniversität 1993*
2.	Elvira Willems	*Auch sie in Arcadien. Deutsche Schriftstellerinnen im Italien des 19. Jahrhunderts. Hagen: FernUniversität 1994*
3.	Ulrike Bohnenkamp	*Ein Blick auf Europa aus Frauensicht. Hagen: FernUniversität 1994*
4.	Margrit Kennedy	*Eine andere Sicht der Dinge - weibliche und männliche Prioritäten in Architektur und Stadtplanung. Hagen: FernUniversität 1994*
5.	Ellen Lorentz	*"Qualifiziert, kompetent, jedoch nicht immer geschätzt". Zur Arbeit von Frauen im Büro: gestern - heute - morgen. Hagen: FernUniversität 1995*
6.	Bärbel Rompeltien	*Was kränkt, macht krank! Belastende Kommunikationssituationen am Arbeitsplatz. Hagen: FernUniversität 1995*
7.	Sabine Doyé und Friederike Kuster	*Grundpositionen feministischer Philosophie. Hagen: FernUniversität 1995*
8.	Mechtild Jansen	*Friedenspolitik von Frauen - Nur eine Illusion? Über den Zusammenhang von Krieg und Patriarchat. Hagen: FernUniversität 1995*
9.	Ursula Beer	*Geschlecht, Klasse und Alter. Überlegungen zu einer wenig beachteten Dimension des weiblichen Lebenszusammenhangs. Hagen: FernUniversität 1996*
10.	Irmgard Vogt	*Konstruktionen von Frauen, Schönheit und Körpern. Hagen: FernUniversität 1996*
11.	Birgit Schulte	*„Ach so, Sie malen wie Ihr Mann malt“ – Künstlerinnen und ihre berühmten Männer. Hagen: FernUniversität 1996*
12.	Claudia Weber	*Frauenförderung auf japanisch. Hagen: FernUniversität 1997*
13.	Elisabeth Klaus	*Multimedial und multifunktional – Mehr Männlichkeit ins schöne neue Heim? Hagen: FernUniversität 1997*
14.	Irmhild Kettschau	*Hausarbeit, Familie und Gesellschaft – Anforderungen und Leistungen. Hagen: FernUniversität 1998*

15. Uta von Winterfeld — *Auf den Spuren der Angst. Über die Angst von Frauen in ihrer biographischen alltäglichen und sozialen Dimension. Hagen: FernUniversität 1998*

16. Karin Scharfenorth — *Herausforderung Informationsgesellschaft. Auswirkungen neuer Informations- und Kommunikationstechnologien auf die Beschäftigungssituation von Frauen. Hagen: FernUniversität 1998*

17. Renate Schusky — *„Kräht ja doch kein Hahn danach...?“ Komponistinnen des 19. und 20. Jahrhunderts./ Musik an den Höfen in Bayreuth und Berlin. Die Schwestern Friedrich des Großen und ihre Musiker. Hagen: FernUniversität 1999*

18. Hannelore Faulstich-Wieland — *Mädchen und Koedukation. Hagen: FernUniversität 1999*

19. Marlene Stein-Hilbers — *Ihr die Sorge, ihm die Rechte? Sorge- und Umgangsrechte getrennter Eltern und Kinder. Hagen: FernUniversität 1999*

20. Angelika Wetterer — *Integration und Marginalisierung. Das Verhältnis von Profession und Geschlecht am Beispiel von Ärztinnen und Juristinnen. Hagen: FernUniversität 1999*

21. Bettina Paetzold — *Alles nur Stress...? Zur Vereinbarkeit von Mutterschaft und Berufstätigkeit. Hagen: FernUniversität 1999*

22. Barbara Reichle — *Aufgabenverteilung zwischen Frauen und Männern – Modelle, Bewertungen, Veränderungen. Hagen: FernUniversität 1999*

23. Doris Maurer — *Fontane und die Frauen. Zum 100. Todestag von Theodor Fontane. / Annette von Droste-Hülshoff – Ein Leben zwischen Auflehnung und Gehorsam. Hagen: FernUniversität 1999*

24. Mechtild Jansen — *Frauen haben die Wahl. Hagen: FernUniversität 1999*

25. Mechtild Hauff, Gill Kirkup und Christine von Prümmer — *Frauen und neue Medien. Nutzung und Nutzen des Internets am Arbeitsplatz Hochschule und im Studium. Dokumentation des Workshops am 19. Oktober 1998 in Hagen. Hagen: FernUniversität 1999*

26. Irene Jung — *Ihrem Herzen und Charakter Ehre machen - Frauen wenden sich an das Reichskammergericht. Hagen: FernUniversität 1999*

27. Herrad Schenk — *Vom einfachen Leben. Glückssuche zwischen Überfluß und Askese. Hagen: FernUniversität 1999*

28. Mechthild Jansen — *Wohin entwickelt sich das Arbeitsleben - Arbeit neu bewerten, teilen, schaffen. Kassel 1998*

29. Birgit Schulte — *Die Grenzen des Frauseins aufheben - DIE BILDHAUERIN MILLY STEGER 1881 - 1948. Hagen: FernUniversität 1999*

1

2 "Auf den Spuren der Angst. Über die Angst von Frauen in ihrer biographischen alltäglichen und sozialen Dimension"

2.1 Vortrag an der FernUniversität Hagen am 09. Dezember 1996

1 Kindheit _____ S. 2

2 Alltag _____ S. 3
2.1 Beziehungen und Freundschaften _____ S. 3
2.2 Arbeit und Beruf _____ S. 4

3 Identität _____ S. 5
3.1 Selbst- und Außenwahrnehmung _____ S. 5
3.2 Erleben von Angst und Angstmachendes an sich selber _____ S. 6

4 Angst und Weiblichkeit _____ S. 7

5 Angst - atmosphärisch und musikalisch _____ S. 9

6 Richtige und falsche Angst? _____ S. 11

7 Vom Wesen der Angst _____ S. 12

8 Ausklang _____ S. 14

9 Erwähnte und andere Literatur _____ S. 15

3

Auf den Spuren der Angst. Über die Angst von Frauen in ihrer biographischen alltäglichen und sozialen Dimension

Die Spuren der Angst führen zu Verborgenem, zu erst Erahntem, zu noch nicht Gedanklichem. Sie führen weiter zu der Möglichkeit, zutiefst individuell Erlebtes zu finden, in dem sich zugleich gesellschaftliche Strukturen widerspiegeln. Mein langjähriges Arbeiten über die Angst von Frauen brachte mich zu einem Angstbild:

Angst ist eine Wächterin der Seele.

Als solche entzieht sie sich der Wertung und ist jenseits von gut und schlecht.

Angst ist eine Wächterin der Seele - damit wir unsere Pforten verschließen vor dem, was uns schadet bzw. verletzt - oder auch, damit wir uns dagegen zur Wehr setzen.

In dieser Funktion ist Angst notwendig.

Sie mag Furcht als ihre Vorbotin aussenden, und sie mag auch, wenn die Gefahr vorüber ist, ihrer Schwester, der Hoffnung, das Weitere überlassen.

Wird sie aber zu groß und zu mächtig, so wird Angst selbst bedrohlich und gefährlich. Sie schützt uns nicht mehr, sondern hindert unsere Lebendigkeit.

Angst wird zur Gefängnis-Wächterin: Es kann nichts zu uns hinein - aber auch nichts aus uns heraus. Wir sind in Angst gefangen.

„Auf den Spuren der Angst“ gehe ich in meinem Buch (von Winterfeld 1995) entlang. Dabei folge ich den Aussagen von siebzehn Frauenhausmitarbeiterinnen zu ihrer Angst. Jede einzelne von ihnen hat mir in einem Tiefeninterview von ihrer kindlichen, ihrer alltäglichen und auch von ihrer sozial bedingten Angst erzählt. Dabei haben die Frauen für mich und auch für sich selbst versucht, etwas vom Wesen ihrer Angst zu erfahren.

Die wichtigsten Eindrücke und Ergebnisse möchte ich hier vorstellen.

4 Kindheit

Zu Beginn der Gespräche gehen die jeweilige Frau und ich zu den biographischen Wurzeln von Angst und folgen den Spuren von Kindheit, Erziehung und geschlechtsspezifischer Sozialisation.

Angst in der frühen Kindheit steht im Zusammenhang mit Trennungen und bezieht sich vor allem auf das Allein-Sein und Allein-Gelassen-Werden. Angst wird in der Kindheit oft in Verbindung mit Ohnmacht und/oder Hilflosigkeit erlebt. Der tatsächliche oder mögliche Verlust von Liebe und Anerkennung wird vom Kind als existenzbedrohend empfunden.

Eine Erziehung, die mit angst-machenden Strafen arbeitet, um Wohlverhalten zu erzielen, wirkt dahingehend, dass der kindliche Ablösungsprozess von den Eltern angstbesetzt wird. Erschwerend kommt ein „Strafüberhang“ in dem Sinne hinzu, dass öfter und anders gestraft als belohnt wird. Die andere Qualität der Strafe liegt darin, dass sie auf der persönlichen Ebene eingreift (Liebesentzug oder Schläge), während Belohnungen eher auf der materiellen Ebene ansetzen (Geld, Süßigkeiten).

Das Kind kann Vertrauen und Autonomie nicht im notwendigen Umfange aufbauen und wird somit in seiner Persönlichkeitsentwicklung massiv eingeschränkt.

Groß-Werden als Mädchen bedeutet im Vergleich zu Jungen Einschränkungen in noch stärkerem Maße. Mädchen dürfen weniger, wachsen unfreier auf, erhalten weniger Raum und weniger Geld. Im Zusammenhang mit der Rollenerwartung geraten Mädchen in einen Widerspruch, welcher darin besteht, dass sie gleichzeitig zur Unselbständigkeit (sie sollen später sowieso heiraten) und zur Verantwortung (sie sollen auf die kleinen Geschwister aufpassen und die Mutter entlasten) erzogen werden.

Oft entwickeln Mädchen Ängste in genau diesem Spannungsfeld. Hierbei wirkt verstärkend, dass Mädchen nicht aggressiv sein sollen und ihnen Wutanfälle sozusagen aberzogen werden. Sie können auf die sich widersprechenden Rollenerwartungen kaum aggressiv und mit Protest reagieren. So beginnt der Unterschied zwischen eigenen Seinswünschen und der erwarteten Geschlechterrolle die Entfaltung der kindlichen Persönlichkeit einzuschränken, wobei angsterzeugende Rollenwidersprüche tendenziell nach innen genommen werden.

5 Alltag

Weiter ranken sich die Interviews um die alltäglich erlebten Ängste der Frauen und erstrecken sich zunächst auf den zwischenmenschlichen Bereich von PartnerInnen-Beziehungen und Freundschaften.

5.1 Beziehungen und Freundschaften

Störungen im kindlichen Ablösungsprozess wirken in die Partnerbeziehung der erwachsenen Frau hinein. Gerade weil dieser Ablösungsprozess - v.a. durch Trennungsdrohung als Erziehungsmittel - angstbesetzt ist, entwickeln die Frauen sowohl Angst vor Nähe, die mit Verletzbarkeit, Verletzung und Schmerz verbunden wird, als auch Angst vor einer Trennung, die im Zusammenhang mit der alten kindlichen Trennungsangst als existenzbedrohend erlebt wird.

Diese Störung im Rhythmus von Nähe und Distanz führt bei der erwachsenen Frau zu einer ausgeprägten Ambivalenz. Autonomiestreben einerseits und Wunsch/Sehnsucht nach Zusammensein und Verbindung andererseits können ein widersprüchliches und angstvolles Verhalten erzeugen, welches eine Blockierung bewirkt. Weder Nähe noch Distanz/Rückzug sind möglich. Bindungs- und Trennungsangst halten sich gegenseitig im Bann.

Der geschlechtsspezifische Angstaspekt steht hier im Zusammenhang mit den in der Kindheit erlernten - und im Erwachsenenalter häufig bestätigten - Rollenbildern: Frauen sind passiver, schwächer, fürsorglicher, leiden mehr und sind weniger selbstbewusst. Sie sind in ihrer Erziehung daraufhin orientiert worden, für andere zu sorgen und für andere da zu sein. Sie haben wenig Raum erhalten, um sich selber - abseits der klassischen Mädchen- und Frauenbereiche - auszuprobieren.

Vor diesem Hintergrund erhalten Partnerbeziehungen und gemeinsames - familienähnliches - Leben für Frauen einen größeren Stellenwert. Im Vergleich zu Männern fällt es ihnen schwerer, Bestätigung aus anderen Bereichen - beispielsweise Arbeit und Beruf - zu nehmen. Es entsteht eine Fixierung auf Beziehungen, die sie für Trennungsangst anfälliger macht, und in der sie sich gleichzeitig im Zusammenhang mit dem Rollenbild ausgeliefert fühlen. Hinzu kommt, dass die Frauen sich mit eben diesen Rollenbildern kritisch auseinandergesetzt haben. Dies führt zu einem Spannungsfeld, in dem sich in der Kindheit Erlerntes und im Erwachsenenalter Entwickeltes gegenüberstehen. Die im Zusammenhang mit der Störung im kindlichen Ablösungsprozess entstandene Ambivalenz der Frauen in Bezug auf Nähe und Distanz wird so durch die Ambivalenz im Hinblick auf Erlerntes und dem entgegenstehenden Ansprüchen verstärkt.

Neben den mit Beziehungen zusammenhängenden Ängsten gibt es auch die allgemeiner auf soziale Kontakte bezogene Isolationsangst, welche ebenfalls in der kindlichen Trennungserfahrung mit ihrer abgründigen und existenzbedrohlichen Dimension wurzelt und durch gesellschaftlich bedingte Vereinzelung bestätigt und verstärkt werden kann. Isolationsangst entsteht, wenn die Frauen sich in einer so grundsätzlichen Weise alleine fühlen, dass sie die Verbindung zu anderen Menschen verlieren und überdies meinen, diese Verbindung nicht wieder herstellen zu können. Ebenso wie Bindungs- und Trennungsangst wird auch Isolationsangst häufig als existenzbedrohend erlebt.

5.2 Arbeit und Beruf

Als zweiten großen Alltagsbereich betreten wir im Gespräch das Themenfeld Arbeit und Beruf.

Arbeit ist für die Mitarbeiterinnen von Frauenhäusern von hoher Bedeutung. Sie brauchen Arbeit als Bestätigung und für ihr Selbstwertgefühl. Über Arbeit finden sie ihren sozialen bzw. gesellschaftlichen Platz, tun etwas Sinnvolles und stellen etwas dar. Außerdem sind sie finanziell unabhängig. Die starke Identifikation mit der Arbeit allgemein und mit der Problematik der Frauenhausbewohnerinnen speziell hat zur Folge, dass sich viele Mitarbeiterinnen schlecht abgrenzen können. Die Geschehnisse im Frauenhaus verfolgen sie auch in ihrem Privatleben und teilweise gehen ihnen die Erlebnisse der Bewohnerinnen sehr nah, manchmal zu nah.

Außerdem ist problematisch, dass die Frauen trotz der Arbeit in einem relativ selbstbestimmten Frauenprojekt einer sozialarbeiterischen Tätigkeit nachgehen, die ihrer anerzogenen weiblichen Fürsorgebereitschaft entspricht. Hier fühlen sich einige Mitarbeiterinnen überfordert oder an der falschen Stelle gefordert. Hinzu kommt das Sisyphus-Element der Sozialarbeit - die Mitarbeiterinnen haben wenig Erfolgserlebnisse und müssen sich mit dem immer wieder auftretenden Gefühl der Sinnlosigkeit ihres Tuns auseinandersetzen.

Die mit ihrer Arbeit zusammenhängende Angst der Frauen bezieht sich einmal auf den Arbeitsinhalt, d.h. auf die Konfrontation und die Notwendigkeit der Auseinandersetzung mit männlicher Gewalt sowie auf die mit Sozialarbeit verbundene Enttäuschung und Ohnmacht. Zum anderen beziehen sich die Ängste auf die Arbeitsstruktur. Frauenhausarbeit ist vielschichtig; die Mitarbeiterinnen werden auf vielen Ebenen gefordert und müssen in Extrem- und Krisensituationen adäquat reagieren können. In diesem Zusammenhang entstehen Versagensängste. Existenzangst wird bei einigen Mitarbeiterinnen dadurch hervorgerufen, dass sie aufgrund der Arbeitsmarktlage keine Alternativen zur Frauenhausarbeit sehen, sich perspektivisch aber beruflich anders orientieren wollen. Diese Einschränkung im Hinblick auf

die berufliche Verwirklichung erzeugt außerdem Entfremdungsangst, die sich bei einigen Frauen allerdings auch auf die Arbeit im Frauenhaus selbst, auf den Stress und auf die Routine oder auf eine mögliche Verjüngung im Stamm der Mitarbeiterinnen bezieht. Schließlich hängt die auf Arbeit bezogene Angst der Mitarbeiterinnen mit ihrer eigenen Persönlichkeit zusammen, vor allem mit ihrer Unsicherheit, mit der Identifikation mit den Bewohnerinnen bei gleichzeitig geringer Abgrenzungsfähigkeit sowie mit der inneren Bereitschaft zur Übernahme von Verantwortung, was zu Überforderung führen kann.

Verbunden mit der Arbeitssituation im Frauenhaus ist auch das Leben der Frauenhausbewohnerinnen. Ein eigener kleiner Interviewbereich bezieht sich von daher auf deren Situation und Ängste.

Den Beschreibungen der Mitarbeiterinnen zufolge befinden sich die Frauenhausbewohnerinnen beruflich wie allgemein in einer defizitären Situation: Viele haben keine Ausbildung, haben kleine Kinder, sind finanziell abhängig von ihrem Mann und haben nun die Perspektive der Abhängigkeit vom Sozialamt.

Die Angst der Bewohnerinnen bezieht sich einmal auf ihren Mann und auf männliche Gewalt und zum anderen auf das Alleinsein sowie auf das eigenständige und selbstverantwortliche Leben. Bei diesen beiden unterschiedlichen Angststrängen kann eine Blockade entstehen, die es für die Frauen sehr schwer macht, sich zu entscheiden und ihr Leben zu verändern.

6 Identität

In einem weiteren Teil des Interviews geht es um Ängste, die sich im Spannungsverhältnis von Innen und Außen entwickeln. Damit wird das Verhältnis angesprochen, welches die Frauen zu sich selbst und zu ihrer Mitwelt haben. Sie werden nach eigenen Wahrnehmungen und auch nach ihrer Einschätzung zu der Wahrnehmung ihrer Person durch andere befragt.

6.1 Selbst- und Außenwahrnehmung

Selbstbild und Außenbild stimmen oft nicht überein, wobei sich die Außenbilder - Stärke und Selbstbewusstsein - allerdings häufig auf das beziehen, was die Frauen selbst als Wert ansehen und wohl auch ein stückweit verkörpern. Die Frauen erleben, dass ihre Ängste und ihre Schwierigkeiten sich abzugrenzen, von anderen zu wenig gesehen werden - oder auch für andere zu wenig sichtbar sind.

Störungen bei der Ausbildung und dem Erleben von Identität - im Sinne einer stets im Prozess begriffenen Übereinstimmung wie Differenz von Innen- und Außenwelt - entstehen durch verfestigte Strukturen, z.B. im Hinblick auf Arbeitsbedingungen oder Gewalt von Männern, und durch fehlende Handlungsmöglichkeiten.

Gleichwohl haben sich die Frauen auf die Herausforderung der Identitätsarbeit in einer Gesellschaft, mit der sie sich überwiegend nicht identifizieren, eingelassen. Gewohnte und bekannte Rollenzuschreibungen lehnen sie ab. Sie sehen sich selbst als wenig festgelegt an, sind auf der Suche, haben ein hohes Maß an Selbstbewusstsein und ein starkes Streben nach Selbstverwirklichung.

Die Kehrseite ist, dass Frauen sich Identität angesichts nicht identitätsstiftender Verhältnisse als herzustellende aufbürden. Hier liegt eine Tendenz zur Selbstüberforderung, verstärkt dadurch, dass die Frauen dazu neigen, die Auseinandersetzung mit der Umwelt nach innen zu verlagern. Hindernisse sehen sie in erster Linie in oder bei sich selbst und nicht in den äußeren gesellschaftlichen Strukturen.

6.2 Erleben von Angst und Angstmachendes an sich selber

Weiter geht es darum, wie die Frauen ihre Angst erleben und was ihnen an sich selber Angst macht.

Angst wird vor allem körperlich - Halsweh, Atemnot, Herzklopfen, Zittern - und gefühlsmäßig - Unsicherheit, Unbehagen, Gefühl von Bedrohung oder Niedergeschlagenheit - wahrgenommen. Angstgefühle können sich auch mit Wut, Schmerz und Verzweiflung mischen. Auf der psychischen Ebene bleibt Angst teilweise diffus und kann als Isolation erscheinen.

Angst wird erlebt als Hemmung, als Lähmung oder als Fessel. Weiter wird Angst als bedrohlich empfunden und ist auch Angst vor der Angst. Sie ist unfassbar, lähmt und macht handlungsunfähig. Angst kann spiralförmig werden - es wird immer schlimmer und man kommt nicht heraus. Sie kann das Bedrohliche verlieren, wenn sie sich in Wut verwandelt.

Der Einfluss von Angst wird als überwiegend negativ angesehen. Insbesondere im Hinblick auf Männer und Gewalt werden die Frauen eher defensiv, teils auch hilflos und vermeiden bestimmte Situationen. Der Einfluss kann aber auch positiv sein. Angst kann eine Entdeckung sein, die erleichtert: Wie ein Pfropfen, der herausgezogen wurde. Angst kann Herausforderung bedeuten, etwas in Gang setzen und einen Prozess einleiten.

Vor allem sind es die eigenen Aggressionen, welche den Frauen an sich selber Angst machen. Auch die Angst, andere zu verletzen, kann in diesen Zusammenhang gestellt werden.

Das Fatale an der Aggression ist, dass sie, nicht geäußert, selbstzerstörend werden kann. Die Angst vor ihrer Aggression wird von den Frauen in Verbindung gebracht mit der Angst vor Klarheit, der Angst vor Kontrollverlust oder mit der Angst, den Konflikt zwischen nach außen und gegen sich selbst gerichteter Aggression nicht lösen zu können.

Die Frauen werden aus dieser Angst heraus unsicher. Sie beschränken sich selbst und vermeiden Aggression generell, weil sie keine „Abstufungen“ machen können. Die Angst vor Aggression hängt mit der Geschlechterrolle zusammen: Frauen dürfen nicht aggressiv und verletzend sein.

Ein weiterer wichtiger Angststrang ist das Unbekannte an sich selbst. Was ist, wenn alter Schmerz berührt wird, wenn verborgene - positive und negative - Energien frei werden? Diese Angst kann auch als eine vor der eigenen Kraft aufgefasst werden.

Der Einfluss dieser Angst ist als negativ anzusehen. Die Frauen verstellen sich, um Verletzungen - alte und neue - zu vermeiden. Außerdem schränken sie sich ein und verwirklichen beispielsweise ihre Wunschvorstellungen nicht.

7 Angst und Weiblichkeit

Der abschließende Teil des Gesprächs ist allgemeiner konzipiert und bezieht sich auf die Einschätzungen der Frauen zum Zusammenhang von Angst und Weiblichkeit.

Frauen sind von Angst anders betroffen als Männer. Sie werden stärker zur Emotionalität hin erzogen und auf den sozialen Bereich hin orientiert. Frauen wird Angst anerzogen. Dem allgemeinen Rollenbild zufolge dürfen und sollen Frauen ihre Angst mehr zeigen, was auch zur Stabilisierung des Stärke-Schwäche-Gefälles zwischen Männern und Frauen beiträgt. Frauen sind Männern gesellschaftlich und körperlich unterlegen. Bei Männern schlägt Angst eher in Aggression, bei Frauen schlägt sie eher in Lähmung um. Frauen sind in ihrer Angst ausnutzbarer. Außerdem stehen Frauen unter der potentiellen Bedrohung, dass ihnen Gewalt durch einen Mann zugefügt werden kann. Umgekehrt haben Frauen kein Machtmittel in der Hand, mit dem sie Angst machen können. Sie sind in ihren Durchsetzungsmöglichkeiten real begrenzt.

Frauentypische Ängste sind die Angst vor männlicher Gewalt sowie Lebens- und Existenzängste (alleine nicht leben - das Leben nicht selbstverantwortlich gestalten können). Frauentypisch sind weiter die Angst vor dem Verlust der Attraktivität und - hiermit verbunden - die,

keinen Versorger zu haben. Außerdem haben Frauen Angst vor etwas Neuem, Versagensängste sowie Angst vor Macht und vor Aggression bzw. aggressiven Gefühlen bei sich selbst.

Die spezifisch weibliche Angstform ist eine introvertierte und defensive. Frauen stehen aus Angst still und verharren, ziehen sich zurück und leiden. Ihre Angst ist mehr nach innen, gegen sich selbst gerichtet. Sie werden handlungsunfähig und fühlen sich ausgeliefert.

Andererseits sind Frauen mit ihrer Angst offener als Männer. Dies ist nicht nur positiv, weil es Macht- und Rollenstrukturen verfestigen kann. Es liegt aber auch eine Chance zur Veränderung darin, dass Frauen ihre Angst eher erleben und wahrnehmen.

Dennoch - der Einfluss von Angst ist überwiegend negativ. Angst hemmt jegliche Entwicklung, alles Versagen und alle Schuld bleiben Ich-bezogen. Frauen probieren aus Angst weniger aus und trauen sich nichts zu.

Angst macht sie unfrei.

Die Ergebnisse meiner qualitativen Untersuchung führen mich zu der Aussage, dass der Alltag von Frauen in hohem Ausmaße von einer Angst bestimmt wird, die weder notwendig, noch sinnvoll ist, sondern lediglich gesellschaftliche Rollen- und Machtverhältnisse offenbart. Die von Männern ausgehende beängstigende Gewalt wird ebenso deutlich, wie die der Frauenrolle entsprechende, eher defensive und introvertierte Form von Angst.

In der Art und Weise, in welcher Mädchen unnötig in Angst aufwachsen und Frauen unnötig in Angst leben müssen, wird deutlich, dass die „entwickelte“ moderne Gesellschaft in ihren Sozialbeziehungen unterentwickelt ist.

Damit ist allerdings nicht gemeint, dass es unnötig oder falsch ist, Angst zu haben. Auch wäre die Behauptung nicht richtig, dass es eine schlechte Gesellschaft sei, in der wir Angst haben müssen. Angst ist, so formuliert es der Psychoanalytiker Horst-Eberhard Richter in seinem Buch „Umgang mit Angst“, eine Farbe des Lebens. Sie gehört zu uns dazu.

Ich will nun über die Ergebnisse meiner Untersuchung hinausgehen und Angst in anderer Weise beschreiben.

8 Angst - atmosphärisch und musikalisch

Besser als Worte sind Musik und Klang geeignet, die Atmosphäre von Angst spürbar zu machen. Nun lassen sich in einem Aufsatz keine Instrumente zum Klingen bringen. Ich kann aber wohl Klänge beschreiben, die Sie mit Ihrem Vorstellungsvermögen füllen können.

Stellen Sie sich vor: Ein Feuergong.

Er heißt tatsächlich so. Kräftig angeschlagen bringt er einen Flash hervor - einen Schreck, eine geballte Ladung Energie. Eine tolle Energie - aber - der Feuergong wird auch als armer Hund bezeichnet. Das liegt daran, dass ein Ring um ihn herum geschmiedet ist. Deshalb kann der Flash, kann die Energie nicht heraus. Sie wird festgehalten, kommt zurück.

Wir sind in Angst gefangen, wie ich es eingangs in meinem Angstbild formuliert habe. Eine Frau, im Interview gefragt, was denn Angst sei, meint: “Angst ist ein Gefängnis“. Und vor über hundertfünfzig Jahren hat der dänische Religionsphilosoph Sören Kierkegaard geschrieben: „Angst ist gefesselte Freiheit.“ Oder aber, wie es der Gestaltpsychologe Friedrich Perls ausgedrückt hat: „Angst ist Erregung minus Sauerstoff. Sie werden erregt, aber Sie atmen nicht, und weil Sie nicht atmen, schlägt Ihr Herz schneller.“

Das bringt mich zu einem zweiten Instrument.

Stellen Sie sich vor: Der Feuergong - und - eine Pauke.

Eine Kesselpauke. Die tiefere - und größere - der beiden Kesselpauken, die Sie vielleicht aus dem Weihnachtsoratorium kennen.

Eine Pauke - sie ist schnell, heftig - sie wird immer schneller - was treibt sie an?

Das Herz schlägt - aber wir atmen nicht. Und das Herz schlägt schneller - immer schneller. Die Pauke - atemlos - die schneller und schneller wird, blind angetrieben.

Frauen beschreiben ihre Angst als ganz starkes körperliches Gefühl. Als Herzklopfen, Zittern, Atemnot, Schweißausbruch. Auch das Schneller-Werden und Schnell-Sein in der Angst beschreiben sie:

„Mh - also ich kann dann, kann überhaupt nicht mehr richtig denken, klar denken, oder mir ruhig überlegen, was jetzt zu tun ist ... .

Ja, auf jeden Fall, also was mir aber eben am meisten einfällt ist so, dass - dass dann die Gedanken - ehm - , eigentlich nur noch um diese Angst rasen und gar nicht mehr darum, was jetzt eigentlich mir so Angst macht, sondern nur noch: Ich hab‘ Angst!“

Auch Lähmung und Leere können mit Angst verbunden sein. Eine andere Frau erzählt:

„So, als wenn ich irgendwie gar nicht mehr da bin, oder so. So ganz leer - also nur - nur so ganz angespannt und auch - und - ja so - so ganz fallengelassen irgendwie.

So auch - dass ich dann auch keinen Hunger hab‘ - oder na ja so - ... irgendwie so - so - ich weiß nicht, ob Tod so ist oder so - aber so irgendwo auch ganz gelähmt mit - ja es ist - es ist einfach nichts mehr da.“

Angst ist ein Gefängnis - und - in der Angst ist die Verbindung abgerissen - wir sind mit unserer Mitwelt nicht mehr verbunden. Es ist nichts mehr da.

An diesem Punkt möchte ich die Schweizer Psychologin Johanna Tamm und ihr Buch „Angst und Subjektivität“ erwähnen. Diese kleine Schrift ist sprachlich wie inhaltlich gesehen schwere Kost. Aber es lohnt sich, den Ausführungen von Johanna Tamm zu folgen und sich in ihre Sätze hineinzudenken. Zum Zusammenhang von dem Gefühl des Gefangenseins, der Verbindungslosigkeit und Angst schreibt sie:

„Bei dieser Umwelt, die der Subjektivität den Widerhall versagt, handelt es sich um eine Realität, die der gesuchten Idealität nicht entspricht und so die Subjektivität auf sich selber zurückwirft. Dadurch wird sie isoliert und in sich gefangen.“

Angst ist also, wie weiter oben in Verbindung mit Identität beschrieben, oft eine Störung im Innen - Außenverhältnis. Gerade deshalb ist sie auch wichtig und spannend für die politische Psychologie. Die Störungen, welche sich zwischen Subjekt und Umwelt, zwischen Individuum und Gesellschaft ausmachen lassen, sind oft sehr angstbeladene Störungen.

Was nun meine kleine Angstsymphonie und die von ihr ausgehenden Betrachtungen deutlich macht - bzw. deutlich und auch spürbar machen soll, ist, wieviel Angst da ist. Wie bestimmend sie ist - individuell wie auch gesellschaftlich - und beides miteinander verquickt.

9 Richtige und falsche Angst?

Wenn ich nun mit meiner empirischen Arbeit, die auf den Spuren der Angst von siebzehn Frauenhausmitarbeiterinnen - ergänzt durch theoretische Reflexionen - entlanggeht, Stellung beziehe, so kann ich das gut anhand einiger Aussagen aus der „Umweltpsychologie“ (ein mir nicht ganz und gar sympathischer Begriff) tun.

Es sind Aussagen aus dem Jahre 1992, von Sigrun Preuss, Verfasserin der „Umweltkatastrophe Mensch“ (ein mir auch nicht ganz und gar sympathischer Titel), und von Horst Eberhard Richter in seinem Buch „Umgang mit Angst“.

Beide sprechen von Angstfähigkeit und davon, dass - in Verbindung mit der Umwelt bzw. mit der ökologischen Krise - das Ausmaß der drohenden Zerstörung bzw. die Vorstellung davon nur ertragen könne, wer fähig sei, die unvermeidlich daran hängende Angst auszuhalten. Horst-Eberhard Richter spricht hier von einer heilsamen Angst, weil nur, wer dieser höchst realistischen Gefahr ins Auge sähe, fähig sei, sie abzuwenden.

Ich meine nicht, dass dies ganz und gar falsch ist. Angst kann eine Qualität, einen Sinn haben - und sie kann notwendig sein.

Und doch - in meiner Arbeit zur Angst hat es sich anders gezeigt.

Die Frauen sind nicht unfähig zur Angst. Sie sind im Gegenteil in hohem Maße angstvoll und von Angst bestimmt. Dies oft unfreiwillig. Dies oft im Zusammenhang mit der Frauenrolle - z.B. Angst und Verantwortung. Die Verantwortung betreffend tut sich für Frauen nahezu eine Angstfalle auf (siehe auch oben, S. 2). Einerseits lernen sie früh, für andere zu sorgen, sich um sie zu kümmern, für beispielsweise das Wohlergehen kleinerer Geschwister zuständig zu sein. Andererseits sind sie oft mit einem unzureichenden Maß an Handlungskompetenz ausgestattet. Die Verbindung von Sich-verantwortlich-Fühlen mit dem Gefühl, nichts ausrichten zu können, erzeugt Angst. Diese Falle stellt sich für Frauen eben auch gerade da, wo es um Umweltverantwortung bei mangelnder Handlungsmöglichkeit (Senftuben spülen für das Duale System) geht. Oft haben Frauen Angst vor der eigenen Aggression oder auch Angst vor Männern und männlicher Gewalt. Gleichzeitig haben sie im Zusammenhang mit der frauenspezifischen gesellschaftlichen Stellung oft untere Positionen inne.

Der Einfluss dieser Angst wird von den Frauen nicht ausschließlich, aber doch zumeist als negativ beschrieben. Angst lähmt, blockiert, schränkt ein, lässt die Frauen in Situationen verharren, die im Grunde schlecht bzw. unerträglich für sie sind.

Was heißt das?

Gibt es eine gute und eine schlechte Angst?

Eine gesunde und eine ungesunde?

Eine notwendig/sinnvolle und eine überflüssig/sinnlose?

Eine richtige und eine falsche Angst?

Die Unterscheidung des berühmten Sigmund Freud zwischen Realangst (= gut, gesund, notwendig/sinnvoll und richtig) und neurotischer Angst (= schlecht, ungesund, überflüssig/sinnlos und falsch) spricht dafür. In der Tat ist es ja ein wirklich qualitativer Unterschied, ob jemand beipielsweise aufgrund einer Angstphobie nicht mehr U-Bahn fahren kann (obwohl es da unten ja auch wirklich ein bisschen eng ist) oder ob jemand vor einem Feuer davonrennt. Allerdings können die Grenzen fließend sein. Und die Differenzierung hat ihre Grenzen. Festgehalten werden kann, auch in Bezug auf die genannte Angstfähigkeit, dass Angst keine konstruktive verändernde Kraft, kein Wert an sich ist. Vielmehr ist es mit der Angst eine ganz ambivalente Sache. Sie mag uns schützen, aber sie mag uns auch gefährden, gerade da, wo sie groß und übermächtig und zur Angst vor der Angst wird. Sie mag uns auf etwas aufmerksam machen - aber sie mag uns auch hindern oder gar lähmen.

10 Vom Wesen der Angst

Die Überschrift ist nicht absolut gemeint, sondern ich möchte hier vorsichtig und beschreibend etwas zum Wesen der Angst äußern.

Meist ist der Angst wesentlich, dass sie sich gerade nicht beschreiben lässt. Dass sie sich dem Zugriff entzieht. Dass nicht auszumachen ist, worum es sich eigentlich handelt.

An diesem Punkt wird es eher philosophisch als psychologisch und wir nähern uns dem metaphysischen Nichts. Der schon genannte Sören Kierkegaard meinte, das Nichts sei Gegenstand der Angst. Die ebenfalls erwähnte Johanna Tamm schreibt - wiederum in schwerer Kost - über die Angst, das Nichts und die Identität:

„Das Nichts der Angst meint also nicht, dass etwas nicht ist, sondern dass ein unzweifelhaft vorhandenes Etwas nichts ist.

Nichts im Sinne des Absoluten, seiner Natur nach nicht Begrenzbaren, also nicht Definierbaren, des Unfasslichen schlechthin.

Es muss sich also um ein unzweifelhaft vorhandenes, Unfassliches handeln. Logisch bedeutet das, dass die Identität des Etwas nicht ermittelt und gesetzt werden kann.“

So. Das sagt viel. Einmal sei an die obigen Ausführungen erinnert, dass in der Angst die Verbindung von Innen- und Außenwelt - bei der Identität als Suchbegriff so wichtig ist - gestört ist bzw. abreißt.

Dann sagt es, dass es nicht nur eine Angst vor dem Nichts gibt, sondern dass sich in der Angst das Nichts vor sonst Vorhandenes legt.

Wider die Erkenntnistheorie gedacht bedeutet dies: Angst bezieht sich nicht nur auf das Nichts, sie macht auch nichts, lässt das Nichts anwachsen - wie in Michael Endes „Die unendliche Geschichte“.

Nun kann ich von einer doppelten Störung sprechen, und diese doppelte Störung ist eine rhythmische. Es ist einmal eine Störung im Innen- und Außen-Verhältnis sowie eine Störung im Rhythmus von Nähe und Distanz, wie ich sie weiter oben insbesondere in Verbindung mit Kindheit und Beziehungen beschrieben habe.

Diese Störungen lassen sich noch anders fassen. Dann, wenn unsere Angst überhand gewinnt, gibt es eine Störung in der Balance zwischen den beiden uns innewohnenden Kräften oder „Farben des Lebens“ - der Balance zwischen Angst und Hoffnung oder auch zwischen Liebe und Aggression. Zur Erläuterung noch einmal zurück zu meiner Arbeit über Angst.

Wenn die Frauen in der Kindheit mehr Strafe als Belohnung, mehr (Drohung mit) Liebesentzug als zärtliche Zuwendung und Geborgenheit, mehr Trennungsangst als Verbundenheitsgefühl erlebt haben - so entsteht eine Schlagseite.

Die Gefühle - liebevolle wie aggressive - werden angst-besetzt und ins Nichts gebannt - und hier entstehen in der Persönlichkeit blinde Flecken.

Diese wieder zu beleben, wieder zu fühlen, bedarf nicht nur der Fähigkeit des Zulassens der damit zunächst verbundenen Angst, sondern wir brauchen dazu auch die andere Kraft, die Hoffnung, welche uns weit macht, anstatt uns zu verengen (Ernst Bloch), welche uns Verbindung suchen lässt, anstatt sie abzubrechen.

Einfach ist das nicht. Gerade dann, wenn die Angst allumfassend zu werden droht und nichts anderes mehr zulässt. Oft wird Angst in Verbindung mit Ohnmacht erlebt. So besonders in der

Kindheit, gemäß der gesellschaftlichen Frauenrolle und eben immer wieder in Situationen, wo wir uns einer Gefahr oder Bedrohung ausgeliefert fühlen und nichts dagegen tun können bzw. meinen, dass wir das nicht können. Trotzdem und gerade bei der ja nicht unmittelbar in Angst gefangenen Betrachtung ist es wichtig, von der Ohnmacht mitsamt ihren Fallstricken auch absehen zu können. Ja, dies ist geradezu eine Voraussetzung dafür, den Spuren der Angst folgen zu können. Und dazu soll ja meine Arbeit über Angst einladen. Sie soll einladen zur Mehrdeutigkeit und auch zur Ambivalenz - gleichwohl nicht zur Beliebigkeit oder Diffusion.

Sie soll zur Identifikation - ja, so ist es, da erkenne ich mich ... und auch zur Abgrenzung, ja zum Widerspruch einladen - nein, das kenne ich nicht, es ist anders ... .

Sie soll die biographische, die alltägliche und die soziale Bedingtheit von Angst zeigen - aber auch dazu ermuntern, nach weiteren Zusammenhängen zu suchen.

Und schließlich verbinde ich eine Hoffnung mit meiner Arbeit über Angst, die ja im Grunde der „große“ Versuch ist, der Angst immer wieder das nicht-Gedankliche, das Diffuse, das Unerklärliche zu nehmen - gerade, ohne ihr diese Qualitäten abzusprechen. Die auch der Versuch ist, dem Gefängnis (der) Angst, unserem Gefangen-Sein in der Angst die Dunkelheit, die Verschlossenheit, die Isolation zu nehmen. Ja, ich meine, dass es möglich ist, die Angst sozusagen dialogfähig zu machen, indem sie beschreibbar, ein Stück weit erklärbar - und auch spürbar wird.

11 Ausklang

Ausklingend möchte ich zu meinen beiden Angst-Instrumenten zurückgehen - zum Feuergong und zur Pauke. Die beiden lassen sich auch allgemeiner spielen, und ich kann sie benutzen, um abschließende Fragen auszuwerfen und zum weiteren Fragen anzuregen.

Der Feuergong -

dessen geballte Energie nicht heraus kann - der um ihn geschmiedete Eisenring, welcher ihn auf sich selbst zurückwirft - gilt das auch für uns?

Sind wir nicht nur in Angst gefangen, sondern auch in uns selbst, als vereinzelte, isolierte Subjekte?

Und wenn - was ist der Ring, der sich um uns herumlegt?

Allgemeiner - hat diese Gesellschaft, diese Zivilisation, mit ihrem hohen technischen und ihrem nicht entsprechend hohen sozialen und kulturellen Fortschritt trotz aller Expansion nicht auch einen Ring um sich geschmiedet, der die Verbindung zur Mitwelt - auch die zum Kosmos - verhindert - bzw. massiv stört? Spiegelt vielleicht gerade der Treibhauseffekt eben dies trefflich wider?

Die Pauke -

atemlos - blind angetrieben - und sich immer weiter beschleunigend -

sind das auch wir?

Die wir uns ständig beschleunigen und beschleunigt werden - die wir immer schneller irgendwo sein müssen und nirgendwo sind?

Ist es auch wieder dieser angstvoll angetriebene atemlose Fortschritt mit seinem destruktiven Wachstumszwang - immer schneller immer mehr?

Und wovor rennt dieser atemlose Fortschritt - rennen wir im atemlosen Fortschritt eigentlich davon? Vor dem Tod? Und wo rennt er - wo rennen wir - hin?

Ist es vielleicht wie im griechischen Drama - in dem wir versuchen, dem Schicksal zu entrinnen, indem wir vor ihm davonlaufen - und gerade dadurch blind und rasend auf es zurennen? Ist das unsere Tragik?

Tragisch ist es schon - aber unsere Tragik ist es nicht.

Angst hat nicht nur, aber doch viel mit Herrschaft zu tun. Einmal mit dem Beherrschen-Wollen und dem in Angst Ausbrechen, wenn dies nicht gelingt. Zum anderen damit, dass allzu oft die Macht der einen auf die Angst der anderen gebaut ist. Und dies ist etwas Soziales, etwas Gemachtes - und nicht etwa Schicksal oder Tragik.

Somit geht es einmal tatsächlich um Angstfähigkeit. Um das Zulassen-Können von Angst und das Beiseitelassen-Können von Kontrolle. Daneben mag aber gerade für Frauen, gerade für uns, eine Alternative zum Ausbrechen in Angst darin liegen, kräftig mit dem Fuß aufzustampfen.

12 Erwähnte und andere Literatur:

Bloch, Ernst: Das Prinzip Hoffnung, Frankfurt am Main 1959

Freud, Sigmund: Die Angst, in: Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. 3. Auflage, Frankfurt am Main 1980, S. 308-322

Freud, Sigmund: Hemmung, Symptom und Angst, in: GW Band XIV, London 1948/1955, S. 419-506

Haug, Frigga / Hauser Kornelia (Hg.): Die andere Angst, Berlin, Hamburg, 1991

Kierkegaard, Sören: Der Begriff Angst, 3. Auflage, Kopenhagen 1844 / Reinbek bei Hamburg 1964

Mitscherlich, Margarete: Die Angst vor der Angst, in: Müssen wir hassen? 4. Auflage, München 1988, S. 122-156

Perls, Friedrich S.: Gestalt - Wachstum - Integration (Hg.: Hilarion Petzold), Paderborn 1985

Preuss, Sigrun: Umweltkatastrophe Mensch, Heidelberg 1991

Richter, Horst-Eberhard: Umgang mit Angst, Hamburg 1992

Tamm, Johanna: Angst und Subjektivität, Bern 1974

Winterfeld, Uta von: Auf den Spuren der Angst, Bielefeld 1995

Manuskript des Vortrages „Herausforderung Informationsgesellschaft. Auswirkungen neuer Informations- und Kommunikationstechnologien auf die Beschäftigungssituation von Frauen“, den Karin Scharfenorth auf der Fachtagung „Neue Medien und Technologien - berufliche Chancen für Frauen?“ am 28. April 1997 im TGZ gehalten hat.

Die Verantwortung für den Inhalt trägt allein die Autorin.

Redaktion: Die Frauenbeauftragte der FernUniversität - GH in Hagen
Marita Dickenscheid, Dr. Ulrike Sattel, Eva Engels

Herausgeber: Der Rektor

© FernUniversität - Gesamthochschule in Hagen 1998

Aus unserer Reihe „Frauenvorträge an der FernUniversität“ sind bisher folgende Titel erschienen:

1.	*Christa Mulack:*	Die Heimatlosigkeit der Frau im Patriarchat - Behinderung und Herausforderung. Hagen: FernUniversität 1993
2.	*Elvira Willems:*	Auch sie in Arcadien. Deutsche Schriftstellerinnen im Italien des 19. Jahrhunderts. Hagen: FernUniversität 1994
3.	*Bärbel Rompeltien:*	Was kränkt, macht krank! Belastende Kommunikationssituationen am Arbeitsplatz. Hagen: FernUniversität 1995
4.	*Sabine Doyé / Friederike Kuster:*	Grundpositionen feministischer Philosophie. Hagen: FernUniversität 1995
5.	*Mechtild Jansen:*	Friedenspolitik von Frauen - Nur eine Illusion? Über den Zusammenhang von Krieg und Patriarchat. Hagen: FernUniversität 1995
6.	*Ursula Beer:*	Geschlecht, Klasse und Alter. Überlegungen zu einer wenig beachteten Dimension des weiblichen Lebenszusammenhangs. Hagen: FernUniversität 1996
7.	*Irmgard Vogt:*	Konstruktionen von Frauen, Schönheit und Körpern. Hagen: FernUniversität 1996
8.	*Birgit Schulte:*	„Ach so, Sie malen wie Ihr Mann malt“ - Künstlerinnen und ihre berühmten Männer. Hagen: FernUniversität 1996
9.	*Claudia Weber:*	Frauenförderung auf japanisch. Hagen: FernUniversität 1997
10.	*Elisabeth Klaus:*	Multimedial und multifunktional - Mehr Männlichkeit ins schöne neue Heim? Hagen: FernUniversität 1997
11.	*Irmhild Kettschau:*	Hausarbeit, Familie und Gesellschaft - Anforderungen und Leistungen. Hagen: FernUniversität 1998
12.	*Uta von Winterfeld:*	Auf den Spuren der Angst. Über die Angst von Frauen in ihrer biographischen alltäglichen und sozialen Dimension. Hagen: FernUniversität 1998
13.	*Karin Scharfenorth:*	Herausforderung Informationsgesellschaft. Auswirkungen neuer Informations- und Kommunikationstechnologien auf die Beschäftigungssituation von Frauen. Hagen: FernUniversität 1998
14.	*Renate Schusky:*	‘Kräht ja doch kein Hahn danach ...?’ Komponistinnen des 19. und 20. Jahrhunderts. Hagen: FernUniversität 1998

Die Titel Nr. 3 bis 5 sind vergriffen.

Tabellenverzeichnis

Tab. 1, Verteilung in der Beschäftigtenbefragung nach Branchen - Anteile in % 5
Tab. 2, Befragte Beschäftigte nach Tätigkeitsgruppen - Anteile in % 6
Tab. 3, Erwerbstätige nach Ausbildungsniveau, Geschlecht und Alter im Bundesgebiet West und im Bundesgebiet Ost 1991 10
Tab. 4, IuK-Kompetenzen als Schlüssel und Basisqualifikation 16
Tab. 5, Computergestützte Arbeitsmittel an bundesdeutschen Arbeitsplätzen - Anteile in % 19
Tab. 6, EDV Einsatz am Arbeitsplatz - Anteile in % 20
Tab. 7, Am Arbeitsplatz genutzte Software - in % der Befragten mit EDV (Mehrfachnennungen möglich) 20
Tab. 8, Verfügbarkeit moderner Telekommunikationsmittel an bundesdeutschen Arbeitsplätzen - Anteile der Befragten, die über entsprechende Telekommunikationsmittel verfügen in % 21
Tab. 9, Nutzungsintensität - Anteile der Befragten, die über entsprechende Telekommunikationsmittel verfügen und diese mehrfach die Woche bzw. täglich nutzen (in %) 23
Tab. 10, Umfang geringfügiger Beschäftigung und Nebentätigkeit in der Bundesrepublik Deutschland und in Nordrhein-Westfalen 34
Tab. 11, Umfang und Struktur ausschließlich geringfügiger Beschäftigung in der Bundesrepublik Deutschland und in Nordrhein-Westfalen 1987 und 1992 - in 1000 35

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1, Hochschulabsolventen und Beschäftigte mit beruflicher Ausbildung 11
Abb. 2, Arbeitsmarktchancen gering Qualifizierter 13
Abb. 3, Kostenattraktivität und Arbeitsplatzentwicklung für gering qualifizierte Tätigkeiten 15
Abb. 4, IuK-Kompetenzen und berufliche Aufstiegschancen 17
Abb. 5, Computergestützte Arbeitsmittel an bundesdeutschen Arbeitsplätzen 18
Abb. 6, EDV-Ausstattung am Arbeitsplatz 19
Abb. 7, IuK-Kompetenzen in Schulen und Berufsvorbereitung 25
Abb. 8, Iuk-Wissen in der beruflichen Erstausbildung 26
Abb. 9, IUK-Technologien und berufliche Weiterbildung 27
Abb. 10, Arbeitszeitflexibilisierung und Nacht- und Wochenendarbeit 31
Abb. 11, Geringfügige Beschäftigung 36
Abb. 12, Gesetzliche Regulierung geringfügiger Beschäftigung 39
Abb. 13, Telearbeit als alternative Erwerbsform 41
Abb. 14, Bewerbung um Telearbeitsplätze 43
Abb. 15, Telearbeit und selbständige Erwerbstätigkeit 45

Herausforderung Informationsgesellschaft

Herausforderung Informationsgesellschaft. Auswirkungen neuer Informations- und Kommunikationstechnologien auf die Beschäftigungssituation von Frauen

Arbeits- und Vortragsgrundlage für die Fachtagung „Neue Medien und Technologien - berufliche Chancen für Frauen?“ am 28. April 1997

Karin Scharfenorth

1.	Beschäftigungsmöglichkeiten	5
1.1	Struktur der Frauenbeschäftigung	5
1.2	Frauenbeschäftigung in einzelnen Beschäftigungsbereichen	7
2.	Qualifikation	9
3.	Arbeitszeiten	30
4.	Geringfügige Beschäftigung	32
5.	Telearbeit	39
6.	Druckerei/Vervielfältigungen	45
7.	Elektrotechnik/EDV-Anlagen/Büromaschinen	46
8.	Textilverarbeitung und Bekleidungsgewerbe	47
9.	Büroarbeit	49

1. Beschäftigungsmöglichkeiten

1.1 Struktur der Frauenbeschäftigung

Frauen sind überwiegend mit Dienstleistungstätigkeiten beschäftigt, und zwar sowohl in den Dienstleistungsbranchen selbst als auch in den Bürobereichen der Produktionsunternehmen.

Tab. 1, Verteilung in der Beschäftigtenbefragung nach Branchen - Anteile in %

Branche	**Anteile in %**	**Frauenanteil in %**
Investitionsgüterindustrie	12,2	16,9
übrige Industrie	16,3	45,2
Bau	10,5	9,8
Handel	9,8	58,6
Kreditinstitute und Versicherungen	5,1	46,5
sonstige wirtschaftsnahe Dienstleistungen	8,4	32,2
Gesundheitsbereich	7,0	79,7
sonstige private Dienstleistungen	10,2	58,7
öffentlicher Dienst ohne Gesundheitsbereich	20,5	44,5
insgesamt	**100**	**41,9**

Quelle: Sonderauswertung der IAT-Beschäftigtenbefragung 1995 / 96

Tab. 2, Befragte Beschäftigte nach Tätigkeitsgruppen - Anteile in %

ausgeübte Tätigkeit:	**insgesamt**	**Männer**	**Frauen**
produzieren, montieren, warten, instandhalten	27,2	41,9	6,8
transportieren, verpacken, sortieren	8,1	10,0	5,5
kaufmännisch, Sachbearbeitung, Schriftverkehr	27,8	17,5	42,2
EDV, forschen, planen, konstruieren, prüfen, messen	5,1	5,7	4,2
personenbezogene, soziale Dienstleistung	19,5	11,3	31,0
Mischtätigkeit ohne Leitungsfunktion	7,1	6,7	7,6
leitende Funktion	5,1	6,9	2,7
insgesamt	**100,0**	**100,0**	**100,0**

	Frauenanteil	**Anteil der Frauen an Teilzeitbeschäft.**
produzieren, montieren, warten, instandhalten	10,5	24,5
transportieren, verpacken, sortieren	28,6	51,8
kaufmännisch, Sachbearbeitung, Schriftverkehr	63,6	32,2
EDV, forschen, planen, konstruieren, prüfen, messen	34,6	23,8
personenbezogene, soziale Dienstleistung	66,4	40,5
Mischtätigkeit ohne Leitungsfunktion	44,9	43,9
leitende Funktion	21,7	17,5
insgesamt	**41,9**	**35,6**

Quelle: Sonderauswertung der IAT-Beschäftigtenbefragung 1995 / 96

Die Ausweitung des Dienstleistungssektors gegenüber den anderen Wirtschaftssektoren hat insofern erhebliche Beschäftigungspotentiale für Frauen mit sich gebracht und dies ist (zum Teil) auch für die Zukunft weiter zu erwarten. Die Beschäftigungschancen für Frauen hängen deshalb nicht zuletzt davon ab, inwiefern es industriell geprägten Regionen gelingt, den Strukturwandel zur Dienstleistungsgesellschaft (mit) zu vollziehen.

Dabei ist wichtig, nicht vorrangig auf die „klassischen" Dienstleistungsbereiche zu setzen, denen zukünftig erhebliche Rationalisierungsprozesse vorausgesagt werden. Hierzu gehören in hervorragender Weise die Banken und Versicherungen, die in der Vergangenheit zu einem wichtigen Beschäftigungsfaktor für Frauen geworden sind, zukünftig aber von Rationalisierungsverlusten bedroht sind. Auch der öffentliche Dienst gehört dazu. IuK-Technologien werden in den entsprechenden Rationalisierungsprozessen eine erhebliche Rolle spielen.

Einen erheblichen Boom-Bereich stellen dagegen die personenbezogenen Dienstleistungen und die Medienwirtschaft (Produktion und Dienstleistung) dar. Während die Medienwirtschaft in großen Teilen an der Spitze der iuk-technologischen Entwicklung steht, sind große Teile der personenbezogenen Dienstleistungen bisher eher als technikfern zu bezeichnen. Hier könnte für Frauen die Gefahr bestehen, den Anschluß an die iuk-technologische Entwicklung zu verlieren. Allerdings werden Teile der personenbezogenen Dienstleistungen auch durchaus als Hoffnungsträger für neue iuk-technologische Anwendungen gesehen. Dazu gehört vor allem der Gesundheitsbereich.

Darüber hinaus werden die Chancen der Frauenbeschäftigung auch davon abhängen, inwieweit sich Produktionsunternehmen schnell an die Entwicklung zu Dienstleistungsunternehmen anpassen, in denen dann wiederum auch erhebliche Beschäftigungschancen für Frauen verortet werden können.

1.2 Frauenbeschäftigung in einzelnen Beschäftigungsbereichen

Die Arbeit in den einzelnen Beschäftigungsbereichen ist erwartungsgemäß eine Arbeit mit unterschiedlichen Ausgangsbedingungen, Perspektiven und Gestaltungsbedarfen. Deshalb sollen an dieser Stelle verschiedene Pfade der Frauenerwerbsarbeit im Zuge der Verbreitung neuer IuK-Technologien aufgezeigt werden.

In mehreren Bereichen sind Frauen als Benachteiligte der Einführung von IuK-Technologien zu bezeichnen. Dies ist vor allem überall dort der Fall, wo zuvor sehr personalintensive Arbeitsfelder automatisiert wurden. Beispiele sind die Schreibdienste, routinisierte Sachbearbeitungstätigkeiten, die Datenerfassung, die Fertigungsberufe in der Textil- und Bekleidungswirtschaft und die Montagetätigkeiten in der Elektroindustrie.

In anderen Beschäftigungsfeldern „erdulden" Frauen die neuen IuK-Technologien. Dies ist besonders dort der Fall, wo iuk-technologisch geprägte Rationalisierungsstrategien entweder nicht in erwünschtem Umfang zur Personalreduzierung geführt haben oder durch Ausdehnung bestehender und / oder Hinzunahme neuer Geschäftsfelder ausgeglichen wurden. In diesem Zusammenhang sind vor allem die klassischen Dienstleistungsbereiche Handel, Banken und Versicherungen anzuführen. Es ist sowohl zu Aufwertungen als auch zu Abwertungen von einzelnen Arbeitsbereichen gekommen. Frauen sind in diesen Beschäftigungsfeldern oftmals kompetente Anwenderinnen der IuK-Technologien, aber sie haben wenig Einfluß auf Gestaltung von Anwendungen und auf den konkreten Technologieeinsatz.

Teilweise sind Frauen auch Gewinnerinnen der technologischen Entwicklung. Dies zeigt sich in Bereichen der Medienwirtschaft und in hervorragender Weise in den Druckvorstufenberufen. Erst im Zuge des Einsatzes von IuK-Technologien hat sich dieser Bereich für weibliche Beschäftigte geöffnet. Dies lag unter anderem daran, daß in der Phase der ersten, gravierenden technologischen Auswirkungen eine große Verunsicherung über die Zukunftschancen der Branche vorhanden war und Männer vermehrt eine andere Berufswahl trafen.

Damit sind Frauen in einen zuvor von Männern dominierten Bereich vorgestoßen und haben qualifizierte Arbeitsfelder besetzt. Schließlich ist auch die Frauenarbeit zu nennen, die in personalintensiven und zumindest bisher durch geringen Technikeinsatz geprägten Bereichen stattfindet. Dazu gehören in besonderem Maße die pflegerischen Dienstleistungen. Frauen arbeiten hier nahezu als Monopolistinnen und haben hier auch durchaus Zukunftsperspektiven. Sie sind aber zur Zeit noch weitgehend abgekoppelt von der iuk-technologischen Entwicklung.

Allen angeführten Mustern ist gemeinsam, daß Frauen auf passive Rollen festgelegt sind. Eine aktive Teilhabe an der Technikgestaltung ist ihnen bisher weitestgehend verschlossen geblieben.

Dies zu beklagen, vor allem im Zusammenhang mit der geringen Präsenz von Frauen in technischen Bildungs- und Berufsbereichen, erscheint wenig hilfreich. Sicherlich sind alle Versuche, diese Problematik aufzulösen, zu begrüßen. Der Weg kann jedoch gegenläufig begangen werden.

Die Entwicklungsperspektiven der neuen IuK-Technologien kranken zur Zeit daran, daß das Potential möglicher Anwendungen bei weitem nicht ausgeschöpft wird. Dies kann vor allem vor dem Hintergrund der bisherigen Innovationsgeschichte erklärt werden. Bisher stand der infrastrukturelle Ausbau im Vordergrund, und die Anwendungen wurden aus der Perspektive des technisch Möglichen entwickelt. Diese Strategie gerät jedoch zunehmend an ihre Grenzen. Das Soll an Anwendungen in vielen Bereichen erfordert einen Perspektivenwechsel im Innovationsansatz. Die immer noch vorherrschende angebotsorientierte Innovationsstrategie, also die Entwicklung von Technologien durch Technikerinnen und Techniker, eventuell noch ergänzt durch Marktforscherinnen und -forscher, greift zu kurz. Interessante Anwendungen berücksichtigen den Bedarf und entstehen auf der Grundlage einer engen Zusammenarbeit zwischen technisch ausgebildetem Personal und den Anwenderinnen und Anwendern aus den jeweiligen Wirtschaftsbereichen. Eventuell können Frauen hier spezifische Chancen für sich nutzen. Allerdings erfordert dies Unterstützung, vor allem qualifikatorischer Art.

2. Qualifikation

Das Qualifikationsniveau der Frauen ist infolge der Bildungsexpansion seit den 60er Jahren erheblich angestiegen. Vor allem bei den jüngeren Frauen hat eine Angleichung an das Qualifikationsniveau der Männer bezüglich Schul- und Berufsausbildung stattgefunden. Allerdings sind immer noch wesentlich mehr Frauen als Männer ohne Ausbildungsabschluß. Dies ist besonders auf das verhältnismäßig schlechtere Ausbildungsniveau der älteren Frauen zurückzuführen.

Tab. 3, Erwerbstätige nach Ausbildungsniveau, Geschlecht und Alter im Bundesgebiet West und im Bundesgebiet Ost 1991

Ausbildungs-niveau	Bundesgebiet West				Bundesgebiet Ost			
	insgesamt		unter 35 Jahre		insgesamt		unter 35 Jahre	
	Männer	Frauen	Männer	Frauen	Männer	Frauen	Männer	Frauen
keine Angabe	9,4%	10,1%	10,4%	11,1%	4,8%	4,7%	5,7%	5,0%
kein beruflicher Abschluß	12,9%	22,0%	13,4%	15,3%	4,5%	6,5%	4,2%	4,3%
Lehre, Berufs-fachschule	53,6%	55,3%	59,5%	61,3%	59,8%	56,9%	72,3%	58,6%
Fach-, Techniker-, Meisterschule	10,4%	3,9%	7,1%	4,1%	9,5%	5,2%	4,8%	4,9%
Fachhochschule	4,9%	2,0%	3,8%	2,5%	2,5%	1,3%	1,0%	1,1%
Hochschule	8,6%	6,6%	5,6%	5,3%	11,0%	10,0%	6,9%	9,1%
Fachschule in der ehemaligen DDR	0,2%	0,2%	0,2%	0,3%	7,8%	15,5%	5,0%	16,9%

Quelle: Bundesanstalt für Arbeit 1994a: 47 (nach Mikrozensus 1991 und IAB-Datenbank)

In einigen Dienstleistungsbereichen (z.B. Büroarbeit, Banken, Versicherungen) ist es in der Vergangenheit dazu gekommen, daß Frauen dort zunehmend von den gering qualifizierten, schlecht entlohnten und auf den untersten Hierarchieebenen angesiedelten Arbeitsbereichen aus auch in die attraktiveren Bereiche vorgedrungen sind.

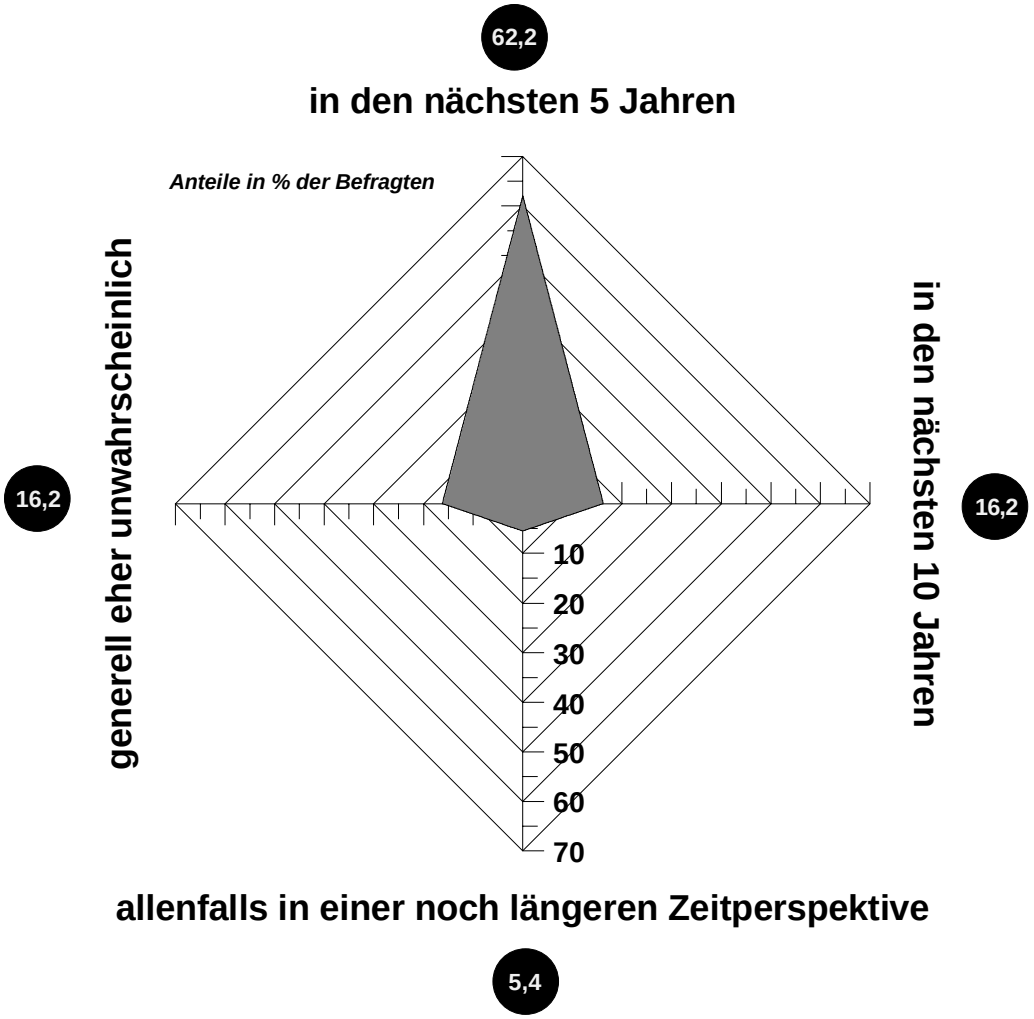
In den meisten Produktionsbereichen hingegen liegen die Schwerpunkte der Frauenbeschäftigung immer noch auf den un- und angelernten Positionen und / oder auf niedrigen Hierarchie-Ebenen mit vergleichsweise schlechten Beschäftigungsbedingungen (Beispiel: Elektroindustrie). Der Weg in die höheren Etagen ist Frauen dort weitestgehend verschlossen geblieben.

Die Beschäftigungschancen für gering Qualifizierte werden immer enger. Expertinnen und Experten gehen mehrheitlich davon aus, daß Hochschul- und Fachhochschulabsolventen zukünftig in immer stärkerem Maße Stellen besetzen werden, die bislang von Personen mit einer Lehre bzw. einem Berufsfachschulabschluß ausgefüllt werden. Noch deutlicher und schneller wird diese Entwicklung Personen ohne Berufsausbildung treffen.

Der verstärkte Einsatz von IuK-Technologien wird dabei als wichtiger Einflußfaktor angesehen.

Abb. 1, Hochschulabsolventen und Beschäftigte mit beruflicher Ausbildung

Statement:
Hochschul- und Fachhochschulabsolventen werden in immer stärkerem Maße Stellen einnehmen, die bislang von Personen besetzt sind, die über eine Lehre bzw. Berufsfachschulausbildung verfügen.



Trifft besonders zu für:

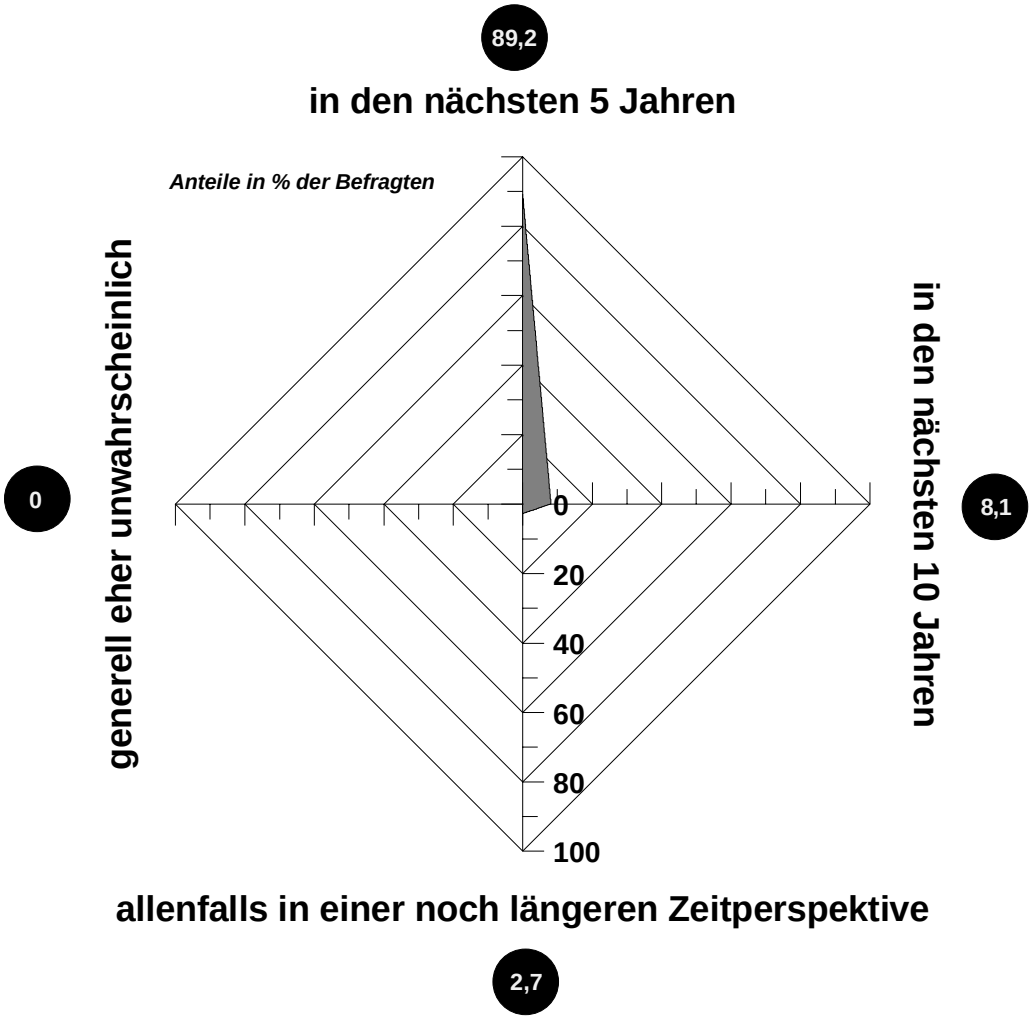
Branche	**in % der Befragten**		**Geschlecht**	**in % der Befragten**
Wirtschaft insges.	100		Männer	5,4
			Frauen	2,7
			beide gleichermaßen	91,9

Ein verstärkter Einsatz von IuK-Technologien wirkt hierbei:	**in % der Befragten**
verstärkend	58,3
nicht beeinflussend	38,9

Quelle: IAT-Expertenumfrage IuK-Technologien 1996

Abb. 2, Arbeitsmarktchancen gering Qualifizierter

Statement:
Arbeitskräfte ohne eine abgeschlossene Berufsausbildung werden nur sehr geringe Chancen haben, auf dem Arbeitsmarkt eine Stelle zu finden.



Trifft besonders zu für:

Branche	**in % der Befragten**		**Geschlecht**	**in % der Befragten**
Wirtschaft insges.	86,5		Männer	2,7
			Frauen	2,7
			beide gleichermaßen	94,6

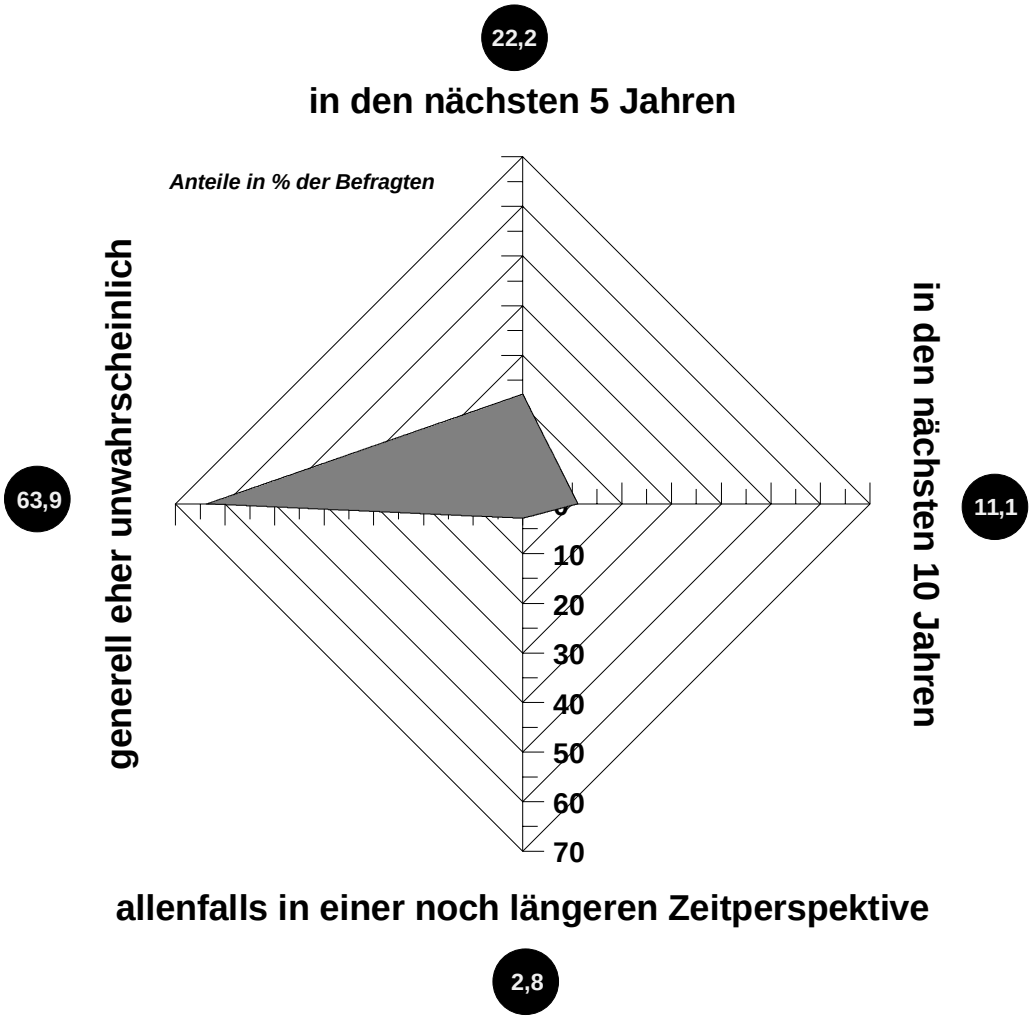
Ein verstärkter Einsatz von IuK-Technologien fördert diese Entwicklung: 75 % der Befragten

Quelle: IAT-Expertenumfrage IuK-Technologien 1996

Auch unter der Maßgabe einer verbesserten Kostenattraktivität ist nicht zu erwarten, daß Unternehmen das Arbeitsplatzangebot für Tätigkeiten mit geringen Qualifikationen ausdehnen werden.

Abb. 3, Kostenattraktivität und Arbeitsplatzentwicklung für gering qualifizierte Tätigkeiten

Statement:
Bei entsprechender Kostenattraktivität werden Unternehmen das Arbeitsplatzangebot für Tätigkeiten mit geringen Qualifikationsanforderungen ausdehnen.



Trifft besonders zu für:

Branche	**in % der Befragten**		**Geschlecht**	**in % der Befragten**
Wirtschaft insges.	89,2		Männer	0
			Frauen	16,2
			beide gleichermaßen	83,8

Ein verstärkter Einsatz von IuK-Technologien beeinflußt diese Entwicklung nicht: 64,7 % der Befragten

Quelle: IAT-Expertenumfrage IuK-Technologien 1996

Als eine wesentliche Qualifikationsanforderung für weiter bestehende Arbeitsbereiche sind neben fachlichen Qualifikationen die iuk-technologischen Kompetenzen von wachsender Bedeutung. Expertinnen und Experten gehen mehrheitlich davon aus, daß iuk-technologische Kompetenzen von Unternehmen aller Felder als Schlüssel- und Basisqualifikationen eingefordert werden und daß sie die individuellen Aufstiegschancen von Beschäftigten entscheidend erhöhen.

Tab. 4, IuK-Kompetenzen als Schlüssel und Basisqualifikation

Statement:
Informations- und kommunikationstechnologische Kompetenzen werden zukünftig von den Unternehmen in allen Feldern als Schlüssel- und Basisqualifikationen eingefordert.

Dies ist absehbar:

Zeitraum	**in % der Befragten-**
innerhalb:	
der nächsten 5 Jahre	91,9
der nächsten 10 Jahre	5,4
allenfalls in noch längerer Zeitperspektive	0
generell eher unwahrscheinlich	2,7

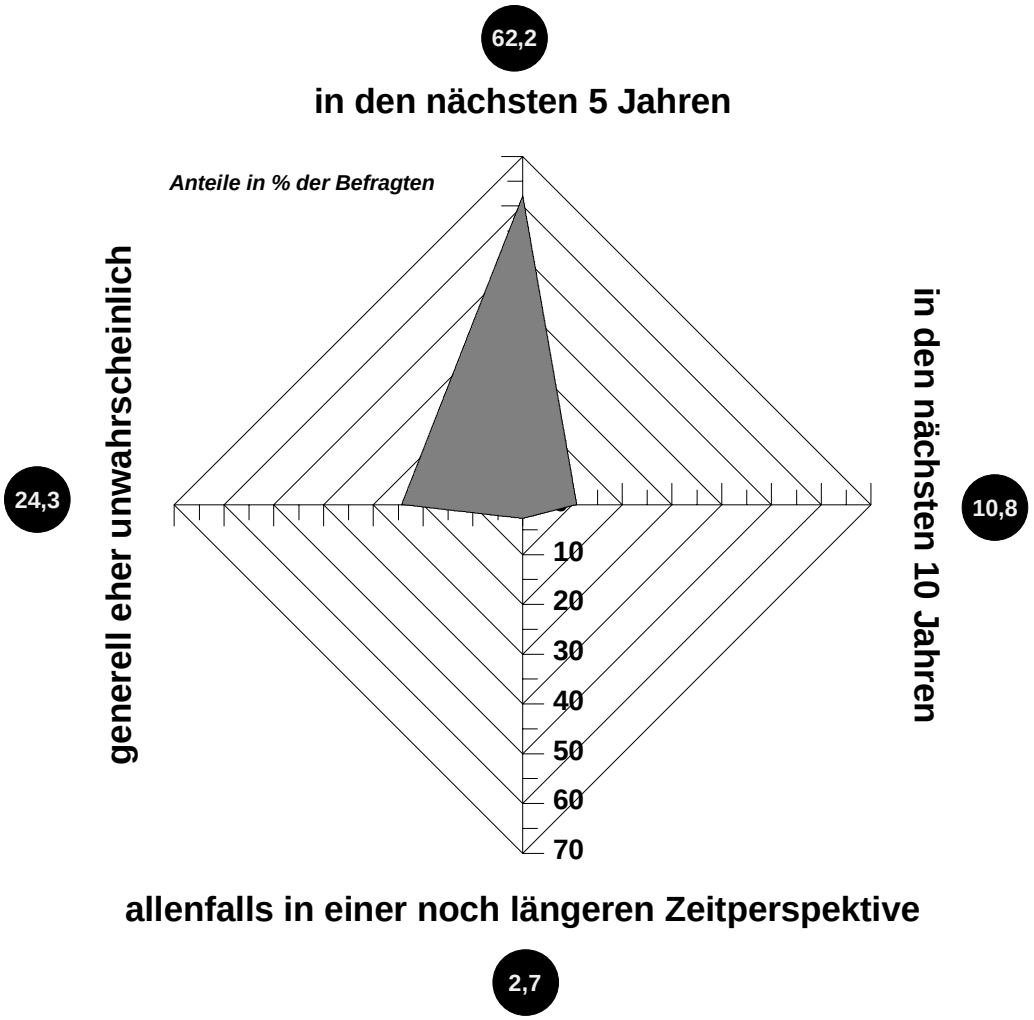
Trifft besonders zu für:

Branche	**in % der Befragten**		**Geschlecht**	**in % der Befragten**
Wirtschaft insges.	91,9		Männer	2,7
			Frauen	0
			beide gleichermaßen	97,3

Quelle: IAT-Expertenumfrage IuK-Technologien 1996

Abb. 4, IuK-Kompetenzen und berufliche Aufstiegschancen

Statement:
Informations- und kommunikationstechnologische Kompetenzen werden die individuellen Aufstiegschancen von Beschäftigten entscheidend erhöhen.



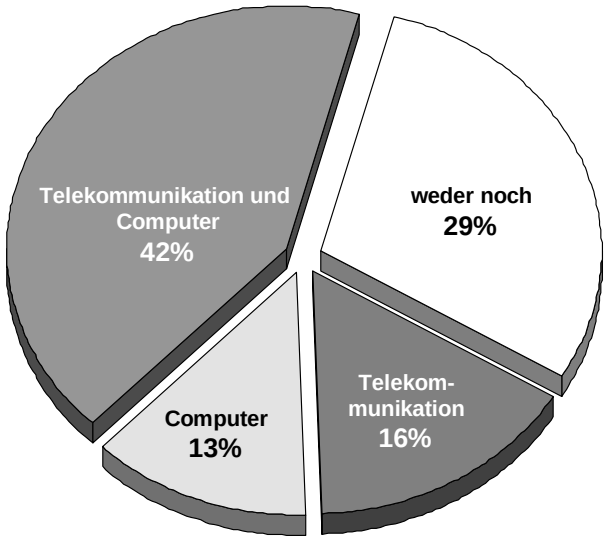
Trifft besonders zu für:

Branche	**in % der Befragten**		**Geschlecht**	**in % der Befragten**
Wirtschaft insges.	91,9		Männer	2,7
			Frauen	2,7
			beide gleichermaßen	94,6

Quelle: IAT-Expertenumfrage IuK-Technologien 1996

Dieser Prozeß ist bereits im Gange. Computer und Telekommunikation spielen in der Arbeitswelt bereits heute eine bedeutsame Rolle. Dies verdeutlicht bereits die bestehende Verbreitung von computergestützten Arbeitsmitteln und Telekommunikationsanlagen an den Arbeitsplätzen. Über keinerlei Ausstattung in dieser Hinsicht verfügen nur knapp 30% der bundesdeutschen Beschäftigten. Männer sind häufiger ausgestattet.

Abb. 5, Computergestützte Arbeitsmittel an bundesdeutschen Arbeitsplätzen



Quelle: Sonderauswertung der IAT-Beschäftigtenbefragung 1995 / 96

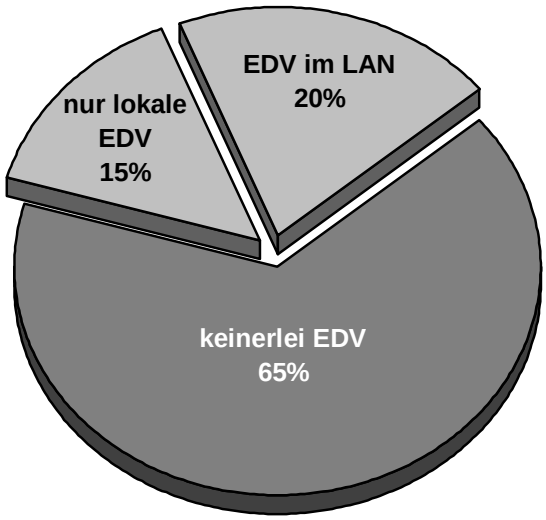
Tab. 5, Computergestützte Arbeitsmittel an bundesdeutschen Arbeitsplätzen - Anteile in %

	Männer	**Frauen**
keinerlei computergestützte Arbeitsmittel	24,9	35,7
ausschließlich Telekommunikationsmittel	19,0	11,5
ausschließlich computergestützte Arbeitsmittel	12,9	12,2
Telekommunikation und computergestützte Arbeitsmittel	43,1	40,6
insgesamt	**100**	**100**

Quelle: Sonderauswertung der IAT-Beschäftigtenbefragung 1995 / 96

Betrachtet man lediglich den Bereich der EDV-Ausstattung (PCs und Terminals), der neben Telekommunikationsmitteln den größten Stellenwert in der aktuellen Diskussion einnimmt, und läßt man z.B. computergestützte Produktionsmaschinen außen vor, so zeigt sich, daß immerhin noch fast zwei Drittel der Beschäftigten ohne EDV-Ausstattung arbeiten. Hier sind Frauen häufiger ausgestattet als Männer.

Abb. 6, EDV-Ausstattung am Arbeitsplatz



Quelle: Sonderauswertung der IAT-Beschäftigtenbefragung 1995 / 96

Tab. 6, EDV Einsatz am Arbeitsplatz - Anteile in %

	keinerlei EDV	**nur lokale EDV**	**EDV im LAN**
Männer	67,4	13,3	19,3
Frauen	62,8	16,5	20,7

Quelle: Sonderauswertung der IAT-Beschäftigtenbefragung 1995 / 96

Tab. 7, Am Arbeitsplatz genutzte Software - in % der Befragten mit EDV (Mehrfachnennungen möglich)

Softwarekategorie	**Befragte:**		
	insgesamt	**Männer**	**Frauen**
Datenbank- und Informationssysteme	52,8	58,3	46,1
Programmiersysteme	12,7	16,0	8,8
fertigungsorientierte Systeme	15,1	20,9	7,9
CAD-Systeme	7,9	11,6	3,4
DTP, Grafiksysteme	9,3	12,3	5,6
Bild-, Videobearbeitungssysteme	7,0	8,3	5,4
Textverarbeitung	59,1	55,8	63,2
Tabellenkalkulations- und Statistiksysteme	38,8	41,7	35,2
Buchhaltungs- und Abrechnungssysteme	31,5	26,2	37,9
Buchungs- und Bestellsysteme	20,3	19,9	20,8
Finanz- und Börsensysteme	12,9	12,3	13,6
Sonstige Softwaresysteme	24,8	27,1	22,1

Quelle: Sonderauswertung der IAT-Beschäftigtenbefragung 1995 / 96

Männer nutzen zur Zeit eine breitere Palette der an EDV-Arbeitsplätzen installierten Software. Schwerpunkte der von Frauen genutzten Softwareanwendungen liegen im Textverarbeitungsbereich sowie bei den Buchhaltungs- und Abrechnungssystemen. Datenbank- und Informationssysteme spielen

zwar für weibliche Beschäftigte ebenfalls eine große Rolle, sind ihnen aber dennoch seltener verfügbar als männlichen Beschäftigten - wie es auch für nahezu alle anderen Softwarebereiche gilt.

Betrachtet man den Bereich der Telekommunikationsmittel gesondert, so läßt sich feststellen, daß die Anwendungsschwerpunkte an bundesdeutschen Arbeitsplätzen noch sehr stark auf das klassische Telefon sowie auf Telefax und Mobiltelefone beschränkt sind. Signifikante Ausstattungsunterschiede zwischen Männern und Frauen bestehen dabei nur im Bereich der Mobiltelefonie.

Die anderen, größtenteils neueren Telekommunikationsmittel sind insgesamt noch nicht sehr stark verbreitet. Hierbei liegen signifikante Unterschiede in der Ausstattung von Männern und Frauen bei den Bildtelefonen, den Videokonferenzen im Studio und dem Zugang zum World Wide Web.

Tab. 8, Verfügbarkeit moderner Telekommunikationsmittel an bundesdeutschen Arbeitsplätzen - Anteile der Befragten, die über entsprechende Telekommunikationsmittel verfügen in %

	insgesamt	**Männer**	**Frauen**
Übermittlungsdienste			
Telefon (leitungsgebunden)	87,0	87,7	86,0
Funktelefon (D1, D2, E1, E-Plus etc.)	21,4	28,1	12,1**
Bildtelefon, Videotelefon	3,4	4,0	2,6*
Cityruf, Eurosignal (Funkrufdienste)	8,7	10,5	6,3**
Telex	11,9	11,8	11,9
Teletex	7,2	7,2	7,1
Telefax	42,8	43,6	41,9
Telebox, Mailbox, e-mail	7,6	7,9	7,3
EDI : Electronic Data Interchange	3,9	4,4	3,2
elektronische Sprachspeichersysteme	3,5	3,9	2,9
Videokonferenzen im Studio	2,4	3,0	1,6**
Videokonferenzen am PC	2,5	2,8	2,0

	insgesamt	**Männer**	**Frauen**
Transaktionsdienste			
electronic cash	5,2	5,5	4,9
electronic banking	5,5	5,8	5,1
elektronische Buchungs-, Bestelldienste	7,4	7,1	7,8
Informations- Onlinedienste			
Btx, Datex-J, T-Online	10,8	11,8	9,4*
einfache Datenübertragung Modem	14,7	15,2	14,0
Externe Informationsdatenbanken	5,2	5,8	4,4
Compuserve, Internet, etc.	4,8	5,8	3,4**
Fernwirkdienste	4,9	5,4	4,2

** Unterschiede signifikant $p < 0,01$ * Unterschiede signifikant $p < 0,05$

Quelle: Sonderauswertung der IAT-Beschäftigtenbefragung 1995 / 96

Das World Wide Web ist allerdings kein „frauenfreier“ Raum wie häufig mit der Kennzeichnung, das Netz sei männlich, jung und wohlhabend, dargestellt wird. Zwar haben weniger weibliche als männliche Beschäftigte einen Zugang. Im Hinblick auf die Nutzungsintensität jedoch liegen diejenigen Frauen, die einen Zugang haben, der männlichen Vergleichsgruppe leicht voran.

Tab. 9, Nutzungsintensität - Anteile der Befragten, die über entsprechende Telekommunikationsmittel verfügen und diese mehrfach die Woche bzw. täglich nutzen (in %)

Telekommunikationsmittel	**insgesamt**	**Männer**	**Frauen**
Übermittlungsdienste	**78,9**	**78,6**	**79,4**
Telefon (leitungsgebunden)	77,0	75,8	78,6
Funktelefon (D1, D2, E1, E-Plus etc.)	52,9	56,6 **	41,0
Bildtelefon, Videotelefon	30,3	32,5	25,6
Cityruf, Eurosignal (Funkrufdienste)	43,1	46,1	36,2
Telex	41,4	36,3	48,3 *
Teletex	37,0	32,7	43,0
Telefax	63,8	61,7	66,9 *
Telebox, Mailbox, e-mail	43,5	44,4	42,2
EDI : Electronic Data Interchange	39,1	38,9	39,6
elektronische Sprachspeichersysteme	33,9	33,8	34,1
Videokonferenzen im Studio	22,0	18,6	30,4
Videokonferenzen am PC	23,5	20,0	30,0
Transaktionsdienste	**45,3**	**43,5**	**47,4**
electronic cash	40,9	37,5	46,0
electronic banking	40,6	37,0	46,2
elektronische Buchungs-, Bestelldienste	40,0	37,0	43,7
Informations-Onlinedienste	**55,7**	**55,3**	**56,3**
Btx, Datex-J, T-Online	43,8	41,4	47,9
einfache Datenübertragung Modem	56,2	55,7	56,9

Telekommunikationsmittel	**insgesamt**	**Männer**	**Frauen**
Informations- Onlinedienste	**55,7**	**55,3**	**56,3**
Externe Informationsdatenbanken	35,3	32,8	40,0
Compuserve, Internet, etc.	35,5	34,8	37,3
Fernwirkdienste	**36,9**	**39,2**	**32,8**

** Unterschiede signifikant $p < 0,01$ * Unterschiede signifikant $p < 0,05$

Quelle: Sonderauswertung der IAT-Beschäftigtenbefragung 1995 / 96

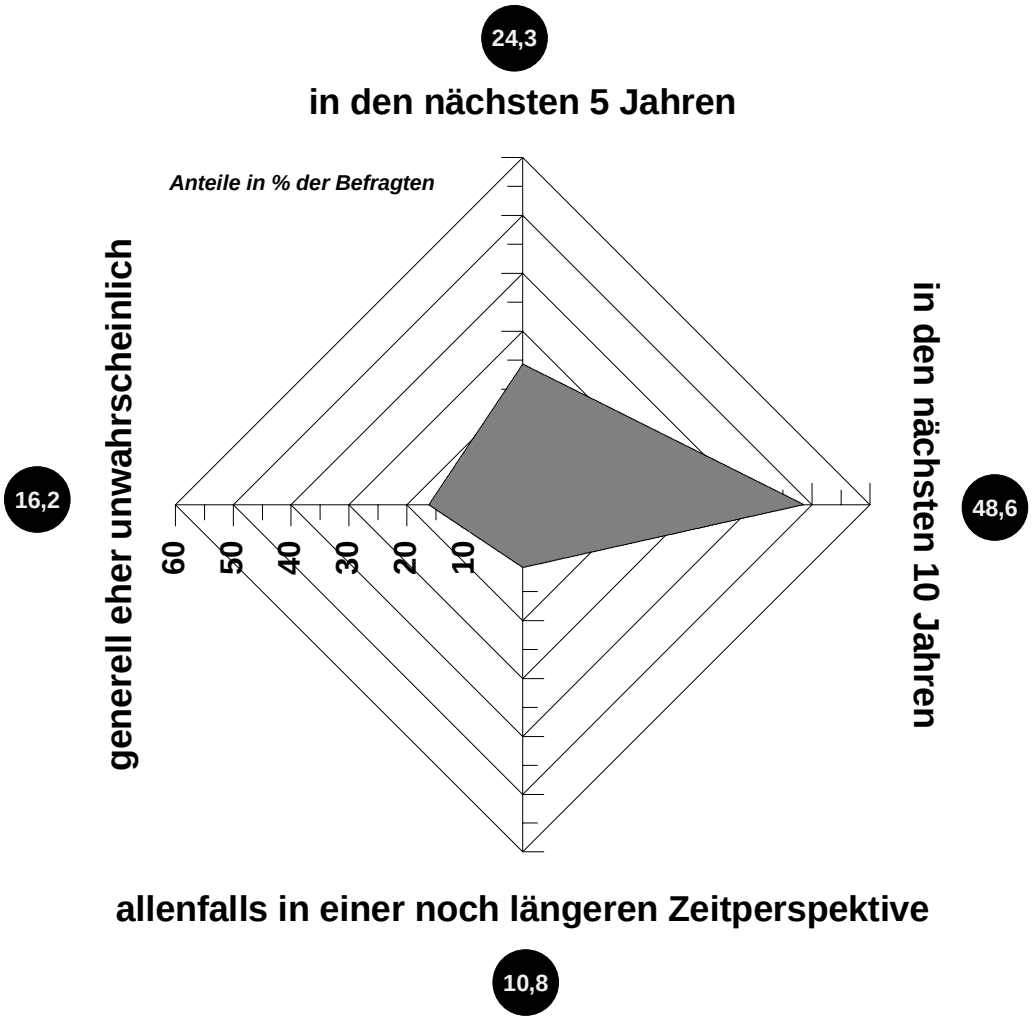
Der Umgang mit modernen IuK-Technologien gehört für viele Frauen - wie für ihre Kollegen - inzwischen zum Arbeitsalltag. Die Vorstellung von der generellen Technikferne von Frauen erweist sich also einmal mehr als blankes Vorurteil. Frauen haben oftmals gute Voraussetzungen für eine gleichberechtigte Teilhabe an der iuk-technologischen Entwicklung erworben. Dies gilt besonders für die Dienstleistungstätigkeiten.

Die zukünftigen Arbeitsmarktchancen von Frauen werden umso besser sein, je besser es gelingt, an die vorhandenen Voraussetzungen anzuknüpfen und die iuk-technologischen Qualifikationen gemäß den steigenden Anforderungen auszuweiten. Hierbei ist vor allem auch an diejenigen „frauentypischen“ Arbeitsbereiche zu denken, in denen der Einsatz moderner IuK-Technologien bislang noch keine große Rolle gespielt hat.

Die wachsende Relevanz iuk-technologischer Qualifikationen stellt das Bildungssystem vor neue Aufgaben. Viele Expertinnen und Experten gehen davon aus, daß die Vermittlung von IuK-Wissen in der Schule im Verlauf der nächsten zehn Jahre erheblich an Bedeutung gewinnen wird, die Vermittlung von IuK-Kompetenzen in der beruflichen Erstausbildung und in der betrieblichen Weiterbildung noch schneller vorangetrieben wird.

Abb. 7, IuK-Kompetenzen in Schulen und Berufsvorbereitung

Statement:
In allgemeinbildenden Schulen und berufsvorbereitenden Maßnahmen wird die Vermittlung informations- und kommunikationstechnologischer Kompetenzen den gleichen Stellenwert wie traditionelle Unterrichtsinhalte erhalten.



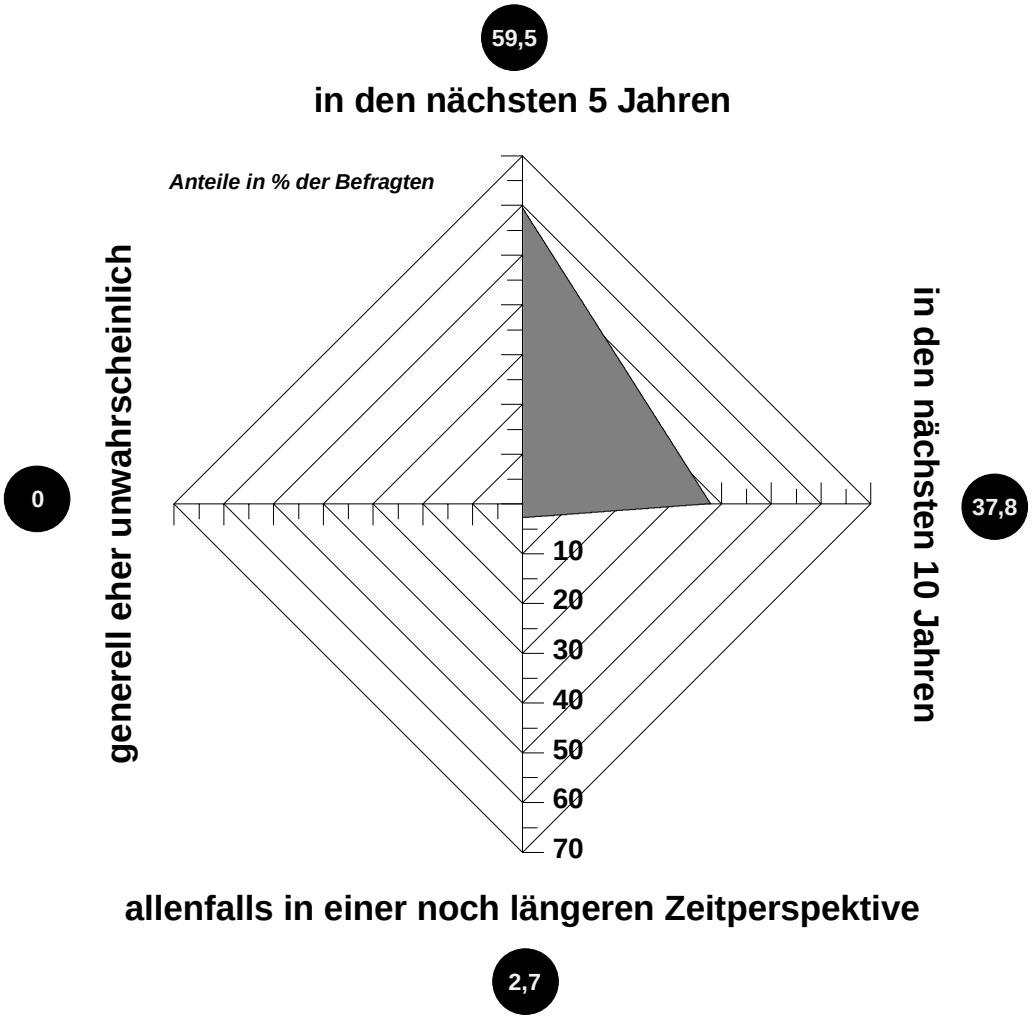
Trifft besonders zu für:

Branche	**in % der Befragten**		**Geschlecht**	**in % der Befragten**
Wirtschaft insges.	100		Männer	0
			Frauen	0
			beide gleichermaßen	100

Quelle: IAT-Expertenumfrage IuK-Technologien 1996

Abb. 8, Iuk-Wissen in der beruflichen Erstausbildung

Statement:
Informations- und kommunikationstechnologisches Wissen wird verstärkt an Bedeutung gewinnen und Grundbestandteil beruflicher Erstausbildung werden.



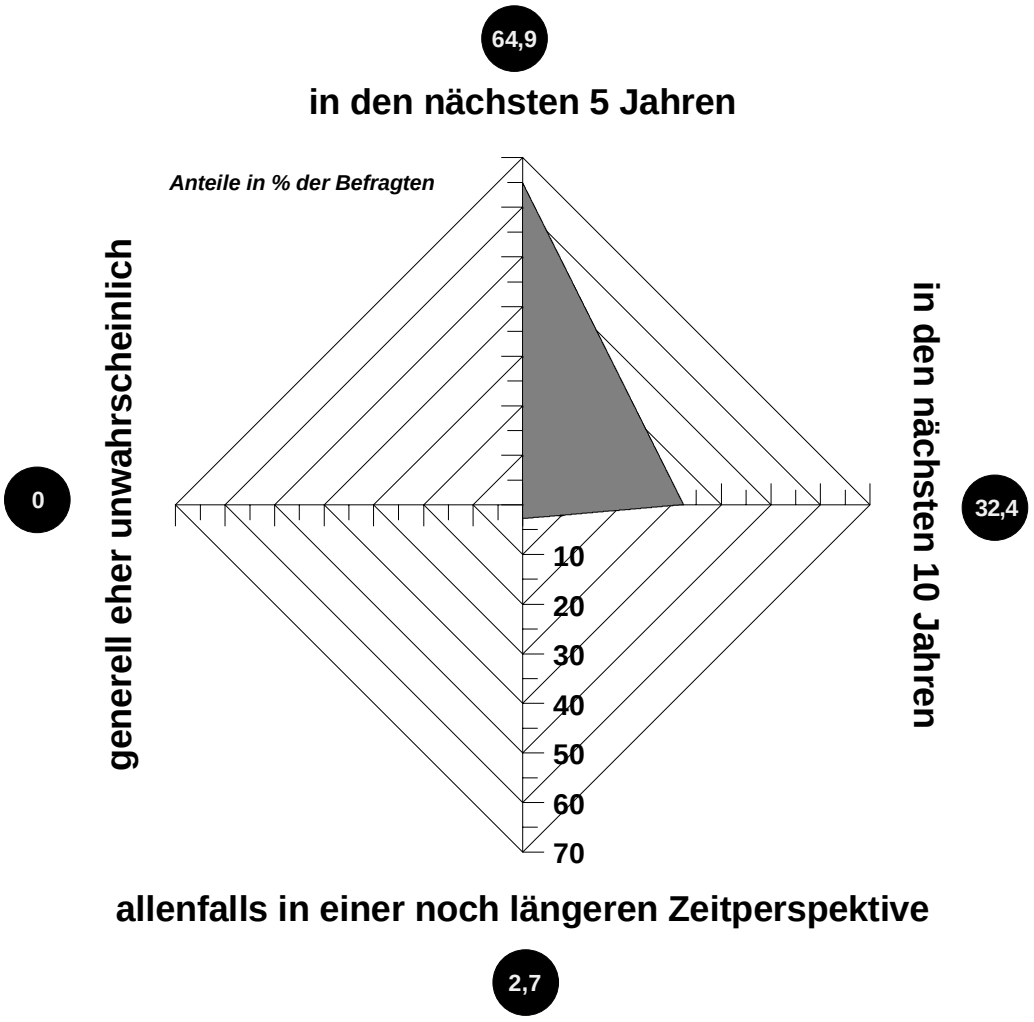
Trifft besonders zu für:

Branche	**in % der Befragten**		**Geschlecht**	**in % der Befragten**
Wirtschaft insges.	89,2		Männer	0
			Frauen	0
			beide gleichermaßen	100

Quelle: IAT-Expertenumfrage IuK-Technologien 1996

Abb. 9, IUK-Technologien und berufliche Weiterbildung

Statement:
Der verstärkte Einsatz von Informations- und Kommunikationstechnologien wird dazu führen, daß für Erwerbstätige berufliche Weiterbildung zu einer Daueranforderung wird.



Trifft besonders zu für:

Branche	**in % der Befragten**		**Geschlecht**	**in % der Befragten**
Wirtschaft insges.	86,5		Männer	0
			Frauen	0
			beide gleichermaßen	100

Quelle: IAT-Expertenumfrage IuK-Technologien 1996

Eine entscheidende gleichstellungspolitische Herausforderung ist es, Sorge zu tragen, daß Mädchen und Frauen ihre Interessen hierbei besser durchsetzen können als bisher der Fall.

Die Vermittlung von iuk-technologischen Kompetenzen in den Schulen stellt Mädchen heute häufig vor das Problem, daß diese Inhalte in speziell darauf konzentrierten Kursen vermittelt werden, die durch Lehrer und Schüler dominiert werden und in denen Lehrerinnen und Schülerinnen nur eine untergeordnete Rolle spielen.

Es hat sich jedoch herausgestellt, daß Frauen und Mädchen wesentlich eher angesprochen werden, wenn die Vermittlung iuk-technologischer Kenntnisse mit der Erarbeitung fachlicher Fragestellungen verknüpft wird.

Dies voranzutreiben ist umso wichtiger, als die technologische Innovationsgestaltung sich tendenziell von der reinen Technikzentrierung entkoppelt und verstärkt auf fachliches Know-how aus den Anwendungsbereichen stützt. Entscheidend ist auch der verstärkte Einsatz von Lehrerinnen als Vorbildern in diesem Bereich.

Ähnliches gilt auch für die Hochschulausbildung. Der geringe Anteil weiblicher Studierender in technisch und naturwissenschaftlich orientierten Fächern konnte in verschiedenen Fächern nur wenig erhöht werden. Im Bereich der Informatik ist er in den letzten Jahren sogar noch weiter abgesunken.

Im Bereich der Erstausbildung ist eine wesentliche Anforderung, daß Frauen erstens Anlaß dafür gegeben wird, das von ihnen eingenommene immer noch sehr enge Berufsspektrum zu verbreitern. Zweitens erscheint es im Hinblick auf berufliche Mobilität entscheidend, IuK-Kompetenzen in allen

Erstausbildungen zu vermitteln. Denn auch diejenigen Bereiche, die bislang nur wenig Berührung mit IuK-Technologien hatten, werden zunehmend mit entsprechenden Anwendungen konfrontiert werden (z.B. Gesundheitswesen). Ein Verzicht auf iuk-technologische Ausbildungsinhalte könnte teilweise zu Verdrängungseffekten durch Quereinsteiger/innen führen und beschränkt andersherum auch den Zugang zu anderen Beschäftigungsbereichen.

In der betrieblichen Weiterbildung sind Frauen bislang häufig unterrepräsentiert. Dies hat zahlreiche Ursachen. Sie reichen von einer oftmals geringeren Bereitschaft der Betriebe, Frauen weiterzubilden, bis hin zur begrenzten zeitlichen Verfügbarkeit von Frauen - insbesondere wenn Kinder zu betreuen sind und die Maßnahmen in der Freizeit durchgeführt werden.

Vor diesem Hintergrund steht zu befürchten, daß die prinzipiell vorhandenen Chancen für Frauen im Zuge einer weiteren Verbreitung von IuK-Technologien nicht oder jedenfalls nur teilweise ausgeschöpft werden, wenn es nicht gelingt, ihre Beteiligung an betrieblicher Weiterbildung zu erhöhen.

Damit dies geschehen kann, reicht es allerdings nicht aus, Frauen für Weiterbildung zu gewinnen. Vielmehr ist es notwendig, die Organisation der Schulungen auf die Lebenslage der beteiligten Frauen abzustimmen. Stichworte sind hier die Durchführung von Maßnahmen in der Arbeitszeit, das Angebot von Teilzeitqualifizierungsmaßnahmen und ergänzende Kinderbetreuungsangebote. Die Schulungen sollten auch inhaltlich an den Interessen von Frauen ausgerichtet werden. Hierbei gilt Ähnliches wie bereits für den Schulbereich ausgeführt. Der Bezug zu fachlichen Anforderungen aus dem beruflichen Umfeld der Teilnehmerinnen ist gegenüber einem technikzentrierten Schulungsvorgehen vorzuziehen.

Jenseits von Schule, Erstausbildung und Weiterbildung müssen zudem Umschulungen stärker in Betracht gezogen werden. Vor allem für diejenigen Frauen, die in den Produktionen und auch in einigen Dienstleistungsbereichen „wegrationalisiert“ werden, wird dieser Weg wichtiger werden, damit ihnen nicht nur der Rückzug ins Private übrigbleibt.

Zur Zeit liegt die Beteiligung von Frauen an Fortbildungen und Umschulungen der aktiven Arbeitsmarktpolitik in Nordrhein-Westfalen unterhalb der Bundeswerte. Allerdings liegt das Niveau inzwischen in etwa in einer Höhe mit dem Anteil der Frauen an der sozialversicherungspflichtigen Beschäftigung. Eine interessante Umschulungs- bzw. Fortbildungsidee könnte in Richtung

anwendungsorientierte Produktgestaltung gehen. Anknüpfend an die fachlichen Kompetenzen der teilnehmenden Frauen, könnten sie sich in die Technologieentwicklung und -gestaltung begeben. Damit könnten sie zu Expertinnen für das fachspezifische sowie bedarfs- und nutzungsgerechte Design bzw. die Produktgestaltung werden.

3. Arbeitszeiten

Frauen arbeiten deutlich seltener als Männer unter den Bedingungen der sogenannten „Normalarbeitszeit“, die ein Beschäftigungsverhältnis charakterisiert, dem eine Vollzeitbeschäftigung mit einer Arbeitszeit zwischen 35 und 40 Stunden, die sich auf fünf Wochentage (i.d.R. montags bis freitags) tagsüber verteilen, zugrunde liegt.

Eine besondere Bedeutung für Frauen haben die Teilzeitarbeit und die Abrufarbeit. Bei der Wochenendarbeit liegen die Geschlechter etwa gleich auf. Die Schicht- und Nachtarbeit ist bei Frauen etwas seltener vertreten als bei Männern. Überstunden werden von deutlich weniger Frauen als Männern geleistet. Bei der gleitenden Arbeitszeit liegen die Frauen in Westdeutschland hinter den Männern zurück, die Frauen in Ostdeutschland den Männern voraus.

Die Flexibilisierung der Arbeitszeiten hat in den vergangenen Jahren für Frauen wie für Männer an Bedeutung gewonnen. Der Einsatz von modernen IuK-Technologien verstärkt diesen Trend. Zum Beispiel wird dadurch eine weitere Entkoppelung der Arbeits- und Betriebszeiten ermöglicht.

Tätigkeiten können nicht nur räumlich dezentralisiert (Telearbeit), sondern auch zeitlich von den sonstigen Zeitstrukturen des Betriebs entkoppelt werden. Dies gilt allerdings nur für Tätigkeiten ohne zeitnahen Kommunikationsbedarf, die relativ isoliert durchgeführt werden können.

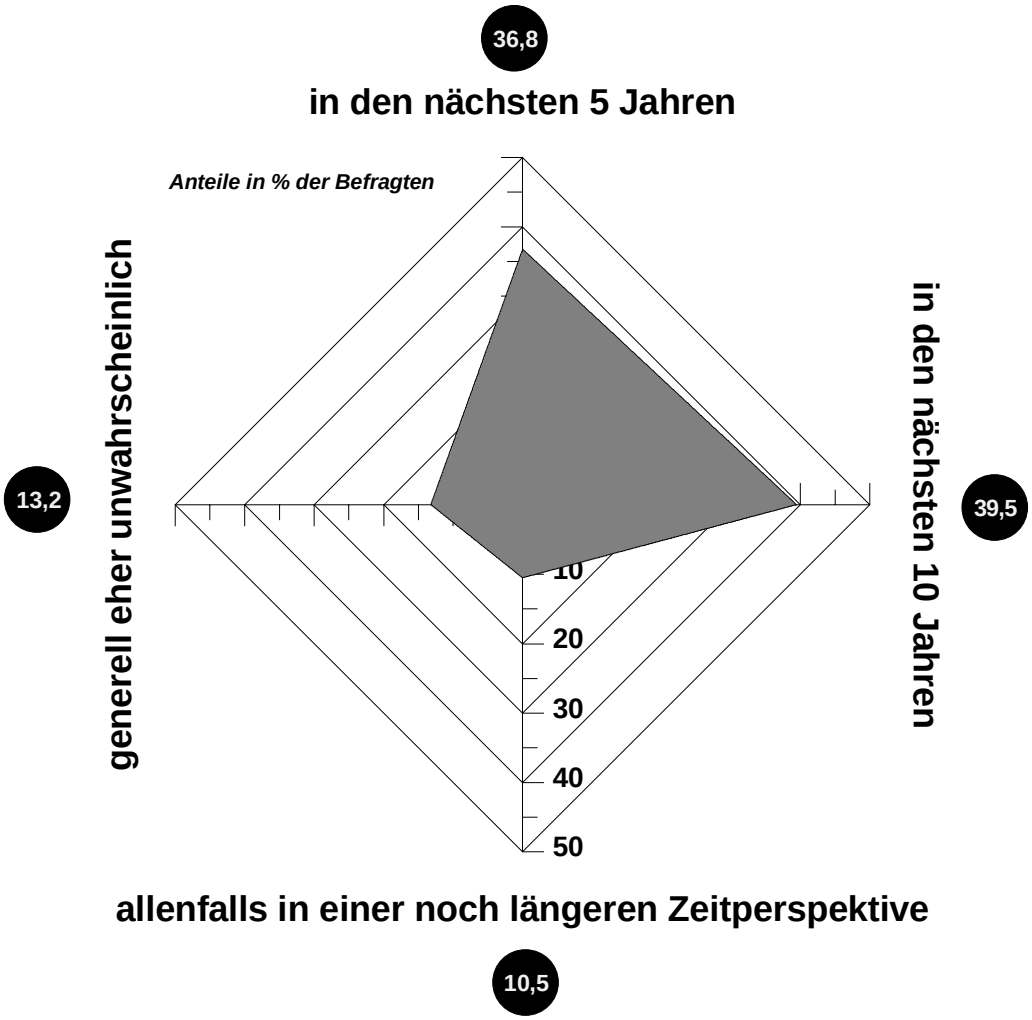
In vielen anderen Bereichen wie Teleshopping, Telefon-banking o.ä., die in den vergangenen Jahren entstanden oder deutlich expandiert sind, besteht hingegen der Bedarf, die gesamte Betriebszeit (oft 24 Stunden, 7 Tage die Woche) mit Arbeitskräften abzudecken. Die Betroffenheit von unüblichen Arbeitszeiten wird in solchen Bereichen zunehmen. Es wird zwangsläufig zu einer Ausweitung von Schicht-, Wochenend- und Nachtarbeit kommen - auch und insbesondere von Frauen, denn z.B. mit

der telefonischen Annahme von Aufträgen sind überwiegend Frauen beschäftigt. Auch Abrufarbeit könnte in diesem Zusammenhang zunehmend an Bedeutung gewinnen.

Außerdem ist davon auszugehen, daß die skizzierte Flexibilisierung der Arbeitszeiten bislang gültige gesetzliche und tarifliche Regulierungen (z.B. Höchstarbeitszeit, Pausen, Zuschläge für unübliche Arbeitszeiten) zunehmend in Frage stellen wird. Daß durch die Flexibilisierung der Arbeitszeiten Nacht-, Wochenend- oder Feiertagsarbeit als normale Arbeitszeit eingestuft werden und hierdurch bisherige Zuschläge entfallen, sehen rund drei Viertel dazu befragter Expertinnen und Experten für die nächsten zehn Jahre als wahrscheinlich an.

Abb. 10, Arbeitszeitflexibilisierung und Nacht- und Wochenendarbeit

Statement:
Die Flexibilisierung betrieblicher Arbeitszeiten führt dazu, daß Nacht-, Wochenend- oder Feiertagsarbeit als normale Arbeitszeiten eingestuft werden. Hierdurch entfallen die bislang geltenden Regelungen für entsprechende Lohn- und Gehaltszuschläge.



Trifft besonders zu für:

Branche	**in % der Befragten**		**Geschlecht**	**in % der Befragten**
Wirtschaft insges.	97,3		Männer	2,7
			Frauen	5,4
			beide gleichermaßen	91,9

Ein verstärkter Einsatz von IuK-Technologien wirkt hierbei:	**in % der Befragten**
verstärkend	51,5
ohne IuK-Technologien nicht denkbar	6,1

nicht beeinflussend	42,4

Quelle: IAT-Expertenumfrage IuK-Technologien 1996

Für Frauen liegen in der zunehmenden Arbeitszeitflexibilisierung vor dem Hintergrund der herrschenden Rollenverteilung erhebliche Beschäftigungshemmnisse, solange es nicht gelingt, die Flexibilisierung nicht nur im Sinne der Arbeitgeber auszugestalten, sondern auch eine verbesserte Abstimmung zwischen Beruf und Privatleben zu erreichen.

4. Geringfügige Beschäftigung

Von geringfügiger Beschäftigung, also von Beschäftigung ohne eigene soziale Sicherung, sind wesentlich mehr Frauen als Männer betroffen. Besonders Hausfrauen gehen häufig einer geringfügigen Beschäftigung nach.

Tab. 10, Umfang geringfügiger Beschäftigung und Nebentätigkeit in der Bundesrepublik Deutschland und in Nordrhein-Westfalen

	Bundesgebiet		**NRW**
	ISG 1987	**ISG 1992***	**1992**
Geringfügig Beschäftigte	2,280 Mio.	2,979 Mio.	0,748 Mio.
Geringfügig Nebentätige	0,540 Mio.	1,473 Mio.	0,267 Mio.
Insgesamt	2,820 Mio.	4,452 Mio.	1,015 Mio.
Frauenanteil	55,3%	60%	63,2%

* Daten für 1992 inklusive Ostdeutschland

Quellen: Weinkopf 1995: 7 nach Daten aus: Friedrich 1989, Friedrich 1993; Ministerium für die Gleichstellung von Frau und Mann des Landes Nordrhein-Westfalen 1996, eigene Berechnungen

Tab. 11, Umfang und Struktur ausschließlich geringfügiger Beschäftigung in der Bundesrepublik Deutschland und in Nordrhein-Westfalen 1987 und 1992 - in 1000

	1987		**1992 Bundesgebiet West**		**87/92 Basis abs. Werte**	**1992 NRW**
	absolut	**relativ**	**absolut**	**relativ**		**absolut**
insgesamt	**2284**		**2616**		**+ 14%**	**748**
Männer	919	40%	774	30%	- 16%	235
Frauen	1365	60%	1843	70%	+ 35%	513
Arbeitslose	**351**	**15%**	**173**	**7%**	**- 51%**	**32**
Frauen	100	7%	75	5%	- 25%	12
Frauenquote		28%		43%		37,5 %
Hausfrauen/ Hausmänner	**925**	**41%**	**1230**	**47%**	**+ 33%**	**334**
Frauen	881	64%	1225	67%	+ 39%	332
Frauenquote		95%		99%		99,4 %
Rentner/innen	**224**	**10%**	**265**	**10%**	**+ 18%**	**64**
Frauen	63	5%	165	9%	+ 161%	38
Frauenquote		28%		62%		59,4 %
Studierende	**252**	**11%**	**350**	**13%**	**+ 39%**	**128**
Frauen	96	7%	150	8%	+ 56%	53
Frauenquote		38%		43%		41,4 %
Schüler/innen	**276**	**12%**	**316**	**12%**	**+ 15%**	**118**
Frauen	121	9%	176	10%	+ 45%	65
Frauenquote		44%		56%		55,1 %
Sonstige	**228**	**10%**	**266**	**10%**	**+ 10%**	**70**
Frauen	98	7%	24	1%	- 76%	11
Frauenquote		43%		9%		15,7 %

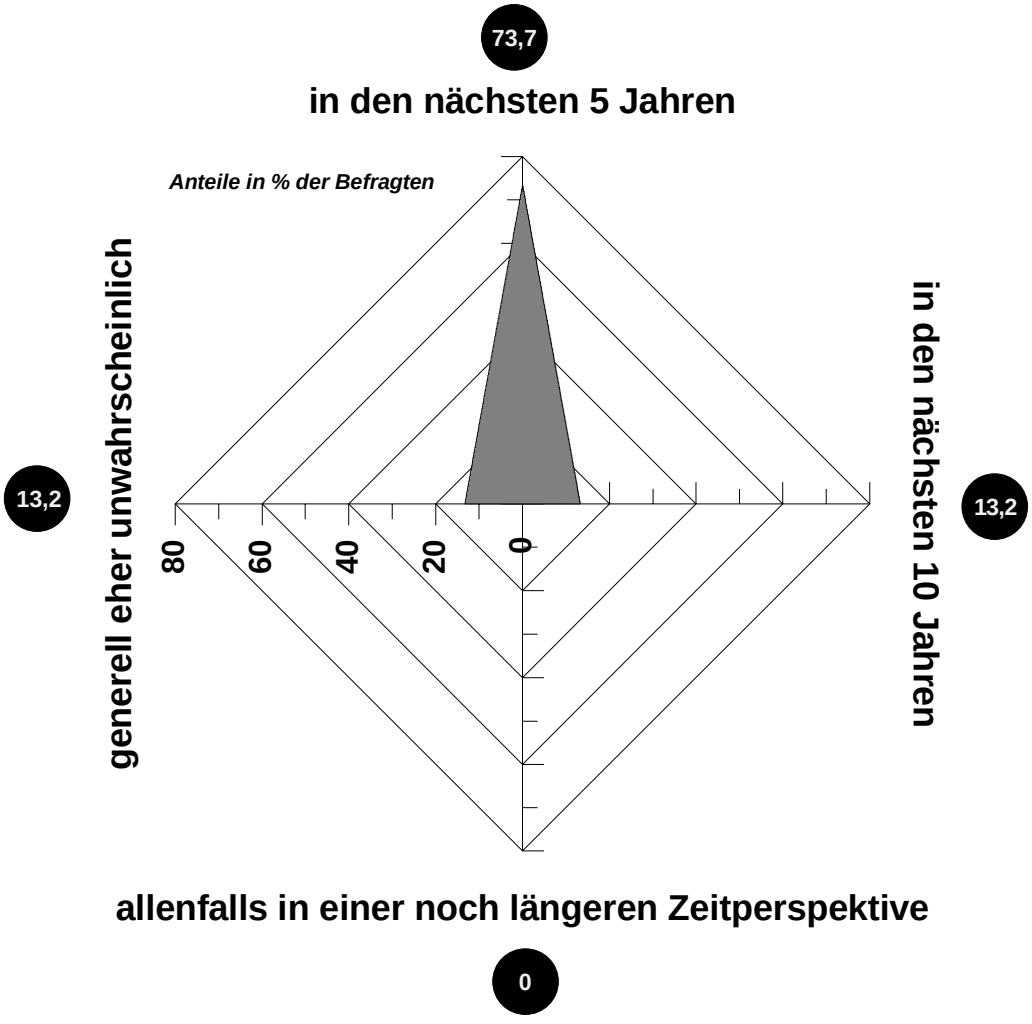
Quellen: Weinkopf 1995: 9 (nach Berechnungen von Romahn 1993: 94 auf der Basis von Friedrich 1989 und ISG 1993 - leicht modifiziert); Ministerium für die Gleichstellung von Frau und Mann des Landes Nordrhein-Westfalen 1996, eigene Berechnungen

Bei den Frauen beziehen sich die relativen Werte auf die Basis aller weiblichen geringfügigen Beschäftigten. Die Frauenquote weist den Frauenanteil an der jeweiligen Statusgruppe aus.

Nach Meinung von Expertinnen und Experten wird geringfügige Beschäftigung weiter an Bedeutung gewinnen. Knapp drei Viertel gehen davon aus, daß dies bereits für die nächsten fünf Jahre zu erwarten ist.

Abb. 11, Geringfügige Beschäftigung

Statement:
Geringfügige Beschäftigung (590 DM/15 Stunden) wird weiter an Bedeutung gewinnen.



Trifft besonders zu für:

Branche	**in % der Befragten**		**Geschlecht**	**in % der Befragten**
Wirtschaft insges.	86,8		Männer	2,9
			Frauen	45,9
			beide gleichermaßen	54,1

Ein verstärkter Einsatz von IuK-Technologien wirkt hierbei:	**in % der Befragten**
verstärkend	48,6
nicht beeinflussend	48,6

Quelle: IAT-Expertenumfrage IuK-Technologien 1996

Uneinheitlich sind die Prognosen über den Einfluß von IuK-Technologien in diesem Prozeß. Ungefähr die Hälfte meint, daß die modernen IuK-Technologien einen Einfluß haben, die andere Hälfte geht davon aus, daß kein Einfluß besteht.

Bislang hat sich die geringfügige Beschäftigung auf die Gebäudereinigung, die Privathaushalte sowie auf Handel und Gastronomie konzentriert. Während Gebäudereinigung und Privathaushalte auch zukünftig nur wenig vom Einsatz moderner IuK-Technologien betroffen sein werden, könnte dies im Bereich des Handels im Zuge der Ausweitung von Teleshopping-Angeboten und im Gastronomie-Bereich mit der möglichen Ausweitung von online-Essensbestellungen wesentlich mehr gelten. Dies kann im Zuge der Bemühungen, einen möglichst flexiblen Arbeitskräfteeinsatz zu erreichen, zu einer Ausweitung geringfügiger Beschäftigung führen. Abschließend läßt sich dies bislang aber noch nicht beurteilen.

Die technologischen und arbeitsorganisatorischen Veränderungen können auch in anderen Beschäftigungsbereichen, in denen geringfügige Beschäftigung bisher keine große Rolle gespielt hat, zu deren Ausweitung führen. Die Einschätzung der Hälfte der Expertinnen und Experten, daß die neuen IuK-

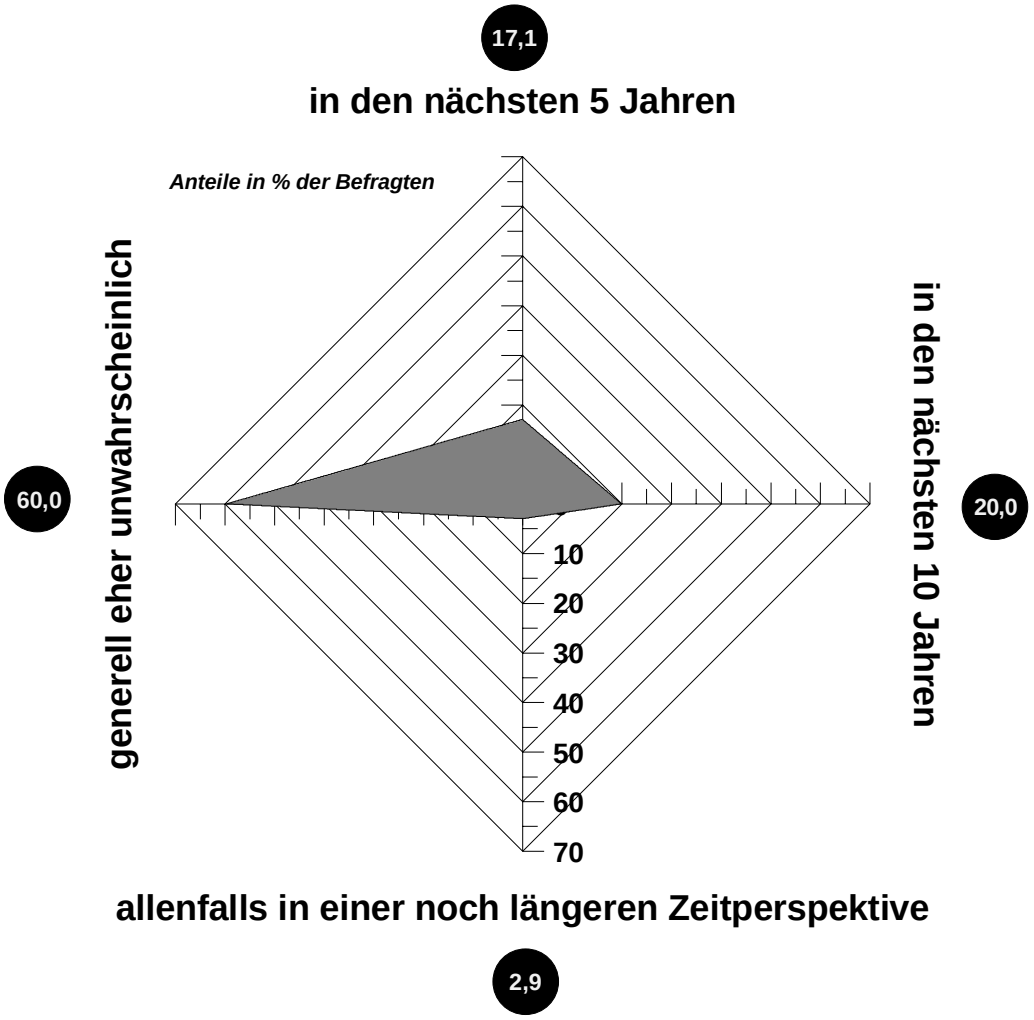
Technologien verstärkenden Charakter haben, könnte darauf hindeuten, daß eine Ausweitung geringfügiger Beschäftigung in bisher untypischen Bereichen erwartet wird. Auch die Tatsache, daß über die Hälfte der Expertinnen und Experten davon ausgehen, daß Frauen und Männer gleich betroffen sein werden, deutet auf eine Ausweitung in untypischen Feldern hin.

In Anlehnung an die bisherige stärkere Betroffenheit von Frauen durch geringfügige Beschäftigung und in Hinsicht auf die Anreize des Steuer- und Sozialsystems, die zumindest für verheiratete Frauen gegeben sind, liegt eine stärkere Betroffenheit von Frauen auch im weiteren Verlauf der geringfügigen Beschäftigung nahe, wie es auch durch rund 46% der Expertinnen und Experten eingeschätzt wurde.

Ernüchternd für eine Verbesserung der eigenständigen sozialen Sicherung von Frauen ist die mehrheitliche Einschätzung der Expertinnen und Experten, daß es auch langfristig nicht zu einer Abschaffung oder Einschränkung der Geringfügigkeitsgrenze kommen wird.

Abb. 12, Gesetzliche Regulierung geringfügiger Beschäftigung

Statement:
Die bisherige Regelung der geringfügigen Beschäftigung wird durch gesetzliche Regelungen abgeschafft bzw. deutlich eingeschränkt.



Trifft besonders zu für:

Branche	**in % der Befragten**		**Geschlecht**	**in % der Befragten**
Wirtschaft insges.	100,0		Männer	0
			Frauen	20,0
			beide gleichermaßen	80,0

Quelle: IAT-Expertenumfrage IuK-Technologien 1996

5. Telearbeit

Telearbeit gewinnt zunehmend an Bedeutung, auch wenn die Realisierung von Telearbeitsplätzen bisher noch weit hinter zuvor gesteckten Erwartungen zurücksteht. Die Weiterentwicklung der modernen IuK-Technologien ermöglicht aber zunehmend die Auslagerung betrieblicher Funktionen.

Die hierzu befragten Expertinnen und Experten gehen zu 40,5% davon aus, daß Telearbeit in den nächsten zehn Jahren in der Bundesrepublik zu einer gängigen Arbeitsform wird. Weitere 40,5% gehen allerdings davon aus, daß dies erst zu einem späteren Zeitpunkt eintreffen wird.

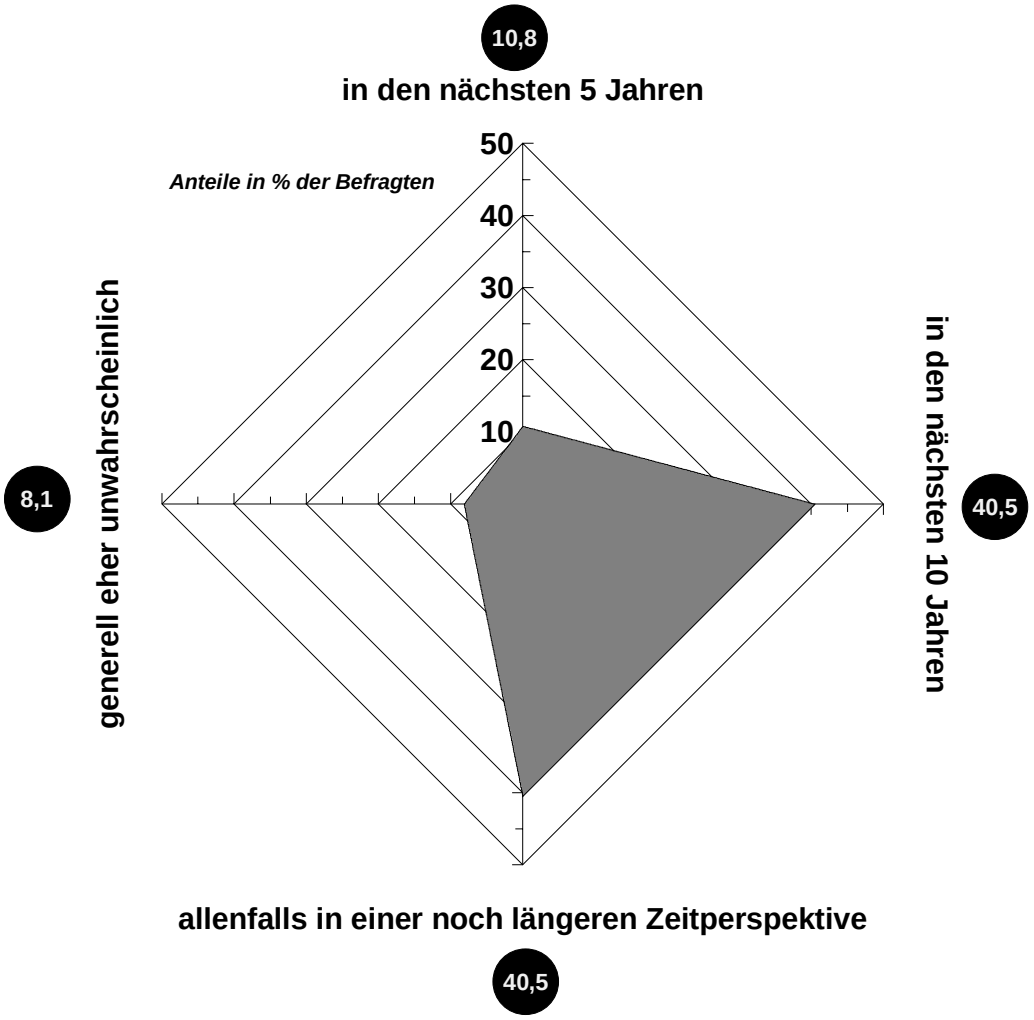
Rund 42% der Befragten sehen eine besondere Betroffenheit von Frauen. Allerdings gehen über 60% der Befragten davon aus, daß sich aufgrund der flexiblen Arbeitszeitmöglichkeiten in den nächsten fünf Jahren vorrangig Frauen auf Telearbeitsplätze bewerben werden.

Eine besondere Betroffenheit wird für die Beschäftigungsfelder Banken und Versicherungen, Medienwirtschaft und Elektrotechnik / EDV angenommen.

Die größten Chancen werden der alternierenden (abwechselnd zu Hause und im Unternehmen) Telearbeit zugewiesen.

Abb. 13, Telearbeit als alternative Erwerbsform

Statement:
Telearbeit wird in der Bundesrepublik Deutschland zu einer gängigen und normalen Arbeitsform, die gleichberechtigt neben anderen Formen der Erwerbsarbeit steht.



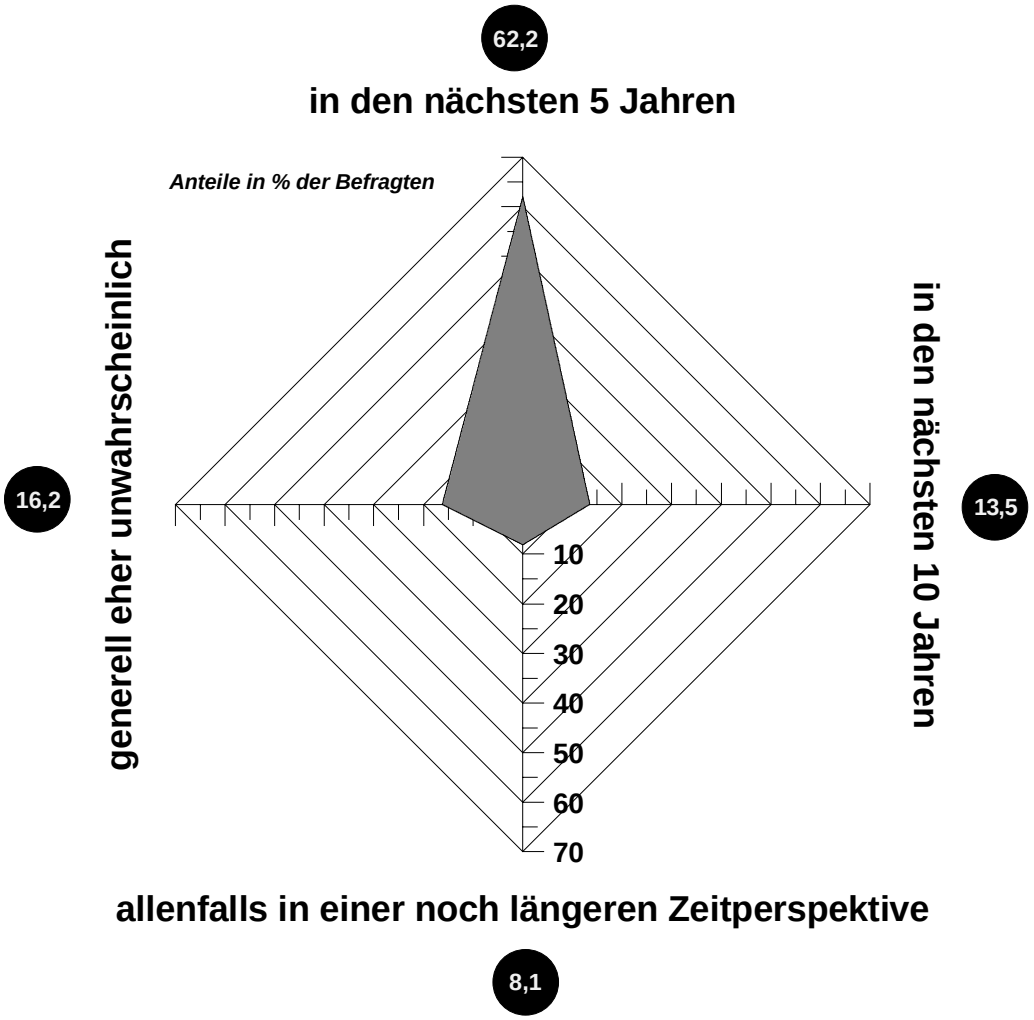
Trifft besonders zu für:

Branche	**in % der Befragten**		**Geschlecht**	**in % der Befragten**
Wirtschaft insgesamt	34,2		Männer	0
Banken u. Versicherungen	59,5		Frauen	42,1
Medienwirtschaft	51,4			
Elektrotechnik/EDV	40,5		beide gleichermaßen	57,9

Quelle: IAT-Expertenumfrage IuK-Technologien 1996

Abb. 14, Bewerbung um Telearbeitsplätze

Statement:
Insbesondere Frauen werden sich aufgrund der flexiblen Arbeitszeitmöglichkeiten um Telearbeitsplätze bewerben.



Trifft besonders zu für:

Branche	**in % der Befragten**
Wirtschaft insges.	83,6
Medienwirtschaft	13,9

Quelle: IAT-Expertenumfrage IuK-Technologien 1996

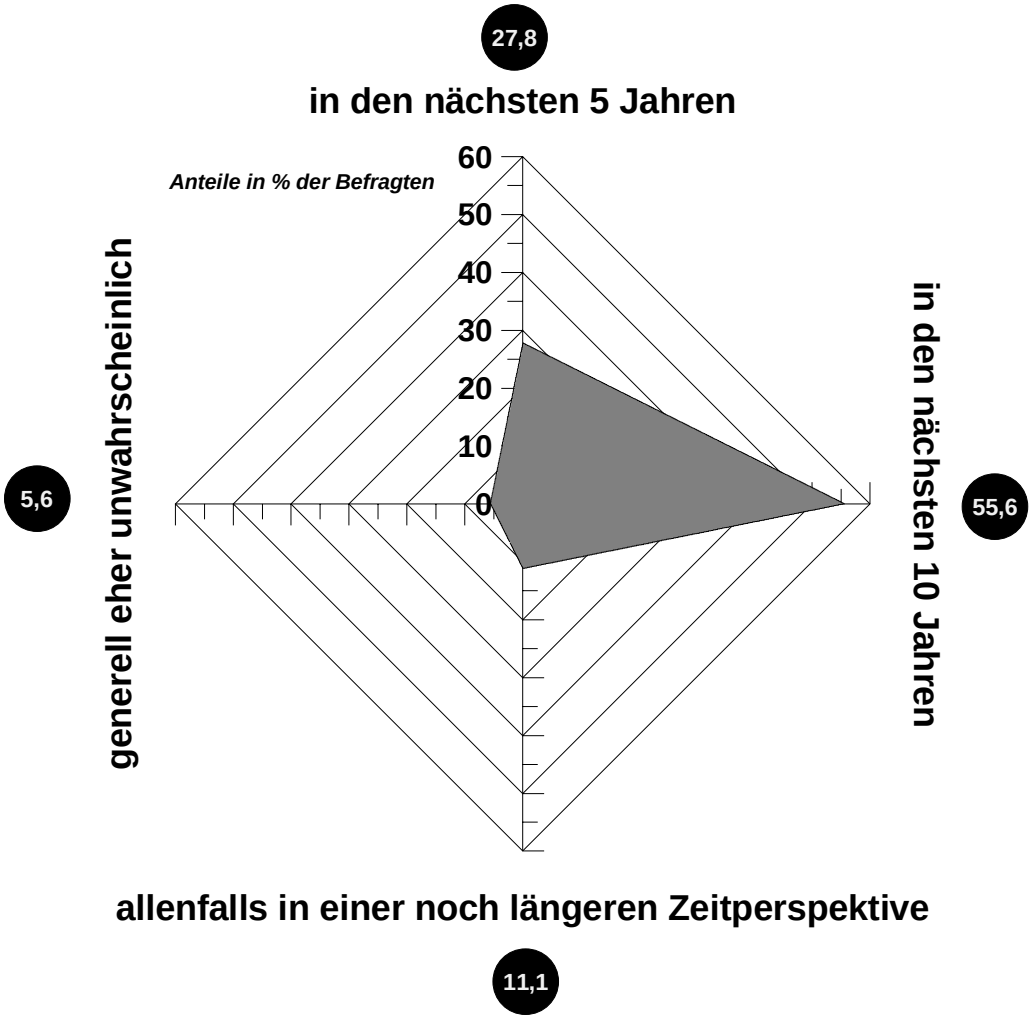
Prinzipiell liegen in der Telearbeit erhebliche Chancen für eine bessere Vereinbarkeit von Beruf und Privatleben - für Frauen und für Männer. Es besteht allerdings vor allem in gleichstellungspolitischer Hinsicht einiger Gestaltungsbedarf, damit Frauen nicht unerwünschte Negativeffekte in Kauf nehmen müssen.

Ein wichtiger Aspekt ist die arbeitsrechtliche Gestaltung von Telearbeit. Eine überwältigende Mehrheit der befragten Expertinnen und Experten geht davon aus, daß Telearbeit innerhalb der nächsten zehn Jahre zu einer Auflösung bisher arbeitsvertraglich abgesicherter Beschäftigungsverhältnisse führen wird und den Status der (Schein)Selbständigkeit als Erwerbsform begünstigen wird, von der bereits heute Frauen häufiger als Männer betroffen sind.

Es besteht eine hohe Wahrscheinlichkeit, daß von Telearbeit ohne abgesichertes Arbeitsverhältnis tendenziell eher diejenigen betroffen sein werden, die zuvor auch nicht in einem „normalen“ Arbeitsverhältnis standen. Aufgrund der immer noch häufig nicht kontinuierlichen Erwerbstätigkeit von Frauen und ihrer stärkeren Betroffenheit von „atypischen“ Beschäftigungsformen spricht also vieles dafür, daß Frauen hier ein erhöhtes Risiko tragen.

Abb. 15, Telearbeit und selbständige Erwerbstätigkeit

Statement:
Telearbeit wird zu einer verstärkten Auflösung bisher arbeitsvertraglich abgesicherter Beschäftigungsverhältnisse führen und den Status der Selbständigkeit als Erwerbsform begünstigen.



Trifft besonders zu für:

Branche	**in % der Befragten**		**Geschlecht**	**in % der Befragten**
Wirtschaft insges.	88,9		Männer	5,7
			Frauen	17,1
			beide gleichermaßen	77,1

Quelle: IAT-Expertenumfrage IuK-Technologien 1996

Ein weiterer gleichstellungsrelevanter Aspekt ist, daß Telearbeit, vor dem Hintergrund der immer noch weit verbreiteten Vorstellung über die Vereinbarkeit von Beruf und Familie als Frauensache, als Argument gegen den weiteren Ausbau von Kinderbetreuungseinrichtungen mißbraucht werden kann.

Außerdem könnte Telearbeit den ohnehin schweren Weg von Frauen in Führungspositionen noch beschwerlicher machen. Es wird zwar inzwischen zunehmend für möglich gehalten, daß Telearbeit auch für Führungskräfte in Frage kommt. Jedoch stellt sich die Frage, ob dies nicht nur auf diejenigen zutrifft, die bereits eine Führungsposition erlangt haben. Der Aufstieg in eine leitende Position aus Telearbeit heraus erscheint eher unwahrscheinlich. Denn ebenso wie der Mechanismus des „Aufstiegs durch Präsenz“ bis heute häufig verhindert, daß Teilzeitbeschäftigte Führungspositionen erlangen, steht dies auch für Beschäftigte in Telearbeit zu befürchten.

Die angeführten Probleme sollen nicht als Plädoyer gegen Telearbeit mißverstanden werden. Die Chancen der Telearbeit werden sich am besten ausschöpfen lassen, wenn die gleichstellungsrelevanten Interessen frühzeitig in die praktische Gestaltung von Telearbeitskonzepten, Tarifvereinbarungen, Arbeitsrecht usw. eingebracht werden.

6. Druckerei / Vervielfältigung

Frauen sind in das Beschäftigungsfeld Druckerei / Vervielfältigung erfolgreich eingedrungen - nicht zuletzt befördert durch den Einsatz moderner IuK-Technologien. Sie haben sich dabei vor allem auf die attraktiven und qualifizierten Berufe vor dem eigentlichen Druck konzentriert.

IuK-Technologien sind inzwischen in nahezu allen Produktionsstufen weit verbreitet und haben grundlegende Veränderungen in den Arbeitsabläufen gebracht. Dies wird auch weiterhin so sein. Dabei konnten auch erhebliche Produktivitätsfortschritte erzielt werden. Iuk-technologische Kompetenzen sind deshalb für die Beschäftigten von großer Bedeutung und müssen wegen kurzer technologischer Innovationszyklen häufig aufgefrischt werden. Für Frauen können in diesem Zusammenhang persönliche und unternehmensbezogene Qualifizierungsbarrieren zu einem Risiko für Beschäftigung und Karriere werden.

Das Druckerei- und Vervielfältigungsgewerbe unterliegt einem hohen Wettbewerbsdruck, dem die Unternehmen mit Spezialisierung und Diversifizierung zu begegnen versuchen. Neue Dienstleistungen

und Produkte - insbesondere im Multimedia-Segment - spielen dabei eine bedeutsame Rolle. Hieraus erwachsen neue technologische Qualifikationsanforderungen, die Frauen zum Teil zum Verhängnis werden könnten, weil es mehr entsprechend vorgebildete Männer als Frauen gibt. Die Entwicklung der Druckerei- und Vervielfältigungsbetriebe zu Dienstleistungsunternehmen birgt parallel dazu aber auch weitere Chancen für die Beschäftigung von Frauen, weil erfahrungsgemäß Dienstleistungstätigkeiten in einem hohen Maße mit Frauenerwerbsarbeit korrespondieren.

Die Belastungssituation im Hinblick auf Umfang und Lage der Arbeitszeiten ist in diesem Bereich sehr hoch. Im Hinblick auf die herrschenden gesellschaftlichen Rahmenbedingungen sind Frauen von dieser Belastung besonders betroffen. Die Vereinbarkeit von Beruf und Familie stellt deshalb auch im Bereich Druckerei / Vervielfältigung ein entscheidendes gleichstellungspolitisches Gestaltungsfeld dar. Dies gilt um so mehr, wenn Frauen auch der Aufstieg in leitende Funktionen gelingen soll.

Das Wirtschaftsfeld Druckerei / Vervielfältigung wird zunehmend mit einer Veränderung seiner Produkte zu elektronischen Medien konfrontiert. Wesentliche Aspekte sind dabei die Bearbeitung digitaler Vorlagen und die elektronische Ganzseitenmontage sowie die Herstellung von elektronischen Präsentationen und das elektronische Publizieren. Weitere Auswirkungen auf die Beschäftigungssituation wird zunehmend auch die Telearbeit haben, denn dieses Arbeitsfeld wird als besonders geeignet dafür angesehen.

7. Elektrotechnik / EDV-Anlagen / Büromaschinen

Der Bereich Elektrotechnik / EDV-Anlagen / Büromaschinen hat trotz der Beschäftigungseinbrüche der letzten Jahre immer noch ein bedeutendes Beschäftigungsvolumen. Die zur Zeit besten Perspektiven haben die Unternehmen im Bereich der neuen IuK-Technologien. Die Chancen, die dieser Markt bietet, drohen aber an den weiblichen Beschäftigten vorbeizugehen. Der Frauenanteil sinkt seit Jahren kontinuierlich. Dies erklärt sich aus der spezifischen Nutzung der weiblichen Arbeitskraft, wie sie für große Teile der Beschäftigungsfelder Elektrotechnik / EDV-Anlagen / Büromaschinen typisch ist, und bei der Frauen als ‘Fluktuationsmasse’ eingesetzt werden. Ihre Aufstiegsmöglichkeiten sind in den von ihnen schwerpunktmäßig besetzten un- und angelernten Tätigkeitsbereichen begrenzt. Die geringe Präsenz von Frauen in den fachspezifischen Ausbildungen und Ingenieurstudiengängen hat ihnen bislang den Weg in die höherqualifizierten Arbeitsbereiche dieser Industrie, die auch weiterhin Beschäftigung bieten werden,

versperrt. Die Rationalisierungsstrategien setzen in erster Linie an den stark standardisierten Arbeitsbereichen der Un- und Angelernten und damit an typischen Frauenarbeitsfeldern an. Die geschlechtsspezifische Aufteilung der Arbeit in diesem Wirtschaftszweig macht Frauen häufiger zu Verliererinnen als die männlichen Beschäftigten.

In den noch bestehenden un- und angelernten Bereichen des Wirtschaftszweiges Elektrotechnik / EDV-Anlagen / Büromaschinen müssen Frauen sich häufig immer noch auf physisch stark belastende Arbeitsbedingungen, auf ungünstige Arbeitszeiten und auf eine im Vergleich zu Männern schlechtere Entlohnung einlassen. Die klassische Forderung nach 'gleichem Lohn für gleiche Arbeit' hat gerade hier auch weiterhin einen bedeutenden Stellenwert. Eine gute Chance zur Verbesserung der Arbeitssituationen bietet auch die Einführung von Gruppenarbeit. Sie kann dazu beitragen, einseitige Belastungen abzubauen, Qualifizierungsprozesse einzuleiten und Arbeitszeitflexibilität zumindest teilweise an den Bedürfnissen der Beschäftigten zu orientieren.

An den attraktiven Beschäftigungsverhältnissen im Bereich Elektrotechnik / EDV-Anlagen / Büromaschinen partizipieren Frauen nur unzureichend. Es ist wohl nicht übertrieben, die These aufzustellen, daß sich dies auch kaum ändern wird, solange Mädchen und Frauen keinen besseren Zugang zu den entsprechenden Fachausbildungen und Studiengängen erreichen.

Das Zusammenwachsen des Wirtschaftszweiges Elektrotechnik / EDV-Anlagen / Büromaschinen mit anderen Bereichen der Medienwirtschaft und die damit einhergehende Neuzuschneidung von unternehmerischen Leistungsspektren sowie der tendenziell wichtiger werdende kundenorientierte Servicebereich könnten gut vorqualifizierten Frauen teilweise neue Beschäftigungsmöglichkeiten eröffnen. Dies dürfte dann vornehmlich für Quereinsteigerinnen aus anderen Berufsbereichen gelten. Quantitativ gesehen kann aber diese Möglichkeit die vorab beschriebenen Beschäftigungsverluste von Frauen aber kaum auffangen.

8. Textilverarbeitung und Bekleidungsgewerbe

Die Wirtschaftszweige Textil und Bekleidung hatten in den letzten Jahrzehnten einen massiven Beschäftigungsabbau zu verzeichnen, der auch weiterhin anhält. Hierfür sind insbesondere die harten Wettbewerbsbedingungen dieser Märkte verantwortlich. Von dem Beschäftigungsabbau waren Frauen,

für die diese Wirtschaftszweige seit langem ein wichtiges Beschäftigungsfeld sind, überdurchschnittlich betroffen. Die Textil- und Bekleidungswirtschaft bekam im Gegensatz zu anderen Wirtschaftsbereichen (z.B. Kohle und Stahl) nur wenig staatliche Anpassungshilfen. Sie hat ihren Strukturwandel deshalb selbst organisiert und dabei vor allem Auslagerungsstrategien ins personalkostengünstige Ausland sowie Rationalisierungsstrategien durch Automatisierung verfolgt. Das Lohnniveau liegt auch hierzulande unter dem industriellen Durchschnitt. Dies ist vor allem in der Bekleidungsherstellung der Fall, in der insbesondere Frauen, deren Anteil laufend gestiegen ist, arbeiten. In den Spinn-, Textilherstellungs- und -veredelungsberufen, in denen Frauen Beschäftigungsanteile an Männer abgeben mußten, ist der Lohnunterschied zur Gesamtindustrie etwas geringer. Insgesamt kann im Arbeitsfeld Textil und Bekleidung eine starke geschlechtsspezifische Aufteilung festgestellt werden.

Der Einsatz technologischer Innovationen erfolgt in der Textil- und Bekleidungswirtschaft in der Regel entlang stark arbeitsteiliger Strukturen. Der vermehrte Einsatz computergestützter Maschinen in der Produktion hat die klassischen Ausbildungsberufe in diesem Bereich entwertet. Insgesamt gilt die Textil- und Bekleidungswirtschaft, zumindest bezogen auf die Produktionsbereiche, inzwischen als ein unattraktives Beschäftigungsfeld, sowohl in quantitativer als auch in qualitativer Hinsicht. Trotz des Trends zur Kleinserienfertigung haben sich flexible Fertigungsstrukturen und Gruppenarbeit bisher noch nicht durchsetzen können. Die Beibehaltung der Massenfertigungsstrukturen wird durch die höhere Austauschbarkeit überbeanspruchter weiblicher gegenüber männlichen Beschäftigten unterstützt. Andersherum könnte Gruppenarbeit die Arbeitsbedingungen vieler Frauen in den direkten Produktionsbereichen erheblich verbessern und kann insofern als ein gleichstellungspolitisches Ziel formuliert werden.

Durch die vielfältigen Möglichkeiten der neuen IuK-Technologien bekommt das Textil- und Bekleidungsgewerbe zur Zeit neue Optimierungsimpulse bezüglich der Rationalisierung der ‘textilen Kette’. Außerdem wird der Weg in den elektronischen Direktverkauf erleichtert, und schließlich gibt es zaghafte Ansätze zu einer Rückbesinnung auf die Maßschneiderei unter Einsatz hochmoderner IuK-Technologien und ‘virtual reality’. Alle drei Anknüpfungspunkte zielen neben einer impliziten Rationalisierung von Tätigkeiten und Funktionen explizit auf eine verbesserte Marktnähe und Kundenorientierung. Hier tritt ähnlich wie im Bereich Druckerei / Vervielfältigung eine starke Tendenz zu Dienstleistungsunternehmen in Erscheinung. Ein von uns befragtes Unternehmen hatte beispielsweise keine Produktionsstätte mehr in der Bundesrepublik Deutschland und ordnete sich selbst dem tertiären

Sektor zu. Sollten diese Entwicklungen eine relevante Bedeutung erlangen, könnten in ihnen interessante neue Berufsperspektiven liegen. Welche Tätigkeitsfelder sich dabei herauskristallisieren würden, ist noch unklar. In jedem Fall wären sie aber mit ausgeprägten iuk-technologischen Kompetenzanforderungen verbunden.

Die Textil- und Bekleidungswirtschaft ist ein Arbeitsfeld, das Frauen die weniger qualifizierten, schlechter entlohnten und stärker belastenden Tätigkeiten zuweist, Männern hingegen die vergleichsweise attraktiveren Arbeitsplätze bietet. Die geschlechtsspezifische Aufteilung hat sich zunehmend verschärft. Falls Frauen nicht stärker den Weg in höherqualifizierte Bereiche nehmen und sich in neue technologisch geprägte Entwicklungen einmischen, werden ihre Rationalisierungsverluste sich weiter vergrößern.

9. Büroarbeit

Frauen haben im historischen Verlauf in der Büroarbeit zunehmend Beschäftigungsanteile gewonnen, so daß heute einige der dort angesiedelten Berufe als frauendominiert, andere zumindest als Mischberufe gelten können. Frauen haben in diesem Bereich insgesamt betrachtet eindeutig auch qualitative Beschäftigungsgewinne zu verbuchen; auf individueller Ebene haben sie aber vor allem in den geringer qualifizierten Bereichen auch oft als Lückenbüßerinnen noch nicht technisierbarer Arbeit gedient.

Die Rationalisierung der Büroarbeit hat eine lange Tradition. Der Einsatz von IuK-Technologien spielt dabei eine maßgebliche Rolle. Immer weitere, auch höherqualifizierte Bereiche der Büroarbeit werden davon erfaßt. Dieser Prozeß ist noch nicht abgeschlossen. Die erreichten und zukünftig erwartbaren Produktivitätssteigerungen sind mit erheblichen Beschäftigungsrisiken vor allem auch für Frauen verbunden, soweit sie nicht in einzelnen Branchen durch ein Anwachsen des Tätigkeitsvolumens aufgefangen werden können.

Der Einsatz von IuK-Technologien in den verschiedensten Ausprägungen hat in der Büroarbeit inzwischen einen sehr hohen Verbreitungsgrad erreicht, so daß nahezu alle dort Beschäftigten damit umgehen müssen und ihnen entsprechende Kompetenzen und Qualifikationen abgefordert werden.

Entlang arbeitsteiliger Strukturen der Büroarbeit ist der Einsatz von IuK-Technologien oftmals mit Dequalifizierungstendenzen und einer generellen Verschlechterung der Arbeitssituation verbunden. Jedoch ist ein deutlicher Trend zur (Re)integration von Tätigkeiten und Funktionen zu erkennen, der mit

wachsenden Qualifikationsanforderungen und tendenziell attraktiveren Arbeitsbedingungen, aber häufig auch mit Leistungsverdichtungen einhergeht.

Die Büroarbeit wird zukünftig wahrscheinlich vor allem durch die folgenden iuk-technologisch geprägten Entwicklungstrends gekennzeichnet sein: Fortsetzung der Bürorationalisierung im Bereich der qualifizierten Sachbearbeitung sowohl mit arbeitsteiligen als auch (re)integrativen Organisationskonzepten, Ausweitung von Telearbeit und zunehmende Verbreitung von Call-Centern.

Literatur- und Quellenverzeichnis

Bundesanstalt für Arbeit (Hg.) (1994a): Berufliche Bildung und Beschäftigung von Frauen. Situation und Tendenzen. Nürnberg.

Friedrich, Werner (1989): Sozialversicherungsfreie Beschäftigung. Untersuchung im Auftrag des Bundesministers für Arbeit und Sozialordnung. Bonn.

Friedrich, Werner (1993): Sozialversicherungspflichtige Beschäftigungsverhältnisse 1987 und 1992 - Ergebnisse einer Untersuchung im Auftrag des Bundesministers für Arbeit und Sozialordnung. In: WSI-Mitteilungen, Nr. 9 : S. 553-560.

Institut für Sozialforschung und Gesellschaftspolitik (1993): Sozialversicherungsfreie Beschäftigung. Untersuchung im Auftrag des Bundesministers für Arbeit und Sozialordnung. Schlußbericht. Köln.

Ministerium für die Gleichstellung von Frau und Mann des Landes Nordrhein-Westfalen (Hg.) (1996): Frauen in NRW. Berufliche Situation und Existenzgründung. In der Reihe: Dokumente und Berichte, Nr. 29. Nachdruck. Düsseldorf.

Romahn, Hajo (1993): Sozialpolitische Probleme flexibler Beschäftigung. In: Klein, Martina (Hg): Nicht immer, aber immer öfter: flexible Beschäftigung und ungeschützte Arbeitsverhältnisse. Marburg : S. 85-100.

Weinkopf, Claudia (1995): Geringfügige Beschäftigung - Rechtliche Gestaltung, empirische Befunde, Gestaltungsvorschläge. Unveröffentlichte Expertise für das Ministerium für die Gleichstellung von Frau und Mann des Landes Nordrhein-Westfalen. Gelsenkirchen.

Manuskript des Vortrages *„Kräht ja doch kein Hahn danach ...?"* Komponistinnen des 19. und 20. Jahrhunderts", den Dr. Renate Schusky am 10. März 1997 und

Manuskript des Vortrages *„Musik an den Höfen in Bayreuth und Berlin. Die Schwestern Friedrichs des Großen und ihre Musiker*", den Dr. Renate Schusky am 30.11.98 an der FernUniversität Gesamthochschule in Hagen im Rahmen der Frauenvorträge gehalten hat.
Die Verantwortung für den Inhalt trägt allein die Autorin.

Redaktion: Die Frauenbeauftragte der FernUniversität - GH in Hagen

Marita Dickenscheid, Dr. Ulrike Sattel, Dianne Köster

Herausgeber: Der Rektor

© FernUniversität - Gesamthochschule in Hagen 1999

Aus unserer Reihe „Frauenvorträge an der FernUniversität“ sind bisher folgende Titel erschienen:

1. Christa Mulack:	Die Heimatlosigkeit der Frau im Patriarchat - Behinderung und Herausforderung. Hagen: FernUniversität 1993
6. Bärbel Rompeltien:	Was kränkt, macht krank! Belastende Kommunikationssituationen am Arbeitsplatz. Hagen: FernUniversität 1995
7. Sabine Doyé / Friederike Kuster:	Grundpositionen feministischer Philosophie. Hagen: FernUniversität 1995
8. Mechtild Jansen:	Friedenspolitik von Frauen - Nur eine Illusion? Über den Zusammenhang von Krieg und Patriarchat. Hagen: FernUniversität 1995
9. Ursula Beer:	Geschlecht, Klasse und Alter. Überlegungen zu einer wenig beachteten Dimension des weiblichen Lebenszusammenhang. Hagen: FernUniversität 1996
10. Irmgard Vogt:	Konstruktionen von Frauen, Schönheit und Körpern. Hagen: FernUniversität 1996
11. Birgit Schulte:	“Ach so, Sie malen, wie Ihr Mann malt” - Künstlerinnen und ihre berühmten Männer. Hagen: FernUniversität 1996
12. Claudia Weber:	Frauenförderung auf japanisch. Hagen: FernUniversität 1997
13. Elisabeth Klaus:	Multimedial und multifunktional – Mehr Männlichkeit ins schöne neue Heim? Hagen: FernUniversität 1997
14. Irmhild Kettschau:	Hausarbeit, Familie und Gesellschaft - Anforderungen und Leistungen. Hagen: FernUniversität 1998
15. Uta von Winterfeld:	Auf den Spuren der Angst. Über die Angst von Frauen in ihrer biographischen alltäglichen und sozialen Dimension. Hagen: FernUniversität 1998
16. Karin Scharfenorth:	Herausforderung Informationsgesellschaft. Auswirkungen neuer Informations- und Kommunikationstechnologien auf die Beschäftigungssituation von Frauen. Hagen: FernUniversität 1998
17. Renate Schusky:	„Kräht ja doch kein Hahn danach...?“ Komponistinnen des 19. und 20. Jahrhunderts. Musik an den Höfen in Bayreuth und Berlin. Die Schwestern Friedrichs des Großen und ihre Musiker. Hagen: FernUniversität 1999
18. Hannelore Faulstich-Wieland:	Mädchen und Koedukation. Hagen: FernUniversität 1999

19. Marlene Stein-Hilbers:	Ihr die Sorge, ihm die Rechte? Sorge- und Umgangsrechte getrennter Eltern und Kinder. Hagen: FernUniversität 1999
20. Angelika Wetterer	Integration und Marginalisierung. Das Verhältnis von Profession und Geschlecht am Beispiel von Ärztinnen und Juristinnen. Hagen: FernUniversität 1999
21. Bettina Paetzold	Alles nur Stress...? Zur Vereinbarkeit von Mutterschaft und Berufstätigkeit. Hagen: FernUniversität 1999
22. Barbara Reichle	Aufgabenverteilung zwischen Frauen und Männern - Modelle Bewertungen, Veränderungen. Hagen: FernUniversität 1999
23. Doris Maurer	Fontane und die Frauen. Zum 100. Todestag von Theodor Fontane.
	Annette von Droste-Hülshoff - Ein Leben zwische Auflehnung und Gehorsam. Hagen: FernUniversität 1999
24. Mechthild Jansen	Frauen haben die Wahl. Hagen: FernUniversität 1999

Die Titel Nr. 2 bis 5 sind vergriffen.

Dr. Renate Schusky:

„Kräht ja doch kein Hahn danach ...?”
Komponistinnen des 19. und 20. Jahrhunderts

1. Die Stellung der Frau im Musikleben seit dem 18. Jahrhundert 5
2. Fanny Hensel-Mendelssohn 11
3. Clara Schumann, geb. Wieck 14
4. Komponistinnen heute 17

Literaturverzeichnis 18

„Musik an den Höfen in Bayreuth und Berlin.
Die Schwestern Friedrichs des Großen und ihre Musiker.“

1. Johann Gottlieb Graun (1703-1771), Konzertmeister der Berliner Hofkapelle Friedrichs II. 20
2. Musik am Bayreuther Hof zur Zeit Herzogin Wilhelmine (1709-1758) 21
3. Johann Joachim Quantz /1697-1773), Flötenlehrer in Bayreuth und Berlin 25
4. Anna Amalie von Preußen (1723-1787): Komponistin und ‘Stifterin der Amalien-Bibliothek’ 25

1. Die Stellung der Frau im Musikleben seit dem Ende des 18. Jahrhunderts

„Die Perle schwimmt nicht auf der Fläche; sie muß in der Tiefe gesucht werden, selbst mit Gefahr. Clara ist eine Taucherin” (Hildebrandt 1985, S. 89).

Dies sind Worte des liebenden Ehemannes Robert über seine Frau Clara Schumann, die die bedeutendste Pianistin ihrer Zeit war und 1831 - zwölfjährig - vor Goethe in Weimar bereits die erste eigene Komposition zu Gehör brachte. Clara war eine der ersten Frauen, die - nach Schumanns Tod 1856 - mit ihrer Kunst sich selbst und ihre sieben Kinder ernähren konnte - aber sie war eine Ausnahme.

Auskunft über die Stellung der Frau im Musikleben, insbesondere die einer Komponistin, geben Zeilen, die Fanny Mendelssohn 1838 an ihren Bruder Felix schrieb: „Lieber Felix, komponiert habe ich diesen Winter rein gar nichts, musiziert freilich desto mehr, aber wie einem zu Mut ist, der ein Lied machen will, weiß ich gar nicht mehr (...) Was ist übrigens daran gelegen? Kräht ja doch kein Hahn danach und tanzt niemand nach meiner Pfeife” (Weissweiler 1991, S. 170).

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts stellte der Pädagoge Johann Daniel Hensel (‘System der weiblichen Erziehung’, Halle 1787) eine Liste „unentbehrlicher, weniger unentbehrlicher und entbehrlicher Künste und Wissenschaften für Frauen” auf. Zu den unbedingt erforderlichen Kenntnissen zählt er Fähigkeiten wie Stricken, Nähen, Kochen, Backen, Waschen, Getränkeherstellung usw.; zu den „weniger unentbehrlichen, aber doch sehr nützlichen” Kenntnissen gehört die Musik, die er in Instrumentalspiel und Singen unterteilt. In die Rubrik der völlig entbehrlichen Kenntnisse stuft er die Musiktheorie und Komposition ein (Rieger 1988, S. 53).

Das Zeitalter der Aufklärung brachte den Frauen das endgültige Aus der Freiheit und Gleichheit. Die Unterlegenheit der Frau gegenüber dem männlichen Geschlecht wurde begründet über Versuche des Nachweises der Andersartigkeit der Frau. Philosophie und Medizin lieferten ‘Beweise’ für die sogenannte ‘Natur’ der Frau. Aus der Gegensätzlichkeit der Geschlechter leitete insbesondere die aufkommende Pädagogik die Rollenzuschreibung für die Frau ab.

Für Komponistinnen hieß die Konsequenz: Da Frauen von Natur aus 'anders' als Männer sind, sind ihre Kompositionen ebenfalls anders.

”In der Musikkritik wurde es mit der Zeit üblich, die Werke von Komponistinnen, die dem Kritiker gefielen, als abnorm männlich und die, die ihn nicht zufriedenstellten, als typisch weiblich zu bezeichnen. Frauen wurden als Komponistinnen von unterhaltender Salon- und Hausmusik (Lieder und Klaviermusik) geschätzt, aber nur Männern billigte man die Kompo-

sition der in der Öffentlichkeit aufgeführten, 'genialen' und ernsthaften Musik (Symphonien, Opern, Oratorien, Kammermusik usw.) zu" (Roster 1995, S. 97).

Die Rollenzuweisung an die Frau stützte sich auf die These der Unvereinbarkeit von weiblichem Künstlertum und Tugend der Häuslichkeit. Die Förderung der Musikalität bei Frauen sollte in Maßen erfolgen, denn - so beispielsweise der Pädagoge Johann Heinrich Campe 1789: „Unter hundert preiswürdigen Tonkünstlerinnen, Zeichnerinnen, Stickerinnen, Tänzerinnen usw. möchte wohl kaum eine gefunden werden, die zugleich alle Pflichten einer vernünftigen und guten Gattin, einer auf alles aufmerksamen und selbständigen Hausfrau und einer sorgfältigen Mutter (...) zu erfüllen nur versteht" (zit. nach Rieger 1988, S. 41).

Die Abweichung von der der Frau zugewiesenen Rolle mußte negativ besetzt werden: Das öffentliche Auftreten von Musikerinnen wurde als unschicklich verurteilt, die Berufsmusikerin als Frau verpönt, die 'nicht auf sich hält'.

Aus den herrschenden Klischees über Weiblichkeit wurde ein Verbot für Frauen abgeleitet, bestimmte Instrumente zu spielen. Der Philologe, Pfarrer und Komponist Carl Ludwig Junker billigte 1783 den Frauen nur noch das Spiel auf Klavier, Zither, Laute und Harfe zu. Spielbewegung und Frauenkleidung, so wurde argumentiert, vertrügen sich nicht bei Geige und Cello, Instrumentalklang und weiblicher Geschlechtscharakter paßten nicht bei Blechblasinstrumenten und Pauken, gewisse Spielhaltungen seien unschicklich (Schleuning 1984, S. 212 ff.).

Die Konsequenz aus all dem war, daß die musizierende Frau aus der Bildgeschichte dieser Zeit nahezu verschwunden ist.

Im 19. Jahrhundert wurde das Klavier **das** Instrument der bürgerlichen Frau. Die Zuordnung des Klaviers als Fraueninstrument lag dabei nicht nur in seiner Handhabung begründet, nicht nur in der Möglichkeit, eine sittsame Haltung am Instrument einnehmen zu können, sie lag auch darin begründet, daß das Klavier mit „Häuslichkeit" verbunden ist, in der - wie argumentiert wurde - „die Frau mehr als der Mann aufgehe" (Hildebrandt 1985, S. 255).

Die amerikanische Zeitschrift 'Harper's Magazine' gibt im Jahre 1851 folgende Anweisungen für klavierspielende junge Damen: „Setzen Sie sich in einer schlichten, anmutigen, unverkrampften Haltung nieder. Schlagen Sie nie die Augen auf oder drehen Sie den Körper herum (...) Suchen Sie mehr zu gefallen als zu verblüffen. (...) Langweilen Sie die Leute nie mit häßlicher Musik, nur weil sie das Werk irgendeines berühmten Komponisten ist, und achten Sie darauf, daß die Stücke, die Sie vor Leuten vortragen, die nicht ausgesprochen musikalisches Interesse haben, nicht zu lang sind" (Hildebrandt 1985, S. 255 ff.).

Eine Klavier-Etikette wurde ausgebildet: anmutige Haltung, gefälliges Spiel, züchtig auf die Noten gerichteter Blick, verhaltener Ton, gebändigte Bewegung, gesellige und gesellschaftsfähige Musik, Drei-Minuten-Pièce (Hildebrandt 1985, S. 258).
Die Damen spielten „Salonmusik”. Obgleich es sich um Trivialstücke handelte, glaubte man doch, ein höheres Niveau zu erreichen. Die Bezeichnung ‘Salonmusik’ hatte etwas Adelndes, sie erhob die bürgerliche gute Stube in den Rang eines wirklichen Salons, in dem man sich im Gegensatz zu den schmucklosen Elendsquartieren der Arbeiterschaft mit Plüsch, Öldrucken, falschen Blumen, Porzellan-Nippes, Historienmalerei, schweren Vorhängen und Beethovenbüsten umgab.

Die gute Stube, klanglich ausgefüllt etwa mit dem „Gebet einer Jungfrau”, dem trivialsten Wunder der Klaviermusik, wurde so eine Parzelle der heilen Welt, in ihr wurden schlechte Zeiten, schlimme Zustände und böse Menschen ausgeblendet (Hildebrandt 1985, S. 254).
Am Klavier wurden der im Abendrot erglühende Wald, die verfallene Mühle, die Klosterglocken herbeigespielt, bleiche Jungfräulein stellten bang die Frage „Mein Herz, ich will dich fragen, was ist die Liebe, sag?“ (Hildebrandt 1985, S. 252).

Minderwertige Musik erhielt eine soziale Rolle, geradezu kupplerische Funktionen. Seichte Musik wurde für bürgerliche Kreise Mittel zum Zweck: Als pseudo-künstlerisches Attribut verhalf sie Bürger-Töchtern zur Einheirat in die bessere Gesellschaft (Rieger 1988, S. 67).
Die mangelnde musikalische Qualität der Salon-Stücke und ihr zweckgebundener Vortrag degradierten das Musizieren zu sentimentalem Blendwerk.

Selbst Friedrich Schiller erlag poetisch dem Eindruck einer klavierspielenden Dame:

Laura am Klavier

Wenn dein Finger durch die Saiten meistert -
Laura, itzt zur Statue entgeistert,
Itzt entkörpert steh ich da.
Du gebietest über Tod und Leben,
Mächtig wie von tausend Nervgeweben
Seelen fordert Philadelphia;-
Ehrerbietig leiser rauschen
Dann die Lüfte, dir zu lauschen,
Hingeschmiedet zum Gesang,
Stehn im ewgen Wirbelgang,
Einzuziehn die Wonnefülle,
Lauschende Naturen stille,
Zauberin! mit Tönen, wie
Mich mit Blicken, zwingst du sie (Kiefer 1988, S. 53).

Die beschriebenen Zustände waren das Ergebnis einer seit der Mitte des 18. Jahrhunderts geforderten Frauenerziehung. Die besondere ‘Natur’ der Frau, die - wie Lehrmeinung war - sich von der männlichen insbesondere durch die Komponenten ‘Gefühl’ und ‘Irrationalität’ unterschied, schien für den Umgang mit Musik prädestiniert zu sein. Der einflußreiche Musikkritiker Johann Nikolaus Forkel verbreitete sogar die Ansicht, daß unter allen schönen Künsten die Tonkunst vielleicht die einzige sei, „die das schöne Geschlecht ganz versteht; denn sie ist die einzige, die mit diesem Geschlecht in der nächsten Verbindung steht, ich mag nun Rücksicht nehmen auf ihre Sinnlichkeit selbst oder auf ihr eigenthümliches Vermögen, so gerade ans Herz zu wirken“ (zit. nach Schleuning 1984, S. 222).

Die herrschende Rangordnung der Musikarten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit der höheren Einstufung der Vokalmusik bot eine geeignete Handhabe, die musikalische

Frauenerziehung auf den Gesang zu reduzieren. Weibliche Gesangsausbildung wiederum war nicht Selbstzweck, sondern Teil der Rollenzuschreibung der Frau, dem Manne zu gefallen.

Die Beurteilung der Musik bei der Erziehung von Kindern war einhellig. „Es können, besonders durch die Beschäftigung mit Zeichnen und Musik viele leere Stunden so schön ausgefüllt werden, die Musik kann dabey, zumal wenn man sie mit dem Gesang und also auch mit der Dichtkunst verschwistert, so wohltätig auf die Gefühle würken, dass es in der That in einem Hause, wo keine Saite gerührt wird, keine menschliche Stimme singt, an etwas recht wesentlichen bey der feineren Erziehung zu fehlen scheint. Gesetzt auch, es könnte nicht überall eine gewisse Vollkommenheit erreicht werden, so würden selbst schwächere Versuche, schon das Spielen und Singen kleiner Handstücke, einen Werth haben und zur Belebung der Empfindungen, so wie zur gesellschaftlichen Unterhaltung aller, viel beytragen können“ (Niemeyer [1796] 1970, S. 293).

Der Hallesche Theologe August Hermann Niemeyer steht mit seinem Urteil über das häusliche Musizieren und Singen im großen Kreis derer, die im 18. Jahrhundert Erziehungslehren verfaßt haben (eine Bibliographie der wichtigsten Erziehungslehren des 18. Jahrhunderts findet sich bei Niemeyer [1796] 1970; auch bei Hermann 1976).

Die ca. 25 Liederbücher speziell für Kinder, die seit 1768 bis zum Ende des Jahrhunderts herausgegeben wurden, mögen durchaus sinnvoll in ihrem Zuschnitt auf kindliche Fähigkeiten gewesen sein, die gleiche Anzahl an Liederbüchern für „das deutsche Frauenzimmer”, für „fühlende Seelen”, für das „schöne Geschlecht”, für „gute deutsche Mütter” enthielt nicht nur die geschlechtsspezifische, sondern die den Frauen angepaßte leicht spiel- und sangbare Auswahl unschuldiger Gesangsstückchen zum „Nutzen und Vergnügen” (Vgl. Literaturverzeichnis von Schusky 1980). Auch das den Frauen anempfohlene Hauptinstrument Klavier wurde mit Ausgaben bedacht, die dokumentieren, was die komponierenden Männer für frauenengerecht hielten (Schleuning 1984, S. 219 ff.).

Verhängnisvoll wurde die Verknüpfung des leicht Spielbaren, das den Frauenhänden zugeordnet wurde, mit dem Seichten für Dilettanten.

Diese Zuordnung basierte auf zwei Thesen:

1. Seichte Musik ist weibisch-sentimental.
2. Dilettantismus ist weiblich. Er wartet auf das Befruchtetwerden durch die Kunst anderer. Befruchten ist männlicher Art.

Die Gleichsetzung weiblicher Musikausübung mit Dilettantismus und nicht vorhandener eigener Kreativität führte dazu, daß überragende Virtuosentätigkeit einer Frau als Ausnahme

akzeptiert wurde, daß eine Komponistin jedoch von vornherein dadurch verunsichert wurde, daß Kreativität als eine natürliche männliche Eigenschaft angesehen wurde, die Überschreitung dieser Grenze Verletzung der Weiblichkeit bedeutete. Die Lebenswege von komponierenden Frauen müssen vielfach erst ergründet und von Vorurteilen befreit werden.

Mehrere Komponenten mußten zusammenkommen, damit eine Frau im musikalischen Bereich Entfaltungsmöglichkeiten erfahren konnte:

- eine musikorientierte Tradition innerhalb der Familie
- eine überdurchschnittliche musikalische Ausbildung
- ein öffentliches Forum mit einem Publikum
- finanzielle Unabhängigkeit oder Unabhängigkeit von Leitvorstellungen für weibliche Verhaltensmuster (Tabu der Erwerbstätigkeit, Reduzierung auf die Rolle als Frau und Mutter)
- Kontakte zur Musikszene.

2. Fanny Hensel-Mendelssohn

Fanny Mendelssohn (geb. am 14. November 1805 in Hamburg) war das älteste der vier Kinder des jüdischen Bankiers Abraham Mendelssohn und seiner Frau Lea, geb. Salomon. In der Familie der Mutter spielte die Musik eine große Rolle. Fannys Großtante Sara Levy geb. Itzig (1761-1854) war eine begabte Cembalistin, Lieblingsschülerin von Wilhelm Friedemann Bach. Fannys Mutter Lea erkannte früh das musikalische Talent der beiden ältesten Kinder Fanny und Felix, sie erteilte den ersten Musikunterricht und überwachte später die weitere Ausbildung.

Seit 1819 erhielten die Geschwister Unterricht in Musiktheorie und Komposition bei Carl Friedrich Zelter (1758-1832), sie wurden Mitglied in dessen Berliner Singakademie und nahmen an Zelters Freitagsmusiken teil. Im Oktober 1823 begannen die regelmäßigen Sonntagsmusiken im Mendelssohnschen Haus, für die ein kleines Orchester, zusammengesetzt aus Mitgliedern der Berliner Hofkapelle engagiert wurde. Hier wirkten die Geschwister aktiv mit, fanden Kontakte zur musikalischen Elite Berlins und konnten eigene Kompositionen zu Gehör bringen.

Am 3. Oktober 1829 heiratet Fanny nach langer, von den Eltern auferlegter Wartezeit den königlich preußischen Hofmaler Wilhelm Hensel (1794-1861), 1830 wird als einziges Kind Sohn Sebastian geboren.

Mit der beruflich bedingten Abwesenheit des Bruders Felix und nach dem Tod des Vaters (1835) übernimmt Fanny die Leitung der „neuen Sonntagsmusiken”, die in Berlin zu musikalischen und gesellschaftlichen Ereignissen wurden. Für Felix war sie die wichtigste musikalische Beraterin. Sie galt als beste Pianistin Berlins, trat aber nur ein einziges Mal öffentlich auf.

Fanny äußerte bereits mit 15 Jahren den Wunsch, sich, wie ihr Bruder, in der Kompositionskunst vertiefen zu dürfen. Ein Musterbeispiel an Konditionierung und eine Zusammenfassung aller Gründe für die gesellschaftliche Ächtung einer Komponistin bietet die Antwort des Vaters:

„Die Musik wird für ihn (Felix) vielleicht Beruf, während sie für Dich stets nur Zierde, niemals Grundbaß Deines Seins und Tuns werden kann und soll; ihm ist daher Ehrgeiz, Begierde, sich geltend zu machen in einer Angelegenheit, die ihm sehr wichtig vorkommt, weil er sich dazu berufen fühlt, eher nachzusehn, während es Dich nicht weniger ehrt, daß Du von jeher Dich in diesen Fällen gutmütig und vernünftig bezeugt und durch Deine Freude an dem Beifall, den er sich erworben, bewiesen hast, daß Du ihn Dir an seiner Stelle auch würdest

verdienen können. Beharre in dieser Gesinnung und diesem Betragen, sie sind weiblich, und nur das Weibliche ziert die Frauen“ (Rieger 1988, S. 201 f.).

Fannys erste gedruckte Kompositionen erschienen 1827 im ersten Liederheft op. 8 unter dem Namen des Bruders, 1830 drei weitere in dessen op. 9. Längst hatte Fanny sich mit der Komposition von Kammermusik befaßt - heimlich. 1828 kam der Vater dahinter: „Du mußt Dich mehr zusammennehmen, mehr sammeln; Du mußt Dich ernster und emsiger zu Deinem eigentlichen Beruf, zum **einzigen** Beruf eines Weibes, zur Hausfrau bilden ...; Der Frauen Beruf ist der schwerste; die unausgesetzte Beschäftigung mit dem Kleinsten, das Auffangen jedes Regentropfens, damit er nicht im Sande verlaufe, sondern zum Bache geleitet, Wohlstand und Segen verbreite, die Wohltat jedes Augenblicks und die Benutzung jedes Augenblicks zur Wohltat, das, und alles, was Du Dir dazu denken wirst, sind die schweren Pflichten der Frauen“ (Weissweiler 1981, S. 190 f.).

1829 - mit der Eheschließung und als Frau eines vorurteilslosen Künstlers - erhält Fanny die Freiheit (und das Geld), Musiker zu engagieren, um innerhalb der Sonntagsmusiken eigene Kompositionen für große Besetzungen aufzuführen, die jedoch nie zur Veröffentlichung vorgesehen wurden.

1835 - mit dem Tod des Vaters - gibt sich Fanny nicht mehr mit dem „Komponieren für die Schublade” zufrieden, auch nicht mit der Unterordnung unter ihren Bruder. Ihre sachkundige Kritik an Felix’ Werken ist jedoch gekoppelt mit einer musikalischen Selbsteinschätzung, die das Resultat aus Entzugs- und Mangelerscheinungen innerhalb ihrer Biographie war. Am 17. Februar 1835 schreibt sie an Felix: „Die Arie aus ‘Wer nur den lieben Gott’ bringt mich darauf, Dir zu sagen, daß ich in mehreren Solosachen Deiner kleinen geistlichen Musiken eine Art von Gewohnheit finde, die ich nicht gern Manier nennen möchte und nicht recht zu benennen weiß, nämlich etwas übereinfaches, welches mir Dir nicht ganz natürlich zu seyn scheint (...) Ich habe eine Arie für den Sopran gemacht, die würde Dir in Bezug auf Form u. Modulation besser als mein Quartett gefallen, sie hält sich ziemlich streng, und zwar hatte ich sie fertig, ehe Du mir darüber schriebst. Ich habe nachgedacht, wie ich eigentlich gar nicht excentrisch oder hypersentimentale Person zu der weichlichen Schreibart komme? Ich glaube, es kommt daher, daß wir gerade mit Beethovens letzter Zeit jung waren, und dessen Art und Weise, wie billig, sehr in uns aufgenommen haben, und die ist doch gar zu rührend u. eindringlich. Du hast das durchgelebt und durchgeschrieben, und ich bin drin stecken geblieben, aber ohne die Kraft, durch die Weichheit allein bestehn kann und soll. Daher glaube ich auch, hast Du nicht den rechten Punkt über mich getroffen oder ausgesprochen. Es

ist nicht sowohl die Schreibart an der es fehlt, als ein gewisses Lebensprinzip, und diesem Mangel zufolge sterben meine längern Sachen in ihrer Jugend an Altersschwäche, es fehlt mir die Kraft, die Gedanken gehörig festzuhalten, ihnen die nöthige Consistenz zu geben. Daher gelingen mir am besten Lieder, wozu nur allenfalls ein hübscher Einfall ohne viele Kraft der Durchführung gehört“ (Weissweiler 1991, S. 148 ff.).

Wilhelm Hensel redete seiner Frau zur Drucklegung ihrer Werke zu. Ein Lied, das der Verleger Schlesinger 1837 in einem Sammelalbum publizierte, fand ungeteilte Zustimmung, auch durch Felix. Fanny wagte es jedoch nicht, ohne brüderliche Erlaubnis weitere Werke zu veröffentlichen und fragte über ihre Mutter nach seiner Meinung. Im Antwortbrief, der ebenfalls an die Mutter gerichtet ist, übernahm Felix nunmehr die Rolle des verstorbenen Vaters: „Du schreibst mir über Fannys neue Stücke und sagst mir, ich solle ihr zureden, sie herauszugeben. Du lobst mir ihre neuen Kompositionen, und das ist wahrhaftig nicht nötig, damit ich mich von Herzen darauf freue und sie für schön und trefflich halte, denn ich weiß ja von wem sie sind. Auch darüber, hoffe ich, brauche ich nicht ein Wort zu sagen, daß ich, sowie sie sich entschließt, etwas herauszugeben ihr die Gelegenheit dazu soviel ich kann, verschaffen und ihr alle Mühe dabei, die sich ersparen läßt, ersparen werde. Aber ihr **zureden**, etwas zu publizieren, kann ich nicht, weil es gegen meine Ansicht und Überzeugung ist. Wir haben darüber viel gesprochen und ich bin noch immer derselben Meinung, - ich halte das Publizieren für etwas Ernsthaftes (es sollte das wenigstens sein) und glaube, man soll es nur tun, wenn man als Autor sein Leben lang auftreten und dastehen will. Dazu gehört aber eine **Reihe** von Werken, eins nach dem andern; - von einem oder zweien allein ist nur Verdruß von der Öffentlichkeit zu erwarten, oder es wird ein sogenanntes Manuskript für Freunde, was ich auch nicht liebe. Und zu einer Autorschaft hat Fanny, wie ich sie kenne, weder Lust noch Beruf - dazu ist sie zu sehr eine Frau wie es recht ist sorgt für ihr Haus und denkt weder ans Publikum, noch an die musikalische Welt, noch sogar an die Musik, außer, wenn jener erste Beruf erfüllt ist“ (Rieger 1988, S. 203).

Erst nach der Italienreise, auf der Fanny sich anerkannt und bewundert fühlte, faßte sie den Entschluß, ihre Werke drucken zu lassen. Der Bruder war darüber so verstimmt, daß er lange nicht schrieb. Andere Musiker wie Charles Gounod hatten ihr längst zur Veröffentlichung geraten, auch bei ihrer Mutter und ihrem Mann fand Fanny diesbezüglich Unterstützung.

Der Werkedition folgten Aufführungen: 1847 wurden die a-cappella-Chöre, die ‘Gartenlieder’ op. 3, in Dresden unter der Leitung von Robert Schumann und in Bonn von Johanna Kinkel aufgeführt, im April des gleichen Jahres fand die Uraufführung des Klaviertrios op. 11 statt

(Roster 1995, S. 132). Fanny konnte die zunehmende Anerkennung als Komponistin nicht lange auskosten, sie starb unerwartet am 14. Mai 1847 an einem Gehirnschlag.

Ein geringer Teil ihrer Kompositionen liegt derzeit in Neudrucken vor - meist von Frauen herausgegeben, in Frauen-Verlagen publiziert. Es sind Werke der unterschiedlichsten Gattungen: Klaviersonaten, Charakterstücke, Lieder, Kammermusik, Chöre, eine Ouvertüre, ein Oratorium, mehrere Kantaten (Vgl. das Werkverzeichnis und die Diskographie bei Roster 1995, S. 297 f. und 285 ff. sowie bei Olivier/ Braun 1996, S. 180 ff.).

Die Entdeckung und gebührende Einschätzung der Komponistin hat zwar begonnen, kann jedoch längst nicht auf den gesamten musikalischen und schriftlichen Nachlaß Bezug nehmen, der zum großen Teil unveröffentlicht oder unzugänglich ist.

3. Clara Schumann, geb. Wieck

Im Jahre 1843 reiste das Ehepaar Hensel von Berlin nach Leipzig, traf oder besuchte dort das Ehepaar Schumann. Dieter Kühn hat in seinem Buch über Clara Schumann das Treffen beschrieben, wie es aufgrund überlieferter Fakten verlaufen sein könnte. Fanny und Clara mochten sich, sie verstanden sich, beim Musizieren und beim Gespräch. Rasch mögen sie Entsprechungen gefunden haben. Entscheidend und stichwortgebend mag gewesen sein:

(...) „die Nähe des großen Vorbilds, des Komponisten, der als der Größere anerkannt, der bewundert, der unterstützt wird von der Ehefrau, von der Schwester. In Leipzig wie in Berlin: Austauschen von Kompositionen. Robert legt Clara jeweils neue Kompositionen vor, erbittet kritische Stellungnahme, aber das bleibt durchweg ohne Rückwirkung auf das Werk, bleibt ohne Einwirkung auf seine Selbsteinschätzung; auch Felix legt seiner Schwester etliche der neuen Kompositionen vor, erbittet kritische Stellungnahme, auch dies bleibt durchweg ohne größere Auswirkung. Starke Auswirkung aber hat jeweils Kritik des Mannes an Kompositionen der Frau oder Schwester: beide legen den avancierten Komponisten neue Arbeiten vor. Die werden am leichtesten akzeptiert, wenn es Lieder sind. So hat Robert einige Lieder Claras in einen eigenen Liederzyklus aufgenommen, und Felix hat einige Lieder seiner Schwester in einen eigenen Zyklus aufgenommen. Sonst aber ist Felix streng und ist Robert streng: die Frau und die Schwester gelegentlich im Status einer Schülerin, einer womöglich vor dem Urteil bangenden Schülerin (...) Dazu kommt, wie schon skizziert: Robert ist zuweilen der Meinung, trotz aller Aufmunterung, die Hauptaufgabe seiner musikalisch begabten, ja herausragenden Frau sei dennoch das Aufziehen von Kindern, das Führen des

Haushalts, und Felix will nicht, bis auf weiteres, daß seine Schwester eigene Kompositionen veröffentlicht” (...) (Kühn 1996, S. 242 f.).

Claras Lebensumstände sind hinreichend bekannt: 1819 wird sie in Leipzig als Tochter des Musikpädagogen Friedrich Wilhelm Wieck und seiner Frau, der Konzertpianistin und Sängerin Marianne Tromlitz, geboren. Der Vater hatte das Ziel, aus der Tochter eine große Pianistin zu machen. Folgerichtig forderte er von Clara, daß sie all ihre Kraft und Energie der Musik widme. Er ließ ihr nicht die übliche Mädchenerziehung angedeihen, sondern suchte alle Facetten ihrer überragenden Musikalität zu fördern: Clara studierte Klavier bei ihrem Vater, Musiktheorie und Harmonielehre bei Christian Theodor Weinlig, dem Kantor der Leipziger Thomaskirche, Komposition und Kontrapunkt bei Heinrich Dorn, dem Leiter der Leipziger Oper, Orchestrierung bei Hofkapellmeister Carl Reißiger in Dresden, dazu Violine und Gesang. Mit neun Jahren spielt Clara im Leipziger Gewandhaus, am 12. März 1891 hat sie mit 71 Jahren ihren letzten öffentlichen Auftritt in Frankfurt. Mit 18 Jahren erhält sie in Wien als erste Frau den Titel kaiserlich königliche Kammer-Virtuosin. 1844, auf der gemeinsamen Rußlandtournee mit Robert Schumann, wird Clara zum Ehrenmitglied der Petersburger Philharmonischen Gesellschaft ernannt.

Zwischen 1841 und 1854 war Clara zehnmal schwanger, sie brachte vier Mädchen und vier Knaben zur Welt und hatte zwei Fehlgeburten. 1854 wird Robert Schumann in die Nervenheilanstalt in Endenich bei Bonn eingeliefert. Clara ist 35 Jahre alt. Im Herbst, nach der Geburt des achten Kindes, nimmt Clara ihre Konzerttätigkeit wieder auf. Sie konzertiert in Belgien, Hannover, Leipzig, Weimar, Frankfurt, Hamburg, Lübeck, Bremen, Berlin und Breslau. In Hamburg lernt sie die Familie von Johannes Brahms kennen. Von jetzt an wird Clara bis zu ihrem 68. Lebensjahr nahezu jährlich auf Konzertreisen im In- und Ausland gehen, in der Regel von Anfang Oktober bis Ende April. 1856 unternimmt sie von Januar bis März eine Tournee nach Wien, Prag und Budapest, von April bis Juli ihre erste Konzertreise nach England, wo sie in zweieinhalb Monaten 26 Konzerte gibt.

Am 27. Juli 1856 sieht sie ihren Mann nach zweieinhalb Jahren zum ersten Mal wieder. Zwei Tage später stirbt Robert Schumann 46jährig in Endenich. Im Herbst konzertiert Clara in Deutschland und Dänemark. Ihre Kinder leben bei Verwandten und Freunden oder in Internaten.

1877 beginnt Clara, gemeinsam mit Brahms, ihre Arbeit als Herausgeberin der Gesamtausgabe von Schumanns Werken, ein Jahr später nimmt sie in Frankfurt am neugegründeten Hoch'schen Konservatorium eine Stelle als Klavierlehrerin an. 1881 wird sie in England nach

Konzerttriumphen Ehrenmitglied der „Royal Academy of Music". 1892 zieht sie sich aus öffentlicher Tätigkeit zurück, am 20. Mai 1896 stirbt Clara (Clara Schumann 1819-1896 (1996). Vgl. auch Borchard 1985).

Claras Kompositionsphase dauerte von 1828 bis 1856. Mit neun Jahren begann sie, im Alter von 37 Jahren endete sie. Die Komponistin veröffentlichte 21 mit Opus-Zahlen versehene Werke: einzelne oder in Sammlungen zusammengestellte Klavierstücke, ein Klavierkonzert, den Liederzyklus 'Liebesfrühling' zusammen mit Robert Schumann, ein Klaviertrio, zwei Liederhefte und drei Romanzen für Violine und Klavier. 31 Werke sind ohne Opus-Zahl geblieben (Roster 1995, S. 143, vgl. auch das Notenverzeichnis S. 302 ff.; ebenso Olivier/ Braun 1996, S. 368 ff.)

Die frühen Kompositionen Claras, so hat Kühn dargestellt, waren Mittel zum Zweck. Es gehörte damals zur „Selbstpräsentation einer Klaviervirtuosin, auch eigene Werke einzuschalten in das durchweg bunte Mischprogramm" (Kühn 1996, S. 112).

In der frühen Kompositionsphase war das Komponieren kaum eine Form der Selbstartikulation, sondern das Mittel, sich noch höhere Anerkennung als Klaviersolistin zu schaffen. Das Erfolgsrezept für ein Konzertprogramm hieß damals: kurze Stücke in abwechslungsreicher Folge, ein Potpourri der Kleinformate (Kühn 1996, S. 115 f.).

In der Ehe mit Robert Schumann wurde für Clara ein Hauptsatz des Ehekontraktes überdeutlich: Roberts Komponieren ist wichtiger als ihr Interpretieren. Für Clara jedoch war das Spielen und Konzertieren lebensnotwendig, es war ihre musikalische Identität. Komponiert hat sie kaum aus eigenem Antrieb, nur wenn sie ermuntert, beauftragt wird. Ihren Auftraggeber Robert will sie zufriedenstellen durch gediegene Arbeit.

Was bezweckte Robert mit seinen Aufträgen? Kühn sieht die Zusammenarbeit Roberts mit Clara nicht ohne Haken: „Dies ist gebührend anerkannt worden: wie Robert mit Clara zusammenarbeitete beim Komponieren, wie er ihr half, Verleger zu finden. Roberts Engagement erscheint liebevoll, kollegial, selbstlos. Und doch, ich sehe hier einen Haken. Robert wollte mit dem musikalischen Läuterungsprogramm seine Frau weglocken von Bravourstücken, speziell dazu komponiert, öffentliche Wirkung zu erzielen, er wollte damit weitere Solistenreisen verhindern. (...) Pointiert: er förderte die Komponistin, um die Pianistin einzufangen" (Kühn 1996, S. 211 f.).

Kühn ist auch der Ansicht, daß Robert Clara an der kompositorischen Emanzipation gehindert hat (Kühn 1996, S. 275 f.). Dem Domestizieren der Person hatte Robert das ästhetische Domestizieren seiner Frau folgen lassen: Robert schrieb Fugen-Themen vor, Clara lieferte

eingeschüchtert und diszipliniert ihre Fügelchen ab. 1853 schrieb Clara nochmals einige Robert gefällige Kompositionen. Mit der Einlieferung Roberts in die Nervenheilanstalt stellt Clara das Komponieren endgültig ein. In den vier Jahrzehnten nach Roberts Tod war sie ausschließlich Pianistin. Der Zwang, Bravourstücke in ihre Programme einzufügen, bestand für sie längst nicht mehr: sie war berühmt, und das Publikum hatte sich geändert. Der Impuls, komponieren zu müssen, war für Clara nie beherrschend, ihre Leidenschaft war das Konzertieren.

4. Komponistinnen heute

„Ein Frauenzimmer muß nicht komponieren wollen” - das war Clara Schumanns Fazit ihrer Komponistinnen-Tätigkeit. Selbst sie akzeptierte für diesen Bereich das vorgegebene Frauenbild (Roster 1995, S. 232).

1996 stellen Olivier/Braun in ihrem Lexikon ca. 300 Komponistinnen aus 800 Jahren vor. Angesichts dieser Zahl scheint die Behandlung einer Komponistin als Kuriosität in der Rezeption ausgeschlossen. Der Ausnahmestatus ist jedoch längst noch nicht aufgehoben: Noch sind Komponistinnenfestivals und Frauenmusikverlage vonnöten, um die Musik von Frauen bekanntzumachen.

Die Situation der Komponistin ist je nach Herkunftsland unterschiedlich, abhängig von den jeweiligen sozialen, soziokulturellen und musikgeschichtlichen Voraussetzungen. Vorhandene Traditionen bezüglich der Rollenzuweisung an Mann und Frau, damit verbundene ungleiche Ausbildungsförderung und Bewahrung von Männer-Domänen bei der Stellenvergabe verhindern, daß das Thema ‘Komponistinnen im 20. Jahrhundert’ als erledigt abgelegt werden kann. Die radikalfeministische Abgrenzung und die Theorie einer weiblichen Ästhetik sind gewiß keine Mittel und Wege, der Einsortierung in die Vitrinen der Exoten zu entkommen.

> „Oublions que je suis une femme et parlons musique”
> (Vergessen wir, daß ich eine Frau bin und sprechen wir über Musik),
> pflegte Nadia Boulanger in Interviews zu sagen (roster 1995, S. 205).

Literaturverzeichnis

Borchard, Beatrix: Robert Schumann und Clara Wieck. Bedingungen künstlerischer Arbeit in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Weinheim / Basel 1985 (Ergebnisse der Frauenforschung, Bd. 4)

Clara Schumann 1819 - 1896. Chronik in Bildern, Heinrich-Heine-Institut Düsseldorf 1996

Herrmann, Ulrich: Erziehung und Schulunterricht für Mädchen im 18. Jahrhundert. In: Wolfenbütteleler Studien zur Aufklärung. Im Auftrage der Lessing-Akademie hrsg. von Günter Schulz. Bd. III. Wolfenbüttel 1976, S. 101-136

Hildebrandt, Dieter: Pianoforte oder Der Roman des Klaviers im 19. Jahrhundert. 2. Auflage, München 1985

Kiefer, Reinhard (Hrsg.): Mein blaues Klavier. Deutsche Musikgedichte aus sieben Jahrhunderten. Kassel / Basel 1988

Kühn, Dieter: Clara Schumann, Klavier. Ein Lebensbuch. Frankfurt/M. 1996

Niemeyer, August Hermann: Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts für Eltern, Hauslehrer und Erzieher. Halle 1796, Nachdruck Paderborn 1970 (Schöninghs Sammlung pädagogischer Schriften: Quellen zur Geschichte der Pädagogik)

Olivier, Antje / Braun, Sevgi: Komponistinnen aus 800 Jahren. Essen 1996

Rieger, Eva: Frau, Musik und Männerherrschaft. Zum Ausschluß der Frau aus der deutschen Musikpädagogik, Musikwissenschaft und Musikausübung, 2. Auflage, Kassel 1988

Roster, Danielle: Allein mit meiner Musik. Komponistinnen in der europäischen Musikgeschichte vom Mittelalter bis ins frühe 20. Jahrhundert. Echternach 1995 (Editions phi, 411)

Schleuning, Peter: Das 18. Jahrhundert: Der Bürger erhebt sich. Hamburg 1984 (Geschichte der Musik in Deutschland)

Schusky, Renate: Illustrationen in deutschen Liederbüchern für Frauen und Kinder. In: Die Buchillustration im 18. Jahrhundert, Heidelberg 1980 (Beiträge zur Geschichte der Literatur und Kunst des 18. Jahrhunderts, Bd. 4), S. 331 ff.

Weissweiler, Eva (Hrsg.): Fanny Mendelssohn: Ein Portrait in Briefen. Frankfurt/M., Berlin 1991 (Ullstein Buch, Nr. 30241: Die Frau in der Literatur)

Weissweiler, Eva: Komponistinnen aus 500 Jahren. Eine Kultur- und Wirkungsgeschichte in Biographien und Werkbeispielen. Frankfurt/M. 1981 (Fischer Taschenbücher, 3714: Die Frau in der Gesellschaft)

Dr. Renate Schusky:

„Musik an den Höfen in Bayreuth und Berlin. Die Schwestern Friedrichs des Großen und ihre Musiker.“

1. Johann Gottlieb Graun (1703-1771), Konzertmeister der Berliner Hofkapelle Friedrichs II.

Friedrich II. von Preußen teilte mit seinen Schwestern Wilhelmine und Anna Amalie eine auffallende Musikbegabung. Mit seinem Regierungsantritt 1740 hatte er Mittel, sein zuvor bereits vorhandenes kleines Kammerorchester zur Königlichen Kapelle zu erweitern. Johann Gottlieb Graun (1703 - 1771) schuf in seinen zahlreichen Kompositionen die Grundlagen für den neuen Stil der ‘Berliner’ oder ‘norddeutschen’ Schule, in der die Brillanz französischen Geschmacks mit dem Schmeichelhaften italienischer Singart vereinigt wurde.

Der Lebenslauf Grauns sei mit folgenden Daten kurz skizziert:
Er wurde 1703 in Wahrenbrück als Sohn einer sächsischen Pfarrersfamilie geboren. 1713 wurde er Tertianer in der Dresdner Kreuzschule und erhielt dort Unterricht im Violinspiel bei J. G. Pisendel sowie ersten Kompositionsunterricht. 1723 - bei einem kurzen Aufenthalt in Prag - unterwies ihn Tartini im Geigenspiel. 1726 wurde er Konzertmeister in Merseburg, dort zählte Friedemann Bach zu seinen Schülern. Nach der Tätigkeit als Kapelldirektor beim Fürsten von Waldeck in Arolsen heiratete Graun die Tochter eines königlichen Kammerdieners in Berlin. Dort hatte er erste Kontakte mit dem Kronprinzen Friedrich von Preußen, in dessen Orchester zu Ruppin und Rheinsberg er als Kammermusiker eintrat. Anschließend war er bis zu seinem Tode (1771) Konzertmeister der von seinem jüngeren Bruder Carl Heinrich Graun geleiteten Königlichen Kapelle in Berlin.

Johann Gottlieb Graun hat das Verdienst, in Berlin die Orchester-Disziplin durchgesetzt zu haben, die sein Lehrer J.G. Pisendel zuvor in Dresden eingeführt hatte. Zu seinen Aufgaben als Konzertmeister gehörte es, für die Kammerkonzerte des Königs Kompositionen bereitzustellen. Daß seine Werke auch außerhalb Berlins geschätzt wurden, bezeugen die Stimmen der Zeitgenossen und zahlreiche Abschriften, die sich in den Bibliotheken Nord-

deutschlands finden. Zwei seiner Trios sind in J. S. Bachs Handschrift überliefert. Friedrichs des Großen Schwester Anna Amalie ließ Grauns Kompositionen nach seinem Tode sammeln und in einer zehn Bände umfassenden Reinschrift aufbewahren.

Die Brüder Graun waren nicht nur am königlichen Hof in Berlin tätig, sondern auch - zusammen mit den besten Musikern ihrer Zeit - in Bayreuth.

2. Musik am Bayreuther Hof zur Zeit Herzogin Wilhelmine (1709-1758)

Daß Bayreuth Mitte des 18. Jahrhunderts zu einem kulturellen Mittelpunkt Europas wurde, ist fast ausschließlich das Verdienst der Herzogin Wilhelmine Friederike Sophie (1709 - 1758). „Wir haben verschiedene Körper, aber nur eine Seele.“[1] So urteilte Friedrich der Große von Preußen über seine drei Jahre ältere Schwester Wilhelmine. Sie war seine Lieblingsschwester, die älteste Tochter des Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm und seiner Gattin Sophie Dorothea von Preußen, geb. Prinzessin von Hannover. Ihre 14 Kinder, von denen 10 die frühe Kindheit überlebten, sollten den preußischen Untertanen als Muster der Subordination gelten. Der Vater schreckte vor körperlichen Züchtigungen, Inhaftierungen und Essensentzug nicht zurück. Der frauen- und kunstfeindliche König hatte für künstlerische Neigungen seiner Kinder - allen voran Wilhelmine, Friedrich und Amalie - kaum Verständnis. Er hegte die mittelalterliche Anschauung, Musik gefährde die Moral, die allerdings auch in den Köpfen der Pädagogen des 18. Jahrhunderts noch festsaß. Wohl auf Betreiben der Königin hin wurde Friedrich seit seinem 7. Lebensjahr von dem Berliner Domorganisten Gottlieb Hayne im Generalbaßspiel und im vierstimmigen Satz unterrichtet. Wilhelmine erlernte, wie nahezu jede Frau der privilegiertesten Schicht, das Singen und das Spiel der Laute und des Cembalos. Die beiden Geschwister verbrachten ihre Nachmittage gemeinsam mit Lesen, Schreiben, Diskutieren und Musizieren. Später erinnert sich Wilhelmine, daß Friedrich seine Flöte ‘Principessa’ benannt hatte, „weil er sagte, daß er stets nur in diese Prinzessin wirklich verliebt sein würde ... Ich dagegen hatte meine Laute den Prinzen genannt und ihm gesagt, sie sei sein Rivale.“[2]

Nach dem mißglückten Fluchtversuch ihres Bruders aus der väterlichen Sphäre (1730) wurde auch Wilhelmine als mutmaßliche Mitwisserin der Fluchtpläne monatelang in ihrem Zimmer eingesperrt. „Ich gewöhnte mich ziemlich leicht an mein Gefängnis“, erinnert sie sich, “ich las, schrieb, komponierte Musikstücke und verfertigte kleine Arbeiten, um mich zu

beschäftigen.“[3] Friedrich, vom König gezwungen, der Hinrichtung seines Freundes und Helfers Hans Hermann von Katte beizuwohnen, unterwarf sich dem Vater und wurde schließlich begnadigt.

Wilhelmine, die von den Heiratsintrigen der mütterlichen und väterlichen Parteien, dem Hausarrest und den um den Bruder ausgestandenen Ängsten völlig erschöpft war, gab im November 1731 schließlich dem Druck des Vaters nach und heiratete den Erbprinzen von Bayreuth.

Nach dem Regierungsantritt ihres Mannes im Jahr 1735 trachtete sie danach, den Hof in Bayreuth in eine kulturelle Hochburg - mit französischen Sitten und italienischer Musik - zu verwandeln. Mit ihr begann die eigentliche Blüte der Bayreuther Hofoper. Für die von Johann Pfeiffer geleitete Hofkapelle engagierte sie hervorragende Instrumentalisten sowie italienische Sänger und Sängerinnen. Die Komponisten Carl Heinrich und Johann Gottlieb Graun, Franz Benda, Johann Joachim Quantz und Johann Adolf Hasse wurden mit Kompositionen beauftragt. C. Ph. E. Bach besuchte sie in ihrer Residenzstadt. Jährlich wurden mehrere Opern - vor allem von Hasse und C. H. Graun, aber auch von Scalabrini, Vivaldi, Campra, Jommelli, Paganelli, Broschi, Pfeiffer, Cortona, Boretti, Maria Antonia, Kurfürstin von Sachsen, und der Markgräfin Wilhelmine selbst - aufgeführt. Sie engagierte die Künstler und ließ sich 1737 von ihrem Mann die Leitung der Bühnenspiele übertragen. Bei Johann Pfeiffer und Franz Benda studierte sie Komposition, bei Paganelli, einem italienischen Sänger und Komponisten, nahm sie Gesangsunterricht.

Von den musikalischen Werken Wilhelmines von Bayreuth sind heute nur noch die Oper ‘Argenore’, Arien zu der Oper ‘L’Huomo’ sowie das unvollständige Stimmenmaterial eines Cembalokonzertes in g-moll erhalten.

Am 25. März 1740, wenige Woche vor der Uraufführung der Oper ‘Argenore’, schrieb Wilhelmine ihrem Bruder Friedrich einen Brief, der Aufschluß über ihr Selbstverständnis als Komponistin gibt: „In acht Tagen erwarte ich unsere Truppe aus Italien, die das neue Opernhaus [Theatersaal im heutigen Alten Schloß] hier einweihen soll. Ich fürchte, sie werden sich wenig Mühe geben; denn der Komponist verdient den Zutritt zum Parnaß nicht. Ich hoffe nur, man wird ihm wegen der Merkwürdigkeit des Falls aus Achtung vor dem schönen Geschlecht

Gnade erweisen; denn mit derartigen Dingen haben die Frauen sich bisher noch nicht befaßt. Sobald die Aufführung stattgefunden hat, werde ich Dir ein paar Arien senden, unter der Bedingung, daß Du mir offen sagst, was Du davon hältst; denn ich bin durchaus nicht eingebildet auf meine Kunstleistungen.“[4]

1748 wurde das prunkvolle ‘Markgräfliche Opernhaus’, das von dem Hofbaumeister Joseph St. Pierre und den zu jener Zeit wohl bedeutendsten Theaterarchitekten Guiseppe und Carlo Galli-Bibiena unter der Mitbestimmung der Markgräfin errichtet worden war, eröffnet. Der feierliche Anlaß zur Eröffnung war die Hochzeit Friederikes, der einzigen Tochter des Markgrafenpaares, mit dem Herzog von Württemberg. Mit dem Bau dieses Opernhauses - das neben Dresden über die größte und technisch am besten ausgestattete Bühne im deutschen Raum verfügte - erfüllte sich Wilhelmine von Bayreuth einen lang gehegten Wunsch.

In einer Biographie über Wilhelmine heißt es: „In und mit diesem Bau suchte und fand Wilhelmine so etwas wie Selbstverwirklichung, denn einzig für die Zeit, ja überhaupt wohl einmalig ist es, daß hier eine Fürstin nicht nur als Bauherrin und Mäzenatin auftrat, sondern auch selbst die künstlerische Leitung ausübte, daß hier, in diesem Opernhaus, ihre eigenen Schauspieldichtungen und Kompositionen zur Aufführung kamen. Wilhelmine lebte jetzt zeitweise mehr im direkten Kontakt zu Schauspielern, Sängern und Sängerinnen, Musikern und Malern als im eigentlichen Kreise des Hofes. Bezeichnend ist die einzigartige Umkehr, die an ihrem Hofe stattfand: Nicht Künstler malten und verherrlichten, wie überall sonst, die Fürstin, sondern diese Fürstin stellte Pastell-Porträts ihrer Künstler her und hängte sie, wie heute noch sichtbar, in ihren Prunkräumen auf.“[5]

Johann Pfeiffer, ab 1734 Kapellmeister der Bayreuther Hofkapelle und Kompositionslehrer der Herzogin, war - nach zeitgenössischem Urteil - ein respektabler Geiger. Seine Verdienste am Bayreuther Hof waren unumstritten: er erhielt den Titel Hofrat, heiratete die Tochter eines Ratsherrn und starb als begüterter Hausbesitzer. Seine zahlreichen Kompositionen sind kaum noch bekannt. Sie waren zunächst kontrapunktisch streng gearbeitet, zeigen später jedoch, wohl unter dem Einfluß Paganellis, frühklassische Züge.
Die Herzogin erwarb bei ihm nicht nur ihr eigenes musikalisches Handwerkszeug, sondern auch Beurteilungskriterien für die Kompositionen anderer. Sie vergab jedoch nicht nur Kompositionsaufträge an die berühmtesten Musiker ihrer Zeit, sondern suchte auch Musikerinnen

zu fördern: 1754 ließ Wilhelmine die Oper ‘Il Trionfo della Fedeltà’ von Maria Antonia Walpurgis, Kurfürstin von Sachsen (1724 - 1780) aufführen. Die Komponistin, Dichterin und Malerin Maria Antonia war die Tochter des Kurfürsten Karl Albert von Bayern. Als Frau des Kurfürsten Friedrich Christian von Sachsen wurde sie Musik- und Kunstmäzenin am Dresdner Hof. Dort setzte sie auch ihre Studien in Gesang und Komposition bei Johann Adolph Hasse und Nicola Antonio Porpora - bei denen etwas später auch die österreichische Komponistin Marianne Martinez studierte - fort und komponierte weltliche und geistliche Vokalmusik (Arien, Opern, Motetten). Seit 1749 korrespondierte sie mit Pietro Metastasio, dem Mentor von Marianne Martinez, und tauschte sich mit ihm über literarische Fragen aus. Mit Friedrich dem Großen stand sie in regem, freundschaftlichem Briefwechsel.

Seit 1755 wirkte die aus Venedig stammende, damals 15jährige Komponistin und Cembalistin Anna Bon am Bayreuther Hof. 1756 widmete Bon ihre sechs Flötensonaten op. 1 dem Markgrafen Friedrich von Bayreuth. Ihre Lebensumstände sind weitgehend unbekannt. Aus der Widmung erfährt man, daß sie als Kammervirtuosin am Bayreuther Hof angestellt war. Anna Bon stammte aus einer Künstlerfamilie und wurde vermutlich zuerst von ihrer Mutter unterrichtet. Ihre Eltern, die Opernsängerin Rosa Ruvinetti-Bon und Girolamo Bon, Theatermaler und späterer Lehrer für Baukunst und Perspektive an der Akademie der freien Künste und Wissenschaften in Bayreuth, waren im Jahr 1755 am Bayreuther Hof engagiert worden. Anna Bon veröffentlichte 1757 ihr Opus 2, sechs Cembalosonaten.

Die Jahre, in denen die Bons am Bayreuther Hof beschäftigt waren, verlebten sie nicht ohne Sorgen. 1756 brach der Siebenjährige Krieg aus, der auch die Markgrafschaft in Mitleidenschaft zog. 1758 starb die Markgräfin, und die musikalischen Darbietungen wurden in der Folgezeit stark reduziert. Auf der Suche nach einem neuen Gönner widmete Anna Bon ihr Opus 3, sechs Divertimenti in Trio-Besetzung, dem Kurfürsten Carl Theodor von Mannheim. Girolamo Bon wirkte nachweislich bis 1761 an der Bayreuther Akademie. Am 1. Juli 1762 fand die Familie ein neues Engagement - Rosa und Anna Bon als Sängerinnen und Girolamo Bon als Bühnenbildner - am Hof des Fürsten von Esterhazy, an dem Joseph Haydn als Kapellmeister wirkte. Anna Bon lebte dort nachweislich bis 1765. Der nächste und letzte Beleg aus dem Jahre 1767 zeigt, daß die Komponistin zu dieser Zeit mit dem Hofsänger Mongeri verheiratet war und in Hildburghausen lebte. Anna Bon kannte die dort residierende

Fürstin Ernestine Auguste aus ihrer Bayreuther Zeit. Ernestine war am Hof in Bayreuth aufgewachsen, Anna Bon hatte ihr dort die sechs Cembalosonaten gewidmet.

3. Johann Joachim Quantz /1697-1773), Flötenlehrer in Bayreuth und Berlin

Wilhelmines Mann, der Markgraf von Bayreuth, blies - wie sein Schwager Friedrich II. von Preußen, die Flöte. Beide hatten den gleichen Lehrer: Johann Joachim Quantz (1697 - 1773). Friedrich hatte Quantz bereits 1728 kennenlernen, als dieser noch am Dresdner Hof bei August dem Starken in Diensten stand. Quantz durfte fortan zweimal im Jahr nach Berlin, Ruppin oder Rheinsberg reisen, um den Kronprinzen im Flötenspiel zu unterrichten; diese Gasttätigkeit wurde 1739 auf den Hof von Bayreuth erweitert.
1741 berief der inzwischen zum König avancierte Friedrich Quantz an seinen Hof, an dem dieser bis zu seinem Tod 1773 blieb. Die Bedingungen waren äußerst vorteilhaft: 2000 Taler Jahressold auf Lebenszeit, Honorierung jeder Komposition und jeder für den König gefertigten Flöte, ausschließliche Verpflichtung zur Anwesenheit bei der privaten Kammermusik des Königs.

Quantz unterrichtete den König täglich, schrieb für ihn Kompositionen, leitete die abendlichen Hauskonzerte, brauchte selbst aber nur mitzuspielen, wenn eine zweite Flöte verlangt wurde.

Bei diesen Soireen wirkte auch C. Ph. E. Bach mit, der seit 1738 Kammercembalist bei Friedrich war. Unter der Herrschaft des königlichen Musik-Dilettanten fühlte sich der selbständige und unbequeme Carl Philipp Emanuel nicht wohl, zumal der König seine überragende Bedeutung auch nicht erkannte. Erst 1768, als Nachfolger seines Taufpaten Telemann im Amt des städtischen Musikdirektors der fünf Hamburger Hauptkirchen, fand Bach eine ihm angemessene Stellung.

4. Anna Amalie von Preußen (1723-1787): Komponistin und ‘Stifterin der Amalien-Bibliothek’

Wilhemine von Bayreuths vierzehn Jahre jüngere Schwester Anna Amalie, Prinzessin von Preußen (1723 - 1787), war ebenfalls eine hochtalentierte Musikerin und Komponistin. Da Anna Amalie nie heiratete, konnte sie sich den Luxus leisten, die Musik zum ausschließlichen Lebensinhalt zu machen. „Meine Stunden vergehen im Wohlklang einer himmlischen Harmonie. Sie, mein lieber Bruder, machen sich über meinen Enthusiasmus lustig, aber die Musik ist

immer meine größte Leidenschaft gewesen“, hieß es in einem ihrer Briefe an den Bruder Friedrich aus dem Jahre 1775. Zwischen 1740 und 1742 wurde sie von Gottlieb Hayne, dem Berliner Domorganisten, unterrichtet, seit 1758, dem Todesjahr ihrer Schwester Wilhelmine, nahm sie Kompositionsunterricht bei Philipp Kirnberger (1721 - 1783), einem ehemaligen Schüler J. S. Bachs. Anna Amalie lernte vermutlich 1747 J. S. Bach persönlich kennen. Friedrich II. hatte den Komponisten zu einem Vorspiel auf der Orgel eingeladen und Bach den Anstoß zu der Komposition des ‘Musikalischen Opfers’ über ein Thema des Königs gegeben. Bachs Bedeutung war damals nur sehr wenigen Musikern und Musikerinnen bewußt. Anna Amalie zollte ihm uneingeschränkte Bewunderung und erwählte ihn zu ihrem Vorbild. Sie veranstaltete musikalische Soireen in ihrem Hause, die einen bedeutenden Einfluß auf das Berliner Musikleben ausübten. Mit dreißig Jahren hatte sie selbst noch das Violin- und Orgelspiel erlernt; C. Ph. E. Bach schrieb für sie seine Orgelsonaten.

Entscheidend für ihre Entwicklung als Musikerin wurde jedoch die Begegnung mit J. Ph. Kirnberger, den sie 1758 als Kapellmeister und Kompositionslehrer engagierte und der bis zu seinem Tod 1783 in ihren Diensten blieb. Der Unterricht bei Kirnberger war streng und auf die Unterweisung im Kontrapunkt konzentriert, worin Amalie sich rasch vervollkommnete. So nahm Kirnberger ihr Trio für zwei Violinen und Baß in D-Dur und den im doppelten Kontrapunkt gesetzten Eingangschor ihrer Kantate ‘Der Tod Jesu’ in sein musiktheoretisches Hauptwerk ‘Die Kunst des reinen Satzes’ als Musterbeispiele auf. Anerkennung fanden auch ihre figurierten Choralfassungen, die in bekannten Sammelwerken des ausgehenden 18. Jahrhunderts erschienen.

Kirnberger hatte mehrere Stellen als Cembalist und Kapellmeister bekleidet, bevor er in seiner Anstellung bei Anna Amalie Muße und Rückhalt für seine umfangreichen musiktheoretischen Werke fand. In Berlin empfing er überdies Anregungen durch die Bach-Söhne C. Ph. Emanuel und Johann Christian wie auch durch die Mitglieder der Königlichen Kapelle (insbesondere durch C. H. Graun). Kirnbergers Kompositionen, überwiegend Lieder und Klavier-Werke, waren nicht sehr zahlreich, seine theoretischen und pädagogischen Neigungen traten ab 1760 zunehmend hervor. Für die Prinzessin Anna Amalie stellte er die ‘Amalien-Bibliothek’ zusammen, seine Partitur-Ausgabe der Psalmen Haßlers, der Arien Grauns und der Choräle J. S. Bachs verweisen auf seine musikalischen Vorbilder.

Während J. S. Bachs Bedeutung - von Kirnberger und nur wenigen anderen klar erkannt - erst im 19. Jahrhundert in ihrer Gesamtheit erfaßt wurde, bildeten seine Söhne bereits zu Lebzeiten die ‘High Society’ der komponierenden und ausübenden Musiker.

Christoph Schaffrath (1709 - 1763) hatte gleich zweimal das Nachsehen, als er sich um eine Stelle bewarb, die auch für Bach-Söhne begehrenwert war. Nach einem Probespiel für die vakante Organistenstelle der Sophienkirche in Dresden fiel die Wahl auf W. Friedemann Bach (22. Juni 1733). 1741 erhielt C. Ph. E. Bach den Posten des ersten Cembalisten der Berliner Hofkapelle, Schaffrath nur denjenigen eines Cembalisten und Kammermusikers bei der Prinzessin Amalie, obwohl er von 1734 bis 1739 der Ruppiner Kapelle angehörte und 1740 beim Regierungsantritt des Fürsten noch Mitglied der Berliner Hofkapelle war. Ein großer Teil seiner Kompositionen ist daher auch in Handschriften der Amalienbibliothek erhalten. Dabei war Schaffrath schon zu seiner Zeit sehr geschätzt als Cembalist, Organist und Komponist, doch standen die Bach-Söhne noch höher im Ansehen.

Anna Amalies Hauptverdienst liegt nicht im Bereich der Komposition. Sie schrieb zwar eine Ball-Orchestermusik, Sonaten, Choräle, Regimentsmärsche und Lieder. Berühmt geworden ist sie jedoch als Stifterin und Begründerin der ‘Amalien-Bibliothek’, die sie um das Jahr 1735 in Berlin (Unter den Linden) einrichten ließ. Die Sammlung, eine der bedeutendsten Musiksammlungen jener Zeit, umfaßt zahlreiche Manuskripte und Editionen von J. S. Bach, Werke der Bach-Söhne sowie Werke von Corelli, Händel, Lully, Palestrina und Pergolesi. Ankäufe in diesem Umfang konnte Amalie sich leisten, weil sie, unverheiratet geblieben, als Äbtissin von Quedlinburg über zusätzliche Einnahmen verfügte. Sie starb am 30. März 1787 in Berlin, das königliche Schloß hat sie zeitlebens kaum verlassen.

---

[1] Olivier, Antje / Braun, Sevgi: Komponistinnen aus 800 Jahren. Essen 1996. Artikel: Wilhelmine Friederike Sophie von Bayreuth (1709 -1758), S. 440 f.; ebenso Roster, Danielle: Allein mit meiner Musik. Komponistinnen in der europäischen Musikgeschichte vom Mittelalter bis ins frühe 20. Jahrhundert. Echternach 1995, S. 95

[2] Roster, S. 84

[3] Roster, S. 85

[4] Roster, S. 88

[5] Walter, Jürgen, Wilhelmine von Bayreuth: Die Lieblingsschwester Friedrichs des Großen. München 1981, S. 285 f.

Vgl. auch die Artikel ‘Anna Bon di Venezia, Olivier, S. 76 f.; Maria Antonia Walpurgis, Kurfürstin von Sachsen, Olivier, S. 277.; Anna Amalia, Prinzessin von Preußen, Olivier, S. 34 f.; ebenso Hans-Günter Ottenberg, Carl Philipp Emanuel Bach, München 1988 (darin weitere Literaturhinweise).

Hannelore Faulstich-Wieland

Mädchen und Koedukation

Manuskript des Vortrages, den Frau Prof. Dr. Hannelore Faulstich-Wieland am am 17. Februar 1997 an der FernUniversität - Gesamthochschule in Hagen gehalten hat. Die Verantwortung für den Inhalt trägt allein die Autorin.

© FernUniversität - Gesamthochschule in Hagen 1999

Inhaltsübersicht

1. Einleitung 3

2. Arrangement der Geschlechter 4

3. Sozialisation in koedukativen und getrennten Kontexten 7

4. Mechanismen der Reproduktion der Geschlechterhierarchie im koedukativen Unterricht 12

5. Zusammenfassung 17

Literaturverzeichnis 19

1. Einleitung

In den letzten Jahren hat unter anderem die Geschlechterfrage für bildungspolitisch heftige Diskussionen gesorgt; wurde - insbesondere in den Medien - die Koedukation verantwortlich dafür gemacht, daß trotz Abbaus der quantitativen Bildungsbenachteiligungen Mädchen und junge Frauen weiterhin qualitativ benachteiligt sind (vgl. Ulich 1991, 394 ff.; Faulstich-Wieland 1991, 1994). Kritikpunkte waren vor allem, daß Mädchen weniger beachtet werden, ihre inhaltlichen Interessen weniger einbringen können, daß sie weniger selbstbewußt werden und kaum für naturwissenschaftlich-technische Fächer zu gewinnen versucht würden. Als Lösungsform wurde zwar im allgemeinen nicht die Rückkehr zu getrennten Schulen favorisiert, sondern eher die zeitweilige oder fächerspezifische Trennung der Geschlechter. Dennoch dienten Untersuchungen über Mädchenschulen als Begründung für den Wert geschlechtshomogener Unterrichtsformen (vgl. Kauermann-Walter u.a. 1988) und liegt bei den meisten Forderungen die Betonung zuerst auf der Trennung der Geschlechter und nicht oder weniger auf veränderten Inhalten, anderen Umgangsweisen miteinander oder ähnlichem.

Ich möchte in diesem Vortrag aufzeigen, daß geschlechtshomogene Kontexte nicht per se zu einer Veränderung des Geschlechterverhältnisses führen, sondern daß dies eines umfassenden Ansatzes bedarf, den ich „reflexive Koedukation“ nenne. Dazu will ich zunächst charakterisieren, wie das „Arrangement der Geschlechter“ aussieht und wie schulische Sozialisation zur Reproduktion oder Transformation bisheriger Strukturen beiträgt. Anschließend werde ich an unserer Untersuchung über „Koedukation aus Mädchen- und Jungensicht“ empirisch und sozialisationstheoretisch aufzeigen, welche Effekte geschlechtshomogene Lernkontexte haben. Deutlich wird dabei, wie wichtig die Einstellung und Sensibilität von Lehrerinnen und Lehrern für das Arrangement der Geschlechter ist. Wo hier Probleme liegen, die zugleich Ansatzpunkte für eine reflexive Koedukation sein können, will ich dann in einem dritten Punkt anhand einiger weiterer empirischer Untersuchungen aufzeigen.

2. Arrangement der Geschlechter

Die Tatsache, daß nur Frauen gebären können, bestimmt auch in unserer Gesellschaft noch immer, welche Lebensbereiche eher zu den Frauen und welche eher zu den Männern gehören. Diese biologische Differenz kann nur deshalb sozial so konsequenzenreich sein, weil die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung durch ein umfassendes und geschlossenes „Bündel sozialer Glaubensvorstellungen und Praktiken“ - so Erving Goffman in seinem Aufsatz „Das Arrangement der Geschlechter“ - bejaht wird. Zu diesen Glaubensvorstellungen gehört grundlegend die Vorstellung von der Zweigeschlechtlichkeit. Sie hat zentrale Bedeutung für unsere Alltagstheorien: Die menschlichen Erscheinungsbilder sind keineswegs so klar „zweigestaltig-dimorph“, wie unsere soziale Wahrnehmung sie konstruiert. Wir brauchen Unterstützungssysteme wie z.B. sprachliche Differenzierungen, um die Unterschiede deutlich sichtbar zu machen. Für die Entwicklung von Geschlechtsidentität und geschlechterbezogener Sozialisation heißt dies: Unterschiede zwischen den Geschlechtern werden durch soziale Praktiken geschaffen. Es sind nicht einfach biologische Unterschiede, die Mädchen und Jungen zu bestimmten geschlechtlichen Wesen machen, sondern die Form von Geschlechtlichkeit wird selbst angeeignet. Dies geschieht vor allem in sozialen Interaktionen. Akteure handeln auf der Grundlage einer Zuordnung zu einer Geschlechtskategorie, indem sie die ihrem Geschlecht zugeschriebenen sozialen Praktiken lernen und vollziehen. Zugleich nehmen sie andere als gleich- oder andersgeschlechtlich wahr und bewerten deren Verhalten ebenfalls im Rahmen des Systems der Geschlechterverhältnisse. Regine Gildemeister verweist darauf, daß die Geschlechterdifferenz

> „Universalisierungswirkung hat. Die Kategorie ‘Geschlecht’ hat eine Schlüsselfunktion, die über (und unter) allen anderen Mitgliedschaftskategorien liegt. Geschlechtskategorien werden im Prozeß sozialisatorischer Interaktion erworben und gewinnen darin die Qualität ‘natürlicher Selbstverständlichkeit’ - dies sagt aber nichts darüber aus, daß sie selbstverständlich natürlich sind.“ (Gildemeister 1988, 499)

Wir verfügen nicht über soziale Praktiken, die geschlechtslos sind - oder anders formuliert: Niemand wird einem Geschlecht zugewiesen, weil er oder sie entsprechend handelt, sondern das Handeln wird eingeschätzt auf der Grundlage der Geschlechtszuordnung. Dabei treten natürlich immer wieder auch Ausnahmen,

Ungereimtheiten und Brüche auf - ohne sie wären ja Strukturveränderungen nicht erklärbar.

Das System der Zweigeschlechtlichkeit ist gegenwärtig zugleich ein hierarchisches Verhältnis, bei dem als „männlich“ Charakterisiertes immer als höherwertiger gilt als „weiblich“. Allerdings erfährt „Weibliches“ eine spezifische Achtung, die diese Hierarchie vermeintlich außer Kraft setzt. Goffman hat sehr klar gemacht, daß Frauen eine besondere Art von Wertschätzung genießen, die ihnen Schutz in ihren „Refugien“ sichert und sie vor den Anstrengungen der männlichen Lebenswelt bewahrt.

> „Obwohl Frauen weniger gelten als Männer, werden sie in ernstzunehmender Weise durch solche Werte wie Mütterlichkeit, Unschuld, Sanftheit, sexuelle Attraktivität und so weiter idealisiert und mythologisiert - ein unbedeutender Pantheon vielleicht, aber doch immer ein Pantheon.“ (Goffman 1994, 119)

So kann die Geschlechterhierarchie weitgehend ohne Zwang gesichert werden, weil Mädchen und Frauen aus ihr eben auch Gewinn ziehen können.

Komplementär aufeinander bezogene Bilder von Weiblichkeit und Männlichkeit in den Inszenierungen werden immer wieder bestätigt und reproduzieren das Arrangement der Geschlechter als hierarchisches Verhältnis. Um dies an einem einfachen Beispiel deutlich zu machen: Hinsichtlich der Körpergröße gibt es beachtliche Überschneidungen zwischen beiden Geschlechtern, so daß Paarbildungen eigentlich in etwa gleich häufig kleinere Männer mit größeren Frauen, gleich große wie größere Männer mit kleineren Frauen ergeben müßten. Tatsächlich erfolgt eine selektive Paarbildung, so daß Männer in der Regel größer sind als Frauen. Dies läßt Männer als „überlegen“ erscheinen. Bezugnehmend auf Goffman könnte man sagen, daß gerade durch diese Dramatisierung die Unterschiede so massiv hervorgehoben werden. Durch soziale Praktiken werden Differenzen dramatisiert, indem sie diese überhaupt erst inszenieren oder besonders deutlich akzentuieren. Die sozialen Praktiken verhelfen im Sozialisationsprozeß zu einer Typisierung der Geschlechter. Für die Analyse geschlechterbezogener Sozialisation geht es darum, nach Mechanismen zu fragen, wie Mädchen und Jungen, Frauen und Männer die Geschlechterdifferenz jeweils herstellen, oder sozialisationstheoretisch gesagt: Welches Handlungswissen sie durch die sozialen Praktiken des Umgangs erwerben (vgl. Giddens 1984, 1988).

Wie sieht das im schulischen Bereich aus? Auch hier finden wir Dramatisierungen, die Geschlecht zu einer wichtigen Kategorie machen, wo real dazu überhaupt keine Notwendigkeit bestünde. Ein Beispiel dazu stammt aus meinem Privatbereich - mein Sohn Stefan hat sich in seiner Grundschulzeit nämlich über eine solche Praxis beschwert: Bei der Anwesenheitskontrolle wurden zuerst immer die Mädchen alphabetisch aufgerufen. Seine Beschwerde zielte auf die seiner Meinung nach ungerechte Reihenfolge, in der die Geschlechter arrangiert wurden - zugleich aber war dies ein Mechanismus, mit dem Geschlechtertypisierungen unterstützt wurden.

Wichtige Aspekte in der Schule betreffen die Zuordnung bestimmter Fächer und damit entsprechender Kompetenzen zum männlichen oder weiblichen Geschlecht. Die Akzeptanz solcher Zuordnung heißt, soziale Praktiken so zu strukturieren, daß man sich mit eigenen Grenzen arrangiert: Bestimmte Fähigkeiten oder Aktivitäten sind für das jeweilige Individuum selbst nicht oder nur in Grenzen zugänglich. Hilfe und Kooperation über die Geschlechtergrenzen hinweg können in solchem Falle sowohl zur Reproduktion wie zur Transformation der Struktur des Geschlechterverhältnisses führen - und damit zur Begrenzung oder Erweiterung der eigenen Handlungsfähigkeit. Konkurrenz und Ansporn sind eher Formen, eigene Kompetenzen zu erweitern, damit zugleich transformierend zu strukturieren. Beide Spielarten sind nicht ohne soziales Risiko: Hilfe oder Kooperation kann verweigert werden; in der Konkurrenz kann man scheitern (vgl. Krappmann / Oswald 1995). In den Interaktionen verbergen sich mögliche Konflikte, die - wenn sie sich zwischen Angehörigen unterschiedlichen Geschlechts abspielen - nie unabhängig von der Geschlechterhierarchie zu sehen sind. Die Über- oder Unterlegenheitsdimension ist hier immer impliziert.

Berichte aus dem Schulalltag verweisen darauf, daß Jungen sich eher als überlegen präsentieren, während Mädchen sich dagegen häufig unterlegen fühlen und sich entsprechend verhalten. Dem liegen unterschiedliche Situationsdefinitionen zugrunde, die zur Dramatisierung von Geschlechterdifferenz beitragen. Jungen erleben die Schulklasse als ein Feld, in dem sie ihre Interessen durchsetzen, Kompetenzen erwerben und selbstbewußt demonstrieren. Mädchen fürchten dagegen viel eher, zu scheitern und Inkompetenz zu zeigen. Weil sie glauben, dafür von den Jungen ausgelacht zu werden, halten sie sich lieber zurück, selbst wenn dies zu ihrem eigenen Schaden ist. Diese komplementären Situationsdefinitionen - Aufdeckungsgefahr eigener Inkompetenz auf der weiblichen, Chance für Kompetenzdarstellung auf der männlichen Seite -

ermöglichen ein Arrangement der Geschlechter, das ihr hierarchisches Verhältnis stabilisiert.

Zu fragen ist nun, wo Möglichkeiten der Veränderungen liegen. In der neuen Koedukationsdiskussion werden diese häufig in einer schulischen Strukturierung gesehen, die auf Separierung der Geschlechter setzt. Dies ließe sich mit folgender Hypothese begründen: Die Abwesenheit des jeweils anderen Geschlechts macht die Abgrenzung und komplementäre Zuschreibung unnötig. Transformative Strukturierungen sind möglich und führen dazu, soziale Praktiken zu erwerben, die nicht die Hierarchie der Geschlechter reproduzieren. Oder andersherum: Die Anwesenheit beider Geschlechter in koedukativen Kontexten leistet der Dramatisierung Vorschub. Das hierarchische Verhältnis wird dadurch immer wieder reproduziert. Zu fragen ist also: Bieten unterschiedliche schulische Kontexte Sozialisationsbedingungen, die eher zum Erwerb reproduzierender oder eher zur Aneigung transformierender sozialer Praktiken führen?

3. Sozialisation in koedukativen und in getrennten Kontexten

Ich beziehe mich zur Beantwortung dieser Frage auf unser Forschungsprojekt zur Koedukation aus Mädchen- und Jungensicht (vgl. Faulstich-Wieland / Horstkemper 1995). Wir haben gut 1700 Schülerinnen und Schüler aus koedukativen und aus geschlechtsgetrennten Schulen in Form eines Aufsatzes in einem ersten Schritt ihren „normalen Schulalltag“ beschreiben lassen. D.h. in den koedukativen Schulen haben sie den gemeinsamen Schulalltag mit Mädchen und Jungen, in den geschlechtsgetrennten Schulen die Normalität nur mit Mädchen bzw. nur mit Jungen dargestellt. In einem zweiten Schritt baten wir die Schülerinnen und Schüler dann, ihre Visionen für eine Veränderung der Geschlechterzusammensetzung aufzuschreiben. Für die Kinder und Jugendlichen der koedukativen Schulen hieß das die Vision getrennten Unterrichts oder getrennter Schulen. Für die Schülerinnen und Schüler aus den geschlechtsgetrennten Schulen galt es hier, ihre Vorstellungen von Koedukation zu beschreiben. Um feststellen zu können, ob Akzentverschiebungen über die Schulzeit hinweg existieren, haben wir ein weites Altersspektrum - nämlich vom 3. bis zum 13. Schuljahr - einbezogen.

Aus den Ergebnissen geht hervor, daß die sozialen Praktiken in koedukativen und in geschlechtsgetrennten Schulen unterschiedlich wahrgenommen und bewertet werden. Mit

Hilfe von zwei Zitaten aus den Aufsätzen soll zunächst verdeutlicht werden, wie in den Beschreibungen die Strukturierungen der sozialen Praktiken als Geschlechterverhältnisse eher reproduzierend oder eher transformierend zum Ausdruck gebracht werden.

Typisierungen der Geschlechter zeigen sich sehr klar in folgendem Zitat von einer Schülerin der Sekundarstufe II:

> „Vor allem würden Fächer wie Deutsch, Musik und Kunst nicht mit der nötigen Muße oder der Bereitschaft, sich auf ein im Prinzip ohne handfestes Ergebnis bleibendes Thema einzulassen, behandelt werden ..., aus dem Grund, daß Jungen normalerweise keine ‘Ader’ für diese Dinge haben.“ (321, w, 11. Jg., M-Gy)

Diese Wahrnehmung verweist auf soziale Praktiken, die eher bestehende Strukturen reproduzieren als transformieren. Die Zuschreibung der Fächer zu den Geschlechtern wird nicht in Frage gestellt. Das folgende Zitat steht dagegen eher für eine transformierende Sicht. Es stammt von einer Siebtkläßlerin im Gymnasium:

> „Ich meine, daß die Jungen in den Fächern, wo sie uns angeblich überlegen sind, auch nicht viel mehr wissen. Ich glaube, daß dies auch ein wenig von den Lehrern abhängt. Vielleicht lassen diese sich von den Vorurteilen beeindrucken und meinen, daß man die Jungen, z.B. in Physik, die Versuche machen läßt, und dadurch fühlen sich die Jungen den Mädchen überlegen.“ (733, w, 7. Jg., Gy)

Nach der aufgestellten Hypothese müßte man vermuten, daß die transformierenden Strukturierungen eher in den geschlechtsgetrennten Schulen vorzufinden sind. Tatsächlich aber stammt die erste Äußerung aus der Mädchenschule, die zweite kommt aus der koedukativen Schule. Sie sind durchaus exemplarisch:

Im Mädchengymnasium finden wir eher eine implizite Hochschätzung der Fähigkeiten des männlichen Geschlechts - vor allem in den naturwissenschaftlichen Fächern.

> „Ich glaube, daß in einigen Fächern die Mädchen allein besser lernen können (wie z.B. Informatik, Mathe, Physik, Naturwissenschaften), weil Jungen da meistens schneller sind, da sie häufig mehr Interesse haben.“ (276, w, 10, Jg., M-Gy)

Zugleich werden Jungen primär als dominant gesehen.

> „Wir hätten nicht den Mut, uns gegen die dominanten Jungen durchzusetzen.“ (357, w, 12. Jg., M-Gy)

Über die eigenen Fähigkeiten hingegen sind viele Schülerinnen eher unsicher.

> „In den Fächern wie Deutsch, Englisch, Mathe, Latein, Französisch bliebe wohl alles gleich, aber in Chemie, Physik, Erdkunde würde man bestimmt nicht soviel aufzeigen, weil man Angst haben würde, daß man etwas Falsches sagt. Das kann zwar jetzt auch passieren, aber ich glaube, daß die Jungen alles besser wissen würden in solchen Fächern." (200, w, 8. Jg., M-Gy)

Die Schülerinnen schildern sehr häufig als unangenehme Vorstellung, daß Jungen in koedukativen Gruppen Mädchen immer gleich auslachen, wenn sie einen Fehler machen - womit sie eine gedankliche Dramatisierung vornehmen.

> „In der zweiten Stunde haben wir Latein, in dieser Stunde finde ich es gut, daß keine Jungen dabei sind. Denn wenn eine von den Mädchen etwas nicht verstanden hat oder einen Satz falsch übersetzt, lachen einige Jungen sofort los. Jetzt habe ich vielleicht ein Vorurteil gebildet, weil ich mit Jungen noch nie Latein hatte, aber eine Freundin hat mir mal so einen Vorgang geschildert." (140, w, 7. Jg., M-Gy)

Die Schülerinnen können sich Jungen kaum als helfende, sondern nur als bedrohliche Konkurrenten vorstellen.

> „Ich glaube, daß in einer gemischten Schule bestimmte Unterrichtsfächer anders ablaufen würden, z. B. Mathe oder Physik. Die meisten Jungen sind in diesen Fächern so gut, daß sie viel schneller verstehen können. Das würde auch den Durchschnitt erhöhen, was manchem Mädchen, das nur langsam versteht, schaden könnte." (278, w, 10. Jg., M-Gy)

Den Lehrkräften in koedukativen Schulen unterstellen sie, daß diese Jungen durchgängig bevorzugen und deren Dominanz kaum etwas entgegenzusetzen haben.

> „Ich denke, auf koedukativen Schulen kommen die Mädchen oft 'zu kurz', da Jungen immer irgendwie eine Möglichkeit finden, sich in den Vordergrund zu rücken." (340, w, 11. Jg., M-Gy)

Veränderungsforderungen werden von ihnen nicht gestellt. Man könnte bei ihnen von einer Strategie der Dramatisierung der (vermuteten) Unterschiede sprechen. Eben dadurch werden bestehende Verhältnisse gestützt.

Bei den Jungen zeigen sich die komplementär dazu verlaufenden Fremdbilder: Die Schüler des Jungengymnasiums, die positiv zu ihrer Schule stehen, halten fest an ihren Maßstäben und Inhalten. Sie wollen sich mit „weiblichen" Themen nicht auseinandersetzen müssen und fühlen sich zugleich in den „wichtigen" Fächern wie Mathematik und Naturwissenschaften als Überlegene.

> „Diese Mädchen sind dumm! Sie reden immer über langweilige Themen wie Parfüm und Puppen usw. Jungen reden über bessere Themen wie Sex, Autos und Fußball." (591, m, 5. Jg., J-Gy)

Mädchen sprechen sie gleiche Interessen und gleiches Leistungspotential weitgehend ab.

> „Während bei uns manchmal echt gute Diskussionen im Unterricht zustande kommen, habe ich dort (in der Mädchenschule - HFW) selbständige Beiträge, ich meine Diskussionen, selten erlebt. Dort wird viel mehr Wert auf Textarbeit gelegt. (Ich habe dort in Religion nur Textarbeit gemacht), während hier viel mehr logisch erschlossen wird. Von daher kann man sagen, daß Jungs vielleicht auf diesem Gebiet stärker sind als Mädchen. Das heißt aber für mich nicht, daß Mädchen unbedingt wesentlich schwächer sind in Naturwissenschaften, aber es gibt schon Unterschiede in diesem Bereich." (744, m, 13. Jg., J-Gy)

Wie realitätsangemessen diese jeweiligen Fremd- und Selbsteinschätzungen sind, steht auf einem anderen Blatt. Sie liegen aber deutlich auf der Linie der nach wie vor herrschenden Geschlechterpolarität und konstruieren zugleich die damit einhergehende Geschlechterhierarchie.

In den koedukativen Schulen dagegen werden eher soziale Praktiken angesprochen, die auf Transformationsmöglichkeiten verweisen. Die Schülerinnen der koedukativen Schulen konstatieren durchaus, daß Jungen Mädchen auslachen. Sie berichten über solches Verhalten allerdings weit weniger als die Schülerinnen der Mädchenschule dies vermuten. Die Schülerinnen der koedukativen Schulen kritisieren dieses Verhalten ihrer männlichen Mitschüler zugleich und formulieren klare Veränderungswünsche.

> „Die Jungs denken, daß wir schwach und doof wären, aber da haben sie sich geirrt. Es wäre schön, wenn sie uns respektieren sollten. Sonst sind sie ganz ok." (131, w, 4. Jg., GS)

Noch wesentlich deutlicher allerdings artikulieren die Mädchen Kritik an den Lehrkräften. Das gilt insbesondere in den als „männlich“ etikettierten Fächern.

> „Und in Physik gibt es immer noch Lehrer, die die bescheuerte Ansicht teilen, Mädchen wären unfähig, richtig zu kapieren und zu arbeiten.“ (871, w, 9. Jg., Gy)

Die Schülerinnen fühlen sich hier oft von den Lehrkräften nicht ernst genug genommen und in ihren Interessen und Fähigkeiten nicht ausreichend anerkannt. Sie kritisieren, daß häufig Etikettierungen durch Lehrkräfte vorgenommen werden, und wehren sich dagegen.

> „Bei uns im Chemieunterricht war/ist es so, daß unser Lehrer solche Bemerkungen losgelassen hatte, von wegen ‘Frauen brauchen Chemie sowieso nur zum Kochen und Waschen’. Es sollte zwar nur ein Scherz sein, aber trotzdem fand ich das nicht so toll. Ich finde, es liegt an der Einstellung der Lehrer, ob sie Jungen und Mädchen gleichbehandeln.“ (675, w, 10. Jg., RS)

Gleichzeitig haben die Schülerinnen den Eindruck, daß solche Voreingenommenheiten der Lehrkräfte kritikwürdige Verhaltensweisen von Jungen eher verstärken. Jungen werden ihrer Meinung nach zu wenig in ihrem Dominanzgebaren gebremst oder zu rücksichtsvollem Verhalten angehalten. Die Lehrkräfte orientieren sich stärker an ihren Interessen und Fähigkeiten und nehmen sie als kompetenter wahr als die Mädchen. Damit verstärken sie die Neigung der Jungen, eine Überlegenheitsposition zu beanspruchen. Die oben zitierte Äußerung der Siebtkläßlerin machte dies sehr deutlich. Viele Schülerinnen der koedukativen Schulen sehen in solchen Interaktionsstrukturen eine klare Benachteiligung. Diese Mädchen akzeptieren die Geschlechterhierarchie nicht, sondern stellen sie massiv in Frage.

Als zentrale Erkenntnis aus der empirischen Forschung läßt sich also feststellen: Wenn soziale Praktiken in separaten Kontexten stattfinden, werden eher Mechanismen der Reproduktion vorherrschender Strukturen erworben. Geschlechtertrennung verstärkt eher die Neigung, Typisierungen vorzunehmen. Ansatzpunkte für Lernprozesse, die auf Abbau von Ungleichheit zielen, sind eher in gemeinsamen sozialen Erfahrungen von Mädchen und Jungen zu suchen.

Um diese Ergebnisse theoretisch erklären zu können, müssen wir fragen, was die Sozialisationskontexte getrennter und koedukativer Schulen unterscheidet. In den geschlechtsgetrennten Schulen ist die Möglichkeit des Erwerbs von Handlungswissen

insofern beschränkter, als den Mädchen bzw. Jungen zwar das gesellschaftlich geteilte Bild geschlechtertypischen Verhaltens bekannt ist, sie jedoch nicht das reale Verhalten erfahren. Sie strukturieren die Interaktionsbeziehungen also entsprechend den typisierten Vermutungen und nicht entsprechend den realen Erfahrungen - die Brüche, Widersprüche und Ausnahmen aufzeigen würden. Dies geschieht eher in den koedukativen Schulen. Hier werden Mädchen und Jungen mit den unterschiedlichen Verhaltensweisen beider Geschlechter konfrontiert. Sie lernen dabei sowohl die „geschlechtertypischen“ Verhaltensweisen wie zugleich die davon „abweichenden“ sozialen Praktiken kennen, die zur Transformation bisheriger Strukturen beitragen. Sie haben damit erweiterte Möglichkeiten, differenziertes Handlungswissen und erweiterte Handlungsfähigkeiten zu erwerben. Empirisch zeigte sich dies daran, daß sie die schulischen Geschlechterverhältnisse differenzierter beschrieben. Insgesamt heißt dies, daß die koedukative Situation eher Bedingungen für strukturelle Veränderungen bietet als die geschlechtergetrennte.

Allerdings heißt dies nun nicht, daß die Sozialisationsbedingungen in den heutigen koedukativen Schulen schon optimal wären. Dramatisierungen von Differenzen im Sinne von Hierarchisierungen finden sich dort durchaus massiv. Ich möchte auf einige solcher Formen anhand von empirischen Untersuchungen eingehen, weil ich denke, daß die dort aufgezeigten Mechanismen zugleich Anhaltspunkte dafür liefern, wo eine reflexive Koedukation ansetzen muß.

4. Mechanismen der Reproduktion der Geschlechterhierarchie im koedukativen Unterricht

Von Helga Jungwirth stammt eine Untersuchung über Interaktionen im Mathematikunterricht. Sie charakterisiert das Vorgehen im Mathematikunterricht als „fragend-entwickelnden Unterricht“: Sie „folgt dem dreiteiligen Schema: Lehrpersonenfrage - Schüler/innen-Antwort - Bewertung der Antwort durch die Lehrperson“ (Jungwirth 1991, S. 585).

Dieses Schema erfordert das Handeln aller beteiligten Interaktionspartner und -partnerinnen. In der Analyse des „Mitspielens“ bei einem solchen Unterricht stellt Helga Jungwirth deutliche Unterschiede zwischen Mädchen und Jungen fest. Jungen passen sich sehr wohl in die grundlegende Struktur des „Führens und Sich-Führen-Lassens“ ein, während Mädchen hier weniger gut mitspielen. Sie geben auf die Frage

einer Lehrkraft viel häufiger eine komplette Antwort und lassen sich seltener auf das Herausfragen einzelner Teilantworten ein. Damit aber erhalten Mädchen weit weniger anerkennende Bewertungen, sondern erfahren sogar eher eine Zurückweisung ihrer eigentlich ja richtigen Antworten. Es handelt sich dabei nicht um eine Nicht-Anerkennung der Leistungen von Mädchen, sondern um die Herstellung einer unreflektierten Vorgehensweise.

> „Die Interpretation ist (...) die, daß die Lehrperson routinemäßig so reagiert, daß die übliche fragend-entwickelnde Struktur, in der eine Antwort schrittweise aufgebaut wird, wieder hergestellt wird. Die Schülerin hat mit ihrer geschlossenen Antwort diese Struktur ja verletzt - sie hat ‘zuviel auf einmal gesagt’ bzw. war ‘zu schnell’.“ (ebd., S. 587)

Ein Problem stellt dieses Verhalten der Mädchen nur dann dar, wenn die Form der Unterrichtung unhinterfragt bleibt. Helga Jungwirth fordert deshalb dazu auf, das beobachtbare Verhalten von Schülerinnen zum Anlaß zu nehmen, nach der „Logik“ des gewählten Vorgehens zu fragen:

> „Wenn nun von Mädchen verwendete, abweichende Handlungspraktiken bzw. in der Mädchen-Lehrperson-Interaktion hergestellte Modifikationen von Interaktionsstrukturen als Anlaß zum Nachdenken über die inhärente ’Logik’ und den Sinn des fragend-entwickelnden Vorgehens genommen werden, erhält auch diese Forderung (nach einem reflektierten Verhältnis zur fragend-entwickelnden Methode) einen neuen Impuls.“ (ebd., S. 588)

Arbeiten, die den Handlungsmöglichkeiten von Lehrkräften verstärkt Aufmerksamkeit widmen, helfen m.E., jene Mechanismen aufzudecken, die bestehende Geschlechterverhältnisse (re)produzieren. Drei weitere Beispiele solcher Studien zu den Bereichen Mathematik, Sport und Sprachen seien hier kurz genannt:

Eine Untersuchung von Josef Klauer zeigt, daß Grundschullehrerinnen und -lehrer offensichtlich die Zahl der Mädchen mit Mathematikleistungsschwäche überschätzen und die Zahl der Jungen unterschätzen. Klauer vermutet, daß bei den Lehrkräften vorhandene Geschlechterstereotypen dazu führen, Jungen einen Bonus und Mädchen einen Malus in Mathematik zu geben. Die bei älteren Kindern und Jugendlichen teilweise zu findenden Leistungsdifferenzen dürften auf diese Weise mitverursacht werden (Klauer 1992). Heinz Giesen u.a. (1992) hatten ähnliches für Biologie und die

sprachlichen Fächer festgestellt: Lehrkräfte geben Mädchen hier einen Bonus, Jungen einen Malus in der Zensierung.

Für den Sportunterricht konnte Dorothee Alfermann deutlich machen, daß das „Bild im Kopf“ von Lehrerinnen und Lehrern sich nachteilig für die Schülerinnen auswirkt:

> „Während aber auf der Primarstufe noch kein ausgesprochenes Defizitbild von Mädchen vorliegt, indem kaum Geschlechterunterschiede in Leistungsfähigkeit (Ausnahmen: Wurfkraft/Jungen und Turnen/Mädchen) und Persönlichkeitsmerkmalen (Ausnahme: Disziplin) gesehen werden, werden in der Sekundarstufe I zunehmend Unterschiede konstatiert. Das Bild im Kopf der LehrerInnen stellt Mädchen als durchschnittlich leistungsschwächer und weniger sportlich dar, eben als defizitär im Vergleich zu Jungen.“ (Alfermann 1991, S. 181)

Die sprachlichen Fächer, insbesondere die Fremdsprachen, aber auch das Fach Deutsch, gelten als Domäne der Mädchen. Sie werden insbesondere angeführt, wenn es um die Suche nach Ausgleich zur Dominanz der Jungen in den Naturwissenschaften geht. In standardisierten internationalen Vergleichsstudien schneiden Schülerinnen denn auch überall in Lese- und Rechtschreibleistungen deutlich besser ab als Schüler. Sigrun Richter und Hans Brügelmann haben neuere Untersuchungen zu dieser Frage zusammengestellt und überprüft, ob tatsächlich von einer eindeutigen Überlegenheit der Mädchen ausgegangen werden kann. Folgende Ergebnisse lassen sich dabei festhalten: Mädchen und Jungen zeigen zu Schulbeginn keine Unterschiede in sprachunabhängigen Leistungen. Bei komplexen schriftsprachlichen Aufgaben wie dem Schreiben des eigenen Namens gab es aber bereits zu Schulbeginn Unterschiede. Diese betreffen sowohl Rechtschreibung wie Lesen. Berücksichtigt man jedoch die Schreibleistung bei Wörtern, die dem Alltagsgebrauch der Kinder entnommen sind, so zeigen beide Geschlechter jeweils deutlich bessere Leistungen bei „ihren“ Wörtern. Dieser „geschlechtsspezifische Lieblingswortschatz“ ist allerdings den Lehrkräften nicht hinreichend bekannt: Befragt danach, welche Wörter nach ihrer Einschätzung für Mädchen bzw. Jungen beim Schreiben von Geschichten von besonderer Bedeutung sind, zeigte sich, daß der von Mädchen genannte Wortschatz zu ungefähr 60 %, der von Jungen dagegen nur zu knapp einem Drittel abgedeckt wurde. Sigrun Richter folgert daraus:

> „Wenn die subjektive Bedeutsamkeit von Übungswörtern für die Entwicklung der Rechtschreibleistung (mit)entscheidend ist, werden Jungen selbst von solchen Lehrkräften benachteiligt, die sich bei der Auswahl von Übungswörtern an den Interessen der Kinder orientieren wollen, weil die subjektiv bedeutsamen Wörter der Jungen Lehrkräften viel weniger bekannt - oder weniger bewußt - sind als die der Mädchen.“ (Richter/ Brügelmann 1994, S. 142)

Die Konsequenz aus diesen Erkenntnissen sollte nun keineswegs sein, „geschlechtertypische“ Lese- und Rechtschreiblehrgänge zu entwickeln - sie würden keineswegs den Mädchen und den Jungen gerecht, sondern nur jenen, die in die durchschnittlich gefundenen Ergebnisse passen -, sondern jedem Kind individuell bedeutsame Zugänge zu ermöglichen.

Eine solche auf den konkreten individuellen Erfahrungen aufbauende Lehrstrategie wäre letztlich für alle Unterrichtsfächer sinnvoll. Sensibel zu werden für die Erfahrungsdiskrepanzen zwischen Lehrenden und Lernenden und Unterricht so zu verändern, daß an den Erfahrungen von Schülerinnen ebenso wie an denen von Schülern angesetzt werden kann, wäre ein entscheidender Weg zu einer reflexiven Koedukation. Curriculare und fachdidaktische Überlegungen einerseits und die Reflexion der Interaktionsebene andererseits müssen dabei zusammenkommen, wenn der Umgang mit Geschlechterdifferenzen produktiv gemacht werden soll, ohne daß damit zugleich das vorherrschende Arrangement der Geschlechter reproduziert wird.

Mittlerweile gibt es schon eine ganze Reihe von Erfahrungsberichten und Vorschlägen für koedukative Unterrichtsformen, die beiden Geschlechtern gerecht werden. Allerdings muß man feststellen, daß die meisten Erfahrungen aus der Grundschule berichtet werden. Dies hat sicherlich damit zu tun, daß die innere Reform der Grundschule auch Möglichkeiten zur Erprobung anderer Umgangsweisen der Kinder miteinander begünstigt hat und damit eine bessere Chance für die Reflexion von Geschlechterverhältnissen bietet (vgl. zum Zusammenhang von allgemeiner Didaktik und pädagogischer Frauenforschung Kaiser 1993). Für ältere Mädchen und Jungen finden wir speziell aus dem Bereich der außerschulischen Jugendarbeit Beispiele, die allerdings sehr wohl auch Anregungen für eine veränderte Schulpraxis bieten können (vgl. Klees u. a. 1989, Sielert 1989).

Entscheidendes Moment dabei ist zum einen, daß verstärkt kooperative Arbeitsformen gewählt werden, wie z. B. Gruppenarbeit. Zum anderen sollten solche Formen dann sehr wohl die in der Regel spontan verlaufende Bildung geschlechtshomogener Gruppen zulassen. Die Kompetenz der Lehrkräfte ist besonders in der Phase des gegenseitigen Vorstellens der Gruppenergebnisse gefordert. Hier gilt es Erfahrungen möglich zu machen, die Schwächen von Jungen offenbaren, ohne diese zu diffamieren. Gerade das Männlichkeitskonzept, nach dem Jungen stark sein und sich immer wieder in Konkurrenz beweisen müssen, sie keine Angst zeigen dürfen, ist für die Entwicklung der Jungen so problematisch. Am Beispiel eines Beitrags von Kathrin Appel aus dem Grundschulbereich möchte ich hier abschließend zeigen, wie ein veränderndes Umgehen mit den Geschlechtern möglich gemacht wurde. Kathrin Appel hatte die Kinder ihrer Klasse in geschlechtshomogenen Tischgruppen jeweils „Städte“ bauen lassen. Die Jungengruppe hatte dabei Bauwerke entworfen, die viel Sinn für Kreativität und Originalität zeigten. Die Stadt selber allerdings hatte nichts Verbindendes zwischen diesen Bauwerken. Die Mädchengruppen hatten ihre Überlegungen weniger auf Einfallsreichtum bei den Bauwerken als vielmehr auf das Gemeinsame der Stadt gerichtet, auf jene Dinge, die ein Wohlfühlen in ihr ermöglichen. Kathrin Appel beschreibt den anschließenden Austausch:

> „Erstaunlich war jetzt für mich zu sehen, wie betroffen die Jungen waren, als sie die Stadt der Mädchen mit ihren Vorzügen bemerkten, und es beeindruckte mich sehr, mit welcher Entschlossenheit die Jungen rangingen, die Vorteile der Mädchenstadt zu übernehmen. Da fiel kein abfälliges Wort, da wurde nicht abgeblockt wie sonst oft, wenn die Mädchen andere Vorstellungen äußerten als die Jungen. Ganz offensichtlich überzeugte das Konzept der Mädchen so, daß es fast zwangsläufig akzeptiert wurde. Ich hatte den Eindruck, daß die Jungen in dieser Phase eine wichtige Erkenntnis erlangt hatten, daß nämlich das Gemeinschaftliche, das Gemeinsame einen Wert hat, der über das Persönliche weit hinaus geht. Und sie hatten offenbar, wenn auch nur unbewußt, gespürt, daß die Mädchengruppe ihnen in diesem Punkt voraus war. Darüberhinaus waren sie bereit, zu lernen, die ‘guten’ Ideen der anderen Stadt zu übernehmen.“ (Appell 1992, S. 132)

Wichtig scheint mir die Sensibilität dieser Lehrerin, ihr Gespür dafür, daß Jungen sehr wohl Wünsche nach Gemeinsamkeit und Geborgenheit haben. Entscheidend für eine reflexive Koedukation, die den Blick nicht mehr alleine auf die Mädchen, sondern auch

auf die Jungen und auf das Geschlechterverhältnis richtet, ist allerdings auch, daß nunmehr nicht die Jungen als die primär benachteiligten und als die Opfer angesehen werden, wie es die Auffassung von den „kleinen Helden in Not“ (Schnack/Neutzling 1990) nahelegt. Jungen und Männer leiden nicht nur unter der männlichen Sozialisation, sie ziehen sehr wohl auch Gewinn daraus. Dies gilt nicht allein im Blick auf den Nutzen, den sie aus männlichen Machtpositionen in der geschlechterhierarchischen Arbeitsteilung beziehen, es gilt auch auf der psychologischen Ebene, wie Gerd Ottemeier-Glücks und Annedore Prengel deutlich machen. Sie sprechen von einer

> „... zentralen Ambivalenz von Männlichkeit in unserer Kultur. In Unterrichtseinheiten zum Thema Geschlechterverhältnis artikulieren Jungen immer wieder zweierlei: die Lust an der Aggression *und* das Leiden an der Aggression .... Die widersprüchlichen lust- *und* leidvollen Erfahrungen beim Inszenieren von Männlichkeit gilt es zu erforschen. Nur wenn Pädagoginnen und Pädagogen mehr über diese Zusammenhänge wissen, besteht die Chance, daß Schule und Unterricht zur Demokratisierung des Geschlechterverhältnisses beitragen.“ (Ottemeier-Glücks/Prengel 1993, S. 166)

5. Zusammenfassung

Ich fasse die Konsequenzen meiner Ausführungen abschließend zusammen:

Vordringlich sind Maßnahmen zur Sensibilisierung von Lehrerinnen und Lehrern. Die Reflexion darüber, welche Vorstellungen von „Weiblichkeit“ und „Männlichkeit“ bei einem selbst vorhanden sind, wie man selbst die Geschlechterverhältnisse sieht, erlaubt zunächst einmal, überhaupt wahrzunehmen, ob und wie sich Benachteiligungen für Mädchen, aber auch für Jungen herstellen. Solche Reflexionen zu ermöglichen und darauf aufbauende Verhaltensänderungen zu unterstützen, halte ich für ein zentrales strategisches Moment - in das die Trennungsfrage nur eingebettet sein, das aber nicht primär auf ihr aufbauen kann.

Die eigenen sozialen Praktiken ebenso wie die von Schülerinnen und Schülern sorgfältig zu beobachten hilft, das Arrangement der Geschlechter so zu verändern, daß beide Geschlechter neue Erfahrungen machen können. Eine reflexive Koedukation erfordert ein bewußtes Wahrnehmen von Geschlechterverhältnissen und - wo Geschlechterhierarchien abgebaut werden müssen - ein Bezugnehmen darauf - und zwar

in koedukativen wie in getrennten Lernphasen und -formen. Geschlechtshomogene Gruppen sind nicht der Königsweg der Weiterentwicklung der Koedukation. Heterogene Sozialisationskontexte und eine reflexive Gestaltung sozialer Praktiken können eher zu Entdramatisierungen führen und den Schülerinnen und Schülern die Aneigung erweiterter Formen von Handlungswissen und Handlungsfähigkeiten bieten. Auch sie müssen allerdings bewußt gestaltet werden.

Literatur

Alfermann, Dorothee (1991): Mädchen und koedukativer Sportunterricht - Nein danke? In: Sportunterricht 40 H. 5, S. 176-183.

Appel, Kathrin (1993). Jungen und Mädchen bauen eine Stadt - und lernen voneinander. In: Pfister/Valtin, S. 124-134.

Faulstich-Wieland, Hannelore (1991): Koedukation - enttäuschte Hoffnungen? Darmstadt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Faulstich-Wieland, Hannelore (1994): Reflexive Koedukation. Zur Entwicklung der Koedukationsdebatte in den Bundesländern. In: Bracht, Ulla / Keiner, Dieter (Hrsg.), Geschlechterverhältnisse und die Pädagogik (Jahrbuch der Pädagogik 1994) Frankfurt/Main: Peter Lang, S. 325-342.

Faulstich-Wieland, Hannelore / Horstkemper, Marianne (1995): "Trennt uns bitte, bitte nicht!" (Koedukation aus Mädchen- und Jungensicht). Opladen: Leske + Budrich.

Giddens, Anthony (1984): Interpretative Soziologie (Eine kritische Einführung). Frankfurt/Main: Campus.

Giddens, Anthony (1988): Die Konstitution der Gesellschaft. Frankfurt/ M.: Suhrkamp.

Giesen, Heinz / Gold, Andreas / Hummer, Annelie / Weck, Michael (1992): Die Bedeutung der Koedukation für die Genese der Studienfachwahl. In: Zeitschrift für Pädagogik H. 1, S. 65-81.

Gildemeister, Regine (1988): Geschlechtsspezifische Sozialisation. In: Soziale Welt H. 4, S. 486-503.

Goffman, Erving (1994): Interaktion und Geschlecht. Frankfurt/Main: Campus.

Jungwirth, Helga (1991): Geschlechtsspezifische Aspekte der Interaktionen im Mathematikunterricht im Lichte der empirisch-analytischen und der interpretativen Unterrichtsforschung. In: Erziehung und Unterricht H. 7/8, S. 582-589.

Kaiser, Astrid (1993): Pädagogische Frauenforschung und Schulpädagogik. In: DDS H. 2, S. 173-183.

Kauermann-Walter, Jaqueline / Kreienbaum, Maria Anna / Metz-Göckel, Sigrid (1988): Formale Gleichheit und diskrete Diskriminierung: Forschungsergebnisse zur Koedukation. In: Rolff, Hans-Günter / Klemm, Klaus / Pfeiffer, Hermann / Rösner, Ernst (Hrsg.): Jahrbuch der Schulentwicklung Band 5, Weinheim: Juventa, S. 157-188.

Klauer, Josef (1992): In Mathematik mehr leistungsschwache Mädchen, im Lesen und Rechtschreiben mehr leistungsschwache Jungen? In: Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie XXIV H. 1, S. 48-65.

Klees, Renate / Marburger, Helga / Schumacher, Michaela (1989): Mädchenarbeit (Praxishandbuch für die Jugendarbeit Teil 1). Weinheim: Juventa.

Krappmann, Lothar / Oswald, Hans (1995): Alltag der Schulkinder (Beobachtungen und Analysen von Interaktionen und Sozialbeziehungen). Weinheim: Juventa.

Ottemeier-Glücks, Gerd / Prengel, Annedore (1993): Jungen suchen Männlichkeit? - Soziales Lernen als schwierige Aufgabe der Jungenerziehung. In: Pfister / Valtin, S. 157-166.

Pfister, Gertrud/Valtin, Renate (Hg.) (1993). MädchenStärken (Probleme der Koedukation in der Grundschule), Frankfurt/Main: Arbeitskreis Grundschule e.V.

Richter, Sigrun / Brügelmann, Hans (Hg.) (1994): Mädchen lernen anders lernen Jungen. (Geschlechtsspezifische Unterschiede beim Schriftspracherwerb.) CH Bottighofen am Bodensee.

Schnack, Dieter / Neutzling, Rainer (1990). Kleine Helden in Not (Jungen auf der Suche nach Männlichkeit). Reinbek: rororo.

Sielert, Uwe (1989): Jungenarbeit (Praxishandbuch für die Jugendarbeit Teil 2). Weinheim: Juventa.

Ulich, Klaus (1991): Schulische Sozialisation. In: Hurrelmann, Klaus / Ulich, Dieter (Hrsg.): Neues Handbuch der Sozialisationsforschung (4. Auflage). Weinheim: Beltz, S. 377-396.

Marlene Stein-Hilbers

Ihr die Sorge, ihm die Rechte?
Sorge- und Umgangsrechte getrennter Eltern und Kinder

Manuskript des Vortrages, den Marlene Stein-Hilbers am 12. Januar 1998 an der FernUniversität - Gesamthochschule in Hagen gehalten hat. Die Verantwortung für den Inhalt trägt allein die Autorin.

© FernUniversität - Gesamthochschule in Hagen 1999

Inhaltsverzeichnis

1. Strukturwandel von Familie 3

2. Die Bedeutung von Kindern 3

3. Trennungsbedingte Veränderungen im Leben von Kindern, ihren Vätern und Müttern 5

1. Diskurs über die Neu- und Umgestaltung von Eltern-Kind Beziehungen 9

2. Die Rahmennorm „Kindeswohl“ 14

3. Das neue deutsche Kindschaftsrecht (KindRG) 14

Literaturverzeichnis 17

1. Strukturwandel von Familie

Wenn sich Eltern für ein Kind entscheiden, stellen sie sich in den meisten Fällen vor, daß sie langfristig mit diesem Kind zusammenleben und sein Leben mitgestalten möchten.

Wir alle wissen, daß diese Vorstellung heute immer weniger der Realität von Eltern und Kindern entspricht. Ein tiefgreifender Wandel von Liebes-, Lebens- und ehelichen Beziehungen, sinkende Heiratsziffern, hohe Scheidungsraten stellen lebensgeschichtliche Kontinuitäten in Frage. Wohl gibt es sie noch immer, die 'intakte' Familie mit Vater, Mutter und ein bis zwei oder manchmal auch mehr Kindern. Und nach wie vor wächst die Mehrzahl aller Kinder in dieser Art von Familie auf. Aber daneben haben sich viele andere Lebensweisen und Familienformen entwickelt: Unverheiratete und geschiedene Frauen, die alleine mit ihren Kindern (und wechselnden PartnerInnen) leben, Stieffamilien mit und ohne Trauschein, nicht verheiratete Paare mit gemeinsamen Kindern und Kindern aus einer früheren Ehe, die sogenannten Mosaikfamilien, in denen Kinder unterschiedlicher Eltern zusammenleben. Für die USA gehen Schätzungen davon aus, daß rund die Hälfte aller Kinder vorübergehend oder auch dauernd in einer Einelternfamilie aufwächst und auch in Deutschland lebt derzeit nach offiziellen Schätzungen bis zum Abschluß des Jugendlichen-Alters etwa ein Drittel aller Kinder nicht mehr mit beiden leiblichen Eltern zusammen; für Kinder in großstädtischen Ballungsgebieten wird dieser Wert schon früher unterschritten.

Überwiegend leben zumindest kleinere Kinder mit ihren Müttern zusammen - dies gilt für nichtehelich geborene Kinder ebenso wie für Kinder geschiedener Eltern. Männer hingegen sind des öfteren gar nicht mehr und immer öfter nur noch kurzfristig am familialen Zusammenleben mit eigenen Kindern beteiligt. Biologische Vaterschaft und ein Alltag mit eigenen Kindern koppeln sich voneinander ab.

2. Die Bedeutung von Kindern

Parallel oder auch gegenläufig zu diesem Strukturwandel von Familie heben empirische Studien die veränderte Bedeutung von Kindern für die Lebens- und Glückserwartungen ihrer Eltern hervor. Während Kinder in ökonomischer Hinsicht eher zu einer Belastung geworden sind, ist ihre emotionale Bedeutung im Vergleich zu früheren Generationen immens gestiegen. Im Zuge verbesserter Methoden der Empfängnisverhütung sind Kinder nicht mehr Schicksal oder eher ungewollte Bürde, sondern überwiegend gewollte Kinder. Dem entspricht, daß weniger Kinder geboren werden und das einzelne Kind als bedeutsamer wahrgenommen wird. Auf Kinder richten sich elterliche Wünsche nach Nähe und der Ursprünglichkeit persönlicher Beziehungen. In der Wahrnehmung ihrer Eltern verleihen Kinder dem Leben Halt und Sinn und vermitteln ihnen das Gefühl, direkt an der Entwicklung eines anderen Menschen beteiligt zu sein.

Wir beobachten in den letzten Jahrzehnten, daß sich insbesondere das Vater-Kind-Verhältnis verändert und emotional verdichtet. Um Schwangerschaft, Geburtsvorbereitung und Geburt hat sich in westlichen Industriestaaten eine 'Kultur' ausgebildet, die Väter nahezu selbstverständlich einbezieht. Dies hat zur Folge, daß sie sich auch in der täglichen Betreuung von Säuglingen stärker engagieren und - sofern ihnen ihre Berufstätigkeit dies erlaubt - im Umgang mit Kleinkindern und etwas älteren Kindern. Anders als noch vor wenigen Jahrzehnten gehören Väter, die ihre Kinder versorgen, heute zur Alltagserfahrung des privaten und veröffentlichten Bildes von Familie; alleinerziehende Männer gelten als Prototyp eines neuen Vater-Kind-Verhältnisses. Für Männer mit gehobenen Schul- und Bildungsabschlüssen ist diese Orientierung besonders deutlich erkennbar. Es gibt inzwischen so etwas wie ein geschlechtsspezifisches Gefälle des Kinderwunsches: Männer wünschen sich mehr, Frauen weniger Kinder; auch sprechen sich in Umfragen mehr Männer als Frauen für eine Heirat aus.

Begleitet sind diese Phänomene durch eine Flut von Büchern und Ratgebern für Väter. Auch in der wissenschaftlichen Literatur läßt sich - in der Bundesrepublik Deutschland wie auch international - eine allgemeine Renaissance des 'Vater'-Themas feststellen.

Wissenschaftliche Analysen heben seit etwa 1970 den Typ des 'modernen', zur aktiven Kinderversorgung und -betreuung voll befähigten Vaters hervor (Fein 1978).

Dennoch geht ein wachsendes männliches Interesse an den emotionalen Erfahrungen eines Lebens mit Kindern nur zögernd einher mit realen Versuchen (und Möglichkeiten) von Vätern, sich paritätisch an der alltäglichen Betreuung und Versorgung von Kindern zu beteiligen. Wie nahezu alle nationalen und internationalen Untersuchungen bestätigen, obliegt die reale Sorge für Kinder weiterhin ihren Müttern. Frauen schränken ihre Erwerbsarbeit zugunsten von Kindern ein oder geben sie auf. Sie stellen ihre Zeit-planungen und Erwerbsbiographien auf ein Leben mit Kindern ab. Korrespondierend dazu haben sich überdauernd geschlechtsspezifisch hierarchisierte Strukturen des Beschäftigungssystems ausgebildet.

Wir können somit als empirisch beschreibbare Phänomene festhalten, daß Mütter und auch Väter gegenwärtig ein hohes Interesse am Zusammensein mit Kindern artikulieren (daß möglicherweise sogar die Beziehung zum eigenen Kind gegenüber der Paarbeziehung an Bedeutung gewinnt), daß aber andererseits die Veränderung elterlicher Lebensweisen die Wahrscheinlichkeit einer Lockerung oder auch eines Bruches familialer Bindungen zwischen Vätern und Kindern erhöht.

Die Umstrukturierung von Familien läßt sich empirisch auch als Verdichtung des Mutter-Kind-Verhältnisses und Verflüchtigung der Vater-Kind-Beziehung beschreiben. Die zusammenlebende Mutter-Kind-Familie - ergänzt durch Lebenspartner, Stiefväter u.a. - scheint derzeit als Lebensform an Bedeutung zu gewinnen, die biologisch codierte Vater-Kind-Beziehung stärker in den Hintergrund zu treten.

3. Trennungsbedingte Veränderungen im Leben von Kindern, ihren Vätern und Müttern

Wenn sich Paare trennen, ist dies in der Regel ein einschneidendes und schlimmes Ereignis, für die beteiligten Männer und Frauen und vor allem - darin sind sich alle Fachleute einig - für ihre Kinder. Fast immer ist eine Trennung oder Scheidung ihrer

Eltern begleitet von Streitereien, Wut, Trauer und Eifersüchten, und oftmals geraten Kinder ins Zentrum dieser Auseinandersetzungen. Die bei Scheidungskindern häufig zu beobachtenden Verhaltensauffälligkeiten sind nach heutigen Erkenntnissen (Furstenberg/Cherlin 1994) wahrscheinlich weniger Folge einer Scheidung als vielmehr Begleiterscheinung der ihr vorausgehenden und sie begleitenden Konflikte.

Für die beteiligten Eltern rangieren Beziehungsprobleme und psychische Belastungen weit vor anderen (z. B. finanziellen) Problemen einer Scheidung (Schmidt-Denter u.a. 1994). Im Kontext ihrer gemeinsamen Lebensplanung verlieren Kinder nunmehr an Bedeutung; vielfach besteht ihre Funktion jetzt darin, die Spaltung des Elternpaares zu verdeutlichen und Teil eines neuen Mutter-Kind bzw. Vater-Kind-Paares zu werden. Eine negativ erlebte Beziehung zum getrenntlebenden Elternteil sowie ungelöste Partnerschafts- und Trennungsprobleme der Eltern gehören (neben anderen Belastungsproblemen) zu den höchsten Risikofaktoren, die die Trennung ihrer Eltern bewältigen müssen (Schmidt-Denter u.a. 1994).

Nach einer Trennung oder Scheidung leben kleine Kinder fast ausschließlich und größere ganz überwiegend bei ihren Müttern. Den meisten Eltern erscheint dies selbstverständlich, weil die Frauen auch vorher in erster Linie für die Betreuung und Versorgung der Kinder zuständig waren. Geschlechtsspezifische Arbeitsteilungen bewirken aber, daß Frauen mit Kindern von den sozialen und ökonomischen Folgen einer Scheidung ungleich härter als die meisten Männer betroffen sind.

Die Verschlechterung ihrer ökonomischen Situation wirkt sich in vielfacher Weise direkt und indirekt auf Kinder aus - beispielsweise durch den Umzug in eine kleinere und schlechtere Wohnung und den damit verbunden Wechsel von Schule und Freundeskreis sowie den finanziellen Einschränkungen und dem Zwang, das Leben unter solchen Bedingungen in den Griff kriegen zu müssen.

Viele alleinerziehende Mütter leben nach einer Trennung/Scheidung an der oder unterhalb der Armutsgrenze. Unter den von Napp-Peters (1988) untersuchten geschiedenen Müttern war die Mehrzahl ohne Berufsausbildung (73 %), hatte für Kleinkinder zu sorgen (82 %) und lebte mit mehreren Kindern (76 %) von Sozialhilfe

(85 %). Unzureichender Wohnraum, permanente Geldnot und die Unsicherheit der Lebensführung belasten insbesondere Mütter mit Kleinkindern. Nacheheliche Unterhaltsverpflichtungen für geschiedene Frauen werden kaum realisiert, auch Unterhaltszahlungen für Kinder erfolgen nur zu einem geringen Teil, selbst wenn eine eindeutige rechtliche Regelung vorliegt (Verband alleinerziehender Mütter und Väter, Frankfurter Rundschau v. 15.01.1998). Dies hat nicht immer mit der Bosheit der Väter, sondern auch mit ihrer tatsächlichen Zahlungsunfähigkeit zu tun: Einkommen, die vorher schon kaum für einen Haushalt reichten, sollen nunmehr für zwei (oft finanziell hoch belastete) Haushalte reichen.
Fast alle Väter erleben nach einer elterlichen Trennung oder Scheidung die Trennung von ihren Kindern als besonders schmerzhaft. Sie fürchten um den Verlust des Kontaktes zu ihnen und empfinden gleichzeitig die Schwierigkeiten, unter den neuen Lebensbedingungen diesen Kontakt aufrechtzuerhalten.

In den meisten Scheidungs-Studien bestätigt sich ein spezifisches Beziehungsmuster zwischen den leiblichen Eltern und ihren Kindern nach der Aufteilung in zwei Haushalte (Furstenberg/Cherlin 1994). In der Regel leben die Kinder bei der Mutter. Zu Beginn kommt der Vater noch zu Besuch oder die Kinder besuchen ihn. Langsam werden diese Besuche unerfreulicher und schwieriger und mit der Zeit auch seltener. An der alltäglichen Betreuung und Versorgung von Kindern beteiligen sich geschiedene Väter so gut wie gar nicht. Kontakte und Absprachen zwischen den getrennt lebenden Eltern unterbleiben zunehmend; eine Interaktion, bei der die Eltern ihre Aufgaben kooperativ wahrnehmen, scheint es nur in einer Minderheit von Fällen zu geben. Am häufigsten tritt ein, was Furstenberg/Cherlin (1994) als parallele Elternschaft bezeichnen: Separate und festumrissene Beziehungen beider Elternteile zu ihren Kindern bei weitestgehender Konfliktvermeidung und Nichteinmischung in das Leben des anderen.

Insgesamt werden Vater-Kind-Kontakte weit über das notwendige Maß hinaus eingestellt oder unterbleiben auch ganz. In fast der Hälfte aller Fälle sehen sich Väter und Kinder nur noch ein- bis zweimal pro Jahr oder gar nicht mehr. Die Gründe dafür sind unterschiedlich: Viele Männer waren nicht gewohnt, anders als über ihre Frauen Kontakt zu Kindern aufzunehmen und empfinden diese außerhalb des früheren

gemeinsamen Haushaltes als fremd und auch schwierig. Manche Frauen versuchen, den Vater aktiv auszugrenzen. Räumliche Entfernungen, der Umzug eines geschiedenen Elternteils, verkomplizieren die Kontakte. Eine Heirat und neu geborene Kinder des geschiedenen Vaters reduzieren seine Besuchshäufigkeiten. In vielen Fällen möchten die früheren Ehepartner nichts mehr miteinander zu tun haben, auch dies wirkt sich nachteilig auf Vater-Kind-Kontakte aus. Streitigkeiten um Sorge- und Umgangsrechte sowie ausbleibende Unterhaltszahlungen wirken sich auf Kontakte zum getrennt lebenden Elternteil aus.

Mit der Trennung oder Scheidung ihrer leiblichen Eltern beginnt für Kinder eine ganze Folge familialer Veränderungen. Meistens leben sie zunächst mit ihrer alleinerziehenden Mutter in einer Einelternfamilie. Vielleicht lernt die Mutter einen anderen Mann kennen, der selber schon Kinder hat und lebt eine Zeit lang mit ihm zusammen. Manchmal bekommt ihre Mutter noch einmal ein Kind und heiratet aufs neue.

Häufiger als geschiedene Frauen gehen Männer nach einer Scheidung neue Partnerschaften ein (Schmidt-Denter u.a. 1994). Manchmal verlieben sie sich in eine Frau, die selber schon Kinder hat oder mit ihm ein Kind bekommt; sie leben dann mit Stiefkindern und einem neuen gemeinsamen Kind zusammen. Häufiger als Erstehen gehen diese neuen Ehen wieder zu Bruch, viele Kinder erleben im Verlauf ihrer Kindheit und Jugend mehrere Arten familialen Lebens und unterschiedliche Betreuungsformen.

Mit all diesen Veränderungen müssen Kinder heute zurechtkommen und sich arrangieren: mit neuen LebenspartnerInnen ihrer leiblichen Eltern und Stiefmüttern/-vätern und deren Verwandten ebenso wie mit 'richtigen', Halb- oder Stiefgeschwistern. Für Kinder ist dies nicht immer einfach; die einschlägige Fachliteratur belegt die Komplikationen des Aufbaus familialer Wirklichkeit ohne gemeinsame Beziehungsgeschichte und vor allem ohne gemeinsame Sozialisationsgeschichte von Kindern und Stiefeltern.

Kinder unterschiedlicher Väter, die in einer Familie zusammenleben, können sehr unterschiedliche Beziehungen zu ihren jeweiligen Vätern, Stiefvätern oder Partnern der

Mutter aufnehmen. Es scheint, als ob heutige Kinder zunehmend in der Lage sind, multiple Mutter- und Vaterschaften anzuerkennen und in ihr Leben zu integrieren (Furstenberg 1988, S. 78 f). Sicherlich wird dies dadurch erleichtert daß die kommunikative Offenheit gegenüber solchen neuen Lebensformen gewachsen ist. Eine Scheidung oder eine nichteheliche Geburt ist heute nicht mehr - so wie noch vor wenigen Jahrzehnten - etwas, was man besser verschweigt, auch Kinder können darüber heute sprechen.

Dementsprechend können Väter mehrerer Kinder ihre Beziehungen zu jedem einzelnen, nicht mit ihnen zusammenlebenden, Kind unterschiedlich ausgestalten, je nach Art der Kontaktmöglichkeit, des Wohnortes oder der Beziehung zur jeweiligen Mutter.

Seitdem Ein-Eltern-Familien und Stieffamilien immer öfter eine bewußt gewählte Alternative zur traditionellen Kernfamilie darstellen, wachsen auch jene Eltern-Kind-Beziehungen, bei denen leibliche Väter niemals mit ihren Kindern zusammenlebten bzw. nicht mehr mit ihnen zusammenleben und trotzdem ein Gefühl familialer Verbundenheit entwickeln (bzw. weiterhin pflegen). Dies kann durch mehr oder minder regelmäßige Besuchskontakte geschehen, oder auch durch Beteiligungen des außerhalb lebenden Elternteils an der alltäglichen Betreuung und Versorgung des Kindes.

Für diese Formen familialer Verbundenheit gibt es noch keine populären Muster des Verhaltens und Fühlens. Betroffene Eltern und Kinder erproben individuell neue Formen einer räumlich getrennten Eltern-Kind-Beziehung und sehen sich konkret veranlaßt, ihre manchmal hohen Erwartungen in Übereinstimmung mit den realen Möglichkeiten, Erfahrungen und auch Enttäuschungen eines zeitlich beschränkten Besuchskontaktes in Einklang zu bringen.

4. Diskurs über die Neu- und Umgestaltung von Eltern-Kind-Beziehungen

Betrachtet man die sich wandelnden Eltern-Kind Beziehungen aus der Perspektive der Väter etwas genauer, so fällt in den Medien und auch in der fachwissenschaftlichen Literatur auf, daß die enge Zuordnung von Kindern zur Mutter immer stärker als

spezifisches Privileg von Frauen wahrgenommen wird. Und tatsächlich kann man sie auch in dieser Weise beschreiben.

Effektive Methoden der Empfängnisverhütung und deren Zugänglichkeit ermöglichen es Frauen heute, sich für oder gegen ein Kind als Ausdruck ihrer persönlichen Lebensgestaltung zu entscheiden. Die Möglichkeit, sich autonom für ein Leben mit Kind(ern) auszusprechen, steht ohnehin nur ihnen offen; Männer sind dafür immer auf die Zustimmung einer Frau angewiesen und in diesem Sinne auch von ihr abhängig.

Mit Schwangerschaft und Geburt verbindet sich für Frauen ein biologischer Vorsprung, auch rechtlich und sozial Mutter des geborenen Kindes zu sein. Dies gilt insbesondere für nicht verheiratete Mütter, die in der BRD bislang in jedem Fall ein alleiniges Sorgerecht für eigene Kinder innehatten und die auch in Zukunft einem gemeinsamen Sorgerecht mit dem Vater des Kindes zustimmen müssen.

Frauen sind nicht mehr verpflichtet, ein Kind auf jeden Fall im Kontext von Ehe und Familie oder familienähnlicher Lebensformen zu gebären und aufzuziehen. Auch wenn eine eigenständige Existenzsicherung für viele Frauen weiterhin äußerst schwierig ist, hat doch die zunehmende Integration in die Erwerbsarbeit in vielen Industrieländern die soziale Situation von Müttern verändert. Ihre Zwänge - oder auch Freiräume - , sich überdauernd an einen (Ehe-)Mann zu binden, haben sich reduziert. Zudem sind in begrenztem Maße Leistungen einer sozialstaatlichen Absicherung von Müttern und Kindern vorhanden und ihre rechtliche Situation - auch im Familienrecht - hat sich verbessert.

Gleichzeitig sind deutliche Tendenzen der sozialen Aufwertung des Lebens alleinerziehender Frauen und Kinder erkennbar. Nicht mit einem Mann zusammenlebende Frauen und Kinder sind nicht mehr per se sozial stigmatisiert. Viele Frauen betrachten deshalb ein Leben mit Kind(ern) und ohne dazugehörigen Vater auch als Chance für sich selbst. Wie die zunehmende Zahl von Stieffamilien oder vergleichbaren Lebensformen zeigt, sind (mehr oder minder langfristige) Liebesbeziehungen weiterhin möglich und üblich.

Es scheint, als ob diese Ausgangssituation in der Bundesrepublik ebenso wie in anderen Industrieländern einen intensiven Diskurs über die Neu- und Umgestaltung von Eltern-Kind-Beziehungen und insbesondere von Vater-Kind-Beziehungen in Gang gesetzt

hat. In ihm werden Interessen neu ausgehandelt, politikfähig aufbereitet und in Form moralischer Prinzipien, pädagogischer Grundsätze und rechtlicher Ansprüche durchzusetzen versucht. Interessen und Ideen durchdringen sich dabei gegenseitig, wie immer ist die Durchsetzung von Interessen begleitet von Ideologiebildungen, die diesen Interessen inhaltliche Begründung, Sinn und Legitimität verleihen.

Ich habe diesen Diskurs an anderer Stelle beschrieben (Stein-Hilbers 1994) und möchte ihn hier nur in Stichworten und mit einigen Schlaglichtern skizzieren:

- In der Bundesrepublik gibt es seit einigen Jahren eine neuartige Form von Vaterschaftsfeststellungsklagen. Immer öfter müssen sich Gerichte mit Anträgen genetischer Väter auf justizielle Feststellung - nicht Abwehr(!) - ihrer biologischen Vaterschaft befassen. Dies geschieht zum Teil gegen die ausdrücklichen Wünsche der Mutter, die Kläger berufen sich dabei auf ihr Persönlichkeitsrecht, das auch ein Vaterschaftsrecht und das Recht auf Bezeugung der Vaterschaft umfasse (Lakies 1989, 1990).
- Die alleinige Entscheidungsbefugnis von Frauen, einen legalen Schwangerschaftsabbruch vornehmen zu lassen, ist in den letzten Jahren vielfach in Frage gestellt worden. In Medienkampagnen ebenso wie in Entwürfen zum procedere von Beratung und Abbruch wurde die Beteiligung des Mannes und ein Mitspracherecht des potentiellen Vaters gefordert; auch gab es (vergebliche) Versuche von Männern, ihrer schwangeren Ehefrau oder Freundin den Abbruch durch eine zivilrechtliche Unterlassungsklage verbieten zu lassen. In der familienrechtlichen Literatur wurde breit diskutiert, ob und wie ein Mitspracherecht des potentiellen Vaters juristisch verankert werden könnte.
- Das historisch junge Phänomen der - manchmal gut situierten und mit ihren Kindern (und eventuell neuen Lebenspartnern) durchaus zufrieden lebenden - bewußt alleinerziehenden Frauen scheint tiefsitzende Ängste vor der Entbehrlichkeit des Vaters wachzurufen. Vielleicht erklärt sich auch daraus, daß vor allem männliche Pädagogen bis heute immer wieder die Schädlichkeit der Vaterabwesenheit im Hinblick auf die kognitive, moralische, emotionale und psychosexuelle Entwicklung von Kindern (Jungen) betonen (z. B. Fthenakis 1985, Bd 1, S. 325 ff). Indirekt wird

damit die Stigmatisierung der ja meistens aus Frauen und Kindern bestehenden Ein-Eltern-Familie weiterbefördert. Nicht soziale Randständigkeit, Armut und Isolation Alleinerziehender (Frauen) wurden und werden als Ursache kindlicher Verhaltensauffälligkeiten hypostasiert und auszugleichen versucht, sondern eben die Nichtehelichkeit, die Vaterabwesenheit, das die Theorien abweichenden Verhaltens lange Zeit beherrschende Konzept des 'broken home' und neuerdings auch die Scheidung. Nur langsam wird, parallel zu den Strukturveränderungen von Liebes-, Familien- und Ehebeziehungen, auch in der sozialwissenschaftlichen Auseinandersetzung eine Revision solcher Erklärungsmuster erkennbar (Niepel 1994), unter Einbeziehung der durchaus positiven Aspekte des Alleinerziehens (Gutschmidt 1993).

- Historisch neu ist sicherlich auch, daß sich Männer in Vätergruppen zusammenschließen, um ihre Rechte als Väter zu vertreten. Unterschiedliche Väter-Initiativen betonen seit Jahren - manchmal durchaus militant - ihre Ansprüche auf Zugang und Umgang mit ihren leiblichen Kindern, in Fällen nichtehelicher Vaterschaft ebenso wie nach Ehescheidungen. Sie formulieren diese - nachvollziehbar und begründet - für Kinder, mit denen sie zusammengelebt haben und zu denen enge Bindungen bestehen, aber auch für Kinder, die sie kaum kennen. Im Vordergrund ihrer Argumentationen stehen eigene Bedürfnisse und Interessen, aber auch die für Kinder formulierten Bedürfnisse und Rechte auf Kontakt zum leiblichen Vater. Angesprochen ist damit die Frage nach dem Stellenwert von biologischer versus sozialer Vaterschaft/Elternschaft für die Etablierung einer Eltern-Kind-Beziehung. Ist - unabhängig von der konkreten Lebenssituation des Kindes - der regelmäßige Umgang mit dem leiblichen Vater wichtig und ist das Faktum der genetischen Abstammung so hoch zu bewerten, daß es alle anderen Formen psychosozialer Elternschaft überdeckt und überdauert und sich daraus spezifische Ansprüche ableiten lassen? Diese Fragen sind bisher vor allem für Adoptiv- und Pflegekinder diskutiert und in den letzten Jahren eher zugunsten der sozialen Situation eines Kindes und gegen die Rechte biologischer Eltern entschieden worden.

- Im Falle einer Scheidung haben in den vergangenen Jahren immer mehr Väter das alleinige Sorgerecht beantragt. Vorwiegend handelt es sich dabei um gut qualifizierte Männer mit hohem Berufsstatus. Sie berufen sich auf die Rechtsposition „Gleichberechtigung" im Verhältnis zu Kindern und fordern die Gleichbehandlung mit Müttern in der gerichtlichen Rechtsanwendung - bislang allerdings nur mit begrenztem Erfolg, weil von Gerichten der tatsächlichen Betreuung und Versorgung eines Kindes und den daraus entstandenen Bindungen nach wie vor eine große Bedeutung beigemessen wird.
- Um die Ausweitung des gemeinsamen Sorgerechts nach einer Scheidung existieren seit Jahren heftigste sozialwissenschaftliche und familienrechtliche Debatten. Seine vehementen Verfechter haben darauf verwiesen, daß die einseitige Zuerkennung des Sorgerechts den nichtsorgeberechtigten Elternteil von der weiteren Mitverantwortung für ein Kind ausschlösse. Eine bei vielen Scheidungseltern ohnehin vorhandene Sie-ger-/ Besiegtenmentalität sowie das Gefühl des Nicht-mehr-Zuständigseins für Kin-der - und damit auch die väterlichen Kontaktabbrüche - würden dadurch befördert. Demgegenüber haben eher vorsichtige BefürworterInnen auf die hohen Anforderungen dieses Rechtsinstituts an die (oft zerstrittenen) Eltern verwiesen. Es setzt ein hohes Maß an Absprache und beständige Kommunikation voraus. Fast immer verbleibt auch nach einer elterlichen Trennung (und selbst bei gemeinsamem Sorgerecht) die reale Sorge für Kinder bei der Mutter. Das gemeinsame Sorgerecht eröffnet dem außerhalb lebenden Vater starke Einflußmöglichkeiten auf die Lebensführung von Mutter und Kind(ern), weil seine Zustimmung zu Wohnungsumzügen, Wohnortswechseln, Schulwechseln, Freizeit- und Urlaubsgestaltungen etc. einzuholen ist. Wenn Frauen Kinder von unterschiedlichen Männern haben - eine heute nicht mehr ungewöhnliche Lebensform -, wird gleich mehreren Männern Einfluß auf den Lebensalltag der mit den Kindern zusammenlebenden Mutter zugestanden. Dieser Streit ist nunmehr entschieden; das vom Bundesrat verabschiedete Kindschaftsrechtsreformgesetz (KindRG) tritt zum 1. 7. 1998 in Kraft und sieht bekanntermaßen die Beibehaltung der gemeinsamen elterlichen Sorge als Regelfall vor. Es bleibt dem persönlichen Interpretationsspielraum überlassen, ob man darin eher eine Stärkung von Kinder- oder

Vaterrechten erblicken will. Ich persönlich neige eher der letzteren Auffassung zu und würde mir ein gleichermaßen hohes Engagement von Vätern sehr wünschen, wenn es um die Verteilung der Zuständigkeiten für Kinder, den Abbbau der darauf beruhenden geschlechtshierarchischen Arbeitsteilungen, der ungerechten Verteilung von Chancen, Einkommen und Macht ginge: also nicht nur um Rechte, sondern auch um Pflichten (vgl. Salgo 1996).

5. Die Rahmennorm „Kindeswohl“

Das bundesrepublikanische Recht der Eltern-Kind-Beziehung hat sich zur Maxime gesetzt, Elterninteressen für grundsätzlich unbeachtlich zu halten bzw. sie nur von der Situation des Kindes her zu gewichten. Der in diesem Jahrhundert in die Rechtssprache des BGB eingeführte Terminus „Wohl des Kindes“ ist orientierender Begriff für die Ausübung der elterlichen Sorge und ausschließliche Richtschnur für Eingriffe, Entscheidungen und Verfahrensweisen. Er enthält die Verpflichtung „kindzentriert zu denken und jeden Gesichtspunkt, auch etwaige Elterninteressen, von der Situation des Kindes her zu bewerten“ (Coester 1983 , S. 218 f.).

6. Das neue deutsche Kindschaftsrecht (KindRG)

In der Bundesrepublik Deutschland wurde das Familienrecht novelliert; das neue Kindschaftsreformgesetz (KindRG) tritt zum 1.7.1998 in Kraft.
Einige wichtige Neuerungen des Gesetzes:

Nach einer Trennung oder Scheidung behalten, als Regelfall, beide Eltern das gemeinsame Sorgerecht. Wenn ein Elternteil nicht mit dieser Regelung einverstanden ist, muß er/sie vor dem Familiengericht die alleinige elterliche Sorge beantragen und diesen Antrag (mit dem Wohl des Kindes) begründen.

Der Umgang mit beiden Elternteilen gehört zum Kindeswohl (§ 1626 Abs. 3, S. 1 BGB). Eltern (Mütter) sind verpflichtet, diesen Umgang zu gestatten und zu fördern.

Zuwiderhandlungen werden mit Zwangsmaßnahmen geahndet. Das genetische Abstammungsverhältnis wird als so bedeutsam betrachtet, daß dem Kind, aber auch dem genetischen Vater, zukünftig eine isolierte Abstammungsfeststellungsmöglichkeit zuerkannt wird. Nicht miteinander verheiratete Eltern können gemeinsam eine gemeinsame elterliche Sorge für ein Kind beantragen (§ 1626 Abs. 1 Nr. 1 BGB). Auf Antrag des Vaters oder der Mutter kann auch dem nicht verheirateten Vater die alleinige Sorge übertragen werden. Nicht verheiratete Frauen können nicht mehr allein über die Freigabe eines Kindes zur Adoption entscheiden, notwendig ist vielmehr auch die Zustimmung des genetischen Vaters. Falls die Mutter des Kindes diesen nicht benennt, gilt als Vater, wer eine Vaterschaft glaubhaft machen kann (§ 1747 Abs. 1 BGB).

Das neue KindRG folgt dem in der Rechtsentwicklung zu beobachtenden Perspektiv-wechsel vom Recht der sorgeberechtigten Eltern hin zu einem eigenständigen Rech des Kindes. Der Kindeswohl-Gedanke wird als Absicherung kindlicher rechte gegen die Interessen der Eltern begriffen und betont den Gedanken eines kindlichen Anspruchs auf beide leiblichen Eltern. Damit werden durch dieses Gesetz auch die Beziehungen und Rechte von Müttern und Vätern zu einem leiblichen Kind neu beschrieben. Mit dem neuen Kindschaftsrecht sollte ein „Ausgleich zwischen Statusdenken, Matriarchat und Staatsintervention“ (Böhm 1992, S. 337) angestrebt werden. Das Kindschaftsrecht wurde „geschlechtsneutralisiert“. Unter der Prämisse des Kindeswohls wurden rechtliche Privilegien der Mütter abgebaurt; faktisch gestärkt wurde die Rechtsstellung des nichtehelichen Vaters ebenso wie die des geschiedenen ehelichen Vaters. Damit werden Lebensverhältnisse rechtlich egalitär verfaßt, die tatsächlich höchst unterschiedlich ausgestaltet sind. Die Geburt und die Erziehung eines Kindes betrifft nach wie vor das Leben von Frauen in völlig anderer Weise als das Leben von Männern. Fast immer bleibt auch nach einer elterlichen Trennung die Sorge für Kinder ungleich verteilt. Dies bringt mit sich, daß nahezu alle empirischen Untersuchungen zur Scheidungs- und Trennungsproblematik das ökonomisch-soziale Gefälle getrennt lebender Mütter und Väter nachweisen.

Wenn geschiedene/ getrennt lebende Frauen die sozialen, beruflichen und ökonomischen Konsequenzen des Kinder-Habens nahezu alleine tragen, ist eine quasi-automatische Gleichverteilung von Rechten im Verhältnis zum Kind zumindest problematisch. Ich habe bereits darauf hingewiesen, daß die Rechte des außerhalb lebenden Vaters zutiefst in das Leben der mit dem Kind zusammenlebenden Mutter eingreifen, weil er z. B. über Wohnungs- und Ortswechsel, Schulbesuche der Kinder, Ferien- und Freizeitgestaltungen etc. Mitbestimmt, und dies evtl. zugleich mit anderen Vätern von Kindern eben dieser Mutter.

Auch die in vielen Publikationen beschworene, nach Trennung und Scheidung weiterbestehende „Elternverantwortung“ kann nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, daß die tatsächliche Verantwortung von Vätern sich oftmals vor allem auf Freizeit- und Wochenendkontakte beschränkt. MitarbeiterInnen von Trennungs- und Scheidungsberatungsstellen berichten z. B. von großen Schwierigkeiten, getrennt lebende Väter auf einen festen Zuständigkeits-Tag in der Woche zu verpflichten. Als Strukturprinzip einer Verrechtlichung von Geschlechtsbeziehungen im Verhältnis zu Kindern dokumentiert das neue Kindschaftsrecht, daß eine Veränderung der realen Sorge für Kinder nicht angestrebt wird. Sie wird den Frauen verbleiben und ihnen weiterhin als eher „private“ Arbeit zugeschrieben. Wohl aber sind starke Tendenzen erkennbar, affektive Beziehungsangebote und -wünsche des leiblichen Vaters und daraus resulierende Eltern-Kind-Bindungen mit Sorge- und Umgangsrechten zu verbinden. Rechtlich belanglos bleibt damit, daß sich Frauen und Männer als getrennt lebende Eltern in einer grundsätzlich unterschiedlichen Situation befinden. Weibliche Arbeit für Kinder wird „unsichtbar“. Biologie und Gefühl - und weniger die Verpflichtung zur Übernahme der realen Sorge für ein Kind - bestimmen somit die Form, in der sich heute das Eltern-Kind-Verhältnis präsentiert und auch rechtlich kodiert worden ist.

Literaturverzeichnis

Balloff, Rainer / Walter, Eginhard: Alleinerziehung und gemeinsame elterliche Sorge nach Trennung und Scheidung, Berlin (Psychol. Inst. d. FU) 1990

Bertram, Hans / Hennig, Marina: Eltern und Kinder. Zeit, Werte und Beziehungen zu Kindern, in: Nauck, Bernhard/Bertram, Hans (Hrsg.): Kinder in Deutschland. Lebensverhältnisse von Kindern im Regionalvergleich, DJI: Familien-Survey 5, Opladen (Leske+Budrich) 1995, S. 91-120

Böhm, Reglindis: Gedanken zu einer Neuregelung des Kindschaftsrechts, in: Zeitschrift für Rechtspolitik 1992, 25, S. 334-337

Busch, Gabriele / Hess-Diebäcker, Doris / Stein-Hilbers, Marlene: Den Männern die Hälfte der Familie, den Frauen mehr Chancen im Beruf, Weinheim (DSV) 1995

Fein, Robert A.: Research on Fathering: Social Policy and an Emergent Perspective. In: The Journal of Social Issues 34, 1978, S. 72-91.

Fthenakis, Wassilios: Väter. Band 1: Zur Psychologie der Vater-Kind-Beziehung. Band 2: Zur Vater-Kind-Beziehung in verschiedenen Familienstrukturen. München (Urban & Schwarzenberg) 1985

Fthenakis, Wassilios F.: Kindliche Reaktionen auf Trennung und Scheidung, in: Familiendynamik 20, 2/1995, S. 127-154

Furstenberg, Frank F.: Die Entstehung des Verhaltensmusters 'sukzessive Ehen', in: Lüscher, K. u.a. (Hrsg.), a.a.O., 1988, S. 73-83

Furstenberg, Frank F. / Cherlin, Andrew J.: Geteilte Familien, Stuttgart (Klett-Cotta) 1993

Gesetzentwurf der Bundesregierung: Entwurf eines Gesetzes zur Reform des Kindschaftsrecht (Kindschaftsrechtsreformgesetz -KindRG), Bundesrat-Drucksache 180/96

Gutschmidt, Gunhild: Kinder in Einelternfamilien. Positive Aspekte einer Lebensform, in: Menne, K. u.a.(Hrsg.): Kinder im Scheidungskonflikt. Beratung von Kindern und Eltern bei Trennung und Scheidung, Weinheim (Juventa-Verlag) 1993, S. 299-305

Knijn, Trudie: Hat die Vaterschaft noch eine Zukunft? Eine theoretische Betrachtung zu veränderter Vaterschaft, in: Armbruster, Ch. u.a. (Hrsg.): Neue Horizonte. Sozialwissenschaftliche Forschung über Geschlechter und Geschlechterverhältnisse, Opladen (Leske+Budrich) 1994, S. 171-192

Krabbe, Heiner (Hrsg.): Scheidung ohne Richter. Neue Lösungen für Trennungskonflikte. Reinbek (rororo) 1992

Lakies, Thomas: Mehr Rechte für ledige Väter? in: Z f J 1989, S. 162-169

Lakies, Thomas: Umgang zwischen Vater und nichtehelichem Kind, in: Z R P 23, 6/1990, S. 229-238

Napp-Peters, Anneke: Scheidungsfamilien. Interaktionsmuster und kindliche Entwicklung, Frankfurt (Eigenverlag des Dt. Vereins f. öffentliche und private Fürsorge) 1988

Neugebauer, Erika: Alleinerziehende Mütter und Väter - Eine Analyse der Gesamtsituation, Schriftenreihe des BMJFFG, Bd. 219, Stuttgart 1989

Niepel, Gabriele: Alleinerziehende. Abschied von einem Klischee, Opladen (Leske + Budrich) 1994

Niesel, Renate: Erleben und Bewältigung elterlicher Konflikte durch Kinder, in: Familiendynamik 20, 2/1995, S. 154-170

Schmidt-Denter, Ulrich u.a.: Innerfamiliäre Entwicklungen nach Trennung und Scheidung. Ergebnisse der Kölner Längsschnittstudie, Report Pyschologie 20, 3/ 1995, S. 20-27

Salgo, Ludwig: Sind denn Kinder nichts anderes als Hausrat?, in: Frankfurter Rundschau v. 29. 4. 1996

Stein-Hilbers, M.: Die sogenannten "Neuen Väter". In: Widersprüche 40, 1991, S. 43-52.

Stein-Hilbers, Marlene: Biologie und Gefühl - Geschlechterbeziehungen im neuen Kindschaftsrecht, in: ZRP 26, 1993, S. 256-261

Stein-Hilbers, Marlene: Wem 'gehört' das Kind? Neue Familienstrukturen und veränderte Eltern-Kind-Beziehungen, Frankfurt (Campus) 1994

Stein-Hilbers, Marlene: Männer und Männlichkeiten in der neueren sozialwissenschaftlichen Diskussion, in: Psychologie & Gesellschaftskritik 3/4 1994, S. 67-80

Stein-Hilbers, Marlene: Gemeinsam, getrennt, geschieden und neu zusammengesetzt: Lebensformen und Familienkonflikte, in: Schilling, H. (Hrsg.): Wege aus dem Konflikt. Von Therapie bis Meditation: Professionelle Unterstützung von Kindern und Eltern bei Trennung und Scheidung, Mainz (Grünewald) 1996, S. 15-29

Vaskovivs, Laszlo u.a.: Lebenslage nichtehelicher Kinder (Zwischenbericht), Sozialwiss. Forschungsstelle d. Univ. Bamberg 1994

Angelika Wetterer

Integration und Marginalisierung. Das Verhältnis von Profession und Geschlecht am Beispiel von Ärztinnen und Juristinnen

Manuskript des Vortrages, den Angelika Wetterer am 27.04.1998 an der FernUniversität - Gesamthochschule in Hagen im Rahmen der Frauenvorträge gehalten hat. Die Verantwortung für den Inhalt liegt allein bei der Autorin.

© FernUniversität - Gesamthochschule in Hagen 1999

Inhaltsverzeichnis

Einleitung 3

1. Ärztinnen und Juristinnen: Auf den ersten Blick
   eine Erfolgsgeschichte ? 4

2. Die unterschiedliche Geschlechtszugehörigkeit einzelner Fachgebiete
   und Berufe - Horizontale Segregation oder „Versteck“ für informelle
   Hierarchieen ? 8

3. Ausschließende Einschließung - marginalisierende Integration:
Zur Geschichte der Ärztinnen und Juristinnen 14
   a) „Weibliche Ärztinnen für Frauen 15
   b) „Weibliche Juristen“ 19

4. Warum heute keineswegs „alles anders“ ist oder:
   Abschließende Bemerkungen zur geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung
   in den juristischen Berufen
   23

Literaturverzeichnis 28

Einleitung

Die Integration von Frauen in akademische Berufe, die Gleichstellung der Geschlechter in diesen hochqualifizierten und entsprechend vielfach privilegierten Berufen ist ein Problem, das die Öffentlichkeit, die Frauenbewegung und die immer noch mehrheitlich männlichen Vertreter der entsprechenden Berufsgruppen seit mehr als 100 Jahren beschäftigt. Am Ende des letzten Jahrhunderts, als die Debatte begann, war es die Öffnung der Universitäten und akademischen Berufe für Frauen, über die heftig gestritten wurde und die insbesondere im Bürgertum für beträchtliche Unruhe sorgte. Wissenschaftliche Erörterungen, Streitschriften und Pamphlete entstanden; erste Meinungsumfragen wurden durchgeführt und in der Presse veröffentlicht; und während die Frauenbewegung zahlreiche Petitionen an Reichs- und Länderregierungen schickte, die für eine Öffnung der Universitäten plädierten, waren sich die Berufsverbände der Ärzte, Gymnasiallehrer oder Juristen mit großer Mehrheit darin einig, daß Frauen zum Studieren völlig ungeeignet seien und Wissenschaft wie akademische Berufe durch sie nur Schaden erleiden könnten. [1]

Macht man einen großen Zeitsprung in die Gegenwart, so fällt nicht nur auf, daß das mit der mangelnden Eignung heute jedenfalls öffentlich niemand mehr sagt. In manchen Diskussionsbeiträgen aus der jüngsten Zeit kann man sogar den Eindruck gewinnen, daß sich das Problem in der Zwischenzeit in sein genaues Gegenteil verkehrt hat – wodurch den akademischen Berufen nun allerdings neuer Schaden droht. Mitte der 80er Jahre wandte sich der damalige OLG-Präsident Wassermann mit der Sorge an seine Kollegen, der Beruf des Richters könnte aufgrund der streng formalen Qualifikationskriterien, die hier den Zugang regeln, über kurz oder lang zum reinen Frauenberuf werden und das sei wegen der allenfalls begrenzten Einsatzfähigkeit der Frauen so bedenklich, daß man die Eingangsqualifikation senken und sogar so etwas wie eine Männerquote einführen sollte (Niederschrift 1986). Und Mitte der 90er Jahre war es der Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für Psychologie, der sich Sorgen machte, weil er befürchtete, der überproportional hohe Frauenanteil in seinem Fach könne in absehbarer Zukunft dazu

[1] Zu den Anfängen des Frauenstudiums sowie zu den auch nach der Öffnung der Universitäten keineswegs gelösten Problemen des Zugangs von Frauen zu den akademischen Berufen vgl. im Überblick: Albisetti 1985; Burchardt 1993; Glaser 1996a & 1996b; Huerkamp 1988 & 1996; Mertens 1989; Stephenson 1990; sowie im internationalen Vergleich: Costas 1992.

führen, daß die Psychologen beträchtliche Einbußen an Position und Status, an Einkommensmöglichkeiten und Prestige in Kauf nehmen müßten (Baumann 1995).
Das Problem mit den Frauen und ihrer Integration in hochqualifizierte Berufe scheint also für manche Fachbereiche und Berufsgruppen nicht mehr darin zu bestehen, daß es keine oder zu wenige Frauen gibt. Und die Besorgnis der Fach- und Berufsvertreter gilt entsprechend nicht mehr einigen Ausnahmefrauen, die allein „als Frauen" Ansehen und Selbstverständnis der akademischen Disziplinen und Professionen untergraben könnten. Das Problem scheint zumindest in den genannten Fällen heute darin zu bestehen, daß es einfach zu viele qualifizierte Frauen gibt oder: daß zu viele Studentinnen ihr Studium sehr erfolgreich abschließen. Aus der Perspektive der Frauenbewegung könnte man das auch als Indikator dafür nehmen, daß die Integration der Frauen in akademische Berufe und die Gleichstellung der Geschlechter im Studium – jedenfalls in bestimmten Fachgebieten – durchaus als Erfolgsgeschichte zu lesen ist.

1. Ärztinnen und Juristinnen: Auf den ersten Blick eine Erfolgsgeschichte?

Recht handfeste Hinweise auf eine derartige Erfolgsgeschichte gibt es auch in den zwei Fach- und Berufsbereichen, auf die ich mich im Folgenden konzentrieren werde, bei den Medizinern und Juristen. Beide Disziplinen gehören zu den klassischen, zu den traditionsreichen akademischen Professionen. Beide können (oder müssen) auf eine Geschichte zurückblicken, die anfangs durch einen besonders hartnäckigen und expliziten Widerstand gegen die Zulassung von Frauen gekennzeichnet war und nach dessen Scheitern durch eine Vielzahl direkter und indirekter Ausschlußverfahren, die zumindest den „harten Kern" der Profession wie der Disziplin als Männerdomäne bewahrten.
Beide sind jedoch, dessen ungeachtet, in der Nachkriegszeit und vor allem seit der Bildungsexpansion der 60er und 70er Jahre sukzessive von den Frauen „erobert" worden.[2]

[2] Zur Geschichte der vielfach behinderten Integration von Frauen in die Ärzteschaft vgl. Albisetti 1982; Brinkschulte 1993; Hoesch 1995; Huerkamp 1991 & 1996, 229-273; Geyer-Kordesch 1987; Ziegler 1993. Über die Geschichte der Juristinnen, die mit weit größeren Hindernissen konfrontiert wurden als die Ärztinnen, informieren: Bajohr/Bajohr 1980; Böge 1992 & 1995; Boehm 1986; Costas 1995; Deutscher Juristinnenbund 1989; Huerkamp 1996, 274-300; Kohleiss 1988. – Auch zur gegenwärtigen Lage von Juristinnen und Ärztinnen liegen inzwischen erste empirische Untersuchungen vor. Für die Ärztinnen sind hier vor allem zu nennen: Mesletzky 1995 & 1996; Schmitt 1994; Seemann 1997. Für die Juristinnen vgl. insbesondere: Böge 1994; Hassels/Hommerich 1993; Hommerich 1988; Schulz 1990.

In der Humanmedizin lag der Frauenanteil bei den Studienanfängern im Wintersemester 1996/7 bei 52,3%, und von denjenigen, die ihr Studium mit dem 1. Medizinischen Staatsexamen abschlossen, waren 1996 immerhin 45,3% Frauen. Bei den Jurastudierenden sah es zur gleichen Zeit nur wenig anders aus. Hier machten die Frauen im Wintersemester 1996/7 49,2% der Studienanfänger aus und das 1. Juristische Staatsexamen bestanden 1996 zu 43,7% Frauen.[3] Weitere Hinweise auf den Erfolg der Frauen ergeben sich, wenn man in beiden Fächern die nächste Qualifizierungsstufe ins Auge faßt, die Phase der praktischen Berufsausbildung, die bei den Juristen mit dem Referendariat beginnt und mit dem 2. Juristischen Staatsexamen abgeschlossen wird, bei den Ärztinnen und Ärzten die Zeit als Ärztin im Praktikum umfaßt und ihren Abschluß in der Erteilung der Approbation für Humanmedizin findet. Das 2. Juristische Staatsexamen bestanden 1996 zu 42,4% Frauen; und unter denjenigen, denen die ärztliche Approbation erteilt wurde, lag der Frauenanteil im selben Jahr bei genau 46,0%.

Wenn man sich im nächsten Schritt dem Berufsbereich zuwendet, sind die Zahlen zwar nicht mehr ganz so eindrucksvoll. Doch sobald man sich hier ausschließlich auf die jüngeren Jahrgänge konzentriert und - zugegebenermaßen etwas eklektizistisch - einzelne juristische Berufe oder ärztliche Tätigkeitsbereiche herauspickt, ließe sich die Erfolgsgeschichte durchaus weitererzählen. Nimmt man zunächst die Ärztinnen, so könnte man zwar etwas ernüchtert feststellen, daß sie 1996 in der Fachärzteschaft nur insgesamt 31,1% ausmachten. Aber das Bild verschiebt sich erheblich, wenn man allein die Ärztinnen berücksichtigt, die 1996 bis zu 34 Jahre alt waren: Bei dieser Altersgruppe nämlich lag der Frauenanteil in der Fachärzteschaft vor zwei Jahren bei insgesamt 44,8%; und bei dieser Altersgruppe finden sich sogar vier Facharztgebiete, in denen der Frauenanteil inzwischen

[3] Die hier und im Folgenden aufgeführten Zahlen stammen – sofern nicht anders angegeben – aus den folgenden Quellen: Studienanfänger: Statistisches Bundesamt, Fachserie 11, Reihe 4.1., Studenten an Hochschulen, WS 96/97, S. 75 und S. 78; Studienabsolventen: Statistisches Bundesamt, Fachserie 11, Reihe 4.2., Prüfungen an Hochschulen, 1996, S. 16; 2. Juristische Staatsprüfung: Bundesministerium für Justiz, Prüfungsstatistik 1996; Approbation in Humanmedizin: Statistisches Bundesamt, Fachserie 12, Reihe 5, Berufe des Gesundheitswesen, 1996, S. 32;
Frauenanteile in der Ärzte- und Fachärzteschaft: Statistik der Bundesärztekammer 1963, 1993, 1996
Frauenanteile und Beförderungsquoten in Richterschaft und Staatsanwaltschaft insgesamt: Bundesministerium der Justiz, Richterstatistik zum 1.1.1993;
Frauenanteile an Amts-, Land- und Oberlandesgerichten 1977: Hassels/Hommerich 1993b, Tab. 13;
Frauenanteile an Amts-, Land- und Oberlandesgerichten 1991: Bundesministerium der Justiz, Personalstatistik, Personal bei den Gerichten (vorläufige Berechnungen);
Frauenanteile in der Krankenhausärzteschaft 1963: Deutsches Ärzteblatt, 49/5.12.1964, S. 2605;

die 50%-Marge überschritten hatte, nämlich die Gynäkologie, die Nervenheilkunde, die Kinderheilkunde sowie die Haut- und Geschlechtskrankheiten.

Bei den Juristinnen sind es vor allem die sogenannten Justizjuristinnen, also Richterinnen und Staatsanwältinnen, die einen – je nach Perspektive - in freudiges Erstaunen oder bedenkliches Stirnrunzeln versetzen können. Zwar waren 1993 insgesamt nur 23,6% aller Richter Frauen. Doch in der jüngsten Altersgruppe der damals 27 bis 31jährigen schnellte der Frauenanteil auf 59,4% in die Höhe. Und in der Staatsanwaltschaft sah es vor 5 Jahren sogar noch besser – oder „schlimmer" aus. Während hier der Frauenanteil 1993 bei insgesamt 25,9% lag, lag er in der jüngsten Altersgruppe bei 64,0% ! Die Sorge des ehemaligen OLG-Präsidenten Wassermann, Richterschaft und Staatsanwaltschaft könnten über kurz oder lang ganz in Frauenhand fallen, ist also nicht völlig unberechtigt.

Leider haben jedoch auch die Vertreterinnen der Frauenbewegung und der Frauen- und Geschlechterforschung nach wie vor Anlaß dazu, sich aus genau entgegengesetzten Gründen Sorgen zu machen und auf die erstaunliche Überlebensfähigkeit geschlechtshierarchischer Verteilungsmuster hinzuweisen. Auch in den ärztlichen und juristischen Berufsbereichen gibt es nach wie vor geschlechtsspezifische Disparitäten und Asymmetrien, die die zuvor belegte Erfolgsgeschichte deutlich relativieren und die sich selbst durch altersspezifische Differenzierungen und die auf sie gegründete Hoffnung, die verblieben Probleme würden sich mit dem allmählichen „Nachwachsen" der jüngeren Generation quasi von selbst erledigen, nicht so einfach auflösen lassen.

Es gibt - das wissen alle, die sich mit dem Thema „Profession und Geschlecht" etwas eingehender befaßt haben - zwei Wege, die in der Regel unweigerlich zum „Erfolg" führen, wenn man nach empirischen Anhaltspunkten für die Veränderungsresistenz geschlechtshierarchischer Verteilungsmuster fragt. Man kann sich erstens die Personalstruktur im Universitätsbereich anschauen. Und man kann sein Augenmerk zweitens auf die Berufsbereiche richten, in denen es eine formale Hierarchie der Positionen und ein formal vorgezeichnetes Laufbahn- oder Karrieremuster gibt. Beide Suchstrategien fördern auch für die Ärzte- und Juristenschaft Datenmaterial zu Tage, das kaum als Beleg für eine Erfolgsgeschichte der Frauen taugt. Die Professorenstellen sind in beiden Fächern – bei den Juristen mehr noch als bei den Medizinern – nach wie vor fast ausschließlich mit Männern

---

Frauenanteile in der Krankenhausärzteschaft 1993, 1996: Statistisches Bundesamt, Fachserie 12, Reihe 5,

besetzt, Erfolge der Frauen sind hier allenfalls im Mittelbau zu verzeichnen.[4] Und auch für den außeruniversitären Berufsbereich gilt durchweg, daß die formale Hierarchie der Positionen und Laufbahnstufen auf der einen, die Geschlechterhierarchie auf der anderen Seite in schönstem Einklang miteinander stehen.

In der Ärzteschaft betrifft dies vor allem die Krankenhausärzte. In den mehr als 30 Jahren zwischen 1963 und 1996 ist der Frauenanteil bei den im Krankenhaus beschäftigten Ärzten zwar insgesamt von 16,1% auf 35,8% angestiegen. Im gleichen Zeitraum veränderte sich demgegenüber aber der Frauenanteil bei den leitenden Ärzten nur von 2,0% auf 8,2%.[5]

Bei den Juristen liegen entsprechende Zahlen nur für die Justizjuristen vor, die man in Hinblick auf Beförderungsquoten, Besoldungsgruppen und die formale Hierarchie der Gerichte aufschlüsseln kann. An den Amts- und Landgerichten vergrößerte sich der Anteil der Frauen in der Richterschaft zwischen 1977 und 1991 von 12,1% (Amtsgerichte) bzw. 12,5% (Landgerichte) auf 19,9% bzw. 21,0%, während er im gleichen Zeitraum an den Oberlandesgerichten von 5,9% auf 11,7% stieg. Und an der Spitze der Hierarchie, unter den Vorsitzenden Richtern und Präsidenten der Oberlandesgerichte, finden wir für 1977 einen Frauenanteil von verschwindenden 1,5%, der bis zum Jahre 1991 auf immerhin 6,2% angestiegen ist. Nimmt man hinzu, daß die Beförderungsquote deutliche Unterschiede nach Geschlecht aufweist – für Richter lag sie 1993 bei 41,6%, bei ihren Kolleginnen hingegen nur bei 15,3% - , so kann man sich leicht ausmalen, daß diese erheblichen Disparitäten auch in der Zukunft nicht einfach verschwinden werden.

Die Frauen werden zwar inzwischen in erstaunlich großer Zahl Richterin oder Staatsanwältin, aber sie verharren auch überdurchschnittlich häufig und/oder lange auf der untersten Hierarchiestufe. Und im Übrigen ist es keineswegs zufällig, daß wir es bei diesen beiden

---

Berufe im Gesundheitswesen, 1993, S. 20/22, S. 20/22

[4] Im Jahr 1995 betrug der Frauenanteil bei den Juraprofessoren 4,6%; bei den Medizinprofessoren machten die Frauen 5,8% aus. Nimmt man - zum Vergleich - alle Fachbereiche zusammen, so stellten die Frauen an den Universitäten im selben Jahr 6,9% der Professorenschaft (Statistisches Bundesamt, Fachserie 11, Reihe 4.4., Wissenschaftliches Personal an Hochschulen, 1995, S. 80).

[5] Der Genauigkeit halber sei dem hinzugefügt, daß diese 8,2% unter anderem darauf zurückzuführen sind, daß die Statistik der Gesundheitsberufe für 1996 alte und neue Bundesländer zusammenfaßt, was den Frauenanteil in der Ärzteschaft durchweg erhöht. Drei Jahre früher, für 1993, weist dieselbe Statistik für die alten Bundesländer bei den Ober- und Chefärzten nur einen Frauenanteil von 5,2% aus. – Zur Frauenbeteiligung in die Ärzteschaft der DDR, die 1989 bei insgesamt 53% lag und damit weit größer war als in der (alten) BRD, vgl. Stein 1994, vor allem 230ff; zusammenfassend zum Ost-West-Vergleich für das Jahr 1989: Stein/Wetterer 1994, 249f.

einzigen juristischen Berufen, die zumindest in den unteren Rängen von einer sukzessiven Feminisierung bedroht scheinen, mit solchen zu tun haben, die im öffentlichen Dienst angesiedelt sind – in einem Bereich also, in dem Frauen durchweg größere Chancen auf eine qualifikationsadäquate Beschäftigung haben als anderswo; in einem Bereich aber auch, der heute in einer professionsinternen Prestigeskala der juristischen Berufe eher im unteren Feld rangieren dürfte (vgl. dazu ausführlicher: Böge 1994 & 1995; sowie unten Abschnitt 4).

Mit dieser letzten Bemerkung ist ein Problemkomplex angesprochen, der zwar empirisch nicht ganz so leicht dingfest zu machen ist wie die formale Hierarchie der Positionen und Gerichte, der jedoch in theoretischer Hinsicht um vieles interessanter ist als die Analyse der immer gleichen pyramidenförmigen Verteilungsmuster, bei denen der Frauenanteil mit schöner Regelmäßigkeit sinkt, wenn es die Sprossenleiter hinaufgeht – und umgekehrt. Ich werde mich deshalb im Folgenden auf das komplexere Problem der Bedeutung informeller Hierarchien für die Integration von Frauen in hochqualifizierte Berufe konzentrieren, und ich tue dies auch und vor allem deshalb, weil gerade diese informellen und nicht auf den ersten Blick zu erkennenden Hierarchien für die Reproduktion des Geschlechterverhältnisses im Berufsbereich immer wichtiger geworden sind, ja inzwischen für die Reproduktion und Legitimation der Geschlechterhierarchie womöglich sogar wichtiger sind als die ziemlich mühelos zu durchschauenden Pyramiden (vgl. dazu bereits: Wetterer 1993, 89ff; 1994; 1995, 17ff).

2. Die unterschiedliche Geschlechtszugehörigkeit einzelner Fachgebiete und Berufe - Horizontale Segregation oder „Versteck“ für informelle Hierarchien?

Geschlechtsspezifische Unterschiede in den Tätigkeitsschwerpunkten von Ärztinnen und Ärzten, Juristinnen und Juristen, in bzw. hinter denen eine informelle Hierarchie der Geschlechter versteckt sein könnte, finden wir in zwei Formen, die sich – trotz aller Verschiedenheit im einzelnen – darin gleichen, daß beide auf den ersten Blick nichts anderes zu sein scheinen als die Folge unterschiedlicher Präferenzen, Vorlieben oder Fähigkeiten von Frauen und Männern. Es gibt zum einen deutliche Unterschiede in der „Wahl“ bestimmter Fachgebiete innerhalb eines Berufes, und es gibt zum anderen, das gilt

vor allem für die Juristen, deutliche Unterschiede hinsichtlich der Präsenz der Geschlechter in den unterschiedlichen qualifiktionsadäquaten Berufen.

So sind Fachärztinnen seit vielen Jahrzehnten überproportional häufig in der Anästhesiologie, der Psychiatrie, der Augen- oder der Kinderheilkunde anzutreffen, während Chirurgie, Orthopädie und Urologie bis heute weitgehend reine Männerdomänen geblieben sind. So spezialisieren sich Rechtsanwältinnen als Fachanwältinnen eher auf das Sozial- und Arbeitsrecht, während ihre Kollegen dem Finanz- und Verwaltungsrecht den Vorzug geben. Und so arbeiten Richterinnen und Staatsanwältinnen überproportional häufig an Arbeits- und Sozialgerichten, während Richter und Staatsanwälte an den Finanz- und Verfassungsgerichten immer noch weitgehend unter sich sind. Hinzu kommt, daß Juristinnen heutzutage – anders als früher - weit häufiger Ríchterin oder Staatsanwältin werden als Rechtsanwältin oder gar – die Männerdomäne unter den juristischen Berufen in den alten Bundesländern – Notar.[6]

In den neuen Bundesländern sah das aufschlußreicherweise vor der „Wende“ in Teilbereichen völlig anders aus. In der DDR betrug der Frauenanteil bei den Notaren im Jahr 1989 stattliche 62,7%,[7] und auch die „männlichen“ und „weiblichen“ Facharztgebiete stellten die bei uns dominierende Geschlechterordnung verschiedentlich völlig auf den Kopf (vgl. Stein 1994; Stein/Wetterer 1994). Das bringt nicht nur einige Schwierigkeiten mit sich, wenn man mit neueren Zahlen und Statistiken arbeitet, die auf die Unterscheidung von alten und neuen Bundesländern verzichten. Die Unterschiede in der Geschlechterordnung „hüben“

[6] Neben den bereits in Fußnote 3 angeführten Arbeiten, die sich jeweils auch mit den unterschiedlichen Spezialisierungen von Frauen und Männern in der Ärzte- bzw. Juristenschaft befassen, lassen diese sich rekonstruieren anhand der jährlichen Mitglieder-Statistiken der Bundesärztekammer, der Bundesrechtsanwaltskammer und der Bundesnotarkammer sowie anhand der ebenfalls jährlich erstellten Richterstatistik der Bundesjustizministeriums und der Statistik der Berufe im Gesundheitswesen, die das Statistische Bundesamt als Fachserie 12, Reihe 5, herausgibt. Für den Zeitraum von 1963 bis 1993 (sowie bereichsweise bis 1996) sind alle einschlägigen Statistiken zur Frauenbeteiligung in Ärzte- und Juristenschaft außerdem zusammengefaßt in einer (noch unveröffentlichten) Tabellensammlung (vgl. Kuß/Wetterer 1996, 1998).

[7] In der Bundesrepublik erreichte der Frauenanteil bei den (Nur-)Notaren am 1.1.1990 nur magere 2,2 Prozent und ist bis zum 1.1.1997 auf 3,9 Prozent angestiegen (Statistik der Bundesnotarkammer 1990, 1997), während er in den neuen Bundesländern inzwischen auf 46,8 Prozent gesunken ist (ebda. 1997). – Die extremen Unterschiede zwischen BRD und DDR bzw. dann zwischen alten und neuen Bundesländern hinsichtlich der Frauenbeteiligung im Notarberuf spiegeln die unterschiedliche Bedeutung der Notare in beiden Gesellschaftssystemen wieder. In der BRD waren und sind die Notare hochspezialisierte Experten, die bei der Transferierung von Privat- und Firmenvermögen, bei Verträgen und z.T. bei der Konkursabwicklung eine zentrale (und hochbezahlte) Rolle spielen. In der DDR hingegen gab es weder Privateigentum an Grund und Boden noch an Produktionsmitteln und die Notare waren entsprechend recht unbedeutend – konnte

und „drüben“, die unterschiedliche Geschlechtszugehörigkeit einzelner Fachgebiete und Berufe in unterschiedlichen gesellschaftlichen Kontexten sollte(n) auch zur Vorsicht mahnen und dazu auffordern, deren Erklärung nicht vorschnell auf der Ebene geschlechtsspezifischer Unterschiede zu lokalisieren, die schon da waren, bevor die je verschiedenen Spezialisierungen von Frauen und Männern überhaupt einsetzten.

Diese Vorsicht ist in der Berufs- und Hochschulforschung, in der Arbeitsmarktforschung, aber auch in Teilen der Frauenforschung leider nicht durchweg selbstverständlich, und das hängt unter anderem damit zusammen, daß sogar Soziologinnen und Soziologen dazu neigen, unverzüglich ihr Alltagsverständnis zu Rate zu ziehen, wenn die Frage nach den sogenannten geschlechtsspezifischen Unterschieden, ihrer Bedeutung und ihren Grenzen auf der Tagesordnung steht. Aus der Perspektive alltagsweltlicher Deutungsmuster scheint nicht nur selbstverständlich zu sein, daß die Geschlechter verschieden sind, sondern auch, daß diese Verschiedenheit im Berufsbereich gerade dort zum Tragen kommt, wo auf der Grundlage gleicher qualifikatorischer Voraussetzungen eine Entscheidung darüber zu treffen ist, welchen Arbeitsschwerpunkt man oder frau zu dem seinen oder ihren machen will. Da formal nichts und niemand die Medizinerinnen darin hindert, Orthopädin oder Radiologin zu werden, wird die Tatsache, daß Frauen dort eine Seltenheit, dafür aber in der Kinderheilkunde besonders häufig anzutreffen sind, wohl darauf zurückzuführen sein, daß sie lieber mit Kindern umgehen als mit Röntgen- und Laserstrahlen oder Knie-und Hüftgelenken.

Ein Deutungsmuster, das derart mit Analogien zwischen den Arbeitsinhalten auf der einen, vorgängigen geschlechtsspezifischen Unterschieden und stereotypen Geschlechterbildern auf der anderen Seite operiert, ist zwar nicht mehr ganz so leicht durchzuhalten, wenn man die Frauendomäne der Augenheilkunde ins Visier nimmt. Und bei den Röntgenassistentinnen landet man damit sogar unversehens in der Sackgasse. Aber dessen ungeachtet findet sich dieses Deutungsmuster in vermittelter Form auch in sozialwissenschaftlichen Erklärungsansätzen wieder. Ich will hier gar nicht das inzwischen vielgeprügelte „weibliche Arbeitsvermögen“ noch einmal aus der Schublade ziehen (dazu zusammenfassend: Gildemeister/Wetterer 1992, 217ff). Ich möchte mich vielmehr mit der Frage befassen, welche stillschweigenden Voraussetzungen und welche Implikationen es

man(n) diesen Beruf also getrost den Frauen überlassen (vgl. Stein 1994, 214 ff.; Stein/Wetterer 1994 251,

hat, daß die zwei Formen einer professionsinternen Arbeitsteilung, die zuvor thematisiert wurden, in sozialwissenschaftlichen Ansätzen häufig mit dem Adjektiv „horizontal“ versehen und von „vertikalen“ Spielarten der Arbeitsteilung unterschieden werden.

Wir kennen in der Soziologie neben der vertikalen die horizontale geschlechtsspezifische Segregation des Arbeitsmarktes (zusammenfassend: Maier 1990); und wir kennen neben den vertikalen die horizontalen Strategien und Verfahren sozialer Schließung, die unter anderem zur geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung innerhalb eines Berufes oder zwischen verschiedenen, in etwa gleichrangigen Berufen führen. Bezogen auf den Arbeits- und Berufsbereich soll das Adjektiv „horizontal“ dabei durchweg auf arbeitsinhaltliche Unterschiede aufmerksam machen, die nicht mit hierarchischen Differenzierungen verbunden sind. Es geht um die Unterscheidung von Gleichen, die Verschiedenes tun, und Kreckel hat die horizontale Dimension sozialer Schließung zu Beginn der 80er Jahre ausdrücklich deshalb in die Theorien sozialer Schließung eingeführt, weil auf diese Weise Prozesse der Aufteilung und Abgrenzung eines Arbeitsfeldes zwischen verschiedenen Berufen oder Teilen eines Berufes in die Analyse einbezogen werden können, die sich hinsichtlich ihrer Wissensbestände und Tätigkeitsschwerpunkte voneinander unterscheiden, ohne in einer formal-hierarchischen Beziehung zueinander zu stehen (Kreckel 1980, 1983; sowie daran anschließend: Witz 1988; 1992).

Das ist für viele Berufsbereiche außerordentlich fruchtbar und weiterführend, etwa wenn man die Prozesse der Berufskonstruktion untersuchen will, die zur Abgrenzung des Arztberufes von dem des Zahnarztes oder Apothekers geführt haben. Sie sind in der Tat höchst verschieden von denjenigen verlaufen, die der Arbeitsteilung zwischen den Ärzten auf der einen, den Krankenschwesten, Hebammen oder Laborantinnnen auf der anderen Seite vorausgingen und die - jeder für sich - ein Musterbeispiel für vertikale Prozesse der Ausschließung und der Subordination darstellen (dazu am Beispiel Englands: Witz 1992; Wetterer 1993, 59-82). Hier kommen vor allem die Stärken der Theorien sozialer Schließung zum Tragen, von denen ich drei hier explizit nennen möchte (dazu auch: Cyba 1993, 1995).

Sie stellen - erstens - den Prozeß der Herstellung sozialer Ungleichheit in den Mittelpunkt und nicht das fertige Ergebnis. Sie beziehen diesen Prozeß – zweitens - auf die Interessen

260f.).

und Ressourcen sozialer Gruppen oder kollektiver Akteure, die um Macht und Einfluß, um Einkommenschancen und Statusvorteile miteinander konkurrieren. Und sie lassen deshalb – drittens - die Entstehung von Berufen und deren Grenzen als sozialen Konstruktionsprozeß erkennbar werden und nicht als Folge von Grenzziehungen, die sich aus der „Natur der Sache“ rsp. der Arbeit oder des Wissens mehr oder weniger von selbst ergeben haben. Kurz, soziale Strukturen und Prozesse der Strukturbildung werden hier in einem handlungstheoretischen Zugang zusammengedacht, der auch für konstruktivistische geschlechtersoziologische Konzepte anschlußfähig sein könnte - wenn da nicht das Problem wäre, daß selbst die Vertreterinnen und Vertreter der Theorien sozialer Schließung dazu neigen, eher ihrem Alltagsverständnis als ihrem soziologischen Sachverstand zu folgen, sobald die Kategorie Geschlecht involviert ist.

Die zuvor aufgeführten Vorzüge der Theorien sozialer Schließung jedenfalls drohen zu verschwinden, wenn man die Formen der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern, die wir innerhalb der Ärzte- und Juristenschaft beobachten können, einer horizontalen geschlechtsspezifischen Abgrenzung zuordnet. Diese Zuordnung ist nämlich mit drei Schwierigkeiten behaftet, die den zu erklärenden Sachverhalt eher verdunkeln als erhellen. Zwei dieser Schwierigkeiten hängen mit dem Wörtchen „horizontal“ zusammen, eine weitere ergibt sich aus der Verwendung des soziologisch eigentlich recht nichtssagenden Wortes „geschlechtsspezifisch“, und alle drei sind schließlich insofern auf das Engste miteinander verbunden, als sie alle die Folge einer Vorentscheidung sind, die bereits getroffen ist, bevor die Analyse begonnen hat: der Vorentscheidung, daß die Geschlechter verschieden sind, bevor sie sich an die Arbeit machen (zur Kritik des Terminus „geschlechtsspezifisch“ vgl. zuerst: Hirschauer 1994).

Wenn man die Tatsache, daß sich Ärztinnen eher auf die Anästhesie und Ärzte häufiger auf die Chirurgie spezialisieren oder daß Juristinnen eher Richterin als Notar werden, den horizontalen Prozessen der Abgrenzung und Arbeitsteilung zuordnet, so mag das zwar insofern zutreffend sein, als beide Geschlechter hier in dem Maße gleich sind, in dem sie formal über die gleiche Ausbildung und damit Zugangsberechtigung verfügen. Prima vista tun sie – als gleich Qualifizierte – eben einfach Verschiedenes. Aber in der angenommenen „Horizontale“ verschwinden erstens alle Unterschiede zwischen Anästhesistinnen und Chirurgen, Kinderärztinnen und Othopäden, Staatsanwältinnen und Notaren, die nicht

primär arbeitsinhaltlicher Art sind. Es verschwinden zweitens und insbesondere all die Unterschiede, die auf eine mögliche informelle Hierarchie zwischen den „weiblichen“ und „männlichen“ Arbeitsschwerpunkten aufmerksam machen könnten. Und es bleibt deshalb drittens als Erklärung der zu beobachtenden Unterschiede zwischen den Geschlechtern kaum anderes übrig als die schon eingangs erwähnte Annahme, Frauen und Männer würden - beispielsweise qua Sozialisation – immer schon unterschiedliche Prioritäten, Interessen und Fähigkeiten mitbringen und sich deshalb auch für unterschiedliche Berufe oder Spezialgebiete innerhalb ihres Faches entscheiden.

Was mich angesichts dieser „Erklärung“ mit einem gewissen Unbehagen erfüllt, ist nicht so sehr ihre Nähe zu, ja Übereinstimmung mit alltagsweltlichen Deutungsmustern. Was mich irritiert, ist vielmehr, daß diese „Erklärung“ letztlich zirkulär ist. Die sogenannten geschlechtsspezifischen Unterschiede auf der Ebene der beruflichen Arbeitsteilung werden auf eine vorgängige Differenz der Geschlechter zurückgeführt und auf diese Weise eigentlich weniger erklärt als: bekräftigt, betont und wichtig gemacht. Etwas zugespitzt könnte man auch sagen: Die Differenz der Geschlechter erklärt sich hier gewissermaßen selbst. Und sie kann sich selbst erklären, weil sie sich – da kommt dann doch wieder das Alltagsverständnis zum Vorschein – immer schon „von selbst versteht“, weil alle „wissen“ und jede/-r davon überzeugt ist, daß es sie „eben einfach gibt“.

Bei diesem argumentativen Zirkelschluß bleibt eine Überlegung auf der Strecke, die den Zugang zu einer nicht-zirkulären Erklärung der professionsinternen geschlechterdifferenzierenden Arbeitsteilung liefern könnte und die gerade die Theorien sozialer Schließung überall dort in Rechnung stellen, wo es um die Erklärung von Unterschieden zwischen verschiedenen sozialen Gruppen geht, die nichts mit der Geschlechtszugehörigkeit der beteiligten Akteure zu tun haben: die Überlegung nämlich, daß diese Unterschiede nicht so sehr die Voraussetzung, als vielmehr die Folge und das Ergebnis von Prozessen sozialer Schließung sind.

Würde man diese Überlegung auch im Zuge einer rekonstruierenden Analyse der innerprofessionellen Arbeitsteilung zwischen Juristinnen und Juristen, Ärztinnen und Ärzten ernsthaft in Erwägung ziehen, so hätte das weitreichende Konsequenzen. Dann hätten wir es nämlich bei dieser Arbeitsteilung nicht mit einer geschlechts“spezifischen“, sondern mit einer geschlechterkonstituierenden Arbeitsteilung zu tun; mit Prozessen der Abgrenzung

also, die den Unterschied der Geschlechter weniger voraussetzen oder bloß zum Ausdruck bringen, sondern ihn allererst hervorbringen. Dann müßten wir außerdem den Grund für diese Arbeitsteilung anderswo suchen – beispielsweise bei den informellen Hierarchien zwischen verschiedenen Facharztgebieten oder juristischen Berufen, von denen nun schon verschiedentlich die Rede war. Und dann würden sich die horizontalen Prozesse der Abgrenzung als versteckt vertikale Prozesse der Ausgrenzung erweisen, die, weil sie die Geschlechter zu Verschiedenen machen, im Nachhinein fortwährend den Kurz- und Zirkelschluß nahelegen, ihr Ergebnis sei als Voraussetzung immer schon in sie eingegangen.

Daß diese Überlegungen mehr verdienen als den hypothetischen Konjunktiv, daß sie vielmehr geeignet sind, uns einer nicht-zirkulären Rekonstruktion und Erklärung der professionsinternen Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern näher zu bringen, werde ich im Folgenden in zwei Schritten zu zeigen versuchen. Ich werde mich zunächst etwas ausführlicher mit der Geschichte der Ärztinnen und Juristinnen befassen, weil sie auch für das Verständnis der Gegenwart sehr aufschlußreich ist. Und ich werde mich dann noch einmal kurz der Frage zuwenden, was gegenwärtig die „weiblichen“ und die „männlichen“ Arbeits- und Berufsschwerpunkte jenseits arbeitsinhaltlicher Unterschiede voneinander trennt.

3. Ausschließende Einschließung – marginalisierende Integration: Zur Geschichte der Ärztinnen und Juristinnen

Die zwei zuvor unterschiedenen Formen einer professionsinternen Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern innerhalb einer Fachdisziplin, für die sich beide mit ihrem Studienabschluß gleichermaßen qualifiziert haben, können auf eine Tradition zurückblicken, die es schon genauso lange gibt, wie Frauen studieren und die qualifikationsadäquaten Berufe auch tatsächlich ausüben dürfen. Seit es Ärztinnen gibt, gibt es Unterschiede zwischen den Facharztgebieten, auf die sich die Medizinerinnen besonders häufig spezialisieren, und anderen, in denen sie kaum zu finden sind. Und seit es Juristinnen gibt, läßt sich konstatieren, daß sie in manchen juristischen Berufen und Rechtsgebieten überproportional häufig, in anderen hingegen nur äußerst selten tätig sind. Diese zeitliche Koinzidenz ist keineswegs zufällig. Die professionsinterne Arbeitsteilung ist nämlich als Antwort auf ein

Problem zu begreifen, das für die Professionen spätestens in dem Moment virulent wurde, in dem die Frauen Zugang zu ihnen erhielten. Das läßt sich auch daran ablesen, daß Mediziner wie Juristen nichts unversucht ließen, um den Zeitpunkt der Öffnung ihrer jeweiligen Berufe für Frauen so weit irgend möglich hinauszuschieben.

a) „Weibliche Ärzte für Frauen“

In einer ersten Phase der Auseinandersetzung, die bis in die letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts zurückreicht, waren es vor allem die Mediziner, die sich als besonders hartnäckige Gegner des Frauenstudiums und der Öffnung des Arztberufes für Frauen hervortaten. Sie traten nicht nur immer wieder den Beweis dafür an, daß Frauen zum Studieren und zur Ausübung des Arztberufes völlig ungeeignet seien. Sie befürchteten vor allem, daß die Medizin zu einem Präzedenzfall werden könnte, zum ersten der akademischen Berufsstände, der Frauen in seine Reihen aufnehmen müßte, und daß dies die Konkurrenz unter den Ärzten verschärfen und das Ansehen des Ärztestandes erheblich beschädigen würde. Die Sorge, zu einem Präzedenzfall zu werden, war dabei keineswegs unbegründet. Die bürgerliche Frauenbewegung hatte spätestens seit Ende der 80er Jahre in der Tat vor allem die Öffnung des Arztberufes in den Mittelpunkt ihrer publizistischen und politischen Aktivitäten gestellt, und sie konnte dabei zwei Argumente ins Feld führen, die in der Öffentlichkeit und schließlich auch auf Seiten der Ministerialbürokratie breite Zustimmung und Unterstützung fanden (hierzu und zum ff zusammenfassend: Albisetti 1982, 1985; Burchardt 1993; Glaser 1996a, 1996b; Geyer-Kordesch 1987; Huerkamp 1991, 1996, 229-273; Ziegeler 1993, 11-43).

Sie konnte erstens auf die Ärztinnen verweisen, die im Ausland, vor allem in Zürich, ihr Medizinstudium mit Erfolg absolviert hatten und die durch ihr Beispiel zeigten, daß auch Frauen „das können“. Und sie konnte zweitens darauf hinweisen, daß „weibliche Ärzte“ für die Behandlung von Frauen eine medizinische und sittliche Notwendigkeit ersten Ranges seien, weil viele Frauen sich hartnäckig weigerten, im Krankheitsfall einen Arzt aufzusuchen und sich insbesondere bei Frauenleiden und Geschlechtskrankheiten der „peinlichen“ Untersuchung durch einen Experten des anderen Geschlechts zu unterziehen. Da die Frauenbewegung damit auf einen gesundheitspolitischen Mißstand aufmerksam machte, der am Ende des letzten Jahrhunderts kaum zu übersehen war, war es schließlich in

der Hauptsache dieses Argument, das bereits im Jahre 1899 – also noch vor der Öffnung der Universitäten – dazu führte, daß der Zugang zum medizinischen Staatsexamen grundsätzlich für Frauen geöffnet wurde. Gasthörerinnen an deutschen Universitäten und Frauen, die im Ausland studiert hatten, durften nun unter bestimmten Bedingungen das deutsche medizinische Staatsexamen ablegen und die Approbation für Humanmedizin erlangen.

Das Argument, das den Frauen den Zugang zum Arztberuf geöffnet hatte - die Notwendigkeit „weiblicher Ärzte für Frauen“ und, wie bald hinzugefügt wurde, für Kinder – sollte sich in der Folgezeit allerdings als höchst zweischneidige Waffe erweisen (speziell dazu auch: Ziegeler 1993, 111-130). Aus der Perspektive der Ärzteschaft waren damit nämlich die Weichen für eine innerprofessionelle Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern gestellt, die für die Ärztinnen keineswegs nur Vorteile mit sich brachte. Ihr Zuständigkeitsbereich war von Anfang an ein sehr beschränkter. Sie behandelten fortan in der Tat so gut wie ausschließlich Frauen und Kinder, und besonders häufig die mittellosen Frauen und Kinder der „unteren Stände“, die für ihre Kollegen als Klientel kaum von Interesse waren. Sie spezialisierten sich in der Anfangszeit mehrheitlich auf die Frauen- und Kinderheilkunde, weil dies durch den Patientenkreis nahegelegt wurde, für den sie zuständig waren (vgl. Vogt 1993). Sie gründeten eigene „Kliniken weiblicher Ärzte für Frauen (und Kinder)“, weil ihnen der Zugang zu Universitätskliniken und städtischen Krankenhäusern weitgehend versperrt war (Hoesch 1993, 1995). Und sie arbeiteten zudem häufig in medizinischen Einrichtungen, die an den Rändern der Profession angesiedelt waren und irgendwie mit Frauen zu tun hatten, etwa in Ehe-, Sexual- und Schwangerenberatungsstellen, weil ihnen lukrativere und prestigeträchtigere Berufsfelder nur schwer zugänglich waren (dazu vor allem: Großmann 1986, 1994). Kurz, sie konzentrierten sich auf die medizinischen Arbeitsbereiche und die Klientel, die ihnen von Seiten ihrer männlichen Kollegen übriggelassen wurden. Und die Ärzteschaft wachte mit Argusaugen darüber, daß Frauen etwa als Kassenärztinnen ausschließlich dort eine Anstellung fanden, wo es erwiesenermaßen um die Behandlung weiblicher Kassenmitglieder oder wenigstens um die Behandlung der Frauen und Kinder männlicher Kassenmitglieder ging (Ziegeler 1993).

Das auf die Differenz der Geschlechter setzende Argument, das es den Ärztinnen ermöglicht hatte, diesen Beruf überhaupt ergreifen zu können, wurde also zum Dreh- und Angelpunkt einer professionsinternen Arbeitsteilung, in deren Folge die Ärztinnen dann in der Tat zu anderen Ärzten wurden als ihre Kollegen: Sie behandelten andere Patienten, sie hatten es mit anderen Krankheitsbildern zu tun, und sie mußten sich weitgehend mit den Tätigkeitsbereichen begnügen, die in einer professionsinternen Prestigeskala und in Hinblick auf die Einkommensmöglichkeiten im unteren Bereich rangierten. Die prima vista „horizontale“ Arbeitsteilung zwischen Ärztinnen und Ärzten erwies sich also schon in dieser Anfangsphase als subkutane, versteckte Form einer geschlechtshierarchischen Statusdistribution. Und daß es der Ärzteschaft um die Aufrechterhaltung dieser eigentlich vertikalen Abgrenzung zwischen „weiblichen“ und „männlichen“ Arbeitsschwerpunkten weit mehr ging als um deren Kompatibilität mit zeitgemäßen Vorstellungen über die „natürliche“ Differenz der Geschlechter, zeigt beispielhaft die Geschichte der Frauenheilkunde.

Als „weibliche Ärzte für Frauen“ hatten sich die Medizinerinnen anfangs neben der Kinderheilkunde besonders häufig auf den Bereich der Frauenheilkunde spezialisiert. So waren nach den Informationen des Reichsmedizinalkalenders im Jahre 1910 48% der Ärztinnen, die sich selbst als Fachärztinnen betrachteten, Spezialistinnen für Frauenheilkunde oder für Frauen- und Kinderheilkunde (Zahlenangaben nach: Vogt 1993, 164). Das änderte sich schlagartig, nachdem 1924 die Zugangsbedingungen und Qualifikationskriterien für Fachärzte formal standardisiert wurden. Fachärzte mußten fortan eine drei- bis vierjährige Assistentenzeit an einem Krankenhaus absolvieren und anschließend die Fachgebietsanerkennung bei der Ärztekammer beantragen. Das hatte zwar nicht zur Folge, daß sich der überproportional hohe Anteil der Kinderärztinnen unter den Fachärztinnen merklich veränderte: Hatte er 1910 bei knapp 43% gelegen, so betrug er 1930 sogar fast 46% (bei ihren männlichen Kollegen hingegen nur etwas mehr als 5%). Es hatte aber auch zur Folge, daß der Anteil der Gynäkologinnen in der Gruppe der Fachärztinnen rapide zurückging – er lag 1930 nur noch bei etwas mehr als 14% und ging in den folgenden Jahren weiter zurück (Zahlenangaben: Vogt 1993, 165; Huerkamp 1996, 245 & Fußnote 73, 349).

Das wirft natürlich die Frage auf, was die Kinderheilkunde und die Frauenheilkunde nach 1924 so grundsätzlich voneinander unterschied, daß die Ärztinnen im einen Fall ihre Position behaupten, im anderen jedoch wieder verdrängt werden konnten – und zwar wieder verdrängt werden konnten, obwohl die Frauenheilkunde eigentlich das Gebiet hätte sein müssen, das ihnen als „weiblichen Ärzten für Frauen“ am ehesten zugestanden hätte. Ich will die Antwort kurz machen. In der Kinderheilkunde war wenig zu verdienen, das Durchschnittseinkommen der Kinderärzte lag sogar noch unter dem Durchschnittseinkommen der Allgemeinmediziner. Die Kinderheilkunde war ein relativ neues Fachgebiet, das in der Profession entsprechend noch kaum Fuß hatte fassen können. Und die Kinderheilkunde galt zudem als medizinisch wenig anspruchsvoll, hier ließen sich für Mediziner kaum jene wissenschaftlichen Meriten erwerben, die für eine Karriere als Krankenhausarzt oder gar als Professor unerläßlich waren. Dieses Feld konnte man(n) also getrost den Frauen überlassen (vgl. vor allem: Huerkamp 1996, 245ff).

Nicht aber die Gynäkologie. Sie gehörte neben der Chirurgie und der Inneren Medizin zu den drei „großen Kliniken“, die jeder Medizinstudent absolvieren mußte. Ihre Vertreter verfügten entsprechend über hohes Ansehen und großen Einfluß in der Profession. Und die Gynäkologie wies außerdem eine beträchtliche Nähe zur Chirurgie und damit zu dem Facharztgebiet auf, das Anfang unseres Jahrhunderts als Speerspitze des medizinischen Fortschritts galt und für Frauen so gut wie völlig verschlossen war. Die operativen Anteile der Gynäkologie waren es denn auch, die die Mediziner als Grund dafür anführten, daß Frauen für dieses Facharztgebiet wegen ihrer geringen Körperkräfte völlig ungeeignet seien (Hoesch 1993, 52f). Und man wird entsprechend davon ausgehen können, daß sie hier noch größere Schwierigkeiten hatten, eine der für die Facharztausbildung nun unerläßlichen Assis-tentenstellen zu ergattern, als anderswo und sowieso schon.

Auch wenn die Mediziner sichtlich darum bemüht waren, den Ausschluß der Frauen aus der Gynäkologie mit dem Hinweis auf ein differenzspezifisches Argument plausibel zu machen, so zeigt doch auch dieses Beispiel, daß die professionsinternen Prozesse der Abgrenzung zwischen „weiblichen“ und „männlichen“ Tätigkeitsschwerpunkten durchweg ein Ziel verfolgten: Die prestige-, einkommens- und karriereträchtigen Teilbereiche sollten als Männerdomäne bewahrt werden, und den Frauen überließ man allenfalls die Arbeitsfelder, die dann noch übrigblieben. Wir haben es hier also mit Prozessen zu tun, die

man als „ausschließende Einschließung“[8] oder als marginalisierende Integration bezeichnen könnte: Die Ärztinnen wurden auf eine Weise in die Profession integriert, die sie zugleich an deren Ränder, in die Marginalität verwies; und sie gehörten in einer Weise „dazu“, die sie zugleich von all dem ausschloß, was im Selbstverständnis des Ärztestandes als wichtig, schwierig, anspruchsvoll und bedeutsam galt.

b) „Weibliche Juristen“

Auch bei den Juristen lassen sich die Anfänge der innerprofessionellen geschlechterdifferenzierenden Arbeitsteilung vor allem als Antwort auf das Problem begreifen, wie man die Frauen, wenn man sich denn notgedrungen mit ihnen arrangieren muß, so in der Profession „plaziert“, daß sie möglichst wenig „stören“; daß sie das Ansehen des Juristenstandes möglichst wenig beeinträchtigen; und daß sie gerade dort möglichst wenig in Erscheinung treten, wo es um lukrative Klienten, karriereträchtige Positionen und den Beweis einschlägiger juristischer Kompetenzen geht. Auch hier ging es also um Prozesse der einschließenden Ausschließung und der marginalisierenden Integration – sofern sich von Integration im Falle der juristischen Berufe zum damaligen Zeitpunkt überhaupt auch nur ansatzweise sprechen läßt.

Anders als die Ärzte hatten die Juristen zunächst ziemlich lange Zeit, derartige „Problemlösungen“ in der Antizipation durchzuspielen. Die Öffnung der juristischen Berufe für Frauen erfolgte nicht nur wesentlich später als die Öffnung des Arztberufes. Sie erfolgte auch wesentlich später als die Öffnung der Universitäten.[9] Als in der Weimarer Republik 1922 die Öffnung aller juristischen Berufe für Frauen beschlossen wurde, konnten die Juristen deshalb schon auf zahlreiche Debatten zum Thema „Frauen in der

[8] Den gerade in seiner Widersprüchlichkeit sehr präzisen Ausdruck „ausschließende Einschließung“ habe ich dem Titel eines Aufsatzes von Brita Rang (1987) entnommen, der sich mit dem Verhältnis von „Frauen und Wissenschaft“ (so der Untertitel) im 17. und 18. Jahrhundert befaßt.

[9] Dazwischen lagen, je nach Bundesland, gut 10 bis 20 Jahre, in denen die Frauen zwar Jura studieren, ihre Qualifikation jedoch ausschließlich mit der Promotion unter Beweis stellen durften. Die juristische Promotion galt zwar schon damals (und gilt noch heute) als besonders schwierig und anspruchsvoll, beruflich führte sie hingegen eigentlich nirgendwo hin. Und zum Ablegen des juristischen Staatsexamen, das als Voraussetzung für das Rechtsreferendariat unerläßlich und für angehende Richter, Staats- und Rechtsanwälte gleichermaßen obligatorisch war (und ist), waren während des gesamten Kaiserreichs und sogar noch in der Anfangszeit der Weimarer Republik ausschließlich Männer zugelassen. Die juristische Qualifikation nützte den Frauen, die auch als Juristin arbeiten wollten, zunächst also so gut wie gar nichts (Albisetti 1986, 287f; Böge 1992, 47ff).

Justiz“ zurückblicken (hierzu und zum ff vgl. Albisetti 1986, 287f; Böge 1992, 54ff; Böge 1995, 143ff; Wetterer 1993, 89ff). Als „frauentauglich“ war in diesen Debatten erstens der Beruf des Rechtsanwalts ausgemacht worden, der in einer professionsinternen Prestigeskala damals ganz am unteren Ende rangierte. Die Öffnung nur des Anwaltsberufes für Frauen wurde zwar von Seiten der Rechtsanwaltschaft entschieden abgelehnt, denn sie befüchtete nun - ähnlich wie zuvor die Ärzteschaft – zu einem Präzendenzfall zu werden und dadurch weitere Statuseinbußen in Kauf nehmen zu müssen. Rechtsanwälte hatten jedoch nach Meinung der Richter und Staatsanwälte Partei zu ergreifen, und das lag den „wankelmütigen“ und „gefühlsorientierten“ Frauen vielleicht noch am ehesten - zumal dann, wenn es um die Verteidigung weiblicher Angeklagter ging, in die sie sich vielleicht besonders gut hineinversetzen könnten.

Neben den verschiedenen juristischen Berufen waren es zweitens die unterschiedlichen Rechtsgebiete und Gerichtszweige, die auf ihre mögliche „Frauentauglichkeit“ hin überprüft wurden. Und ähnlich wie im Falle des Rechtsanwaltsberufes erwiesen sich auch die antizipierenden Debatten zur Geschlechtskompatibilität der verschiedenen Rechtsgebiete und Gerichtszweige als höchst folgenreich. Den Frauen standen seit 1922 zwar de jure alle juristischen Berufe, Rechtsgebiete und Gerichtszweige offen. De facto wurden sie jedoch in erster Linie Rechtsanwältin. Und de facto fanden sie als Richterin so gut wie ausschließlich in den Bereichen eine Anstellung, die zuvor als wenn schon überhaupt, dann noch am ehesten „frauentauglich“ befunden worden waren. Neben den Strafsachen, in denen eine Frau die Angeklagte war, gehörten dazu die Jugendgerichtsbarkeit, Ehesachen und im Rahmen der freiwilligen Gerichtsbarkeit Vormundschafts- und Grundbuchangelegenheiten. Daß Frauen sogar Staatsanwältin werden, also denjenigen der juristischen Berufe ergreifen könnten, der im Kaiserreich und in der Weimarer Republik über das größte Prestige in der Profession und über die besten Karrierechancen verfügte, galt offenbar als so undenkbar, daß es nicht einmal ansatzweise diskutiert wurde.

Sybille Böge hat die Rechtsgebiete und Gerichtszweige, die den Frauen noch am ehesten zugänglich waren, darauf hin untersucht, was ihre Besonderheit ausmachte und was für ihre Stellung in der Justiz bedeutsam war (zuletzt: Böge 1995, 143-149). Ich will ihre sehr aufschlußreichen Ergebnisse hier kurz zusammenfassen. Die Gerichtszweige, in denen die

Frauen noch am ehesten eine Anstellung fanden, zeichneten sich erstens dadurch aus, daß hier die Beteiligung von Laienrichtern vorgesehen war, die in manchen Spruchkörpern – so bei den Jugendgerichten - sogar die Mehrheit stellten. Die Gerichtsverfahren, die dort stattfanden, fanden zweitens in der Regel unter Ausschluß der Öffentlichkeit statt, so bei den Jugendgerichten und bei der freiwilligen Gerichtsbarkeit. Die Rechtsgebiete, die man den Frauen anvertraute, galten drittens als juristisch unkompliziert und einfach; manche von ihnen – so die Grundbuchangelegenheiten – galten sogar als so einfach, daß sie eigentlich eines juristischen Experten gar nicht bedurften, weshalb die Richterschaft zur gleichen Zeit darum bemüht war, sie an die untergeordnete Gruppe der Gerichtsschreiber zu delegieren. Die Rechtsgebiete bzw. Gerichtszweige, zu denen die Frauen am leichtesten Zugang erhielten, waren schließlich viertens noch relativ neu, sie konnten noch nicht auf eine lange Tradition zurückblicken und sie waren entsprechend in der Profession noch kaum verankert, ja manchmal noch nicht einmal zum festen Bestandteil der Juristenausbildung geworden.

Alle vier Faktoren – die Laienbeteiligung, die Nicht-Öffentlichkeit der Verfahren, die fachliche Einfachheit und die mangelnde Tradition – lassen sich relativ leicht als Indikatoren und Anhaltspunkte dafür erkennen, daß hier weder das Selbstverständnis, noch der „harte Kern“ der Profession, weder das professionsinterne Prestige, noch die öffentliche Präsentation des Juristenstandes entscheidend tangiert waren. Daß wir es also auch hier mit Prozessen einer geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung und mit Prozessen einer im Grunde vertikalen sozialen Schließung und Abgrenzung zu tun haben, bedarf wohl nach allem, was ich am Beispiel des Ärztestandes bereits dargestellt habe, keiner weiteren Wiederholung. Wichtiger ist es mir an dieser Stelle deshalb, auf einen Sachverhalt aufmerksam zu machen, der bislang allenfalls am Rande thematisiert worden ist.

Die geschlechtshierarchische Arbeitsteilung hatte nicht nur zur Folge, daß Ärztinnen und Juristinnen bestenfalls an den Rändern der Professionen Fuß fassen konnten und entsprechend über weit weniger berufliche Handlungsmöglichkeiten, Einkommens- oder gar Karrierechancen verfügten als ihre Kollegen. Sie hatte auch zur Folge, daß Ärztinnen zu anderen Ärzten und Juristinnen zu anderen Juristen wurden als ihre Kollegen. Wir haben es in beiden Fällen also nicht nur mit einer geschlechtshierarchischen, sondern zugleich mit einer geschlechterdifferenzierenden oder – um es noch pointierter auszudrücken – mit einer

geschlechterkonstituierenden Arbeitsteilung zu tun: mit einer Arbeitsteilung, die die Geschlechter einmal mehr zu Verschiedenen machte; mit einer Arbeitsteilung, die den Unterschied der Geschlechter in einem Bereich sozialen Handelns neu realisierte und Wirklichkeit werden ließ, der zuvor ausschließlich Männern vorbehalten

Die geschlechtshierarchische Arbeitsteilung hatte nicht nur zur Folge, daß Ärztinnen und Juristinnen bestenfalls an den Rändern der Professionen Fuß fassen konnten und entsprechend über weit weniger berufliche Handlungsmöglichkeiten, Einkommens- oder gar Karrierechancen verfügten als ihre Kollegen. Sie hatte auch zur Folge, daß Ärztinnen zu anderen Ärzten und Juristinnen zu anderen Juristen wurden als ihre Kollegen. Wir haben es in beiden Fällen also nicht nur mit einer geschlechtshierarchischen, sondern zugleich mit einer geschlechterdifferenzierenden oder – um es noch pointierter auszudrücken – mit einer geschlechterkonstituierenden Arbeitsteilung zu tun: mit einer Arbeitsteilung, die die Geschlechter einmal mehr zu Verschiedenen machte; mit einer Arbeitsteilung, die den Unterschied der Geschlechter in einem Bereich sozialen Handelns neu realisierte und Wirklichkeit werden ließ, der zuvor ausschließlich Männern vorbehalten war.

Das zeitgenössische Publikum konnte deshalb nun auch am Beispiel der professionsinternen Arbeitsteilung in Justiz und Ärzteschaft „sehen“, was es im Grunde sowieso schon wußte: daß Frauen und Männer einfach verschieden sind - so verschieden, daß daran auch die gleiche Ausbildung und Qualifikation nichts ändert. Und die im Rahmen alltagsweltlicher Deutungsmuster ebenso geläufige wie selbstverständliche Annahme, daß in dieser „natürlichen“ Verschiedenheit der Geschlechter auch der Grund für die zu beobachtende geschlechts“spezifische“ Arbeitsteilung zu sehen sei, wurde bekräftigt und verstärkt durch die Begründungsmuster, die die Ärzte- und Juristenschaft der Öffentlichkeit präsentierte, um die Geschlechtskompatibilität einzelner Rechts- oder Facharztgebiete zu „beweisen“. Beides zusammen, die eingespielten alltagsweltlichen Deutungsmuster und die legitimatorischen Beweisführungen der „Experten“, lenkten die Aufmerksamkeit damit aber zugleich primär auf die arbeitsinhaltliche Verschiedenheit der Frauen- und Männerdomänen, womit wir genau bei dem Zirkelschluß wieder angelangt wären, von dem ich im Zuge meiner Kritik an bestimmten Aspekten der Theorien sozialer Schließung ausgegangen bin.

Gerade weil die geschlechtshierarchische Arbeitsteilung als eines ihrer Ergebnisse stets auch die Verschiedenheit der Geschlechter neu hervorbringt, und zwar eine Verschiedenheit auf der Ebene dessen, was sie tun, worauf sie sich spezialisieren, mit welchen Klienten oder Patienten sie es in der Hauptsache zu tun haben, legt sie fortwährend den Zirkelschluß nahe, ihr Ergebnis sei eigentlich ihre Voraussetzung gewesen. Das stellt aber nicht nur die Logik des Konstruktionsprozesses auf den Kopf; das verwandelt nicht nur die Folge dieser Prozesse in deren Ursache und Voraussetzung. Es hat - wie nebenbei - stets auch zur Folge, daß die Hierarchie zwischen den Geschlechtern ein ums andere Mal hinter der alltäglichen Selbstverständlich der Differenz verschwindet und so zumindest ein Stück weit unsichtbar wird - so unsichtbar, wie noch heute in der Verwendung des Adjektivs „horizontal“ in soziologischen Ansätzen.

Nicht nur in der Vergangenheit, sondern mehr noch in der Gegenwart hat dieses Verschwinden der Hierarchie hinter der alltäglichen Selbstverständlichkeit der Differenz große Vorzüge, sobald es nicht nur um die Erklärung, sondern um die Legitimation der Ungleichheit im Geschlechterverhältnis geht. Denn wenn es vor allem anderen die Verschiedenheit der Geschlechter ist, die in der sogenannten geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung zum Ausdruck kommt, wenn vor allem anderen die Differenz der Geschlechter für diese Arbeitsteilung „verantwortlich“ ist, dann ist in einem nächsten Schritt auch die Annahme naheliegend, daß es letztlich die Frauen selbst sind, die die spezifisch „weiblichen“ Berufssegmente zu den ihren machen, sie „wählen“ und sich für sie entscheiden. Und wenn auch dieser Schritt einmal getan ist, kann sogar die Hierarchie zwischen Frauen- und Männerdomänen schließlich noch in einer Weise zur Kenntnis genommen werden, die legitimatorisch kaum bedrohlich ist: Dann sind die Frauen am Karrieremachen eben einfach nicht ganz so interessiert wie die Männer, weil ihnen anderes wichtiger ist; dann werden sie eben lieber Jugendrichterin als Richterin am Finanzgericht, weil ihnen die Probleme der Jugendlichen wichtiger sind als die Spitzfindigkeiten von Konkurs- oder Vergleichsverfahren.

4. Warum heute keineswegs „alles anders“ ist oder: Abschließende Bemerkungen zur geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung in den juristischen Berufen

Mit meinen letzten Bemerkungen bin ich zum Teil bereits wieder in der Gegenwart angelangt, wobei ich implizit unterstellt habe, daß sich sowohl an der Struktur wie an der sozialen Funktion der professionsinternen geschlechterdifferenzierenden Arbeitsteilung in der Zwischenzeit wenig verändert hat. Diese Unterstellung scheint insofern recht wagemutig, als kaum zu übersehen ist, daß sich in den letzten 100 Jahren, gerade was die Frauenbeteiligung in akademischen Berufen anbelangt, gewaltige Veränderungen vollzogen haben. Die eingangs angeführten Zahlen zur Erfolgsgeschichte der Frauen in Studium und akademischen Berufen haben das ja mehr als deutlich gemacht. Sie haben aber auch gezeigt, daß diesem Erfolg nach wie vor bestimmte Grenzen gesetzt sind: Grenzen dort, wo es um die formale Hierarchie der Positionen und Laufbahnstufen geht; Grenzen aber auch insofern, als es noch heute Unterschiede zwischen „weiblichen“ und „männlichen“ Arbeitsschwerpunkten gibt, die prima vista allein arbeitsinhaltlicher Art zu sein scheinen, sich bei genauerem Hinsehen jedoch durchaus zugleich als Versteck für die Reproduktion informeller Hierarchien im Geschlechterverhältnis entpuppen könnten.

Ich kann die Frage, ob die „weiblichen“ und „männlichen“ Arbeitsschwerpunkte bei den Juristen und Ärzten auch heute noch in einem informell hierarchischen Verhältnis zueinander stehen, an dieser Stelle nur noch sehr kurz behandeln und werde mich deshalb auf einige Bemerkungen zu den verschiedenen juristischen Berufen, Rechtsgebieten und Gerichtszweigen beschränken. - Vergleicht man die Anfangszeit der Juristinnen mit der Gegenwart, so fällt vor allem ein Unterschied deutlich ins Auge. Der Beruf des Staatsanwalts, der den Frauen in den 20er Jahren noch völlig unzugänglich war, ist inzwischen zu demjenigen der juristischen Berufe geworden, der den höchsten Frauenanteil aufweist. Der Beruf des Rechtsanwalts hingegen, der den Frauen zunächst noch am ehesten offenstand, ist inzwischen zu dem geworden, in dem der Frauenanteil am niedrigsten ist – „übertroffen“ wird er in dieser Hinsicht nur noch von den bereits eingangs erwähnten Notaren, die jedoch ihrerseits eine besonders exklusive Unterguppe der Anwälte darstellen. Verfolgt man in juristischen Fachzeitschriften, was Juristen selbst über die Stellung und das professionsinterne Ansehen der verschiedenen juristischen Berufe äußern, wo sie Probleme und wo besondere Chancen sehen, so kann man feststellen, daß gerade der Beruf des Staatsanwalts in der Nachkriegszeit erheblich an Ansehen und Prestige, an Status und

Hochachtung verloren hat,[10] während umgekehrt zumindest bestimmte Gruppen der Anwaltschaft heute als hoch angesehene Experten gelten, deren Sachverstand sich großer Wertschätzung erfreut (vgl. Böge 1994; 1995, 140-142; 149f). Nimmt man beides zusammen, die Veränderungen im Frauenanteil und die Statusveränderungen im Verhältnis der juristischen Berufe zueinander, so sehen wir also genau jenen Zusammenhang, der auch den Präsidenten der Deutschen Gesellschaft für Psychologie 1995 mit Sorge erfüllte - nur daß er in nicht untypischer Weise Ursache und Wirkung vertauscht hat: Während er befürchtet, der überproportional hohe Frauenanteil in der Psychologie würde zu einer Statusminderung und Entwertung seines Faches führen, zeigen Geschichte wie Gegenwart der juristischen Berufe, daß die Sache genau andersherum abläuft. Frauen haben oder erhalten besonders dort eine Chance, beruflich Fuß zu fassen, wo Männer einen Beruf verlassen, weil für sie andere attraktiver sind oder geworden sind.

Bei den unterschiedlichen Rechtsgebieten und Gerichtszweigen zeigen sich im Vergleich zur Anfangszeit der Juristinnen eher Kontinuitäten als grundlegende Veränderungen, auch wenn sich der Handlungsspielraum der Frauen insgesamt deutlich erweitert hat. Versucht man die Fülle an Informationen zusammenzufassen, die es zur Präsenz der Geschlechter in den verschiedenen Gerichtszweigen sowie zu den Rechtsgebieten gibt, auf die sich Anwältinnen und Anwälte schwerpunktmäßig konzentrieren, so ergibt sich folgendes Gesamtbild: „Frauengebiete“ sind vor allem das Sozial-, Jugend- und Familienrecht; „Männergebiete“ hingegen sind das Verfassungs-, Finanz- und Wirtschaftsrecht. Nicht ganz so deutlich, aber doch eher „weiblich“ scheint außerdem das Arbeitsrecht zu sein, eher „männlich“ hingegen das Verwaltungsrecht sowie Verfahren vor Dienst- und Disziplinargerichten. Dabei zeichnen sich die „Frauengebiete“ auch heute noch dadurch aus, daß hier die Beteiligung von Laienrichtern besonders ausgeprägt ist, daß sie als

[10] Die Hauptgründe für diesen Statusverlust der Staatsanwaltschaft lassen sich exemplarisch dem Gastkommentar eines Journalisten in der Deutschen Richterzeitung entnehmen, der mit dem Titel „Die Staatsanwaltschaft – Justiz zweiter Klasse?“ überschrieben ist (Michels 1984). Die Staatsanwälte sind – im Gegensatz zu den „unabhängigen Richtern“ und den „freien Advokaten“ – weisungsgebundene Beamte und zudem gegenüber politischen Instanzen berichtspflichtig. Sie sind deshalb – verglichen mit den Richtern – nicht nur zusätzlichen Arbeitsbe- und –überlastungen ausgesetzt, sondern sie gelten in der Öffentlichkeit wie in Juristenkreisen als „die letzten Hebel, welche die Politiker im Justizbereich mitbedienen können“, weshalb es – nach Ansicht des Autors – „an ein rechtspolitisches Wunder (grenzte), wenn Staatsanwälten jemals ein Status vergleichbar dem der unabhängigen Richter zugestanden würde“ (Michels, 1984, 376). In gewisser Hinsicht ist der Statusverlust der Staatsanwälte in der Nachkriegszeit also eben jenen Faktoren geschuldet, die vor dem 2. Weltkrieg und unter eher obrigkeitsstaatlichen Rahmenbedingugnen für ihr hervorgehobenes

juristisch eher unkompliziert gelten und daß sie zu den relativ neuen Rechtsgebieten bzw. Gerichtszweigen gehören (Böge 1995, 149ff).

Es gibt also einigen Grund zu der Annahme, daß die sogenannte „horizontale" professionsinterne Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern auch heute noch als subkutane, versteckte Form einer professionsinternen Statusdistribution zu begreifen ist. Und es gibt einigen Grund zu der Annahme, daß diese letztlich geschlechtshierarchische Arbeitsteilung auch heute noch zur Folge hat, daß Juristinnen zu anderen Juristen werden als ihre Kollegen und wir deshalb statt von einer geschlechtsspezifischen zutreffender von einer geschlechterkonstitutierenden Arbeitsteilung sprechen sollten. Schon wenn man die „weiblichen" und „männlichen" Rechtsgebiete einander gegenüberstellt – „Familie, Jugend, Soziales" versus „Verfassung, Wirtschaft, Finanzen" – wird erkennbar, daß hier stereotype Geschlechterbilder abgerufen, verstärkt und sozusagen neuerlich in ihrer Realitätshaltigkeit bekräftigt werden, die uns nur allzu vertraut sind.

Es gibt allerdings auch, und das ist mindestens genauso wichtig, Brüche und Widersprüche in der Beziehung zwischen tradierten Geschlechterbildern auf der einen, Frauen- und Männerdomänen der Berufsarbeit auf der anderen Seite. Und auch diese Brüche und Widersprüche haben ihrerseits eine lange, wenn auch nur selten aufmerksam zur Kenntnis genommene Tradition. Gerade weil sich die professionsinterne Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern primär an Status, Prestige und Einkommensmöglichkeiten orientiert und eben nur höchst vordergründig an der Geschlechtskompatibilität der verschiedenen Arbeitsgebiete, hat es schon immer Teilaspekte gegeben, die nicht so recht ins stereotype Geschlechter"Bild" passen wollten. Was zum Beispiel soll an den „Grundbuchsachen", die die Richter gerne den Frauen überlassen wollten, „weiblich" sein? Braucht man für die operative Gynäkologie wirklich große Körperkräfte oder nicht eher – wie die Frauenbewegung schon früh einwandte – besondere Fingerfertigkeiten? Vielleicht sogar, wie ich hinzufügen würde, „weibliche Nähkünste"? Und wieso können die Notare, je nach Bundesland, mal „weiblich" und mal „männlich" sein?

Die Beispiele für derart unpaßliche, weil nicht ins Geschlechterbild passende Einsprengsel ließen sich fortsetzen. Doch auch diese wenigen dürften schon gezeigt haben, worauf ich hier als letztes aufmerksam machen möchte: Die Aufrechterhaltung der Annahme, daß es

Prestige in großen Teilen der Profession wie der Öffentlichkeit verantwortlich waren: der Nähe zu staatlichen

sich bei der professionsinternen Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern um eine „horizontale“ handelt, bei der die unterschiedlichen Präferenzen, Fähigkeiten und Vorlieben von Frauen und Männern dafür sorgen, daß sie sich auf entsprechend unterschiedliche Arbeitsinhalte konzentrieren und spezialisieren, lebt auch von einer höchst selektiven Aufmerksamkeit auf Seiten des Publikums wie auf Seiten nicht weniger Soziologen und Soziologinnen. Da sie immer schon wissen, daß Frauen und Männer verschieden sind, da sie also auch immer schon wissen, wonach sie suchen, und da sie zudem über ein vorgängiges Wahrnehmungsraster verfügen, das ihnen hilft zu entscheiden, was an ihren Ergebnissen wichtig ist und was nicht, finden sie schlußendlich genau das, was sie schon immer ahnten. Ich hoffe, meine Überlegungen haben zumindest ein Stück weit gezeigt, daß das zu wenig ist.

und politischen Instanzen.

Literaturverzeichnis[11]

ALBISETTI James C. (1982): The Fight for Female Physicians in Imperial Germany. In: Central European History XV (2), 99-123.

ALBISETTI, James C. (1986): Frauen und akademische Berufe im Kaiserlichen Deutschland. In: Ruth-Ellen B. Joeres/Annette Kuhn (Hg): Frauen in der Geschichte, Bd. VI, 286-303.

BAJOHR, Stefan/RÖDIGER-BAJOHR, Kathrin (1980): Die Diskriminierung der Juristin bis 1945. In: Kritische Justiz (1980), 39-50.

BAUMANN, Urs (1995): Bericht zur Lage der deutschsprachigen Psychologie 1994 - Fakten und Perspektiven. In: Psychologische Rundschau 46, 3-17.

BOEHM, Reglindis (1986): Der Kampf um die Zulassung der Frauen als Rechtsanwältinnen und zum Richteramt. In: Deutsche Richterzeitung 64/10, 365-374.

BÖGE, Sybille (1992): Weibliche Juristen? Eine historisch-soziologische Analyse des Zugangs von Frauen zu juristischen Professionen. Magisterarbeit. Kassel.

BÖGE, Sybille (1994): Ungleiche Chancen, gleiches Recht zu vertreten. Zur beruflichen Situation von Frauen in der Juristenschaft. In: Stein, Ruth Heidi/Wetterer, Angelika (Hg): Studierende und studierte Frauen. Ein ost-west-deutscher Vergleich. Kassel, 77-114 (Wissenschaft ist Frauensache 4).

BÖGE, Sybille (1995): Geschlecht, Prestige und "horizontale" Segmentierungen in der juristischen Profession. In: Wetterer, Angelika (Hg): Die soziale Konstruktion von Geschlecht in Professionalisierungsprozessen. Frankfurt a.M./New York, 139-154.

BRINKSCHULTE, Eva (Hg) (1993): Weibliche Ärzte. Die Durchsetzung des Berufsbildes in Deutschland. Berlin.

BURCHARDT, Anja (1993): Die Durchsetzung des medizinischen Frauenstudiums in Deutschland. In: Brinkschulte, Eva (Hg): Weibliche Ärzte. Berlin, 10-21.

COSTAS, Ilse (1992): Das Verhältnis von Profession, Professionalisierung und Geschlecht in historisch vergleichender Perspektive. In: Wetterer, Angelika (Hg): Profession und Geschlecht. Über die Marginalität von Frauen in hochqualifizierten Berufen. Frankfurt a.M./New York, 51-82.

[11] Aus Gründen der Platzersparnis nicht in das Literaturverzeichnis aufgenommen wurden die Veröffentlichungen des Statistischen Bundesamtes und des Bundesjustizministeriums sowie die Mitgliederstatistiken der Bundesärzte-, Bundesanwalts- und Bundesnotarkammern. Diese Quellen für die in Abschnitt 1 angeführten statistischen Angaben zur Studien- und Berufsbeteiligung von Medizinerinnen und Juristinnen sind im einzelnen der Fußnote 3 zu entnehmen.

COSTAS, Ilse (1995): Gesellschaftliche Umbrüche und das Verhältnis von Profession und Geschlecht. Die juristische Profession im deutsch-französischen Vergleich. In: Wetterer, Angelika (Hg): Die soziale Konstruktion von Geschlecht in Professionalisierungsprozessen. Frankfurt a.M./New York, 121-138.

CYBA, Eva (1993): Überlegungen zu einer Theorie geschlechtsspezifischer Ungleichheit. In: Frerichs, Petra/Steinrücke, Margareta (Hg): Soziale Ungleichheit und Geschlechterverhältnis. Opladen, 33-50.

CYBA, Eva (1995): Grenzen der Theorien sozialer Schließung? Die Erklärung von Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern. In: Wetterer, Angelika (Hg): Die soziale Konstruktion von Geschlecht in Professionalisierungsprozessen. Frankfurt a.M./New York, 51-70.

DEUTSCHER JURISTINNENBUND (Hg) (1989): Juristinnen in Deutschland. Eine Dokumentation (1900 - 1989). Frankfurt a.M. (2. erweiterte Auflage).

GEYER-KORDESCH, Johanna (1987): Geschlecht und Gesellschaft: Die ersten Ärztinnen und sozialpolitische Vorurteile. In: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 10, 195-205.

GILDEMEISTER, Regine & WETTERER, Angelika (1992): Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Knapp, Gudrun-Axeli/Wetterer, Angelika (Hg): Traditionen Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie. Freiburg, 201-254 (Forum Frauenforschung 6).

GLASER, Edith (1996b): Die erste Studentinnengeneration - ohne Berufsperspektiven? In: Elke Kleinau/Claudia Opitz (Hg): Geschichte der Frauen und Mädchenbildung, Bd. 2. Frankfurt a.M./New York, 310-324.

GLASER, Edith (1996a): "Sind Frauen studierfähig?" Vorurteile gegen das Frauenstudium. In: Elke Kleinau/Claudia Opitz (Hg): Geschichte der Frauen und Mädchenbildung, Bd. 2. Frankfurt a.M./New York, 299-309.

HASSELS, Angela & HOMMERICH, Christoph (1992): Frauen in der Justiz - eine empirische Analyse der Berufssituation, Karriereverläufe und Karrierechancen von Richterinnen, Staatsanwältinnen und Rechtspflegerinnen. Kurzfassung. Bergisch Gladbach 1992.

HASSELS, Angela & HOMMERICH, Christoph (1993): Frauen in der Justiz. Eine empirische Analyse der Berufssituation, Karriereverläufe und Karrierechancen von Richterinnen, Staatsanwältinnen und Rechtspflegerinnen. Köln (Bundesanzeiger: Rechtstatsachenforschung).

HIRSCHAUER, Stefan (1995): Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 4/1994, 668-692.

HOESCH, Kristin (1993): Die Kliniken weiblicher Ärzte in Berlin 1877 – 1933. In: Brinkschulte, Eva (Hg): Weibliche Ärzte. Berlin, 44-55.

HOESCH, Kristin (1995): Ärztinnen für Frauen. Kliniken in Berlin 1877 – 1914. Stuttgart 1995.

HOMMERICH, Christoph (1988): Die Anwaltschaft unter Expansionsdruck. Eine Analyse der Berufssituation junger Rechtsanwältinnen und Rechtsanwälte. Köln/Essen.

HUERKAMP, Claudia (1988): Frauen, Universitäten und Bildungsbürgertum. Zur Lage studierender Frauen 1900-1930. In: Siegrist, Hannes (Hg): Bürgerliche Berufe. Zur Sozialgeschichte der freien und akademischen Berufe im internationalen Vergleich. Göttingen, 200-222 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 80).

HUERKAMP, Claudia (1991): Frauen im Arztberuf im 19. und 20. Jahrhundert. Deutschland und die USA im Vergleich. In: Hettling, Manfred u.a. (Hg): Was ist Gesellschaftsgeschichte? Positionen, Themen, Analysen. München, 134-145.

HUERKAMP, Claudia (1996): Bildungsbürgerinnen. Frauen im Studium und in akademischen Berufen 1900 - 1945. Göttingen (Bürgertum. Beiträge zur europäischen Gesellschaftsgeschichte 10).

KOHLEISS, Annelies (1988): Frauen in und vor der Jurstiz. Der lange Weg zu den Berufen der Rechtspflege. In: Kritische Jahresschrift für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft, 115-127.

KRECKEL, Reinhard (1980): Unequal Opportunity Structure and Labour Market Segmentation. In: Sociology 4/1980, 525-550.

KRECKEL, Reinhard (1983): Soziale Ungleichheit und Arbeitsmarktsegmentierung. In: Kreckel, Reinhard (Hg): Soziale Ungleichheiten. Soziale Welt, Sonderband 2. Göttingen, 137-162.

KUSS, Sabine & WETTERER, Angelika (1996): Tabellensammlung zur Studien- und Berufsbeteiligung von Frauen in den Fachbereichen Medizin und Jura zwischen 1963 und 1993. Manuskript Kassel.

KUSS, Sabine & WETTERER, Angelika (1998): Tabellensammlung zur Studien- und Berufsbeteiligung von Frauen in den Fachbereichen Medizin und Jura zwischen 1963 und 1996. Manuskript Kassel (in Teilen aktualisierte Fasssung von Kuß/Wetterer 1996).

MESLETZKY, Josephine (1995): Geschlechterverhältnisse in der Medizin. Eine Strukturanalyse. Kiel (Projektbericht).
MESLETZKY, Josephine (1996): Beruf und Familie bei Medizinerinnen und Medizinern. Pfaffenweiler (Frauen. Männer. Geschlechterverhältnisse 2).

MICHELS, Reinhold (1984): Die Staatsanwaltschaft – Justiz zweiter Klasse? In: Deutsche Richterzeitung. 9/1984, 376.

NIEDERSCHRIFT über die Tagung der Präsidenten der Oberlandesgerichte am 11. und 12. Juni 1985 in Berlin. In: Kritische Justiz 5/1986, 212-215.

RANG, Britta (1987): Ausschließende Einschließung. Frauen und Wissenschaft. In: Hauser, Kornelia (Hg): Viele Orte. Überall? Feminismus in Bewegung. Hamburg, 177-194.

SCHMITT, Jutta (1994): Unterschiede auf den zweiten Blick: „weibliche“ und „männliche“ Fachgebiete in der Medizin. In: Stein, Ruth Heidi/Wetterer, Angelika (Hg): Studierende und studierte Frauen. Ein ost-west-deutscher Vergleich. Kassel, 115-138 (Wissenschaft ist Frauensache 4).

SEEMANN, Silke (1997): Bie berufliche Situation von Medizinerinnen. Ausbildung, Weiterbildung und Arbeitsmarkt. Pfaffenweiler.

STEIN, Ruth Heidi (1994): Marginalität im Westen – Gleichberechtigung im Osten? Frauen im Osten Deutschlands in Hochschule und Beruf. In: Stein, Ruth Heidi/Wetterer, Angelika (Hg): Studierende und studierte Frauen. Ein ost-west-deutscher Vergleich. Kassel, 181-239 (Wissenschaft ist Frauensache 4).

STEIN; Ruth Heidi & WETTERER, Angelika (1994): Nach der Wende – Vorwärts zu alten Ungleichheiten? In: Stein, Ruth Heidi/Wetterer, Angelika (Hg): Studierende und studierte Frauen. Ein ost-west-deutscher Vergleich. Kassel, 241-263 (Wissenschaft ist Frauensache 4).

STEPHENSON, Jill (1990): Women and the Professions in Germany 1900-1945. In: Cocks, Geoffrey/Jarausch, Konrad H. (Hg): German Professions 1800-1950. New York/Oxford, 270-288.

VOGT, Beate (1993): Erste Ergebnisse der Berliner Dokumentation Deutsche Ärztinnen im Kaiserreich. In: Brinkschulte, Eva (Hg): Weibliche Ärzte. Berlin, 159-168.

WETTERER, Angelika (1993): Professionalisierung und Geschlechterhierarchie. Vom kollektiven Frauenausschluß zur Integration mit beschränkten Möglichkeiten. Kassel (Wissenschaft ist Frauensache 3).

WETTERER, Angelika (1994): Professionalisierung, soziale Schließung und berufsspezifische Konstruktionen der Geschlechterdifferenz. In: Stein, Ruth Heidi/Wetterer, Angelika (Hg.): Studierende und studierte Frauen. Ein ost-west-deutscher Vergleich. Kassel, 21-46 (Wissenschaft ist Frauensache 4).

WETTERER, Angelika (1995): Die soziale Konstruktion von Geschlecht in Professionalisierungsprozessen. Einleitung. In: Wetterer, Angelika (Hg.): Die soziale Konstruktion von Geschlecht in Professionalisierungsprozessen. Frankfurt a.M./New York, 11-28.

WITZ, Anne (1988): Patriarchal Relations and Patterns of Sex Segregation in the Medical Division of Labor. In: Walby, Sylvia (Hg.): Gender Segregation at Work. Philadelphia, 74-90.

WITZ, Anne (1992): Professions and Patriarchy. London/New York.
ZIEGELER; Beate (1993): Weibliche Ärzte und Krankenkassen. Anfänge ärztlicher Berufstätigkeit von Frauen in Berlin 1893-1935. Weinheim (Ergebnisse der Frauenforschung 31).

Bettina Paetzold

Alles nur Stress...?

Zur Vereinbarkeit von

Mutterschaft und Berufstätigkeit

Manuskript des Vortrages, den Frau PD Dr. Bettina Paetzold im Rahmen an der FernUniversität - Gesamthochschule in Hagen am 22.09.1997 gehalten hat. Die Verantwortung für den Inhalt liegt allein bei der Autorin.

© FernUniversität - Gesamthochschule in Hagen 1999

Inhaltsübersicht

1. Rückblick die Entstehung des traditionellen Familienbildes 3
2. Gegenwärtige Lebensbedingungen von Frauen 7
3. Barrieren bei der Vereinbarkeit von Beruf und Familie 10
3.1 Arbeitswelt 11
3.2 Kinderbetreuung 12
3.3 Muttermythos 13
4. Beruf und Familie: beides zugleich bereichert das Leben 17
Literaturverzeichnis 24

Alle Mütter, die versuchen, Beruf und Familie miteinander zu verknüpfen, wissen um die Problematik dieser Lebenssituation. Erwerbstätige Frauen ohne Kinder haben schon oft davon gehört, und vielleicht halten die antizipierten Schwierigkeiten sie sogar davon ab, Kinder zu bekommen. Daß es da auch noch eine andere Perspektive geben kann, das soll das Fragezeichen im Titel deutlich machen. Ich möchte in diesem Beitrag den Blick nicht nur auf die Belastungen richten, die sich ohne Frage für Frauen mit der Verknüpfung von Berufstätigkeit und Familie ergeben, sondern möchte bewußt auf die Bereicherungen hinweisen, die sich dadurch nämlich auch ergeben und die meiner Meinung nach oft zu wenig im Blick sind, also eine positive Sicht der Vereinbarkeitsthematik aufzeigen.
In den folgenden Ausführungen betrachte ich ausschließlich die Situation von Frauen, da sich die Vereinbarkeitsfrage in unserer gegenwärtigen Gesellschaft für Männer und Frauen sehr unterschiedlich darstellt. Für die meisten Männer stellt die Verknüpfung von Beruf und Familie kein Problem dar, meiner Meinung nach erleben sie aber auch die Bereicherungen nicht so stark wie die Frauen.

In dem Beitrag werde ich zunächst etwas in die Geschichte zurückgehen und aufzeigen, wie unser heute noch weitverbreitetes Familienleitbild entstanden ist, das ja auch bestimmte Erwartungen an die Frauenrolle beinhaltet. Ich möchte zumindest anreißen, woher es kommt, daß Frauen sich so stark verantwortlich für das Wohlergehen der Kinder und der Männer fühlen, warum es ihnen so schwer fällt, eigene Bedürfnisse anzuerkennen und auszuleben. Ich zeige dann die gegenwärtigen Lebensbedingungen von Frauen auf und gehe auf das Muster der doppelten Lebensorientierung ein. Im

dritten Punkt werde ich die Bedingungen, die eine Vereinbarkeit von Familie und Beruf erschweren, verdeutlichen, und im letzten Abschnitt stelle ich dann dar, worin die Vorteile einer gleichzeitigen Mutterschaft und Berufstätigkeit liegen und welche Bedingungen eine Verbindung erleichtern.

1. Rückblick: Die Entstehung des traditionellen Familienleitbildes

Das heute vorherrschende, zumindest in konservativen politischen oder katholischen Kreisen proklamierte Familienidealbild, das einen erwerbstätigen Vater und eine zu Hause bleibende, sich um die Kinder und den Haushalt kümmernde Mutter beinhaltet, ist zeitgeschichtlich gesehen noch gar nicht so alt. Vor etwa zweihundert Jahren befand sich die Gesellschaft in einer Phase tiefgreifender politisch-ökonomischer und kultureller Wandlungsprozesse. In dieser Zeit, Ende des 18. Jahrhunderts, begann der Übergang von einer vorwiegend ländlich-bäuerlichen in eine städtisch-industriell geprägte Gesellschafts- und Wirtschaftsform. Bis dahin waren Arbeit und Leben eng miteinander verknüpft. Die Familie war eine Lebens- und Wirtschaftsgemeinschaft. Beispielsweise war der Arbeitsplatz des Handwerkers in seinem Wohnhaus, seine Frau - und auch die Kinder- waren selbstverständlich in den Arbeitsprozeß integriert. Ebenso arbeiteten Bäuerin und Bauer Hand in Hand. Arbeit bestimmte das Leben, für Muße blieb wenig Zeit, Gefühle waren nicht Lebens- und schon gar nicht Partnerbestimmend, die Eheschließung erfolgte vorrangig aus ökonomischen Überlegungen (ausf. z.B. Rosenbaum 1982, Sieder 1987, Weber-Kellermann 1974)
Ende des 18. Jahrhunderts begann in einigen Gesellschaftsschichten die Trennung von Familie und Arbeit. In Deutschland trat diese zunächst bei den akademischen Berufen, also Juristen, Ärzte, Lehrer, und besonders der Beamtenschaft ein, die quantitativ eine zunehmende Bedeutung erhielt. Später betraf diese Trennung dann besonders die Fabrikanten und Kaufleute. Es handelte sich dabei um Berufe, zu deren Ausübung das Haus verlassen werden mußte, weil sich der Arbeitsplatz an einem anderen Ort befand. Es fand also eine Trennung von Arbeits- und Familienleben statt. Und damit konstituierte sich eine neue Familienform, die „bürgerliche Familie“. Nun war der Familienvater allein für den finanziellen Lebensunterhalt der Familie zuständig und auch verantwortlich, seine Ehefrau war für die innere Organisation des Hauswesens und des Familienlebens zuständig.

Die Familie bekam eine völlig neue Bedeutung: sie war nun, getrennt vom öffentlichen Leben, eine private Rückzugsgelegenheit, der Ort, wo sich der Familienvater vom Streß und den Belastungen des

Arbeitslebens erholen konnte. Es bedurfte aber auch einer Person, die dieses „traute Heim“ gestaltete, und diese Aufgabe wurde der Frau zugewiesen. Ihr Lebensziel war nun die Heirat und die Erfüllung der Aufgaben als Hausfrau, Gattin und Mutter. Als Hausfrau hatte sie die Aufsicht über die Hausangestellten, hatte vor allem die Aufgabe, die Vorratshaltung, die Nahrungsmittelproduktion und die Herstellung der Dinge des alltäglichen Bedarfs zu organisieren und zu überwachen. Auch Putzen und Waschen fiel in ihren Aufgabenbereich, zumindest die Überwachung dieser Tätigkeiten, aber beides hatte damals einen anderen Stellenwert als heute (vgl. Paetzold 1996). Neben diesen verantwortungsvollen und zeitlich aufwendigen Tätigkeiten, war die Pflege des Familienlebens und Familienklimas ihre zentrale Aufgabe. Der von der außerhäuslichen Arbeit geplagte Mann sollte abends bei der Rückkehr in die Familie diese als einen Hort der Entspannung, der Ruhe und Erholung erfahren, auch als einen Ort anregender Geselligkeit. Insofern hatte die Ehefrau auch umfassende Repräsentationspflichten. Und schließlich wurde die Erziehung der Kinder, die bis dahin eher im Alltag nebenher liefen und denen keine besondere Aufmerksamkeit gewidmet worden war, nun eine wesentliche Aufgabe der Ehefrauen (vgl. z.B. Hardach-Pinke 1986). Die Familie wurde zum Refugium, sie bildete einen Gegenpol zur Gesellschaft (vgl. z.B. Weber-Kellermann 1991). Dies aber war nur möglich, indem die Rollen von Mann und Frau genau festgeschrieben und neu definiert wurden.

Das geschah mit Hilfe der Geschlechtscharaktere (vgl. Bennent 1985, Hausen 1976). Dabei handelt es sich um eine spezifische Konzeption von Weiblichkeit und Männlichkeit, die besonders durch philosophische und pädagogische Schriften verbreitet wurde. Die Theorie der Geschlechtscharaktere basierte darauf, daß biologische Unterschiede von Frauen und Männern auf psychische Merkmale übertragen wurden. Man meinte also, daß physiologische Geschlechtsmerkmale mit psychischen einher gehen. So wurde beispielsweise von der größeren Körperkraft des Mannes auf eine geistige Überlegenheit geschlossen, bzw. die geringere Körperkraft der Frau wurde mit einer auch psychischen Schwäche gleichgesetzt. Das folgende Beispiel soll verdeutlichen, wie aus der weiblichen Körperkonstitution auf Verhaltenseigenschaften der Frauen geschlossen wurde.

> „Die Rippenknorpel des Weibes sind biegsamer, daher beweglicher, die Brust ausdehnbarer, wie bei uns. Sie kann tiefer atmen, mehr Luft auf einmal einsaugen. Alles ist eingerichtet, um ohne großen Schaden in der Stubenluft zu leben“ (Ewald 1804 zitiert bei Bennent 1985, S. 171).

Oder ein anderes Beispiel: Der Philosoph Johann Gottlieb Fichte entwickelte seine Theorie der Geschlechtscharaktere aus der biologischen Fortpflanzung. Aus der tätigen Rolle des Mannes beim Geschlechtsakt, er ist der Gebende, und der passiven Rolle der Frau, sie ist die Nehmende, schloß Fichte auf prinzipielle Wesensunterschiede zwischen Mann und Frau, nämlich er ist der aktive, nach außen strebende, ungestüme, sie ist die schwache, stille, gefühlvolle, nachgiebige (ausf. Bennent 1985).

Entscheidendes Kennzeichen der Geschlechtscharaktere ist ihre Polarität, d.h. Männer und Frauen haben entgegengesetzte Wesenszüge, die sich aber zu einem Ganzen ergänzen. Im Brockhaus von 1815 (zitiert bei Hausen 1976, S. 366) läßt sich dazu folgendes finden:

> „Daher offenbart sich in der Form des Mannes mehr die Idee der Kraft, in der Form des Weibes mehr die Idee der Schönheit... Aus dem Manne stürmt die laute Begierde, in dem Weib siedelt sich die stille Sehnsucht an (...). Der Mann muß erwerben, das Weib sucht zu erhalten... Der Mann arbeitet im Schweiße seines Angesichts und bedarf erschöpft der tiefen Ruhe, das Weib ist geschäftig immerdar, in nimmer ruhender Betriebsamkeit. Der Mann stemmt sich dem Schicksal selbst entgegen, und trotzt schon zu Boden liegend, noch der Gewalt, willig beugt das Weib sein Haupt und findet Trost und Hilfe noch in seinen Tränen."

Das Zitat macht deutlich, wie festgelegt die Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit waren, und sie bedeuteten nicht nur für Frauen, sondern auch für Männer eine Verhaltensbegrenzung. Beispielsweise war der Bereich der Emotionalität ganz der Frau zugeordnet, der Mann dagegen galt als rationell bestimmt.

Da Wesensunterschiede von Männern und Frauen auf biologische Merkmale zurückgeführt wurden, mußten diese als naturbedingt und damit unveränderbar verstanden werden und somit schien eine Trennung der Lebensbereiche in männlich und weiblich nur logisch und vernünftig. Dem Mann wurde der außerhäusliche Bereich zugeordnet, das Aufgabenfeld der Frau wurde der Haushalt und das Zitat von Ewald belegt ja auch, warum die Frau von der Natur dafür besonders geeignet und ausgestattet zu sein schien.

Wie schon erwähnt, wurden dem Mann als zentrale Kategorien Stärke und Intelligenz, also der kognitive Bereich, zugeordnet, der Frau dagegen Sanftmut und Liebe, also der emotionelle Bereich. Das hieß für Frauen, daß Liebe und das Dasein für andere lebensbestimmende Elemente waren. Und da die Theorie der Geschlechtscharaktere auf Ergänzung angelegt war, bedurfte die Frau eines Gegenstückes, das sie mit ihrer Liebe umgeben konnte. Das liest sich um 1800 dann folgendermaßen:

> „...sie verkürzt ihm die Zeit mit Liebkosungen und naiven Plaudereien; sie küsst ihm Zorn und Gram von der Stirn, und entwaffnet seinen Trotz und seinen Stolz durch ein liebevolles Zuvorkommen, durch jene freundliche Sanftheit, ..., die so unwiderstehlich auf unser Herz wirkt, weil sie aus dem Herzen des Weibes kam“ (Pockels 1797 -1801 zitiert bei Bennent 1985, S. 172).

Man meinte, es sei der natürlich Drang der Frau, sich in Liebe aufzuopfern. Ihr selbstloses Liebeshandeln sei naturbedingt, ja, die weibliche Natur verlange geradezu nach Selbstunterwerfung. Ihr häusliches Tun geschehe aus Liebe, und sie werde durch seine Anerkennung entlohnt. Die Erfüllung der Pflicht werde ihr zur Lust, denn nicht für sich, sondern im Dasein für andere lebe sie. Und so äußerte der schon mal zitierte Fichte 1796:

> „Nur auf ihren Mann, und ihre Kinder, kann eine vernünftige Frau stolz sein, nicht auf sich selbst, denn sie vergißt sich in jenen“ (Fichte 1796 zitiert bei Bennent 1985, S. 119).

Im damaligen Verständnis definierte sich die Frau völlig über den Mann, war ganz auf ihn orientiert. Man meinte, sie sei geschaffen, um ihm zu gefallen. Wenn er glücklich ist, ist sie es auch.

Frauen galten also als empfindsame Wesen, die von kalter Verstandeskultur und trockenem Wissen fernzuhalten waren. Da die Frau ein stilles, sanftes Wesen habe und auf das Haus bezogen lebe, sei es dementsprechend nur zu ihrem Besten, wenn sie vom öffentlichen Leben und damit auch bestimmten Rechten ausgeschlossen würde. Man meinte, Frauen könnten nicht abstrakt und systematisch denken und daher sah man auch keinen Grund für eine intellektuelle Bildung. Mädchen lernten nur die Grundfertigkeiten des Lesens, Schreibens und Rechnens und die Fertigkeiten, die sie für ihre künftige Rolle als Ehe- und Hausfrau brauchten.

Dieses Familienmodell mit den für Mann und Frau festgelegten Rollen war in der Realität keineswegs durchgängig verbreitet, denn die bürgerliche Familienform begann sich nur langsam durchzusetzen. Nichtsdestotrotz hatte es eine stark normierende Kraft, es war das Ideal, das alle anstrebten. Für

Frauen bedeutete das, daß sie von der Teilhabe am öffentlichen Leben und vor allem einem selbstbestimmten Leben ausgeschlossen waren. Sie hatten kaum Bildungsmöglichkeiten, erst Ende des 19. Jahrhunderts war es für Frauen möglich, an einer öffentlichen Schule Abitur zu machen. Die allgemeine Zulassung zum Studium erlangten die Frauen in Deutschland erst Anfang dieses Jahrhunderts. Und Frauen hatten kaum Möglichkeiten, erwerbstätig zu sein. So blieb ihnen als Lebensziel, eine möglichst gute Partie zu machen, in ein Kloster oder Stift zu gehen, oder eine alte Jungfer zu werden und der Familie auf der Tasche zu liegen (siehe auch Frevert 1986).

Die Lebensbedingungen am Ende des 18. Jahrhunderts können hier nur skizzenhaft umrissen werden, aber das sich damals konstituierende Familienmodell hat ja seine Prägekraft bis in die Gegenwart beibehalten. Damals wie heute sind Vorstellungen über die Ehe gesetzlich fixiert, und zwar im BGB, dort im Familienrecht. Erst Ende der 70er Jahre unseres Jahrhunderts wurde die bis dahin gesetzlich festgeschriebene Hausfrauenehe abgeschafft und durch das partnerschaftliche Ehemodell ersetzt. Bis dahin galt die Verpflichtung der Ehefrau zur Haushaltsführung. Heute macht der Gesetzgeber den Eheleuten kein Vorgaben mehr, sondern die Ehegatten sollen die Haushaltsführung in gegenseitigem Einvernehmen regeln. Die Realität in deutschen Familien sieht zwar meistens anders aus, aber zumindest gesetzlich ist die Frau nicht mehr zur Haushaltsführung verpflichtet, und das bedeutet immerhin einen Schritt voran.

2. Gegenwärtige Lebensbedingungen von Frauen

Die Lebensbedingungen haben sich seit dem 18. Jahrhundert entscheidend geändert, auch und besonders für Frauen. Ich mache das vor allem an zwei Kriterien fest, 1. den Bildungsmöglichkeiten und 2. der freien Wahl der Lebensform.

Ohne Zweifel haben Mädchen heute dieselben Chancen auf Schulbildung wie Jungen, ja, sie haben sogar die besseren Schulabschlüsse. Es ist auch selbstverständlich, daß Mädchen und jungen Frauen eine Berufsausbildung machen und zumindest für einige Zeit erwerbstätig sind. Kaum eine junge Frau mehr geht direkt vom Elternhaus in eine Ehe. Bei dem weiblichen Teil der Bevölkerung ist der Wunsch nach einer qualitativen Schul- und Berufsausbildung genauso stark ausgeprägt wie bei dem männlichen. Über Bildung wird die Teilhabe an der Gesellschaft und der beruflichen Welt ermöglicht.

Daher hat Bildung eine zentrale Bedeutung für die Lebensmöglichkeiten von Frauen. Jedoch haben sich die Hoffnungen auf Überwindung der ungleichen Lebensbedingungen von Frauen und Männern durch Bildung bislang nicht erfüllt. Denn obgleich Frauen heute eine breite und gute Bildungsqualifikation haben, sind ihre Möglichkeiten der beruflichen Umsetzung schlechter als die der Männer, vor allem, weil Frauen andere Berufe wählen als Männer. Und selbst wenn Frauen eine Ausbildung in einem männlich dominierten Beruf machen oder Studienrichtungen wählen, die traditionell von Männern besetzt sind, haben sie nicht die gleichen Karrierechancen. D.h., die Erfüllung fachlicher Voraussetzungen ist zwar notwendig, reicht aber für eine gleichberechtigte Teilhabe an der Arbeitswelt nicht aus (ausf. Paetzold 1996). Festzuhalten bleibt jedoch, daß Frauen heute Zugang zur Berufsausbildung und Berufsausübung haben.

Die zweite deutliche Änderung im Leben von Frauen ist die Möglichkeit, die Lebensform frei wählen zu können. Bestand am Ende des 18. Jahrhunderts das Lebensziel einer bürgerlichen Frau in einer möglichst günstigen Heirat und der Lebenssinn darin, Kinder zu bekommen, und war der Lebensweg stark standardisiert und vorgezeichnet, so haben Frauen - und auch Männer - inzwischen viele Optionen der Lebensgestaltung. Insgesamt haben Frauen heute dieselben Freiheiten der Lebensführung wie Männer, auch wenn es sicherlich noch starke milieuspezifische Einflüsse gibt (vgl. Burkart u. a. 1989). Es ist eine Pluralisierung von Lebensformen eingetreten, d.h., daß es viele verschiedene Möglichkeiten der Lebensgestaltung gibt (vgl. Beck/ Beck-Gernsheim 1990).

Das eröffnet besonders Frauen Chancen für einen selbstbestimmten Lebensweg. Nicht zuletzt die Entwicklung kontrazeptiver Mittel und die Möglichkeiten, Sexualität außerhalb von Ehe zu leben, haben die Handlungsspielräume für Frauen erweitert. Ich kann hier nicht auf die Vielfalt der Lebensformen eingehen (vgl. z.B. Peuckert 1996, Schneider u.a. 1998), aber als zentraler Punkt ist festzuhalten, daß heute eine individuelle Wahl der Lebensform möglich ist. Allerdings beinhaltet eine solche Wahlmöglichkeit auch immer einen Wahlzwang. Jede und jeder muß eigene Entscheidungen treffen, wie sie oder er leben möchte. Normen und Leitbilder sind weniger verbindlich, traditionelle Lebensvorgaben verlieren an Einfluß. Die Entscheidung, wie jede und jeder leben möchte, muß individuell getroffen werden, wobei es keine verbindlichen Maßstäbe oder Rezepte für die richtige Entscheidung gibt. Die/der einzelne ist allein verantwortlich für die Lebensgestaltung, muß sich ihre/seine Biographie selber modellieren. Im Alltag bedeutet das, daß während des Lebenslaufs verschiedene Wohn- und

Partnerschaftsformen durchlebt werden, bspw. vom Single in die nicht-eheliche Lebensgemeinschaft, zurück zum Single, in die Ehe, Geburt eines Kindes, ev. Scheidung, alleinerziehend mit Kind...

Die Palette der Lebensformen ist bunt, ein regelhafter, vorgegebener Lebenslauf wird für Frauen immer seltener. Gerade für Frauen haben sich die Handlungsspielräume massiv erweitert durch die Befreiung aus den sozialen Zwängen einer traditionellen Lebensführung. Damit verbunden ist aber auch die Notwendigkeit, für sich selbst eine Lebensplanung zu machen, die eigene Biographie zu gestalten, zu entscheiden, in welcher Lebensform frau leben will.

Trotz der vielen Möglichkeiten ist die Ehe noch immer die am weitesten verbreitete Lebensform, hat die Ehe nicht an Attraktivität verloren, ist der Heiratswunsch ungebrochen. Die Mehrheit der Bevölkerung ist verheiratet, und die Ehe ist die am meisten angestrebte Lebensform. Nach dem Mikrozensus 1992 sind 72% der Bevölkerung zwischen 25 und 65 Jahren bzw. 80% zwischen 35 und 55 Jahren verheiratet. Bedingungslose Ehegegner und -innen scheint es kaum zu geben. Die Ehe hat heute allerdings eine andere Bedeutung als noch im 19. Jahrhundert. Ihr ehemals dominanter Versorgungsaspekt tritt durch die zunehmende ökonomische Unabhängigkeit der Frau in den Hintergrund. Zentral scheint heute für eine Heirat der Wunsch nach einem Kind oder eine bestehende Schwangerschaft zu sein. Heirat und Elternschaft sind eng miteinander verknüpft. Der Anteil der Ehen mit freiwilliger Kinderlosigkeit ist nach den vorliegenden Untersuchungen sehr gering (vgl. Nave-Herz 1994).

Der Verbindlichkeitscharakter der Ehe hat zwar abgenommen, aber bei den meisten Frauen besteht weiterhin der Wunsch nach Ehe und Kindern. Elternschaft ist nicht mehr Schicksal in dem Sinne, daß Frauen kein anderer Lebensweg offen steht, sondern Mutterschaft ist heute optional, d.h. sie ist wählbar und planbar (zumindest theoretisch). Es findet kein Abschied vom Kinderwunsch statt, jedoch bedeutet für die meisten Frauen eine Entscheidung für ein Kind die Übernahme einer jahrzehntelangen Verantwortung und eine Einschränkung, zumindest eine stärkere Veränderung des bisherigen Lebens als für Männer.
Neben dem Wunsch nach Familie haben Frauen heute eine starke Berufsorientierung. Nicht nur der qualifizierte Schulabschluß, auch eine Berufsausbildung sind inzwischen für Frauen selbstverständlich geworden. Bei der Erstheirat sind Frauen heute üblicherweise berufstätig und bleiben es auch minde-

stens bis zur Geburt des ersten Kindes. Dann zeigen sich unterschiedliche Lebensorientierungen. Ein Teil der Mütter scheidet aus dem Erwerbsleben aus, aber ein nicht unerheblicher Teil von Frauen sieht die Geburt eines Kindes nicht als Grund für eine Berufsaufgabe an und will auch weiterhin erwerbstätig bleiben. Erwerbsarbeit hat auch für Frauen eine Identitätsstiftende Bedeutung (vgl. BMFS 1994). Sie wird als Erweiterung der Fähigkeiten und der sozialen Kontakte verstanden, hilft zu ökonomischer Selbständigkeit, sichert die Altersversorgung. Besonders für junge Frauen ist die Eigenständigkeit und das Gefühl, sich unabhängig fühlen und verhalten zu können, sehr wichtig. Nicht zuletzt trägt die Erwerbstätigkeit der Ehefrau häufig zur Sicherung der Familienexistenz bei.

Familie und Beruf sind heute Bestandteile der weiblichen Lebensorientierung. Befragungen zeigen, daß Mädchen und junge Frauen nicht mehr eine Orientierung nur auf Familie haben, sondern daß sie zunächst eine Berufsausbildung wollen. Die Lebensziele der weiblichen Jugendlichen haben sich verlagert: Nicht mehr eine baldige Eheschließung und Mutterschaft, sondern eine qualifizierte Ausbildung und eine Berufstätigkeit werden von ihnen vor einer Familiengründung angestrebt. Die Mutterschaft wird nicht grundsätzlich aus der Lebensperspektive gestrichen, aber zunächst besteht der Wunsch nach Erwerbstätigkeit. Bei den jungen Frauen tritt neben die Familienorientierung selbstverständlich die Berufsorientierung. Die Normalbiographie der Frau umfaßt also heute die doppelte Orientierung an Beruf und Familie (Sommerkorn 1988).

3. Barrieren bei der Vereinbarkeit von Beruf und Familie

Die Realisierung dieses Lebensmodells stellt sich allerdings meistens als sehr schwierig da. Der Vereinbarkeit stehen strukturelle (Arbeitswelt, Kinderbetreuungsmöglichkeiten) und psychische (Muttermythos) Barrieren entgegen.

3.1. Arbeitswelt

Die strukturellen Rahmenbedingungen der Vereinbarkeit von Familie und Berufstätigkeit umfassen zunächst die Arbeitsbedingungen, insbesondere die Gestaltung der Arbeitszeit. Obgleich ein in letzter Zeit vielfältig diskutiertes Thema, ist die Arbeitszeitflexibilisierung noch immer viel zu gering und zudem nicht immer nach den Wünschen der Arbeitnehmerinnen. Sehr viele Frauen möchten, wenn sie Familie haben, Teilzeit arbeiten. Da gibt es eine große Gruppe, die eine Halbtagstätigkeit anstrebt, aber viele Frauen möchten auch mehr als Halbtags, aber nicht Vollzeit arbeiten. Hier ist der Arbeitsmarkt leider noch ziemlich festgefahren (vgl. z.B. Matthies u.a. 1994). Von Arbeitgeberseite wird beispielsweise argumentiert, bei einer Teilzeitarbeit wäre der Verwaltungsaufwand zu hoch, die Arbeitsmotivation sei geringer, die interpersonellen Absprachen wären zu aufwendig, die Arbeit ließe sich nicht teilen. Erfahrungen aus der Praxis widerlegen alle diese Argumente, und es zeigt sich sogar, daß Führungsaufgaben teilbar sind, wenn die Geschäftsführung das unterstützt (vgl. Paetzold 1996).

Behindernd für eine Vereinbarkeit sind sicherlich Überstunden, und diese werden zunehmend gefordert. Nach einer 1993 durchgeführten repräsentativen Befragung (Bauer u.a. 1994) leisten 39% der abhängig Beschäftigten Überstunden und in den meisten Fällen nicht freiwillig. Unabhängig vom Geschlecht wünschten sich die Befragten um so stärker eine Reduktion, je häufiger und je mehr Überstunden sie leisten müssen, und zwar deshalb, damit sie mehr Zeit für die Familie haben.

Ebenfalls erschwerend für eine Vereinbarkeit sind die starren Arbeitszeiten. Gleitzeitmodelle bieten die Möglichkeit, den Arbeitstag variabel anzufangen und zu beenden, wobei neben Beginn und Ende auch die Dauer der täglichen Arbeitszeit innerhalb eines vorgegebenen Rahmens variiert werden kann, so daß Zeitguthaben bzw. Zeitschulden angesammelt werden können. Obwohl Beschäftigte ein großes Interesse an Gleitzeit haben, zögern Arbeitgeber mit der Einführung. Nur in 11% aller Betriebe wird Gleitzeit praktiziert, der öffentliche Dienst muß hier wegen seiner Vorreiterrolle positiv hervorgehoben werden. Gerade für Mütter bietet Gleitzeit den Vorteil, die Arbeitszeit besser an die Schul- und Kindergartenzeit anpassen zu können oder flexibler bei Krankheit des Kindes reagieren zu können.

Die Mehrzahl der Unternehmen hat bislang in Deutschland keine familienorientierte Ausrichtung in ihrer Personalpolitik. In der Literatur lassen sich zwischenzeitlich zahlreiche positive Beispiele für flexible, familienfreundliche Arbeitsbedingungen finden und offensichtlich profitieren die Unternehmen davon (z. B. Habisch 1995). Es stellt sich die Frage, ob negative Erfahrungen nicht publiziert werden oder ob es keine gibt, denn bislang liegt keine Studie vor, in der von Mißerfolgen im Hinblick auf familienfreundliche Arbeitszeiten berichtet wird.

3.2 Kinderbetreuung

Eine zweite wesentliche Barriere bei der Vereinbarkeit von Beruf und Familie sind die schlechten institutionellen Kinderbetreuungsmöglichkeiten. Ganztageseinrichtungen, sei es im vorschulischen oder im schulischen Bereich, sind in Deutschland Mangelware.

Die Krippe, als die Institution für die unter 3-jährigen Kinder, wird in (West-) Deutschland stiefmütterlich behandelt. Im Hinblick auf den Versorgungsgrad sind wir Entwicklungsland. Es gibt außerordentlich wenig Plätze, und diese wurden während der letzten 30 Jahre auch nur unwesentlich erweitert. Die Versorgungsquote liegt bei 2% mit einer Konzentration auf die Großstädte. Weder die Kommunen noch die traditionellen Träger scheinen an einem Ausbau sonderlich interessiert zu sein. Aber immerhin handelt es sich bei den Krippen in der Regel um Ganztageseinrichtungen mit ausreichend langen Öffnungszeiten (vgl. Paetzold 1996).

Dagegen erlauben die Öffnungszeiten der Kindergärten in vielen Fällen noch nicht einmal eine Halbtagstätigkeit. Es gibt zwar inzwischen den gesetzlich fixierten Anspruch auf einen Kindergartenplatz für Kinder ab 3 Jahren, und in manchen Städten und Gemeinden besteht auch eine 100% Versorgung, aber das bedeutet nicht, daß dadurch eine Erwerbstätigkeit ermöglicht wird, denn es gibt zwar viele Kindergärten, die vor- und nachmittags geöffnet haben, aber leider mit einer mittäglichen Schließung.

Die Situation wird nicht besser, wenn die Kinder in die Schule kommen. Gerade in den ersten Schuljahren ist die Unterrichtszeit noch sehr variabel, die Kinder sind nicht jeden Tag dieselbe Stundenzahl in der Schule. Das deutsche Schulsystem garantiert keine halbtägige, geschweige denn ganztägige Betreuung, die Schulzeiten können von Tag zu Tag schwanken. Allerdings wurden in den

letzten Jahren in einigen Bundesländern Modellversuche mit der „betreuten“ oder „vollen Halbtagsschule“ gestartet. Hierbei verbringen die Kinder, mit und ohne Unterricht, aber immer unter Aufsicht, täglich dieselbe Stundenzahl in der Schule, so daß die Eltern ihre Kinder betreut wissen (vgl. z.B. Holtappels 1997).

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß die Realität der institutionellen Kinderbetreuung in Deutschland unbefriedigend ist und keineswegs eine Vereinbarkeit von Beruf und Familie unterstützt wird. Mütter müssen häufig individuelle Lösungen finden. Gerade im Hinblick auf den Ausbau der Einrichtungen für die unter dreijährigen Kinder herrscht das alte Familienleitbild vor, wonach die Mutter am besten geeignet ist für die Betreuung des Kindes. Letztlich führt der Betreuungsnotstand dazu, daß viele Mütter froh sind, irgendeine Form der Kinderbetreuung zu finden, ohne dabei immer die pädagogische Qualität berücksichtigen zu können. Daß es auch anders geht, zeigen die skandinavischen Länder mit einem gut ausgebauten Kinderbetreuungsangebot. Aber hier sehen die Regierungen die Kinderbetreuung auch als eine zentrale politische Aufgabe an. Dagegen unterstützt unsere (bislang) konservative Familienpolitik durch die Gesetzgebung den Berufsausstieg und die Kinderbetreuung durch die Mütter, auch z.B. durch den dreijährigen Erziehungsurlaub (vgl. z.B. Hildebrand-Woeckel 1999).

3.3 Muttermythos

Neben diesen strukturellen Hindernissen der Vereinbarkeit gibt es aber auch individuelle psychische, die ich mit dem Schlagwort „Muttermythos“ bezeichne. Noch nie in der Geschichte haben Mütter soviel Zeit für und mit ihren Kindern verbracht. Selbst zur Zeit der Entstehung des bürgerlichen Familienmodells, das ich am Anfang vorgestellt habe, haben sich die Mütter nur zeitweise mit ihren Kindern beschäftigt, denn sie wurden durch Personal entlastet. Die heutige Auffassung von Mutterschaft bindet die Frauen enger, aussschließlicher und länger an ihre Kinder, als dies je zuvor der Fall war (Schenk 1996). Heute ist es nicht mehr die Hausarbeit, die viel Zeit in Anspruch nimmt, sondern die Kinderbetreuung. Statt von der Vollzeithausfrau muß man eher von der Vollzeitmutter sprechen.

Das heutige Verständnis von Mutterliebe hat zwar seine Wurzeln im 18. Jahrhundert, ist aber in der übersteigerten Form ein Produkt unserer Zeit. Zwar war die Aufwertung der Mütterlichkeit, die damals zunächst einmal bedeutete, daß sich überhaupt jemand um die Kinder kümmerte, und zwar auch und besonders im Hinblick auf Hygiene und Ernährung, sehr wichtig und sinnvoll, aber das hat sich dazu gewandelt, daß Frauen heute ihre mütterliche Identität vor allem daraus beziehen, eine gute Mutter zu sein. Und die Norm dafür basiert auf dem 18. Jahrhundert-Modell. In Anlehnung an Schenk (1996) möchte ich die Elemente des historischen Mutterbildes nochmal herausstellen:

(1) Das höchste Ziel des Lebens ist es, Mutter zu werden. Als Lebensinhalt füllt es Frauen vollständig aus. Eine Frau, die sich etwas anderes vom Leben wünscht, ist keine richtige Frau. Diese Konzentration auf die Mutterschaft war in sich logisch, da bürgerliche Frauen, wie ausgeführt, auch kaum eine andere Wahl hatten, denn sie waren vom öffentlichen Leben ausgeschlossen.
(2) Mutterliebe ist in der weiblichen Natur verankert, ist also eine biologische Veranlagung, und stellt sich automatisch nach der Geburt ein. Eine Mutter, die ihre Kinder nicht liebt, ist keine richtige Mutter.
(3) Mutterliebe äußert sich darin, daß der Mutterschaft alle anderen Lebensbereiche untergeordnet werden, ohne Bedeutung werden. Mutterschaft ist das einzige individuelle Lebensziel. Eine Mutter, die auch andere Interessen hat als das Wohl des Kindes und des Ehemannes, die nicht ihre restlose Erfüllung in der Mutterschaft findet, ist eine schlechte Mutter.
(4) Mutterliebe ist gütig, selbstlos, hingebungsvoll und aufopfernd. Mütter lieben ihre Kinder, ohne etwas dafür zu erwarten.

So lautete das von Pädagogen, Philosophen und Ärzten proklamierte Mutterbild. Thurer (1997, S. 320) spricht davon, daß die Frauen damals ihren Geschlechtstrieb verloren haben, an dessen Stelle der Mutterinstinkt trat, denn dieser, so die damalige Auffassung, sei die weibliche Entsprechung des männlichen Sexualinstinkts. Die Mutterschaft wurde zwar im 19. Jahrhundert schon idealisiert, allerdings wird heute übersehen, daß die bürgerlichen Frauen neben den Kindern durchaus andere Aufgaben zu erledigen hatten, nämlich den aufwendigen Haushalt und die Repräsentationspflichten. Und daß sie bei der Kindererziehung massiv von Personal unterstützt wurden. Mütter haben sich keineswegs 24 Stunden um ihre Kinder gekümmert.

Dennoch haben sich die damaligen Vorstellungen über die Mutteraufgaben bis in unsere Zeit halten können. Ja, sie wurden durch psychologische Studien im 20. Jahrhundert noch verstärkt. Aufgrund dieser Forschungen glaubte man, daß das mütterliche Verhalten gegenüber dem Baby und Kleinkind allein über dessen seelische Gesundheit und Persönlichkeitsentwicklung entscheidet und daß in dieser Zeit gemachte Fehler nicht mehr revidiert werden könnten. Die Ratgeberliteratur wies und weist darauf hin, daß die Mutter, und nur die Mutter, einen massiven Einfluß in der frühen Kindheit habe. Eine Mutter, die in den ersten Lebensmonaten nicht ständig für ihr Baby da sei, füge ihm schwere Schäden zu. Und umgekehrt garantiere die bedingungslose Liebe der Mutter zu ihrem Kind und die Geborgenheit, die sie ihm in den ersten Lebensjahren vermittele, dem Kind auch im Erwachsenenalter emotionale Stabilität. Ja, was immer die Mutter in den ersten Lebensjahren des Kindes tue, entscheide über seine gesamt Zukunft. Mit dieser Zuschreibung der einzigartigen Bedeutung der Mutter ist zugleich der Grundstein für dauerhafte Schuldgefühle gelegt. Wenn die Mutter als zentrale und einzig wichtige Figur für das Kind gesehen wird, dann werden auch alle Fehlentwicklungen auf ihr Fehlverhalten zurückgeführt (vgl. Scarr 1987, Schenk 1996, Thurer 1997).

Aufgrund entwicklungspsychologischer Forschungen (vgl. z.B. Scarr 1987) wissen wir heute, daß in der frühen Kindheit keineswegs unveränderbar die Weichen für das künftige Leben gestellt werden, sondern daß der Mensch ein Lebewesen ist, dessen typisches Merkmal das lebenslange Lernen ist. Frühe negative Erfahrungen können durchaus im späteren Leben ausgeglichen werden. Mütter haben sicherlich einen Einfluß auf die Persönlichkeitsentwicklung von Kindern, aber diesen Einfluß darf man auch nicht überschätzen. Daneben gibt es nämlich eine Menge anderer Einflüsse, seien es die Väter, die Großeltern, die Geschwister, die gleichaltrigen Freundinnen und Freunde, die Nachbarschaft, die Medien, um nur einige zu nennen. Es soll jedoch nicht der Eindruck entstehen, daß die Art und Weise des Umgangs mit Kindern völlig unwichtig ist. Natürlich ist es unbedingt notwendig, Kindern Liebe und Geborgenheit zu übermitteln, ihnen Anregung, Zuwendung, Pflege und Nahrung zu geben, sich mit ihnen zu beschäftigen. Aber es gibt keine wissenschaftlichen Belege dafür, daß dies am besten und ausschließlich die Mutter tun muß. Im Gegenteil, es hat sich gezeigt, daß mehrere konstante Bezugspersonen für Kinder von Vorteil sind, weil sie dadurch mehr Anregungen bekommen, nicht so stark auf die Mutter fixiert sind und diese Entlastung erfährt, wodurch mütterliche Überforderungen verringert werden können.

Die Mutter wurde im Verlauf der letzten Jahrhunderte aufgewertet zur bedeutendsten Erziehungsinstanz. Und auch nach dem Idealbild der heutigen Erziehung, das durch die Familienpolitik unterstützt wird, wird sie als zentrale Figur gesehen und eine Entlastung durch dritte Personen wird nur bedingt zugestanden. Die Mutter versteht sich als exklusive Mittlerin zwischen dem Kleinkind und der Welt. Für das Kind ist so die Mutter der wichtigste Mensch. Die Mutterrolle hat damit einen Hauch von Allmacht und ist durchaus attraktiv. Aber es bedeutet für Mütter auch eine Verunsicherung, wenn andere Personen, z.B. der Vater, dieselbe Bedeutung für das Kind haben wie sie, denn eigentlich müßte das Kind sie, die Mutter, den anderen vorziehen. Wenn der Vater genauso gut mit dem Kind umgehen kann und eine enge Beziehung zu dem Kind hat, wird die exklusive Mutterposition in frage gestellt und die Mutter fühlt sich in ihrer Identität bedroht (vgl. Schenk 1996).

Die meisten Menschen in unserer westdeutschen Gesellschaft vertreten heute die Ansicht, daß die Mutter als zentrale Bezugsperson unersetzlich sei und zumindest in den ersten Lebensjahren des Kindes stets präsent sein sollte. Und diese Auffassung wird von sehr vielen Müttern geteilt. Wenn sie sich dennoch nicht diesem Ideal entsprechend verhalten, haben sie Schuldgefühle. Werden zur Kinderbetreuung andere Personen hinzugezogen, so wird das häufig von der Umgebung als Abschiebung negativ beurteilt. Stark abgelehnt wird die institutionelle Gemeinschaftserziehung von Kleinkindern, dagegen werden die mit einer Fremdbetreuung verbundenen Vorteile meistens nicht gesehen.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß heute allgemein noch immer, wie im 19. Jahrhundert, die Mehrheit der Bevölkerung der Meinung ist, daß die Organisation des Haushalts und die Erziehung zumindest der kleinen Kinder originäre Bereiche der Frau sind und sie ganz allein dafür verantwortlich ist. Und dieser Ansicht sind nicht nur die Männer, sondern auch viele Frauen. Deutlich festmachen läßt sich das daran, wenn Ehefrauen sagen, sie geben ihr Gehalt fast völlig für die Kinderfrau aus. Das heißt, die Kinderbetreuung wird als mütterliche Aufgabe gesehen und nicht als Familiensache, die aus beiden Einkommen bezahlt wird, weil es schließlich ihrer beider Erziehungsaufgabe ist, die an andere delegiert wird.

Die Alleinzuständigkeit und Unersetzlichkeit der Mutter für das Kind ist ein Mythos, der es aber Frauen sehr erschwert, andere Lebenswege zu gehen und beispielsweise neben der Kindererziehung

noch einen Beruf auszuüben. Seit den 50er Jahren wird die Debatte um die Berufstätigkeit von Müttern und deren Auswirkungen auf das Kind mit fast unveränderten Argumenten geführt. Wissenschaftlich erforscht und belegt ist aber längstens, daß weder die Vollzeitmutter noch die berufstätige Mutter für sich gesehen gut oder schlecht ist.
Es kommt auf zahlreiche Rahmenbedingungen an, wie etwa die Arbeitsplatzbedingungen oder die Kinderbetreuungsmöglichkeiten, und ganz besonders auf die Einstellungen der Mutter (vgl. z.B. Scarr 1987).

4. Beruf und Familie: beides zugleich bereichert das Leben

In diesem letzten Punkt soll aus einer Befragung von Frauen berichtet werden, die Beruf und Familie in ihr Lebensmodell integrieren und daraus für sich einen Gewinn ziehen. In der Studie, die ich Anfang der 90er Jahre durchgeführt habe, wurden 29 Frauen mit zwei Kindern unter zehn Jahren befragt, die in fester Partnerschaft leben und mehr als 25 Stunden pro Woche arbeiten, in der Mehrzahl eine volle Stelle haben. Die Frauen waren im Alter von 28 - 41 Jahren, haben alle ein Studium abgeschlossen, arbeiten aber nicht unbedingt in den entsprechenden Berufen, wohl üben sie alle eine qualifizierte Tätigkeit aus. Einige Ergebnisse aus dieser Studie sollen nun dargestellt werden (ausf. Paetzold 1996).

- Warum arbeiten die Frauen?

Fast alle Frauen nennen mehrere Gründe für ihre Berufstätigkeit, wobei finanzielle Aspekte durchaus eine Rolle spielen, aber nicht alleine genannt werden. Entscheidend für die Frauen ist die Freude an der Arbeit, das positive Feedback, die interessanten Inhalte, der Spaß am Beruf, die Selbstbestätigung und die sozialen Kontakte. Nicht unwichtig ist es für Frauen auch, finanziell von ihren Männern unabhängig zu sein, Geld für sich alleine zu haben. Das Hausfrauendasein alleine füllt sie nicht aus, wird als langweilig, monoton, isolierend und unbefriedigend bezeichnet. Sie haben Angst, ohne ihren Beruf geistig abzubauen, nicht mehr so beweglich zu sein. Wenn man nicht immer wieder durch den Beruf gefordert werde, fordere man sich selbst nicht mehr. Gerade wenn der Mann beruflich sehr eingespannt sei, sei es wichtig, eine eigene berufliche Erfüllung zu haben. Interessant ist auch, daß verschiedentlich die eigene Mutter als Negativbeispiel genannt wird und zwar insofern, als sie wegen der fehlenden, aber erwünschten Berufstätigkeit als unausgeglichen erlebt wurde.

Die befragten Frauen haben offensichtlich eine hohe Berufsidentifikation. Sie können oft ihre zeitliche Arbeitsbelastung in der Woche nicht genau angeben, weil sie aus dem Beruf viel Kraft und Freude ziehen und deshalb das berufliche Engagement gern erbracht wird. Dabei ist es wichtig zu erwähnen, daß die Arbeitszeiten der Frauen relativ flexibel sind, viele haben Gleitzeit oder können als Selbständige die Arbeitszeiten eher nach ihren Bedürfnissen festlegen. Interessant ist, daß die Frauen, die Teilzeit arbeiten, in keinem Fall jeden Tag einige Stunden arbeiten, sondern an einigen Tagen voll arbeiten und an den restlichen Tagen gar nicht. Dies ist deshalb ein interessantes Ergebnis, weil nach anderen Studien von Frauen die Halbtagstätigkeit bevorzugt wird. Vielleicht stellt sich das bei qualifizierter Teilzeitarbeit eben anders dar.

Die Frauen schildern insgesamt ihre berufliche Situation als sehr zufriedenstellend, denn sie können flexibel und selbstbestimmt arbeiten, haben interessante Arbeitsinhalte und tragen eine hohe Verantwortung. Das bedeutet nicht, daß keine beruflichen Belastungen auftreten, aber sie werden als bewältigbar geschildert.

- Welche Belastungen werden von den Frauen bei der Verknüpfung genannt?

Zunächst ist es interessant, daß keine der Frauen die möglichen Zeiten des Erziehungsurlaubes voll ausgeschöpft hat. Einige Frauen haben noch nicht einmal während der Mutterschutzzeiten ganz ausgesetzt. Die Mehrheit der Frauen kehrte spätestens nach einem halben Jahr in ihren Beruf zurück. Entscheidender war für sie die Möglichkeit, Arbeitsstunden zu reduzieren. Der völlige Ausstieg aus dem Beruf war für sie nicht attraktiv, manche schilderten sogar den Erziehungsurlaub als Zwangsurlaub. Obwohl etliche Frauen im öffentlichen Dienst beschäftigt sind, der im Hinblick auf Arbeitsplatzsicherheit einen Schonraum darstellt, wurde dies nicht für einen längeren Berufsausstieg genutzt, sondern eher die Möglichkeiten der Teilzeitarbeit in Anspruch genommen.

Fragt man die Frauen, wie sie es schaffen, Beruf und Familie unter einen Hut zu bringen, so versichert etwa ein Drittel, daß es für sie kein Problem darstellt, beide Bereiche miteinander zu verbinden. Die anderen Frauen finden es zwar nicht einfach und erleben es teilweise als stressig und anstrengend, betonen aber, daß es machbar ist. Als wesentlich für die Vereinbarkeit wird die Unterstützung durch die Ehemänner genannt (s.u.).

Problematisch wird nicht der Alltag bezeichnet, sondern wenn etwas Unvorhersehbares passiert, dann gerät die Durchorganisation ins Wanken. Es sind momentane Probleme, die als besonders belastend erlebt werden, wie beispielsweise eine Krankheit oder besonderer beruflicher Arbeitsanfall. Es sind also keine Dauerbelastungen, sondern Probleme, die aktuell gelöst werden müssen. Dennoch muß darauf hingewiesen werden, daß viele Frauen beklagen, zu wenig Zeit für sich und die Partnerschaft zu haben. Allerdings läßt sich fragen, ob das eine Folge der Berufstätigkeit ist oder eine prinzipielle Folge des Kinderhabens.

Noch ein anderer belastender Aspekt wird von etlichen Frauen genannt, das ist die Hausarbeit. Hier wünschen sich Frauen mehr Entlastung durch den Partner oder bezahlte Hilfe. Letzteres könnten sich einige Familien finanziell durchaus leisten, es scheint aber für Frauen schwierig zu sein, eine andere Frau für sich arbeiten zu lassen, etwas zu delegieren, was in den typischen Aufgabenbereich einer Hausfrau fällt.

- Welche Bereicherungen durch die Verknüpfung benennen die Frauen?

Befragt nach den positiven Aspekten, die mit der Gleichzeitigkeit von Familie und Berufstätigkeit verbunden sind, sprechen die Frauen von einer gegenseitigen Ergänzung der beiden Lebensbereiche. Beides zu haben wird als positiv, beglückend und bereichernd beschrieben. Die Frauen erleben sich als zufriedener mit Kindern und Beruf. Eine der interviewten Frauen beschreibt es folgendermaßen:

> „Ich könnt' mir ein Leben ohne Kinder nicht vorstellen, ich könnt' mir ein Leben ohne Beruf nicht vorstellen. Außerdem würde mir sowohl bei dem einen, wie bei dem anderen etwas abgehen."

Gerade durch die Teilhabe an beiden Bereichen bekommen die Frauen doppelte Bestätigung, haben mehr Ausgleich, bleiben auch flexibler. Die Kinder werden als Ausgleich für den Beruf und der Beruf als Ausgleich für die Kinder beschrieben. Die Frauen erleben sich als ganzheitlicher, zufriedener und erfüllter und ausgeglichener mit beiden Bereichen. Es ist das Gefühl, mehr Seiten von sich erleben zu können.

Interessant ist, daß einige Frauen nicht begründen, warum sie trotz der Kinder berufstätig sind, sondern sich zunächst über den Beruf definieren und dann erst über das Muttersein. Keine der Frauen

sehnt sich nach einem Leben ohne Kinder zurück, das Leben mit Kindern ist reicher, erfüllter, schöner, vielfältiger. Durch die Kinder erhalten die Frauen emotionale Unterstützung, Lebensfreude, Geborgenheit und Nähe. Und schließlich bedeuten Kinder auch eine Bereicherung der persönlichen Entwicklung.

- Welche Vorteile für die Kinder sehen die Frauen in der Berufstätigkeit?

Fast alle Frauen nennen die eigene Zufriedenheit als einen Vorteil auch für die Kinder. Durch die Berufstätigkeit fühlen sie sich im Umgang mit den Kindern ausgeglichener und zufriedener, was sich ihrer Meinung nach auf die Kinder überträgt. Viele Frauen meinen, daß sie so auch mehr Geduld mit den Kindern hätten, als wenn sie die Kinder den ganzen Tag um sich hätten. Und sie glauben, daß sie sich in der Zeit, die sie mit den Kindern verbringen, intensiver mit ihnen beschäftigen, als sie es täten, wenn sie ganztägig zu Hause wären.

Als ein weiterer Vorteil wird von den Frauen genannt, daß die Kinder nicht so auf die Mutter fixiert sind, sich leichter von ihr lösen, auch andere Bezugspersonen akzeptieren, vielfältigere Sozialbeziehungen haben. Ein der befragten Mütter drückt es so aus:

> „Ja, ich finde, sie werden einfach schon selbständiger und flexibler, sind nicht nur auf die Mutter fixiert, und das merk' ich, daß ich trotz allem Streß einfach geduldiger und ausgeglichener bin als 'ne Mutter, die den ganzen Tag zu Hause bleibt."

Auch die andere Seite dieses Nichtfixiertseins wird thematisiert, daß nämlich die Mutter sich nicht so auf die Kinder konzentriert, eher loslassen kann. Die Frauen halten die Gefahr der Überbehütung für geringer, da sie den Kindern mehr Freiräume zugestehen. Oder, wie es eine Frau ausdrückte, daß sie dadurch am besten davor bewahrt wird, ihre Kinder dressieren zu wollen.

Viele Frauen betonen auch den Aspekt, daß sie durch die Berufstätigkeit nicht nur als Mutter gesehen werden, sondern als Mensch mit eigenen Interessen, als eine Person, die auch am öffentlichen Leben teilnimmt, als jemand, die dadurch auch einen weiteren Horizont hat und nicht nur in der Hausfrauenwelt lebt.

Zwar werden von den Frauen viele Vorteile der Berufstätigkeit genannt, jedoch sehen sie auch, daß ihren Kindern manchmal Nachteile dadurch entstehen. Besonders wird hier die mangelnde zeitliche Flexibilität genannt. Die Frauen haben weniger ungeplante Zeit für die Kinder, können vor allem kaum spontan etwas mit ihnen unternehmen. So müssen die Kinder auf manches verzichten, weil die Mütter weniger Zeit für gemeinsame Aktivitäten haben als Vollzeitmütter.

- Welche Rahmenbedingungen erleichtern den Frauen die Vereinbarkeit?

Neben den schon erwähnten relativ flexiblen Arbeitsbedingungen sind hier vor allem drei Aspekte zu nennen: die Kinderbetreuung, die Ehemänner und das eigene Mutterbild.

(1) Die Kinderbetreuung

Fast alle Frauen haben ein differenziertes Betreuungsnetz für die Kinder. Zum Teil beinhaltet das den Kindergarten bzw. die Schule, wesentlich aber sind die anderen unterstützenden Personen, als da sind Vater, Großeltern, Kinderfrau, Tagesmutter, Haushaltshilfe, Babysitter, Freundinnen, Nachbarschaft, Freundeund Freundinnen der Kinder. Diese vielfältigen Betreuungspersonen sind notwendig, damit die Mütter beruhigt ihrer Arbeit nachgehen können, und damit nicht alles zusammenbricht, wenn eine Betreuung ausfällt. Fast kein Kind ist in einer institutionellen Ganztagesbetreuung. Interessant ist, daß die Großeltern kaum regelmäßig in die Kinderbetreuung eingebunden werden, wohl aber für Notsituationen zur Verfügung stehen. Vereinzelt werden die Kinder dann auch mit an den Arbeitsplatz genommen oder eine Mitarbeiterin wird zur Kinderbetreuung abgestellt. Fast alle Frauen sind mit den Lösungen zur Kinderbetreuung zufrieden, allerdings ist manchmal die gegenwärtige Lösung auch erst das Ergebnis eines längeren Suchprozesses.

(2) Die Ehemänner

Alle Frauen werden durch ihre Männer bei ihrer Berufstätigkeit unterstützt, zumindest ist kein Mann dagegen, daß seine Frau arbeitet, was auch Ende der 90er Jahre noch nicht selbstverständlich in Deutschland ist. Allerdings ist das Engagement der Männer sehr unterschiedlich. In mehr als einem Drittel der Familien engagieren sich die Väter gleichberechtigt bei der Kindererziehung oder machen sogar mehr als die Mütter. Sie sind für eine gewisse Zeit aus ihrem Beruf ausgestiegen, um sich um die Kinder zu kümmern, oder arbeiten Teilzeit bzw. treten trotz des damit verbundenen Karriereknicks beruflich kürzer, machen beispielsweise keine Überstunden. Auch sind dabei Väter, die in Schicht arbeiten und dadurch eher Zeit für die Kinder haben und auch nutzen. Wenn sie Teilzeit arbeiten, haben sie meistens einen Tag frei, an dem sie sich vollständig um die Kinder kümmern, oder sie übernehmen regelmäßig am Nachmittag die Kinderbetreuung. Diese Väter tragen einen Teil der täglichen Verantwortung für die Kinder, sind gleichberechtigte Betreuungspersonen, was für die Mütter eine große Hilfe ist.

Ein weiteres Drittel der Väter engagiert sich ebenfalls bei der Kindererziehung, in dem sie regelmäßig die Kinder zu Bett bringen, sie zum Kindergarten oder zur Schule bringen bzw. von dort abholen, regelmäßig an einem Nachmittag die Betreuung übernehmen. Allerdings fühlen sich diese Väter eher punktuell verpflichtet oder nur zu einer bestimmten Tageszeit, sie sind nicht immer täglich länger für die Kinder verfügbar. Trotzdem machen sie mehr als der deutsche Durchschnittsvater! Diese Väter umsorgen ihre Kinder, aber die Hauptverantwortung liegt bei den Müttern.

Schließlich gibt es noch die „Wochenendväter". Das sind Väter, die beruflich stark eingespannt sind und eigentlich nur am Wochenende Zeit für ihre Kinder haben, die sich dann aber auch ausführlich mit ihnen beschäftigen. Interessant ist bei dieser Vätergruppe, daß sie sich vor allem Zeit nehmen, wenn die Frau beruflich stark eingespannt ist. Besonders dann versuchen sie, die Frau zu entlasten. Sie unterstützen also ihr berufliches Engagement.

Es handelt sich offenbar bei den Männern der befragten Frauen um sehr unterstützende Männer zumindest im Hinblick auf die Kinderbetreuung. Im Hinblick auf die Unterstützung im Haushalt sieht es teilweise nicht so rosig aus. Es gibt Männer, die die Hälfte der anfallenden Hausarbeit übernehmen und auch hier Verantwortung tragen, aber es gibt auch Männer, die „keinen Handschlag machen". Ein Teil der Frauen löst das Haushaltsproblem, in dem sie möglichst viele Aufgaben an bezahlte Hilfen delegieren, und damit sind sie auch höchst zufrieden. Aber es gibt auch Frauen, die Probleme haben, eine Putzfrau für sich arbeiten zu lassen.

Und ein anderer kritischer Aspekt hat sich noch herauskristallisiert. Einige Frauen thematisieren, daß sie zwar prinzipiell zufrieden mit der männlichen Haushaltsbeteiligung sind, aber Probleme haben, seine Maßstäbe oder Arbeitsweise zu akzeptieren. Sicherlich ist es einfacher, einen Haushalt selbstbestimmt nach den eigenen Vorstellungen zu führen, als diese Arbeit in Absprache mit dem Partner und seinen Vorstellungen zu machen. Hier müssen Frauen Lernprozesse durchlaufen, da sie häufig noch durch die Erziehung auf eine alleinverantwortliche Führung des Haushalts hin erzogen wurden.

(3) Das Mutterbild

Die eigenen Vorstellungen der befragten Frauen vom Muttersein entsprechen nicht dem idealisierten Mutterbild der Gesellschaft, sie werden von den Frauen teilweise ausdrücklich in Abgrenzung dazu formuliert. In ihrem Muttersein ist den Frauen wichtig, für die Kinder eine einfühlsame Vertrauensperson zu sein, die ein offenes Ohr für die kindlichen Anliegen hat. Dies wird auch aufgrund negativer Kindheitserfahrungen betont, mit einer Mutter, die zwar ständig anwesend, aber nicht unbedingt für die Kinder ansprechbar war. Den Frauen ist es wichtig, den Kindern Geborgenheit, Wärme und Zuwendung zu vermitteln, ihnen für ihre Entwicklung einen harmonischen Familienrahmen zu geben. Daneben finden sie es aber wichtig, eigene Interessen auch noch zu verfolgen. Muttersein bedeutet für sie keine ununterbrochene Verfügbarkeit. Sie möchten nicht nur im Dasein für andere leben. Sie verstehen sich nicht ausschließlich als Mütter, sondern als eigenständige Persönlichkeiten mit Bedürfnissen, die über das Muttersein hinausgehen. Das bedeutet auch, sich selbst wichtig zu nehmen, eigene Standpunkte zu beziehen, sich ein Stück Unabhängigkeit zu bewahren. Anklammernde, gluckende, mit Liebe überschüttende Mütter wollen sie nicht sein. Allerdings hat manche der befragten Frauen auch schon die Erfahrung machen müssen, daß die von ihr praktizierte Mutterrolle im Umfeld auf Kritik und Unverständnis gestoßen ist und daß ihre mütterlichen Fähigkeiten in Zweifel gezogen werden, weil ihre Kinder auch von anderen Personen betreut werden. Selbst wenn das der Vater ist, reagiert die Umwelt manchmal negativ (!).

Gerade deshalb möchten die Frauen ihren Töchtern die Verknüpfung von Berufstätigkeit und Muttersein vorleben, um ihnen diesen Weg später einmal zu erleichtern, um ihnen ein positives Modell zu bieten. Denn für die von mir befragten Frauen ist die doppelte Rollenorientierung, die Teilhabe an Beruf und Familie, das einzig akzeptable Lebensmodell. Für sie gilt: “Eines ist zu wenig, beides macht zufrieden.“

Literaturverzeichnis

Bauer, F./Groß, H./Schilling, G.: Arbeitszeit ’93. Resultate einer aktuellen Repräsentativbefragung bei abhängig Beschäftigten in Westdeutschland durch das Institut zur Erforschung sozialer Chancen. Düsseldorf: Ministerium für Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen 1994

Beck, U./Beck-Gernsheim, E.: Da ganz normale Chaos der Liebe. Frankfurt: Suhrkamp 1990

Bennent, H.: Galanterie und Verachtung. Eine philosophiegeschichtliche Untersuchung zur Stellung der Frau in Gesellschaft und Kultur. Frankfurt: Campus 1985

BMFS (Bundesministerium für Familie und Senioren) (Hg.): Familien und Familienpolitik im geeinten Deutschland. Fünfter Familienbericht. Bonn 1994

Burkart, G./Fietzke, B./Kohli, M.: Liebe, Ehe, Elternschaft. Eine qualitative Untersuchung über den Bedeutungswandel von Paarbeziehungen und seine demographischen Konsequenzen. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung 1989

Frevert, U.: Frauen-Geschichte. Zwischen bürgerlicher Verbesserung und Neuer Weiblichkeit. Frankfurt: Suhrkamp 1986

Habisch, A. (Hg.): Familienorientierte Unternehmensstrategie. Beiträge zu einem zukunftsorientierten Programm. München: Hampp 1995

Hardach-Pinke, I.: Zwischen Angst und Liebe. Die Mutter-Kind-Beziehung seit dem 18. Jahrhundert. In: J. Martin/A. Nitschke (Hg.): Zur Sozialgeschichte der Kindheit. Freiburg: Alber 1986, S. 525 - 590

Hausen, K.: Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ - Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: W. Conze (Hg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Stuttgart: Klett 1976, S. 363 - 393

Hildebrandt-Woeckel, S.: Karrierefalle Erziehungsurlaub. Reinbek: Rowohlt 1999

Holtappels, H.: Grundschule bis mittags. Weinheim: Juventa 1997

Matthies, H./Mückenberg, U./Offe, C./Raasch, S.: Arbeit 2000. Anforderungen an eine Neugestaltung der Arbeitswelt. Reinbek: Rowohlt 1994

Nave-Herz, R.: Familie heute. Wandel der Familienstruktur und Folgen für die Erziehung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1994

Paetzold, B.: „Eines ist zu wenig, beides macht zufrieden." Die Vereinbarkeit von Mutterschaft und Berufstätigkeit. Bielefeld: Kleine 1996

Peuckert, R.: Familienformen im sozialen Wandel. Opladen: Leske + Budrich 1996[2]

Scarr, S.: Wenn Mütter arbeiten. Wie Kinder und Beruf sich verbinden lassen. München: Beck 1987

Rosenbaum, H.: Formen der Familie. Frankfurt: Suhrkamp 1982

Schenk, H.: Wieviel Mutter braucht der Mensch? Köln: Kiepenheuer & Witsch 1996

Schneider, N./Rosenkranz, D./Limmer, R.: Nichtkonventionelle Lebensformen. Opladen: Leske + Budrich 1998

Sieder, R.: Sozialgeschichte der Familie. Frankfurt: Suhrkamp 1987

Sommerkorn, I.: Die erwerbstätige Mutter in der Bundesrepublik: Einstellungen und Problemveränderungen. In: R. Nave-Herz (Hg.): Wandel und Kontinuität der Familie in der Bundesrepublik Deutschland. Stuttgart: Enke 1988, S. 115 - 144

Weber-Kellermann, I.: Die deutsche Familie. Versuch einer Sozialgeschichte. Frankfurt: Suhrkamp 1974

Weber-Kellermann, I.: Frauenleben im 19. Jahrhundert. München: Beck 1991[3]

Dr. Barbara Reichle

Aufgabenverteilungen zwischen Frauen und Männern: Modelle, Bewertungen, Veränderungen“

Manuskript des Vortrages *„Aufgabenverteilungen zwischen Frauen und Männern: Modelle, Bewertungen, Veränderungen“*, den Frau Dr. Barbara Reichle an der FernUniversität Gesamthochschule in Hagen am 16.03.1998 im Rahmen der Frauenvorträge gehalten hat.
Die Verantwortung für den Inhalt trägt allein die Autorin.

© FernUniversität - Gesamthochschule - Hagen 1998

Barbara Reichle*

Aufgabenverteilungen zwischen Frauen und Männern: Modelle, Bewertungen, Veränderungen

1. Verteilungen auf gesellschaftlicher Ebene: Die Entwicklung der Gleichberechtigung 3

2. Der private Bereich: Aufgabenverteilungen zwischen Frau und Mann 6

2.1 Varianten von Aufgabenverteilungen 6

2.1.1 Verteilungsergebnisse 7

2.1.2 Verteilungsprozeduren 8

2.1.3 Verteilungskriterien: Nach welchem Merkmal wird verteilt ? 9

2.1.4 Gerechtigkeit und Praxis 9

2.2 Die Entwicklung von Aufgabenverteilungen im Familienzyklus 10

2.3 Bewältigung von Veränderungen 13

3. Aufgabenverteilungen im Umbruch: Chancen und Risiken 16

Literatur 17

* Universität Trier - FB I, Psychologie, 54295 Trier; E-Mail REICHLE@UNI-TRIER.DE

Teile meiner Forschungen wurden dankenswerterweise gefördert von der Stiftung Volkswagenwerk ("Institutsübergreifendes Modellvorhaben zur Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses in Entwicklungspsychologie"), dem Land Rheinland-Pfalz (Zweites Hochschulsonderprogramm) und der Deutschen Forschungsgemeinschaft (Sachbeihilfe Az.: Mo 391/5-1; Kennwort "Belastungen durch die erste Elternschaft").

Aufgabenverteilungen zwischen den Geschlechtern sind zum Thema öffentlicher und privater Debatten geworden, die Trennung in Männer- und Frauenaufgaben ist nicht mehr selbstverständlich. Die öffentliche Debatte manifestiert sich unter anderem in unserer Gesetzgebung, in der es in disem Jahrhundert ganz erhebliche Veränderungen in die Richtung einer Gleichstellung der Geschlechter zu beobachten gibt. Entsprechende Gleichstellungsbemühungen, Gleichstellungsansprüche und Widerstände gegen solche Ansprüche gibt es im privaten Bereich. Insgesamt bietet sich das Bild einer gewaltigen Umstellung, bei der der alte Zustand der traditionellen Rollenverteilung teilweise überwunden, eine neue Ordnung jedoch noch nicht gefunden scheint. Die „androgyne Revolution“, die Elisabeth Badinter (1987) heraufziehen sieht, infolge der nun beide Geschlechter grundsätzlich austauschbare Rollen und Aufgaben haben könnten, birgt viele Möglichkeiten, aber ausser den alten Verteilungen noch kaum praktizierbare neue Modelle.

Der Veränderungsprozess im Grossen scheint dem im Kleinen vergleichbar: Die alte, eingespielte Verteilung funktioniert nicht mehr, man muss neue Verteilungen finden, ohne ein klares Modell zu haben. Stattdessen existiert eine Vielfalt möglicher Modelle, Lebensentwürfe, aus denen man wählen kann und muss, und damit Debatten, mit denen wir noch nicht viel Erfahrung haben.

Vielleicht ist es nützlich, sich solche Neuverteilungen einmal genauer anzuschauen, wie sie vor sich gehen, welche Anforderungen sie bergen, wie sie bewältigt werden, welche Optionen bestehen. Am Ende einer solchen Betrachtung könnten sich Hinweise darauf ergeben, wie Wahlen getroffen werden können, ohne dass dies allzu gravierende Neben- und Auswirkungen hat.

1. Verteilungen auf gesellschaftlicher Ebene: Die Entwicklung der Gleichberechtigung

Seit vor fünfzig Jahren das Grundgesetz in Kraft trat, ist die Gleichberechtigung der Geschlechter rechtlich verankert: „Männer und Frauen sind gleichberechtigt“ steht in Artikel 3, Absatz 2. Das war nicht immer so, und es wurde auch nicht prompt umgesetzt. Vielmehr gab es 1949 und in der Folgezeit eine ganze Reihe von rechtlichen Bestimmungen aus der Vorkriegszeit, die dem Grundgesetz entgegenstanden. Zwar sollten diese möglichst rasch angepasst werden, allerdings zog sich dieser Anpassungsprozess bis in die neunziger Jahre unseres Jahrhunderts, mit einem vorläufigen Schlusspunkt in der Anpassung des Namensrechts: Frauen haben inzwischen die gleichen Rechte bei der Wahl ihres Familiennamens und des Namens ihrer Kinder wie Männer.

Die bundesdeutsche Geschichte der Gleichberechtigung in den letzten fünfzig Jahren gleicht einem mühsamen Weg (vgl. Mitleger & Rathgeber, 1988; Reich-Hilweg, 1979). Einige Beispiele

aus dem Familienrecht: Bis 1958 hatte der Ehemann das Alleinentscheidungsrecht „in allen das gemeinschaftliche Leben betreffenden Angelegenheiten; er bestimmt insbesondere Wohnort und Wohnung. Die Frau ist nicht verpflichtet, der Entscheidung des Mannes Folge zu leisten, wenn sich die Entscheidung als Missbrauch seines Rechts darstellt." (§ 1354 BGB alt). Der Ehemann verfügte über das Vermögen der Frau („Das Vermögen der Frau wird durch die Eheschliessung der Verwaltung und Nutzniessung des Mannes unterworfen (eingebrachtes Gut)," § 1363 BGB alt. Als Vater hatte der Ehemann „das Recht und die Pflicht, für die Person und das Vermögen des Kindes zu sorgen" (§ 1627 BGB alt), „Neben dem Vater hat während der Dauer der Ehe die Mutter das Recht und die Pflicht, für die Person des Kindes zu sorgen; zur Vertretung des Kindes ist sie nicht berechtigt ... . Bei einer Meinungsverschiedenheit zwischen den Eltern geht die Meinung des Vaters vor" (§ 1634, BGB alt). Die Frau war zur Haushaltsführung verpflichtet: „Die Frau ist ... berechtigt und verpflichtet, das gemeinschaftliche Hauswesen zu leiten. Zu Arbeiten im Hauswesen und im Geschäft des Mannes ist die Frau verpflichtet, soweit eine solche Tätigkeit nach den Verhältnissen, in denen die Ehegatten leben, üblich ist." (§ 1356 BGB alt). „Die Frau erhält den Familiennamen des Mannes." (§ 1355 BGB alt) galt ebenfalls bis 1958.

Im Jahre 1958 brachte das „Gleichberechtigungsgesetz" die ersatzlose Streichung des männlichen Entscheidungsrecht in allen ehelichen Angelegenheiten, abgeschafft wurde die Verfügung des Mannes über das Vermögen der Frau, sein Recht, ein Dienst- oder Arbeitsverhältnis seiner Frau zu kündigen. Bis 1980 blieb hingegen die Zuweisung der elterlichen Gewalt an den Vater erhalten. Von 1958 bis 1977 galt: „Die Frau führt den Haushalt in eigener Verantwortung. Sie ist berechtigt, erwerbstätig zu sein, soweit dies mit ihren Pflichten in Ehe und Familie vereinbar ist." (§ 1356 BGB Abs. 1). Von 1958 bis 1976 *durften* Frauen bei der Eheschliessung dem Namen des Mannes ihren Mädchennamen hinzufügen (§ 1355 BGB), 1977 wurde diese Vorschrift liberalisiert, und erst seit 1993 gilt eine wirklich gleichberechtigte Regelung. Mit der 1977 in Kraft getretenen Eherechtsreform wird die „Hausfrauenehe" als gesetzliches Leitbild aufgegeben: „§ 1356 Haushaltsführung und Erwerbstätigkeit. Die Ehegatten regeln die Haushaltsführung im gegenseitigen Einvernehmen. Ist die Haushaltsführung einem der Ehegatten überlassen, so leitet dieser den Haushalt in eigener Verantwortung. Beide Ehegatten sind berechtigt, erwerbstätig zu sein. Bei der Wahl und Ausübung einer Erwerbstätigkeit haben sie auf die Belange des anderen Ehegatten und der Familie die gebotene Rücksicht zu nehmen." Der Stellenwert der Haushaltsführung blieb indes erhalten, wenngleich die Haushaltsführung nun geschlechtsneutral geregelt ist: „§ 1360 Verpflichtung zum Familienunterhalt. Die Ehegatten sind einander verpflichtet, durch ihre Arbeit und mit ihrem Vermögen die Familie angemessen zu unterhalten.

Ist einem Ehegatten die Haushaltsführung überlassen, so erfüllt er seine Verpflichtung, durch Arbeit zum Unterhalt der Familie beizutragen, in der Regel durch die Führung des Haushalts."

Demnach ist die Gleichberechtigung der Geschlechter für die Bundesrepublik Deutschland eine historisch junge Errungenschaft. Nicht alle Eltern, Lehrerinnen und Lehrer haben sie in ihren Gemeinschaftskundebüchern kennengelernt, und schon gar nicht in ihren Herkunftsfamilien. So sind sicher einige ihrer Zöglinge nach den alten Normen erzogen worden. Was nach dem Gesetz gilt, ist vielleicht noch zu neu, um selbstverständlich zu sein. Um aber ein Recht in Anspruch nehmen zu können, muss man es kennen und sich bewusst sein, welche Implikationen es hat. Die Einsicht, dass „Männer und Frauen sind gleichberechtigt" auch heissen kann, dass Frauen gleich zu entlohnen sind wie Männer, dass sich Frauen ebensoviele Sorgen um ihre Arbeitsplätze und das Familieneinkommen zu machen haben wie Männer und anderes mehr ist nicht selbstverständlich, sondern vielmehr ein Ergebnis der Umsetzung und Anwendung der Rechtsnorm, das nicht automatisch kommt, sondern erst einmal geleistet werden muss.

Es gibt also eine Kluft zwischen der Rechtslage und der tatsächlichen Praxis: Wenn man die tatsächlichen Verteilungen zwischen den Geschlechtern untersucht, findet man die Gleichberechtigung noch nicht realisiert. Zwar ist es inzwischen so, dass sich Mädchen hinsichtlich ihrer Bildungsbeteiligung fast nicht mehr von Jungen unterscheiden. 1990 haben fast ebenso viele Mädchen Abitur gemacht bzw. die Hauptschule besucht wie Jungen, etwas mehr Mädchen als Jungen haben die Realschule abgeschlossen, und in ihren Schulabschlüssen haben die Mädchen überzufällig bessere Ergebnisse erzielt als die Jungen. Aber schon nach der Schule werden Brüche sichtbar: Das Berufsspektrum, in dem die jungen Frauen ausgebildet werden, ist schmaler als das der jungen Männer, mehr Berufswünsche von Frauen bleiben unerfüllt, mehr Bewerbungen erfolglos. An der Universität studieren mehr Männer, und je höher die Position, desto seltener ist sie von einer Frau besetzt. Frauen verdienen im Durchschnitt weniger, auch dann, wenn sie gleich lang und auf dem gleichen Niveau berufstätig sind wie Männer. Hingegen leisten Frauen deutlich mehr unbezahlte Arbeit als Männer, in der Kindheit und im Jugendalter in den Familien, als Studierende in Wohn- und Lebensgemeinschaften mit männlichen Partnern, als Erwachsene im Haushalt, der Familien- und Kinderbetreuung und schliesslich in der Summe ihrer gesamten Arbeitszeit (aus bezahlter und unbezahlter Arbeit). Im Umfang ihrer Berufstätigkeit nähern sich die Frauen jedoch zunehmend den Männern an, sofern sie keine Kinder haben. Sofern sie Kinder haben, zeigt sich ein Phänomen, das als sogenannter Traditionalisierungseffekt in die sozialwissenschaftliche Literatur eingegangen ist: Frauen geben

ihre Erwerbstätigkeit entweder ganz oder teilweise auf und übernehmen die Betreuung des Kindes. Dass man sich als egalitär gesinnte Person vor ihm sicher wähnt, so lange man keine Kinder hat, und ihn dann doch am eigenen Leibe erfährt, wenn das Kind da ist, scheint ein Bestandteil dieses Effektes zu sein (vgl. Reichle, 1996a zum Überblick).

Ein Blick über den Zaun zeigt, dass sich die Bundesrepublik Deutschland von anderen westlichen Industrieländern nicht sehr unterscheidet. Während die Rechtslagen sehr ähnlich sind, sind die skandinavischen Länder und die Vereinigten Staaten von Amerika vielleicht etwas weiter in der Umsetzung der Gleichberechtigung, mit mehr öffentlichen Kinderbetreuungsangeboten, mehr Frauen in verantwortlichen Positionen. Die Gesamtarbeitszeit der Frauen ist jedoch auch in diesen Ländern höher als die der Männer und ihre Entlohnung geringer. Richtet man hingegen den Blick nach Süden und Osten, finden wir ganz andere Rechtslagen und nach unseren Massstäben noch weniger Gleichberechtigung. Die Gleichberechtigung der Geschlechter nach westlichem Muster ist also eine kulturell gebundene Rechtsidee, die noch so neu ist, dass ihre Umsetzung in die Praxis noch zu bewerkstelligen ist.

2. Der private Bereich: Aufgabenverteilungen zwischen Frau und Mann

Aufgabenverteilungen im Kleinen finden wir in Partnerschaften zwischen Mann und Frau. Hier sieht man die Abbilder der gesellschaftlichen Regelungen und Praxis. Aufgaben kann man nach Funktionsbereichen bündeln, also beispielsweise Aufgaben aus dem Bereich der Erwerbstätigkeit und Ausbildung, dem Bereich des Haushalts, dem der Versorgung und Betreuung von Kindern, dem der Pflege der Partnerschaft, schliesslich dem Freizeitbereich, in dem man sich erholt, schläft, regeneriert. Mit Aufgaben werden Bedürfnisse befriedigt. Welche Modelle der Verteilung dieser Aufgaben in Partnerschaften gibt es?

2.1 Varianten von Aufgabenverteilungen

Zur Klassifikation von Aufgabenverteilungen bietet sich eine Vielzahl von Merkmalen an, Effizienz, Nützlichkeit, Praxisbewährung sind nur einige. Ich wähle die Perspektive der Gerechtigkeitsforschung, weil sich des Kriterium der Gerechtigkeit in einer Reihe von Untersuchungen als psychologisch besonders relevant herausgestellt hat. Beispielsweise haben sich erlebte Ungerechtigkeiten in der partnerschaftlichen Verteilung junger Eltern kurz nach der Geburt des ersten Kindes als ein Risikofaktor für den Bestand der Beziehung in den nächsten viereinhalb Jahren erwiesen (Reichle, 1998). Die Gerechtigkeit von Aufgabenverteilungen kann

verschiedene Facetten betreffen: Man kann unterscheiden zwischen der Gerechtigkeit des Verteilungsergebnisses, also der realisierten Form, der Gerechtigkeit der Verteilungsprozedur, an deren Ende dann ein Resultat in Form einer bestimmten Verteilung zustandekommt, und der Gerechtigkeit von Gewichtungskriterien, also Kriterien, die bei einer Verteilungsentscheidung ein besonderes Gewicht bekommen sollen.

2.1.1 Verteilungsergebnisse

Einer groben Einteilung folgend kann die in einer Partnerschaft realisierte Form von Aufgabenverteilungen traditionell sein oder egalitär. Unter einer *traditionellen Verteilung* versteht man meist eine spezialisierte, das heisst, die Aufgaben sind den Geschlechtern zugeordnet, es gibt Männeraufgaben und Frauenaufgaben, und diese werden regelmässig als solche erledigt. Wenn diese Definition ausreichte, wäre jedoch auch die Hausmannverteilung eine traditionelle, und das ist sie wohl nicht. Um traditionell zu sein, muss eine spezialisierte Verteilung nach Geschlechtern also über die Spezialisierung hinaus auch den traditionellen Geschlechtsrollenvorschriften folgen, nach denen Frauen eher für den innerhäuslichen und den expressiven Bereich zuständig sind, Männer hingegen eher für den ausserhäuslichen, instrumentellen (vgl. z. B. Sieverding & Alfermann, 1992). Das Resultat ist dann eine Verteilung, in der Kinderversorgung und Haushaltsaufgaben weitgehend Frauenaufgaben sind, die Erwerbstätigkeit weitgehend Männeraufgabe. Dieses traditionelle Spezialisierungsmodell kommt in verschiedenen Varianten vor, als konstante Verteilung über die Zeit, bei der die Aufgaben über den Familienzyklus immer gleich verteilt bleiben, oder aber als das sogenannte Drei-Phasen-Modell, bei dem die Frau nach dem Auszug des letzten Kindes wieder eine Erwerbstätigkeit aufnimmt. Die Nachteile dieses Modells sind unter anderem materielle Einbussen im Vergleich zu einem egalitäreren Modell, da die Frau kein eigenes Einkommen hat (aber in der Regel auch weniger Dienstleistungen von dritten Personen zu ihrer eigenen Entlastung bezahlen muss), eine Reduktion der beruflichen Qualifikation der Frau infolge des Berufsausstiegs, Einschränkungen in materieller Unabhängigkeit nach dem Berufsausstieg, Verluste von berufsgebundenen Sozialkontakten. An Vorteilen bringt dieses Modell jedoch deutlich weniger Arbeits- und andere Belastung für die Frau und indirekt auch für den Mann, da er im Schnitt weniger zu Hilfstätigkeiten im Haushalt und in der Kindversorgung herangezogen wird und letztlich mehr Freizeit und Zeit für die Partnerschaft bleibt (vgl. z.B. Reichle, 1996a). In einer Befragung von 190 jungen Eltern wurde dieses Modell von fast drei Vierteln der Frauen und über 80% der Männer als zumindest einigermassen gerecht eingeschätzt, die meisten der Befragten gaben auch an, entsprechend zu praktizieren (Reichle & Gefke, 1998).

Das *egalitäre Modell* bedeutet im Extremfall die Gleichverteilung aller Aufgaben zu gleichen Teilen zwischen Mann und Frau, jeder übernimmt von jedem Aufgabenbereich die Hälfte. Eine Variante ist die Familie mit zwei vollzeiterwerbstätigen Eltern, in der Haushalt und Kinderversorgung an eine dritte Person oder dritte Personen delegiert werden. Dieses Modell hat zumindest in der Reinform, in der nicht oder nur wenig an Dritte delegiert wird, den Nachteil einer regelmässigen Überlastung der berufstätigen Mutter durch den disproportional grossen Haushaltsanteil, den sie trotz Erwerbstätigkeit erledigt. Dies geht meist auf Kosten von Sozialkontakten in der Freizeit, inklusive Zeit für die Partnerschaft. Möglicherweise haben Paare bei dieser Konstellation auch weniger Gelegenheit, ihre Elternqualitäten auszubilden. Nachgewiesen sind für diese Verteilungsform jedenfalls mehr Verteilungskonflikte und Qualitätsdebatten, was nicht verwunderlich ist, da die Verteilungen ständig ausgehandelt werden müssen und dadurch eine wesentlich höhere Grundwahrscheinlichkeit für Konflikte gegeben ist als bei der traditionellen Verteilung, die schnell routinisiert ist und dann nicht mehr debattiert werden muss. Möglicherweise sind Kinder aus dieser Konstellation auch weniger sicher an ihre elterliche Bezugsperson gebunden. Auf der positiven Seite steht die Vermeidung etlicher Nachteile, die die traditionelle Verteilung haben kann: Finanzielle Unabhängigkeit, keine Unterbrechung der beruflichen Laufbahn, weniger Verluste von berufsbezogenen Sozialkontakten (vgl. Reichle, 1996a) sowie eine deutlich günstigere Gerechtigkeitsbewertung für diese Verteilung, neun von zehn befragten jungen Vätern und sogar noch etwas mehr junge Mütter halten diese Form für gerecht, aber etwas weniger als ein Drittel gibt an, zumindest ansatzweise so zu verfahren (Reichle & Gefke, 1998).

Zwischen diesen beiden Polen gibt es die *Eineinhalb-Stellen-Verteilung*, die inzwischen von einer Mehrzahl der bundesdeutschen Paare mit Kindern praktiziert wird, und zwar dergestalt, dass die Frau einer Teilzeitarbeit nachgeht sowie überwiegend Haushalt und Kinderversorgung übernimmt während der Mann einer Vollzeiterwerbstätigkeit nachgeht. Zumindest theoretisch, aber höchst selten in der Praxis gibt es das *Hausmann-Modell*, ein Spezialisierungsmodell mit einer Aufgabenverteilung entgegen den traditionellen Geschlechtsrollen. Dieses Modell schätzen 80% der von uns befragten Frauen und 60% der Männer als zumindest ansatzweise gerecht ein, aber nur 4 % geben an, es im Erziehungsurlaub nach dem ersten Kind zu praktizieren (Reichle & Gefke, 1998). Alle diese Modelle sind Prototypen, die in Reinform selten vorkommen.

2.1.2 Verteilungsprozeduren

Neben Verteilungsmodellen kennt die Gerechtigkeitsforschung Prozedurmodelle, Prototypen für eine gerechte Verteilungsprozedur. Beispiele für solche Prozedurmodelle sind das Traditionsprin-

zip, bei dem eine Entscheidung über eine Verteilung nach der Tradition vorgenommen wird. Ein weiteres Beispiel ist der oben in der Beschreibung der Rechtsentwicklung bereits erwähnte Stichentscheid, das heisst die Reglementierung der Entscheidungsmacht durch Zuordnung zu einer Person, im Beispielsfall zum Ehemann („Bei einer Meinungsverschiedenheit zwischen den Eltern geht die Meinung des Vaters vor“ (§ 1634, BGB alt). Das Chancengleichheitsprinzip, bei dem allen an einer Verteilung beteiligten Personen die gleichen Chancen eingeräumt werden, wird häufig als Losprinzip realisiert. Als letztes Beispiel sei das Diskursprinzip genannt, nach dem eine gerechte Prozedur sich dadurch auszeichnet, dass alle Beteiligten in einem gleichberechtigten Diskurs zu einer für alle vertretbaren Lösung gelangen. Dieses Prinzip wird heute von einer grossen Mehrheit junger Familienväter und -mütter als gerecht eingeschätzt und wohl auch mehrheitlich praktiziert, gefolgt vom Chancengleichheitsprinzip sowie dem Traditionsprinzip und dem Stichentscheid, die beide nur (noch) von Minderheiten als gerecht empfunden und praktiziert werden (Reichle & Gefke, 1998).

2.1.3 Verteilungskriterien: Nach welchem Merkmal wird verteilt?

Verteilungen können sich schliesslich darin unterscheiden, nach welchem Kriterium eine gerechte Vergabe vorzunehmen ist. In partnerschaftlichen Verteilungen scheinen Gleichheit und Bedürfnis besonders prominente Verteilungskriterien zu sein – im einen Fall werden beide Partner gleich behandelt, keinem werden aufgrund irgendwelcher Merkmale Aufgaben zugewiesen. Im anderen Fall wird nach der besonderen Bedürftigkeit vergeben.Wer also etwa für seine Zufriedenheit besonders darauf angewiesen ist, seinem Beruf nachzugehen oder seine Kinder zu erziehen, der oder die soll nach dem Bedürfnisprinzip diese Aufgabe zugeteilt bekommen. Das Gleichheitsprinzip findet heute mehr Zustimmung und Anwendung unter jungen Eltern als das Bedürfnisprinzip (Reichle & Gefke, 1998).

2.1.4 Gerechtigkeit und Praxis

Die Gerechtigkeitsbewertungen der traditionellen und der egalitären Verteilung zeigen interessanterweise, dass diese beiden Verteilungsformen für viele jungen Familienväter und -mütter keine wechselseitig ausschliesslichen Alternativen darstellen: 65% finden die eine wie die andere Form einigermassen gerecht, nur 3% finden die spezialisierte Verteilung gerecht und die egalitäre ungerecht, und 30% der befragten Frauen sowie 25% der befragten Männer finden die egalitäre Form gerecht und die traditionelle ungerecht. Die Praxis hingegen ist signifikant mehr traditionell.

Das gleiche Bild ergibt sich bei den Prozeduren: Die modernen Prinzipien der Chancengleichheit

und des Diskurses, die das Merkmal des Geschlechts nicht mehr als entscheidungsrelevant enthalten (wie dies beim Traditionsprinzip und beim Stichentscheid der Fall ist) werden eindeutig bevorzugt, von Frauen signifikant stärker als von Männern. Aber auch hier ist die Praxis konservativer als die Vorstellungen.

Das Gleichheitsprinzip wird von fast allen Befragten befürwortet, weniger, aber immer noch über 80% befürworten auch das Bedürfnisprinzip. Beide Prinzipien werden von einer Mehrheit der Befragten praktiziert. Diese Befunde (alle aus Reichle & Gefke, 1998) reflektieren die gesellschaftliche Umbruchsituation der Aufgabenverteilungen im privaten Bereich: Durchschnittlich haben Frauen signifikant modernere, egalitärere Gerechtigkeitsvorstellungen als Männer, besonders deutlich bei den Prozedurprinzipien. Die Praxis folgt aber, ebenfalls im Durchschnitt, mehr den Vorstellungen der Männer, sie ist traditioneller. Infolgedessen haben Frauen im Mittel auch signifikant mehr Diskrepanzen zu verzeichnen zwischen dem, was sie als gerechte Verteilung ansehen, und dem, was sie praktizieren.

2.2 Die Entwicklung von Aufgabenverteilungen im Familienzyklus

Ähnlich wie auf gesellschaftlicher Ebene sind Aufgabenverteilungen auch im privaten Bereich nur selten statische Gebilde. Vielmehr stehen sie unter einem fast ständigen Anpassungsdruck, der von der Entwicklung der einzelnen Familienmitglieder ausgeht. Mit den Veränderungen der einzelnen Familienmitglieder verändern sich auch die Aufgaben, und infolgedessen kommt fast regelmässig das gesamte Aufgabengefüge eines Paares und einer Familie in Bewegung. Wie geht dies vonstatten?

Familiensoziologen haben die Familienentwicklung als eine Abfolge verschiedener Stadien beschrieben. Ein neues Stadium zeichnet sich ab, wenn sich die Positionen und Rollen der Familienmitglieder verändern. Solche Rollen- und Positionsveränderungen können durch das Hinzukommen eines neuen Familienmitglieds verursacht werden, etwa die Geburt eines Kindes, durch das Ausscheiden eines Mitglieds aus der Familie durch Trennung, Scheidung oder Tod. Aber auch Veränderungen im Entwicklungsstand der einzelnen Familienmitglieder können Rollen- und Positionsveränderungen verursachen, beispielsweise das Erreichen der Kindergarten-, Schul- und Hochschulreife oder des Rentenalters.

Da zu Rollen und Positionen auch spezifische Aufgaben gehören, gehen Veränderungen in Rollen und Positionen auch regelmässig mit Veränderungen in den Aufgaben der Rolleninhaber einher. Wenn man sich die verschiedenen Stadien im Familienzyklus betrachtet, wird man unterschiedliche Entwicklungsaufgaben entdecken: Zum Beispiel stellen sich für die Stufe

„Familien mit Kindern, frühes Stadium“ die Aufgaben „Kinder haben und sich auf sie einstellen; Ermutigung der Entwicklung von Kleinkindern; Einrichtung eines Heims, das für Eltern und Kleinkinder gleichermassen zufriedenstellend ist“. Zur Stufe „Familien im Ablösungsstadium“ gehören hingegen die Aufgaben „Entlassung der jungen Erwachsenen ins Berufsleben, Militärdienst, Studium, Ehe usw. mit entsprechenden Ritualen und Unterstützung; Aufrechterhalten eines unterstützenden Elternhauses“ (Duvall, 1977, zitiert nach Schneewind, 1991, S. 112; s. dort auch einen Überblick).

Neben derartigen „normativen“ Stadien, die „normal“ sind, weil sie mehr oder weniger alle Familien durchlaufen, gibt es Stadien, von denen nur einige Familien betroffen sind, die also weniger normativ festgelegt sind. Noch vor einem halben Jahrhundert hätte man die Trennung und Scheidung zu den nicht normativen Stadien gezählt - das ist heute anders, Trennung, Scheidung und ihre Folgen sind in den Bereich der Normalität gerückt. Wenn man den Fokus über die eher normativen Ereignisse und Stadien im Familienzyklus hinaus auf die weniger normativen erweitert, kommen Ereignisse wie etwa die Teenagerschwangerschaft, die Geburt eines behinderten Kindes, Schwangerschaftsabbruch und die entsprechenden Übergänge in den Blick. In der weitesten Fassung fokussiert man schliesslich kritische Lebensereignisse als Anfangspunkt neuer Stadien, bei denen kein ursächlicher Zusammenhang mit der Familienentwicklung mehr bestehen muss, die jedoch die Familie ingesamt tangieren und somit auch von ihr zu bewältigen sind. Beispiele wären der Verlust des Arbeitsplatzes und Übergang zur Arbeitslosigkeit, Umzug der Familie und Schulwechsel der Kinder, Krankheit und Hospitalisierung. Für kritische Lebensereignisse wie für Übergänge im Familienzyklus gilt, dass die Betroffenen bis zur vollzogenen Bewältigung nicht sicher sein können, ob sie den Übergang erfolgreich bewerkstelligen werden - was im Terminus des kritischen Lebensereignisses enthalten ist, denn Krise meint einen Wendepunkt zum Positiven oder Negativen (vgl. z.B. Reese & Smyer, 1983). Da man das Normale besser kennt als das Nicht-Normale, sind in der Regel Rollen- und Aufgabenbeschreibungen für die normativen Ereignisse eher bekannt und fallen entsprechende Vorbereitungen leichter als für die nicht-normativen.

Worin nun ein Übergang zwischen zwei Stadien besteht, wird vielleicht am deutlichsten, wenn man sich ein Beispiel vor Augen führt, etwa den Übergang vom Paarstadium zum Familienstadium, den ein Paar nach der Geburt des ersten Kindes zu bewältigen hat. *Verursacht* wird dieses Ereignis durch das *Hinzukommen eines neues Familienmitglieds, des Kindes.* Im *Rollenbündel des Paares* kommt die Rolle des Vaters beziehungsweise der Mutter neu hinzu. Mit diesen Rollen ist eine Vielzahl neuer Aufgaben verknüpft, die sich mit Pflege und Versorgung

des Kindes umschreiben lassen. Da nun nicht mehr Zeit zur Verfügung steht als vor der Geburt des Kindes, muss die neue Aufgabe auf Kosten alter Aufgaben bewältigt werden – entweder, indem alte Aufgaben nun nicht mehr ausgeführt werden, wie dies häufig mit der Erwerbstätigkeit der Mutter geschieht, oder indem sie reduziert werden, wie dies häufig mit der Freizeit der Mutter geschieht (wozu ich auch die Schlafenszeit zähle). Zum *Aufgeben* soll hier nur der Hinweis genügen, dass das Aufgeben von etwas Gewohntem, Geschätztem regelmässig mit negativen Gefühlen verbunden ist.

Derartige Veränderungen im Familienzyklus sind in der Regel so umfänglich und in so starkem Masse miteinander verwoben, dass sie nicht von einem auf den anderen Tag zu bewerkstelligen sind. Was in der kinderlosen Zeit von zwei erwerbstätigen Partnern eingespielte Routine war, muss nun für die Familienphase mit einem Säugling neu erarbeitet werden: Zuerst sind einmal Bedingungen für die Versorgung des Kindes zu schaffen. Ein „Arbeitsplatz“ muss her, in der Regel ist dies Mobiliar für das Kind, und es muss entsprechend seinen kindlichen Bedürfnissen mit spezieller Kleidung und Gerätschaften ausgestattet werden. Diese Aufgaben gehören in den Bereich Haushalt, der nun anders zu organisieren ist, neben neuer Kleidung, neuem Mobilar, neuen Gerätschaften sind auch eigene Mahlzeiten gefragt und vieles andere mehr. Daran zeigt sich, dass Veränderungen durch das Hinzukommen neuer Familienmitglieder nicht nur neue Aufgaben für die anderen Familienmitglieder bedeuten, sondern auch die alten Aufgaben verändern. Die Versorgung des Kindes ist zumindest in der Säuglingsphase eine derart umfängliche Aufgabe, dass in der Regel ein gesamter anderer Aufgabenbereich entfällt, nämlich der Bereich der Erwerbstätigkeit der Frau. Meist tauscht also die junge Mutter ihre Erwerbstätigkeit oder Ausbildungszeit gegen die neue Aufgabe der Kinderversorgung ein. Da Säuglinge rund um die Uhr versorgt werden müssen, müssen noch in anderen Aufgabenbereichen Zeit- und Energieanleihen getätigt werden. Dies geschieht in der Regel im Partnerschaftsbereich: Beide, Frau und Mann, reduzieren ihre Aktivitäten für die Partnerschaft, gehen weniger gemeinsam aus, haben weniger sexuelle Kontakte und anderes mehr. Weitere Zeit- und Energieanleihen werden im Freizeitbereich der Frauen getätigt, sie gehen weniger Freizeitaktivitäten nach als vorher und schlafen weniger, und schliesslich reduzieren Männer ihre Haushaltstätigkeiten auf Kosten der Kindversorgung: Im Durchschnitt betreuen Männer ihre kleinen Kinder auf Kosten eines Gutteils der Zeit, die sie im Paarstadium mit Haushaltstätigkeiten verbracht haben (Reichle, 1994). Dies bleibt mindestens bis ins Kindergartenalter des ersten Kindes erhalten (Reichle, 1996a).

Mit diesen äusserlichen Veränderungen (Rollenveränderungen, Restrukturierungen der persönli-

chen Kompetenz zur Lösung der neuen Aufgaben und drittens Reorganisationen von Beziehungen) gehen regelmässig auch psychologische Veränderungen des betroffenen Individuums einher (Cowan, 1991; eine umfangreiche deutschsprachige Darstellung hat Wicki, 1997, vorgelegt): Der Stolz der jungen Eltern und die Trauer über aufgegebene Aktivitäten mag etwas über derartige Selbstbildveränderungen verraten, die gelungene Kommunikation mit dem Kind kann zu einer positiven Selbstbildveränderung führen, die erste durchwachte Nacht zu einer negativen. Eltern, die sich Elternschaft wie Paarstadium vorgestellt haben, werden ihr Weltbild modifizieren müssen. Wenn dann neue Routinen eingespielt sind, man sich sicher fühlt in der veränderten Umgebung und mit dem neuen Familienmitglied, man nicht mehr jeden Schritt überlegen und planen muss, dann ist der Übergang vollzogen.

2.3 Bewältigung von Veränderungen

Wie werden Aufgabenveränderungen bewältigt? Die psychologische Seite dieses Prozesses beginnt mit *Konflikt, Verlust und Unsicherheit*. Es folgt dann eine Phase des *Testens neuer Alternativen.* Die Bewältigung endet, wenn die gestörte Person-Umwelt-Passung wieder im alten oder einem neuen *„Äquilibrium“* ist – einem Zustand der eingespielten Routinen, mit dem man einigermassen zufrieden ist (vgl. z.B. Parkes, 1971). Im Detail:

Nicht nur bei Aufgabenveränderungen, die vorhersehbar sind, kommt es zu *Konflikten* – man denke etwa an die Überlegung, ein Kind vom Schulbesuch zurückzustellen, den gewohnten und bequemen Zustand noch ein Jahr zu verlängern. Diese Konflikte lassen sich auch bei unvorhergesehenen Aufgabenveränderungen beobachten – etwa das Nicht-Wahrhaben-Wollen des Verlustes einer geliebten Person.

Ist die Veränderung realisiert, erscheint das vorherige Stadium und mit ihm Verbundenes als *Verlust*, da neue Aufgaben häufig nur auf Kosten alter erfüllt werden. Solche Einschränkungen und Verluste gilt es zu bewältigen, kognitiv und emotional (vgl. z.B. Reichle, 1994). Beim oben genannten Beispiel des Übergangs zur Elternschaft könnten dies das Bedauern über die nun nicht mehr ausgeübte Berufstätigkeit sein, über den Verlust gemeinsamer Aktivitäten mit dem Partner, über die Einschränkung der eigenen Flexibilität.

Was die neue Rolle betrifft, hat man noch Grund zur *Unsicherheit* - wird man sie ausfüllen können? Wird man die Aufgaben meistern, ist man ihnen gewachsen, weiss man überhaupt, was auf einen zukommt? Werden die anderen mitspielen, wird man Unterstützung bekommen?

Das *Testen neuer Alternativen* stellt eine Experimentierphase dar, die je nach Ereignis und je nach der „Ausstattung“ der betroffenen Person ganz verschieden lange dauern kann. Im Beispiel junger Eltern nach der Geburt des ersten Kindes könnte das etwa das Ausprobieren verschiedener

Betreuungsarrangements sein, Experimentieren mit verschiedenen Erwerbsarbeitszeiten, verschiedenen Aufsteh- und Zubettgehzeiten und anderes mehr. Da die einzelnen Veränderungen in der Regel nicht gleichzeitig ablaufen, kommt es in dieser Phase regelmässig zu Asynchronität und Inkonsistenzen – in einem Bereich ist die Veränderung vollzogen, im anderen Bereich noch nicht (Cowan, 1991), was eine zusätzliche Belastung bedeuten kann.

Die *Bemühungen, die entstandenen Belastungen zu bewältigen*, können an zwei verschiedenen Stellen ansetzen: Einmal am Problem selbst, zum zweiten an den Emotionen, die erlebt werden. Man kann also versuchen, das Problem oder die Probleme zu lösen und / oder die unangenehmen Emotionen loszuwerden (vgl. z.B. Filipp, 1990; Laux & Weber, 1990):
Unter emotionsfokusierten Bewältigungsbemühungen findet man etwa die innerpsychische Emotionsbewältigung mit defensiven Formen wie Verneinung, Affektisolation, Verkehrung ins Gegenteil, Vermeidung, Intellektualisierung, Bagatellisierung, wirklichkeitsfliehende Phantasien. Positiv bewertete Formen sind das sogenannte positive Denken, die positive Selbstinstruktion, Hoffen, Sinngebung. Ebenfalls emotionsfokussiert, aber eher aktional sind folgende Bewältigungsversuche: Konfrontatives Bewältigen durch aggressive Handlung, Vermeidung etwa durch Flucht, Suche nach Ersatzbefriedigung z.B. durch Pharmaka oder Kompensation, Entspannung. Expressive emotionsfokussierte Bewältigungsversuche sind z.B. Emotionsausdruck oder aktive Emotionsunterdrückung.

Zu den problemfokussierten Bewältigungsversuchen lassen sich die Planung und Durchführung lösungsorientierter Handlungen zählen, der verstärkte Einsatz, die aktive Anpassung an die Situation, die positive Neubewertung der Situation (im temporalen wie sozialen Vergleich, die Interpretation der Situation als Herausforderung, der Einsatz von Humor, der Rückgriff auf einen spirituellen Glauben und anderes mehr).
Schliesslich gibt es Bewältigungsstile - gewohnheitsmässig verfestigte Arten mit Problemen umzugehen, zum Beispiel der sogenannte depressive Stil oder auch Attributionsstile, das sind Gewohnheiten der Ursachen- und Verantwortungszuschreibung (etwa die Gewohnheit, bei negativen Ereignissen anderen die Schuld zuzuschreiben und bei positiven sich selbst). Ärgerventilation versus Ärgerunterdrückung, Repression versus Sensitisierung sind weitere Stile des Umgangs mit belastenden Situationen. Das Gegenteil solcher Stile sind situativ flexible Bemühungen der Krisenbewältigung - meist reflektierter und mitunter etwas umständlicher als die verfestigten Stile, deren Vorteile unter anderem in ihrer Automatisierung und damit das kognitive System entlastenden Effizienz liegen.
Im Effekt sind die problemzentrierten Bemühungen eher zielführend als die emotionszentrierten.

Die emotionszentrierten sind aber sichere Anzeichen dafür, dass jemand Schwierigkeiten mit der Bewältigung seines Übergangs hat und eher Unterstützung braucht als jemand, der problemzentrierte Bewältigung zeigt. Mit anderen Worten: Der Vater, der seinen kleinen Erstklässler auf dem Schulweg ärgerlich antreibt braucht vermutlich eher Unterstützung als der Vater, der zur gleichen Zeit, nämlich ebenfalls drei vor acht, sein Kind gut gelaunt zu einem Wettrennen zur Schultür bewegen kann.

Was ist nun der Effekt von besseren oder schlechteren Bewältigungsbemühungen? Oben war von einem *Äquilibrium* die Rede, einem Zustand eingespielter Routinen. Dies ist ein Merkmal einer vollzogenen Bewältigung. Es sagt allerdings noch nicht viel aus über die Qualität der Bewältigung, denn die Routinen können gut oder schlecht sein, belastend oder entlastend. Die Beurteilung der Qualität von Bewältigung wird in der Forschung meist mit globalen Qualitätsindikatoren vorgenommen: Man fragt etwa nach der Partnerschaftszufriedenheit vor und nach einem Übergang, nach der Lebenszufriedenheit, der seelischen Gesundheit, psychosomatischen Beschwerden, dem kindlichen Entwicklungsstand, der Qualität der Eltern-Kind-Beziehung. Regelmässig zeigt sich im Durchschnitt ein mehr oder weniger flacher U-förmiger Verlauf: Die Qualität nimmt im Kontext des Übergangs ab, bleibt eine Weile auf einem tiefen Niveau und steigt dann wieder an. Dieser durchschnittliche Verlauf darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass es viele verschiedene Verlaufsformen gibt - sogar Qualitätsanstiege und gleichbleibende Qualität werden beobachtet, daneben aber auch Qualitätsabfall bis zu problematischen Verläufen wie körperliche Gewaltanwendung, Trennungen, Scheidungen.

Zur Illustration einige Befunde aus meinem eigenen Forschungsbereich (vgl. Reichle & Werneck, 1999): Nach dem Übergang zur Elternschaft verschlechtert sich die durchschnittliche Partnerschaftszufriedenheit. Hinter der durchschnittlichen Kurve verbergen sich aber die verschiedensten Verläufe - sogar Verbesserungen, vor allem bei besonders traditionell eingestellten Paaren und besonders traditioneller Rollenverteilung. Wer hingegen mit den erlittenen Einschränkungen zu kämpfen hat (und dies sind einige und teilweise gravierende), hat ein gewisses Risiko, je nachdem, wie er oder sie die Einschränkungen erklärt und bewertet: Wer die Verantwortung für erlittene Einschränkungen sich selbst zuschreibt und wenig Chancen sieht, den Status Quo zu ändern, hat ein Depressionsrisiko. Wer dem Partner oder der Partnerin Verantwortung zuschreibt und darüber hinaus die Einschränkungen noch ungerecht findet oder auch nur unvorhergesehen, der oder die wird Ärger, Enttäuschung, Empörung über den Partner oder die Partnerin empfinden. Dies zieht regelmässig Vorwürfe, Streit oder auch Rückzug vom anderen nach sich, und diese Verhaltensweisen tragen auf die Dauer ganz erheblich zu einer Erosion der Partnerschaft bei, an

deren Endpunkt die Auflösung der Beziehung stehen kann (Reichle, 1996b).

3. Aufgabenverteilungen im Umbruch: Chancen und Risiken

Mit den genannten Befunde lässt sich der Kreis zu den Aufgabenverteilungen schliessen: Es kommt weniger darauf an, welche Aufgabenverteilung praktiziert wird, als vielmehr darauf, dass sich diese mit den eigenen Gerechtigkeitsvorstellungen deckt. Wenn die eigenen Vorstellungen nicht umgesetzt werden können, wird dies zumindest Unbehagen und Bedauern zur Folge haben. Wenn der Partner oder die Partnerin für diese Inkonsistenz verantwortlich gemacht wird, werden Ärger, Enttäuschung, vielleicht auch Empörung über ihn oder sie empfunden werden, es wird zu Vorwürfen kommen, vielleicht auch gleich zu Rückzug, wenn Vorwürfe aussichtslos erscheinen. Wenn dann keine Korrektur der Inkonsistenz durch eine Veränderung der Aufgabenverteilung möglich ist, bleiben folgende Alternativen: Man passt seine Vorstellungen von einer gerechten Aufgabenverteilung der eigenen Praxis an. Oder man entlastet den Partner oder die Partnerin, indem man andere Instanzen für die eigene diskrepante Praxis verantwortlich macht oder ursächlich sieht. Oder man entschuldigt ihn oder sie – er oder sie hat die unglücklich ausgefallene Verteilung nicht absichtlich produziert, konnte nicht anders, hat das Resultat nicht vorhergesehen. Oder man fährt mit den eigenen Korrekturversuchen fort, bleibt ärgerlich und enttäuscht und belastet seine Beziehung. Als Idealfall erscheint die diskursive Verhandlung, die ja von vielen Paaren als der Königsweg zu einer gerechten Aufgabenverteilung eingeschätzt wird, die aber mit Ärger, Enttäuschung und Empörung über den Partner oder die Partnerin nicht kompatibel ist: Wer sich ärgert, wird nicht sachlich verhandeln (Reichle, 1998). Man müsste also den Umweg über eine Versachlichung der Diskussion einschlagen und lernen, den eigenen Ärger konstruktiv zu nutzen. Dann stünde ein Spektrum an Verteilungsvarianten zur Wahl, das noch nie so weit war wie heute, und dann könnten Neuverteilungen sachlich und kreativ geplant und mit weniger emotionalem Stress umgesetzt werden.

Literatur:

Badinter, E. (1991). *Ich bin Du. Die neue Beziehung zwischen Mann und Frau oder Die androgyne Revolution* (Neuaufl., Original erschienen 1986: L'un est l'autre). München: Piper.

Cowan, P.A. (1991). Individual and family life transitions: A proposal for a new definition. In P.A. Cowan & E.M. Hetherington (Eds.), *Family transitions* (pp. 3-30). Hillsdale: Erlbaum.

Filipp, S.H. (Hrsg.) (1990). *Kritische Lebensereignisse* (2. überarb. Aufl.). München: PsychologieVerlagsUnion.

Laux, L. & Weber, H. (1990). Bewältigung von Emotionen. In K. Scherer (Hrsg.), *Psychologie der Emotionen, Enzyklopädie der Psychologie, Themenbereich C, Theorie und Forschung, Serie IV, Motivation und Emotion, Bd. 3* (S. 560-629). Göttingen: Hogrefe.

Mitleger, R. & Rathgeber, R. (1988). Der mühsame Weg zur Gleichberechtigung - Das Eherecht. In: Deutsches Jugendinstitut (Hrsg.). *Wie geht's der Familie? Ein Handbuch zur Situation der Familien heute*. Kösel: München.

Parkes, C.M. (1971). Psycho-social transitions: a field for study. *Social Science and Medicine, 5*, 101-115.

Reese, H.W. & Smyer, M.A. (1983). The dimensionalization of life events. In E.J. Callahan & K.A. McCluskey (Eds.), *Life span developmental psychology. Non-normative life events* (pp. 1-33). New York: Academic Press.

Reich-Hilweg, I. (1979). *Männer und Frauen sind gleichberechtigt.* Frankfurt/M.: Europäische Verlagsanstalt.

Reichle, B. (1994). *Die Geburt des ersten Kindes - eine Herausforderung für die Partnerschaft. Verarbeitung und Folgen einer einschneidenden Lebensveränderung*. Bielefeld: Kleine.

Reichle, B. (1996a). Der Traditionalisierungseffekt beim Übergang zur Elternschaft. *Zeitschrift für Frauenforschung, 14*, 70-89.

Reichle, B. (1996b). From is to ought and the kitchen sink: On the justice of distributions in close relationships. In L. Montada & M.J. Lerner (Eds.), *Current societal concerns about justice* (pp. 103-135). New York: Plenum.

Reichle, B. (1998). Verantwortlichkeitszuschreibungen und Ungerechtigkeitserfahrungen in partnerschaftlichen Bewältigungsprozessen. In B. Reichle & M. Schmitt (Hrsg.), *Verantwortung, Gerechtigkeit und Moral* (S. 47-62). Weinheim: Juventa.

Reichle, B. & Gefke, M. (1998). Justice of conjugal divisions of labor: You can't always get what you want. *Social Justice Research, 3,* 271-287.

Reichle, B. & Werneck, H. (Hrsg.). (1999). *Übergang zur Elternschaft. Aktuelle Studien zur Bewältigung eines unterschätzten Lebensereignisses*. Stuttgart: Enke.

Schneewind, K.A. (1991). *Familienpsychologie*. Stuttgart: Kohlhammer.

Sieverding, M. & Alfermann, D. (1992). Instrumentelles (maskulines) und expressives (feminines) Selbstkonzept: Ihre Bedeutung für die Geschlechtsrollenforschung. *Zeitschrift für Sozialpsychologie, 23,* 6-15.

Wicki, W. (1997). *Übergänge im Leben der Familie. Veränderungen bewältigen*. Bern: Huber.

Manuskript des Vortrages *„Frauen haben die Wahl“*, den Frau Dr. Mechtild Jansen an der FernUniversität - Gesamthochschule in Hagen am 14.09.1998 im Rahmen der Frauenvorträge gehalten hat
Die Verantwortung für den Inhalt trägt allein die Autorin.

Redaktion:	Die Frauenbeauftragte der FernUniversität - GH in Hagen
	Marita Dickenscheid, Dr. Ulrike Sattel, Dianne Köster
Herausgeber:	Der Rektor

© FernUniversität - Gesamthochschule in Hagen 1999

Aus unserer Reihe „Frauenvorträge an der FernUniversität“ sind bisher folgende Titel erschienen:

1. ***Christa Mulack:*** Die Heimatlosigkeit der Frau im Patriarchat - Behinderung und Herausforderung. Hagen: FernUniversität 1993

6. ***Bärbel Rompeltien:*** Was kränkt, macht krank! Belastende Kommunikationssituationen am Arbeitsplatz. Hagen: FernUniversität 1995

7. ***Sabine Doyé / Friederike Kuster:*** Grundpositionen feministischer Philosophie. Hagen: FernUniversität 1995

8. ***Mechtild Jansen:*** Friedenspolitik von Frauen - Nur eine Illusion? Über den Zusammenhang von Krieg und Patriarchat. Hagen: FernUniversität 1995

9. ***Ursula Beer:*** Geschlecht, Klasse und Alter. Überlegungen zu einer wenig beachteten Dimension des weiblichen Lebenszusammenhang. Hagen: FernUniversität 1996

10. ***Irmgard Vogt:*** Konstruktionen von Frauen, Schönheit und Körpern. Hagen: FernUniversität 1996

11. ***Birgit Schulte:*** “Ach so, Sie malen, wie Ihr Mann malt” - Künstlerinnen und ihre berühmten Männer. Hagen: FernUniversität 1996

12. ***Claudia Weber:*** Frauenförderung auf japanisch. Hagen: FernUniversität 1997

13. ***Elisabeth Klaus:*** Multimedial und multifunktional – Mehr Männlichkeit ins schöne neue Heim? Hagen: FernUniversität 1997

14. ***Irmhild Kettschau:*** Hausarbeit, Familie und Gesellschaft - Anforderungen und Leistungen. Hagen: FernUniversität 1998

15. ***Uta von Winterfeld:*** Auf den Spuren der Angst. Über die Angst von Frauen in ihrer biographischen alltäglichen und sozialen Dimension. Hagen: FernUniversität 1998

16. ***Karin Scharfenorth:*** Herausforderung Informationsgesellschaft. Auswirkungen neuer Informations- und Kommunikationstechnologien auf die Beschäftigungssituation von Frauen. Hagen: FernUniversität 1998

17. ***Renate Schusky:*** „Kräht ja doch kein Hahn danach...?“ Komponistinnen des 19. und 20. Jahrhunderts.

    Musik an den Höfen in Bayreuth und Berlin. Die Schwestern Friedrichs des Großen und ihre Musiker.

    Hagen: FernUniversität 1999

18. ***Hannelore Faulstich-Wieland:*** Mädchen und Koedukation. Hagen: FernUniversität 1999

19. Marlene Stein-Hilbers:	Ihr die Sorge, ihm die Rechte? Sorge- und Umgangsrechte getrennter Eltern und Kinder. Hagen: FernUniversität 1999
20. Angelika Wetterer	Integration und Marginalisierung. Das Verhältnis von Profession und Geschlecht am Beispiel von Ärztinnen und Juristinnen. Hagen: FernUniversität 1999
21. Bettina Paetzold	Alles nur Stress...? Zur Vereinbarkeit von Mutterschaft und Berufstätigkeit. Hagen: FernUniversität 1999
22. Barbara Reichle	Aufgabenverteilungen zwischen Frauen und Männern - Modelle, Bewertungen, Veränderungen. Hagen: FernUniversität 1999
23. Doris Maurer	Fontane und die Frauen. Zum 100. Todestag von Theodor Fontane.
	Annette von Droste-Hülshoff - Ein Leben zwischen Auflehnung und Gehorsam. Hagen: FernUniversität 1999
24. Mechtild Jansen	Frauen haben die Wahl. Hagen: FernUniversität 1999

Die Titel Nr. 2 bis 5 sind vergriffen.

Mechtild Jansen

"Frauen haben die Wahl"

0. Vorwort **5**

1. Die Macht der Frauen **5**

2. Was die Wahl entscheidet **7**

3. Haben Frauen eine Wahl? **11**

4. Was machen Frauen aus der Wahl? **17**

5. Haben Männer eine Wahl? **18**

6. Welche Wahl hätten Frau(en) gerne? **19**

7. Die Wahl ist nur der Anfang **21**

O. Vorwort:

Der Titel des Vortrags deutet es an, die Perspektive, unter der im folgenden die politische Lage im Wahljahr 1998 dargestellt und analysiert wird, ist die der mittlerweile nicht mehr jungen Frauenbewegung mit ihrem Verlangen nach Selbstbestimmung, Befreiung und Gleichberechtigung. Hier finden sich die Kriterien und Maßstäbe der Einschätzung.

Betrachten wir unsere Umgebung, so fallen einige Erscheinungen ins Auge: eine müde, nicht selten nörgelnde und nervende Frauenbewegung; von der Regierung geschundene, trotzdem eher brave Rentnerinnen; "das lösen wir doch alles selbst" - Junge Frauen; aus der Politik verabschiedete, mit allem möglichen beschäftigte, überarbeitete, nur noch der Karriere zugetane oder jammernde Frauen. Männer befinden sich demgegenüber eher in einer Verfassung der Regression. Das Modell Mann steckt tief in der Krise, doch sie reagieren mit Ignoranz und Flucht, sie trocknen aus im Verharrungszustand, driften nach rechts oder lassen alles fallen - oder sie seilen sich zu neuen Höhen hin ab.
Was wollen Frauen angesichts dessen auf dieser Veranstaltung? Frauen könnten sich - dabei selbstverständlich differenziert über sich sprechend - politisch reflektieren, vergewissern und erinnern: Politisch wirken tut ihr Verhalten so oder so. Vielleicht wäre es da ergiebiger, doch lieber gleich bewußt Politik zu machen. Denn Frauen bestimmen den Ausgang der Wahl, Frauen sind es, die auswählen, und: Männer brauchen Frauen.

1. Die Macht der Frauen

1.1. Frauen entscheiden die Wahl

Frauen entscheiden objektiv rein quantitativ die Wahl, nicht erst seit heute. Sie bilden 52% der Bevölkerung und erlangen einen zusätzlichen Überschuß durch den wachsenden Anteil alter Menschen, unter denen bekanntlich Frauen ob ihrer längeren Lebensdauer dominieren. Frauen entscheiden auch subjektiv die Wahl, weil sie sich "extra" statt "inklusive" denken gelernt haben und manchen Grund in ihrer Lebenslage haben, dabei zu bleiben, um von hier aus das Allgemeine zu betrachten.
Unter den Wahlberechtigten sind 31,8 Mio Frauen und 28,8 Mio Männer, macht zusammen 60,5 Mio. Erstmals wählen 1,6 Mio Frauen und 1,7 Männer. Über 60 Jahre wählen 10,6 Mio Frauen und 7,1 Männer. Unter den Erstwählenden haben folglich Männer leichtes Übergewicht, bei den 21-60jährigen herrscht Parität oder es dominieren leicht Männer, über 60 Jahre dominieren sehr deutlich Frauen. Die Wahlbeteiligung ist (zuletzt) bei Männer höher als bei Frauen und bei Älteren höher als bei Jüngeren.

Frauen werden neben Männern bei der kommenden Bundestagswahl über schwergewichtige Dinge entscheiden. Sie entscheiden, ob Helmut Kohl, der zuletzt vor allem bei Älteren, Frauen und im Osten gewählt wurde, Kanzler bzw. wieviel von der CDU bleibt. Sie entscheiden, ob stattdessen - wie einst unter Willy Brandt über die Versprechen von mehr Bildung, Arbeitsplätzen und Frieden, wobei diese Angebote heute schon etwas weniger verheißungsvoll ausfallen - die SPD die führende Partei wird. Sie entscheiden, ob oder inwieweit es dazu ein Korrektiv gibt in Gestalt von Bündnis90/Die Grünen, die bisher stark von Frauen gewählt wurden; oder ob es andere Formen generellen Entzugs, Protestes, genereller Diffusität oder fundamentaler Überzeugung, sei in Form der Wahl von PDS, FDP, Feministischer Partei, Ultrarechten oder der Nichtwahl, gibt.

Es hat schon in der Vergangenheit ein anderes politisches Verhalten von Frauen gegenüber dem von Männern gegeben. Frauen hatten z.T. andere politische Äußerungsweisen, die oft nicht als solche wahrgenommen wurden, selbst wenn sie in der offiziellen Wahlkabine ebenso wie im übrigen Leben in der Anpassung an den Mann endeten. Sie versuchten etwa, ihre Männer zu anderem politischen Verhalten zu beeinflussen, sie engagierten sich in Initiativen und Bewegungen oder wählten stille Formen des Boykotts. Es hat jedoch auch ein unterschiedliches Wahlverhalten - einen gender-gap - zwischen Frauen und Männern gegeben. In den USA und in Großbritannien haben Frauen die Wahl zugunsten von Bill Clinton bzw. Tony Blair, d.h. zugunsten einer Reformpolitik entschieden. Auch in der BRD haben Frauen die Politik beeinflußt. Niedergeschlagen hat sich das etwa in der stark familial-sozialen Wertsetzung der Bundesrepublik und ihres sozialpartnerschaftlichen Kapitalismus, in ihrer ganzen Widersprüchlichkeit gerade für Frauen übrigens, oder heute - das wird dann schon ein globaler Faktor - durch die Bedeutung, die Gefühl und mediale Vermittlung von Politik erlangt haben. Meine These lautet: Die besonders starke historische Symbiose zwischen Frauen und Konservativen, die die Bundesrepublik geprägt hat, ist seit längerem aufgebrochen, und, in der Kohl-Ära noch einmal erneuert und ausgereizt, heute definitiv vorbei. Die spannende Frage ist also, was bei dieser Wahl passieren wird. Z.Zt. wird das Wahlverhalten leider nicht mehr nach Geschlecht erfaßt. Aber es ist davon auszugehen: Frauen wählen anders!

1.2. Frauen sind stärker denn je, aber sie nutzen ihre Macht nicht (genug)

Frauen haben mehr Rechte und Möglichkeiten denn je, mehr Selbstbewußtsein, Erfahrungen und Qualifikationen, sie haben mittlerweile eine beachtliche politische Schulung durchlaufen, doch zuletzt scheuen sie - wie in einer Art letztem Zucken und Schrecken - die volle Mündigkeit, Verantwortung und Macht, anstatt sie einzusetzen. Wie Mißbrauchte oft die Schuld für den Mißbrauch bei sich suchen und die Täter wider alle Erkenntnis wieder und wieder entlasten, so scheint mir bisweilen ihr Verhältnis zur Politik. Ich votiere dafür, sich von (den oft sehr männlich konnotierten) Krisen- und Katastrophenstimmungen nicht anstecken zu lassen, sondern einen klaren Kopf zu behalten und zuzupacken: Frauen *sind* - nicht qua Geschlecht, sondern ob ihrer sozialen Position in der Gesellschaft im Wandel, ob des Vorlaufs der Frauenbewegung - politisch(er), kritischer und herrschaftskritischer. Das wäre auch erkennbar zu machen und umzusetzen, so gut als möglich. Frauen entscheiden die Wahl, *wenn sie es wollen*. Dazu hätten sie Farbe zu bekennen und eine klare Entscheidung zu treffen. Das hieße m.E. erstens, überhaupt zu wählen, zweitens eindeutig und wirksam zu wählen, und drittens mindestens so strategisch wie inhaltlich zu wählen.

2. Was die Wahl entscheidet

2.1. Die politische Entwicklung für Frauen

Die politische Entwicklung für Frauen ist seit geraumen schon von fragwürdiger Bewegung gekennzeichnet. Die Frauenpolitikerinnen laufen. Sie retten die Finanzierung von Frauenhäusern, organisieren Anti-Gewalt-Kampagnen, sorgen für Frauenförderung im öffentlichen Dienst und ABM-Maßnahmen, zeichnen frauenfreundliche Betrieb aus. Sie bitten die Wirtschaft um Arbeitsplätze, kritisieren die Rentendiskriminierung der Frauen und gründen Mädchen-Initiativen. Sie wollen unterschiedliche Lebensformen gleichstellen, kümmern sich um Arme und Obdachlose und wehren sich gegen Frauenhandel. Die Wirtschaft und ihre Soufleusen-Politiker aber waren immer schon da. Der Familienetat für 1998 ist um 2,2% gekürzt, ungesicherte Beschäftigung weiter befördert, die Renten sind sicher niedriger gemacht. Das Kindschaftsrecht zwingt zum Familienzusammenhalt. Das Strafrecht, wie günstig am Exempel sexualisierter Gewalt, ist verschärft. Obdachlose, Sozialhilfeempfänger, soziale Absteiger werden unter Aufsicht und Verwahrung gestellt, Rechte ab- und Pflichtkataloge aufgebaut. Die sich statt nur ums Geld noch um andere und anderes kümmern, werden zu den Dummen gemacht. Sie landen, "aufgehängt" an den Kindern, in der "weiblichen Rollenfalle", eine Umschreibung für die Vorschrift zur unbezahlten Mehrarbeit. Mit den Produkten dieser

Politik, den Scheidungskindern, Alleinerziehenden, Singles, orientierungslosen Jugendlichen werden Horrorszenarien für die Zukunft gezeichnet, auf daß sie möglichst disziplinierend wirken mögen.

Sogenannte Frauenpolitik interessiert da niemanden mehr, noch weniger als Politik überhaupt. Sie ist abwesend in den zentralen wirtschafts-, sozial- und arbeitspolitischen Auseinandersetzungen, obwohl Frauen die heimlichen Hauptadressatinnen der Sparpolitik sind und hier im übrigen über die künftigen Spielregeln der Existenzsicherung der Bürger und Bürgerinnen entschieden wird. "Frauenpolitik" ist das Synonym für die im freien Wettbewerb der Stärksten Unterlegenen, die aus dem öffentlichen Diskurs verschwinden. Sie ist darin Zeichen für eine heimliche Repolitisierung der Gesellschaft, die Ungleichheit relegitimiert. Daß die Frauenfrage fürs Ganze eine Schlüsselstellung hat und natürlich alles andere als erledigt ist, wird absichtsvoll übergangen.

Frauen sind heute im allgemeinen nicht mehr abhängig vom einzelnen Mann. Patriachal-herrschaftliche Strukturen sind subtiler und anonymer geworden. Bei aller Vielfalt in den Lebenslagen ist die Summenbilanz entscheidend: Frauen arbeiten mehr und mühsamer für weniger Geld, das macht sie abhängiger und ärmer. Frauen bilden eine neue Unter(unter)klasse. Das für sie dominierende Muster der Teilzeitarbeit ist eine Form ihrer permanenten Unterbeschäftigung und Unterbezahlung neben der Überschäftigung mit "unbezahlbarem" Tun. Frauen entscheiden sich überwiegend für ihre Unabhängigkeit und eine fürsorglichere Art zu arbeiten und leben. Sie liegen niemand mehr auf der Tasche. Sie überlassen dabei nebenbei den Mehrwert ihrer Arbeit anderen. Das ist die jetztzeitliche Variante von Ausbeutung und Selbstausbeutung. Von hier aus wird die allgemeine nach innen wie außen gerichtete soziale Spaltung und Zerstörung in der Gesellschaft angetrieben, die Leistungsnorm ebenso wie der Druck zur Anpassung nach unten auch für Männer verschärft, und die Gesellschaft rehierarchisiert. Bezeichnenderweise entstand die einzig wirkliche Aufregung der jüngeren Zeit um die Explosion der ungesicherten 610- bzw. 520 DM-Jobs, die aus dem Ruder zu geraten drohen. Mit ihnen ist das Prinzip des Lohndumpings und der ungleichen Bezahlung längst wieder eingeführt.

So erlebten wir bei allen Fortschritten zuletzt vor allem eine Modernisierung herkömmlicher Politik, einen Mißbrauch der Emanzipation der Frau, der Rehabilitation einer Sonderpolitik für Frauen und eine Opferung von Fraueninteressen in dem Moment, wo es ans Eingemachte geht. Das Resultat ist ein Frauenleben im zerreißenden Spagat, für dessen Begleiterscheinungen die Frau angeblich auch noch selbst schuld ist.

Tatsächlich wird schlicht das tatsächlich für *ein Leben* nötige Maß an Arbeit, Familie, Freiheit, Demokratie vorenthalten.

Wer aber wollte dagegen heute noch anlaufen? Und was könnte eine rot-grüne Regierung daran ändern? Die Kassen sind leer. Die einschlägigen Länderregierungen fallen nicht mit neuen Impulsen auf. Die Frauenpolitikerinnen haben die weibliche Opferrolle ebenso wie die Zuständigkeit für "Randgruppen" und "Soziales" oft längst wieder internalisiert - und sich selbst als wandelnde Endlagerungsstätten von Frauenpolitik. Die Opposition hat Politik als gesellschaftliche Gestaltung fast gänzlich aufgegeben.

Im Verhältnis zur letzten und vorletzten Wahl lautet das Ergebnis: Sogenannte "Frauenpolitik" ist vom Top-Thema wieder zur Nebensache geworden. Als utopische Politik apostrophierte alternative (Reform-)Politik wurde eingestellt. "Realpolitik", die hinnimmt, was ist, wurde anschließend zur Unterrealpolitik, die schleichend wegnimmt von dem, was ist. Der Anspruch auf Gleichstellung wurde zur Akzeptanz neuer sozialer Ungleichheiten (und neuer Herrschaft) in der Gesellschaft herumgedreht. Zusammengenommen forciert diese Politik am Ende - unter dem Vorzeichen, "Frauen und Kinder zuerst", nur umgekehrt wie beim Titanic-Untergang - die Kluft zwischen Arm und Reich. Tatsache ist: Die Lebenslage sehr vieler Frauen, seien es Alleinerziehende, Teilzeitarbeitende, Rentnerinnen, normal-erwerbstätige Singles u.a.m., ist rein praktisch gesehen unzureichend. Es gibt daneben eine deutliche Geschlechterungleichheit beim Reichtum, in der Arbeit, Macht und Freiheit und in dem, was Frauen im Unterschied zu Männern dürfen und was sie nicht dürfen. Mit dieser Geschlechterungleichheit ferner wird unter der Hand der Anspruch auch "kleiner Leute" auf *Rechte* angegriffen, konservative Gesinnung und krankmachende Lebensweise lanciert. Die konservative Ära kennzeichnet - zwar unter besonderer Verantwortung der Regierungsparteien, aber ansonsten "querbeet" über die politischen Lager hinweg - einen "Betrug" an Frauen, jedenfalls mehr als an Männern: die "materiellen" Ergebnisse der etablierten Politik fallen für sie in Ost und West extra schwach aus; die gleiche Partizipation bes. in der Politik wird wieder zurückgedrängt, die beschlossenen Quoten etwa werden oft unterschritten; Frauen werden mit Surrogaten oder Scheinpolitik und ihren heimlichen Botschaften (z.B. über die Kanzler- und Bundespräsidenten-Gattinnen-Kochbücher, die Ehefrauen-Politik oder Diana-Regression u.a.m.) abgelenkt.

2.2. Paradigmenwechsel mit der deutschen Einheit bzw. dem Ende des Kalten Krieges und die Globalisierung

Der entscheidende Wendepunkt, ein Paradigmenwechsel, erfolgte mit der deutschen Einheit, dem Ende des Kalten Krieges und der beschleunigten Internationalisierung der Märkte. In diesem Moment schluckte "Nationales" Fraueninteressen, traditionelle machtpolitische Über- und Unterordnungen setzten wieder ein. Frauen(interessen) galten nicht (mehr) als Ausdruck des Ganzen, nur noch als (Unter-)Teil. Von hier aus wurde alles Gesellschaftliche in Teile zerlegt und hierarchisiert, um von der Wirtschaft, in erster Linie ihren stärksten Kräften - über Ökonomisierung von allem und jedem - oft roh und archaisch wieder zusammengesetzt zu werden. So entstand eine neue Themenagenda, Aufmerksamkeits- und Ressourcenverteilung: Globalisierung, Wirtschaftspolitik, Arbeitsplätze; Innere Sicherheit; Europa; Familien- und Gemeinschaft(-sideologie), Ausländer(Unter- oder Ausordnung). Die Geschlechterverhältnisse - d.h. der Ort des Ausgangs der Demokratie - wurden derweil zu einem vermeintlich weitgehend erledigten, tatsächlich fast tabuisierten Thema.

Das war die Ausgangsbasis, auf der die 1983 anvisierte konservative Wende schließlich und endlich doch noch vollbracht werden konnte: Eine politische Rückversicherung der Gesellschaft in die Vergangenheit in Zeiten der Verunsicherung, hin zu traditionell verstandenem "Recht und Ordnung". So wurde eine konservative (Gegen-)Bewegung gegen die Moderne prägend, die jetzt Tag um Tag mehr ans Tageslicht kommt und die ganze Gesellschaft erfaßt hat. Sie existiert nicht nur in deren Geist, sondern hat sich bereits in Machtverhältnissen realisiert. Sie ist nach der Auflösung bestehender Strukturen und Regeln an dem bislang hergestellten Fundament neuer Strukturen und Regeln zu messen: diese sind neoliberal durchbuchstabiert und für Frauen schreiben sie auf höchst subtile Weise eine Art allumfassender Mütterlichkeit unter dem Zeichen der Leistungsideologie (also mit eingebautem Widerspruch) fest. Das Problem der sogenannten Politikverdrossenheit spiegelt die Konzeptions- und Alternativlosigkeit der etablierten Politik hierzu, die mit "Ruck"-, "rote Socken"- u.ä. Blitzableiter-Kampagnen oder Spielen fürs Volk (PolitikerInnen, die wie der Bär vorm Publikum tanzen, dem Run nach Einschaltquoten mittels Politunterhaltung und -berieselung u.a.) überdeckt werden.

Vor diesem Hintergrund hat die bevorstehenden Wahl zweifelsohne einen ganz besonderen Stellenwert. Der Kalte Krieg ist nun auch mental definitiv vorbei. Erstmalig erleben wir in etwa eine wirklich gesamtdeutsche Wahl. Wir stehen im Zeichen der "Globalisierung" vor gänzlich neuen Herausforderungen jenseits der alten DDR oder

BRD. Die Widersprüche und Sackgassen konservativer Modernisierung liegen auf der Hand, sie schlagen um in neue Brüche innerhalb des konservativen Lagers und die christlich-liberale Koalition ist verbraucht. In Europa und den USA weht bereits ein anderer Wind. Grundsätzlich alternative Optionen aber sind verloren gegangen und müssen erst neu gewonnen werden, Politik als Gestaltung überhaupt müßte erst noch wiederkehren.

2.3. Die Wahl entscheidet, in welche Richtung die "Berliner Republik" geht (sich wagt)

Die Wahl entscheidet über die Richtung, in der die Bundesrepublik Deutschland sowohl geschlechter- als auch allgemeinpolitisch künftig regiert werden wird. Wenn die herkömmlichen, von der alten Bundesrepublik, erst recht aus der Perspektive der untergegangenen DDR geprägten, mehr noch die unter den Koordinaten des vergehenden Jahrhunderts inspirierten politischen Modelle und Programme nicht mehr tragen, oft sogar problemverschärfend wirken, wirklichen Alternativen aber (noch) die Grundlage fehlt, worin besteht da die Wahl? Die einzige Alternative zum "Weitermachen wie bisher" und zu einem fortgesetzten Hineinverstricken in Krisen und Blockaden, liegt in dieser Situation in der Option für eine (größere) Chance auf einen Neuanfang, für einen Anfang von einem Neuanfang, das Öffnen einer Tür, das politisch wieder das Einatmen frischer Luft und Bewegung erlaubt.

Die Kriterien, die für die Wahl aus einer emanzipatorischen Sicht von Bedeutung wären, liegen vorderhand in folgendem: 1. in konkreten Verbesserungen für Arbeit und Leben der Frauen und jener Bürger, die neben ihnen von den Entwicklungen der letzten 16 Jahre besonders gravierend benachteiligt sind; 2. in einem politischen Neuansatz, der mit einer anderen Generalperspektive auf alle Politik beginnt, nämlich einer geschlechterdemokratischen; 3. in der Instandsetzung und einem Neuanfang von umfassender demokratischer Politik im historisch-gesellschaftlichen Umbruch.

3. Haben Frauen eine Wahl ?

Stehen mit der Bundestagswahl Themen und Programme zur Wahl, die mit der Lebenswirklichkeit und den Lebensbezügen von Frauen unmittelbar oder mittelbar zu tun haben? Ich untersuche im folgenden die Angebote von CDU, SPD und Grünen. Sie sind für die kommende Wahl die entscheidenden Parteien, deshalb konzentriere ich mich der Überschaubarkeit zuliebe darauf. Neben diesen Parteien stehen CSU (in Bayern), FDP, PDS, Rechtsradikale und die Feministische Partei zur Auswahl, deren

Politik an dieser Stelle nicht ausführlich berücksichtigt werden kann.

Die Angebote der drei genannten Parteien interessieren sowohl frauen- bzw. geschlechter- als auch allgemeinpolitisch und zwar hinsichtlich ihrer Programmatik, ihres Personals und ihrer politischen (Wahlkampf-)Symbolik und deren Zusammenhang zur bisher erlebten politischen Praxis. Von Bedeutung ist jedoch auch, wofür diese Parteien historisch-sozial stehen und welche Unterschiede es zwischen ihnen im (sofern noch vorhandenen, zumindest impliziten) weltanschaulichen Denken gibt. Von Interesse ist schließlich, welchen Einfluß Frauen auf die Parteienentwicklung nehmen können.

3.1. Der Wahlkampf ist ausgesprochen provozierend: gehobene Nebensachen

Der Wahlkampf, so wie wir ihn bislang erleben konnten, ist für Menschen, die in Sachen Emanzipation und Gleichberechtigung geschult sind, politisch ausgesprochen provozierend. Er schreibt, unter Führung des Sozialdemokraten Gerhard Schröder, zusammengefaßt Frauenpolitik als eine - nun gehobene - Nebensache fest. Sämtliche wichtige Parteien offerieren uns nur Patriarchen: Kohl und Schäuble, Schröder und Lafontaine, Fischer und Trittin, Gerhard und Westerwelle, Gysi und Bisky, Stoiber und Waigel sowieso. Statt einer geteilten Spitze gibt es Männer im Doppelpack, die untereinander obendrein um die Vorherrschaft, d.h. für das alte Prinzip vom Vorrecht des stärksten Mannes, kämpfen. Ihnen geht es allem Anschein nach vor allem um Macht an sich, jedenfalls wenig um politische Projekte, die offerierten Alternativen bewegen sich allenfalls im Spektrum der Frage, wer Geld am weißesten wäscht. Das kommt in erster Linie einer Werbung für die Wünsche der ökonomisch Stärksten nahe, nicht aber einer demokratischen Verhandlung des tatsächlich ausschlaggebenden Themas der Wirtschaftspolitik.

Die CDU bietet ausschließlich den alten Patriarchen und verweist im übrigen auf vergangene Verdienste - die deutsche Einheit, Europa, ihre - neoliberale - Wirtschaftspolitik und die Familie, das Auffangbecken für die Schwachen. Von Frauenpolitik ist schlicht gar nicht die Rede. Das ist der logische Endpunkt einer sechszehnjährigen Entwicklung, in der Frauenpolitik programmatisch, institutionell, personell und praktisch kontinuierlich, von Rita Süssmuth über Ursula Lehr, Angela Merkel zu Claudia Nolte abgestiegen ist, mit der Kohl schließlich wieder bei sich selbst angekommen war.

Die SPD wird von einem Neumacho, dem Produkt einer neuen außerinstitutionellen, modernen, "wirtschaftsmedialpolitischen" Männer-Seilschaft angeführt, dessen Projekt vor allem er selbst ist, als jüngere Schwester Kohls und beinahe quasi-religiöse

Heilsfigur. Taucht er im Problemfall, hier bei Arbeitgebern, dort bei Arbeitnehmern auf, so wird er es schon richten. Im autonomen Frauenhaus wurde er noch nicht gesehen. Auf Neue-Mitte-Plakaten wird gern die idyllische Familie beschworen. In der Praxis hebt sich der Kandidat dadurch hervor, daß er das Frauenministerium seiner Landesregierung kurz und bündig dem Sozialministerium unterordnete, es also ab- statt aufwertete, und vom entsprechenden Bundesministerium als dem Ministerium für "Gedöns" sprach. In seinem Regierungs-Team finden sich - anders als Parteibeschlüsse es vorsehen - ein Drittel Frauen, ersatzhalber ist jede einzelne gleich eine Dreifach-Quotenfrauen, die allerhand Fraktions-, Linke-, Rechte-, Regionale- und Ost-Bedürfnisse gleichzeitig befriedigen muß. Drei auf einen Schlag, Superangebote im Räumungsverkauf? Außerdem gibt es zu jeder Wahlrunde ein passendes Ehefrauen-Modell, aus dem die Öffentlichkeit den Wasserstand der gleichberechtigungspolitischen Ambitionen des Kandidaten entnehmen kann. Die Neue Mitte ist eine einzige feine Männersache, die die "Frauenfrage" nur als eine erzwungenermaßen zu bedienende, nicht eben erstrangige Lobbygruppe betrachtet und im übrigen, ganz weibliche Kunst - auf Inszenierung hält. Die einzige "Frauenpolitikerin", die sich im Team befindet, steht, in Kohl'scher Tradition, politisch für eine ideale Kombination: das Thema Arbeit, den Osten und schließlich auch noch die Frauen. Es ist die Schwachen-Kette, auch hier noch in der falschen Reihenfolge. In der Arbeitsmarktpolitik achtet die Kandidatin immerhin auf die Rechte von Frauen.

Bündnis90/Grüne fallen mit zwei aufgeklärten Herren in gezähmter Machoattitüde ins Auge, Männern, denen immerhin manchmal noch die Existenz einer "Frauenfrage" einfällt. Frauen - die in der 2. Reihe durchaus profiliert und sogar ziemlich zahlreich auftauchen - finden sich in den Fachgebieten Ökologie, Verkehr, Rente, Arbeit, Soziales, Bildung. Es sind eher unzeitgemäße Themen, jedenfalls "typisch" weibliche. Doch da ist sogar noch die Verteidungspolitik. Leider wurde nirgends mehr deutlich kenntlich gemacht, was diese Themen mit ungleichen oder gleichen Geschlechterverhältnissen zu tun haben. Auch gibt es auch keine profilierte Politikerin mehr, geschweige denn endlich einen Politiker, die "Frauenpolitik" als allgemeine Politik exponieren. Im Gegenteil, leise distanzieren sich auch allzuviele Frauen von diesem Feld der Verlorenen, auf dem keine Karriere zu machen ist. Konzepte schließlich für eine Fortschreibung des bisherigen, historisch immer noch beachtlichen Niveaus an Frauenpolitik präsentieren sich höchstens am Rande. Für und von Frauen *und* Männern sind sie erst recht nicht.

Die FDP und PDS geben sich "modern", sie wissen, was sie dem Zeitgeist schulden.

Letztere schmückt sich auch gern mit den "Bewegungsresten", um sich als links auszuweisen. Doch von diesen Parteien kam kein einziger neuer Impuls. Die Feministische Partei schließlich resultiert wohl eher aus Verzweiflung denn aus einem tragfähigen politischem Konzept.

3.2. Das weibliche Personal ist (zu) mager

Die CDU/CSU bleibt im Rahmen der Erwartungen: Die CSU hat bisher 6 weibliche von 50 Kandidaturen zum Bundestag, die auf Landesliste jedoch nicht abgesichert sind. Die CDU verhöhnt mit 20% Kandidatinnen ihr 1997 beschlossenes Quorum. Es geht die Angst um, nach der Wahl könnten es noch weniger als im jetzigen Bundestag (14,7%) sein. Die SPD hat ihre 40%Quote nicht erreicht, sie bevorzugte bei der Kandidatenaufstellung mehrfach junge Männer gegenüber jungen Frauen und hofft, den Stand der letzten Legislaturperiode wenigstens zu halten können. Die Grünen haben als einzige ihre 50%Quote eingehalten, wenn auch manche Feministinnen auf die hinteren Listenplätze weichen mußten. Die FDP hofft von 17% auf 21% zu kommen. Bei der Kandidatenaufstellung hat die PDS ihre 50%Quote nicht eingehalten (z.Zt. hat sie in der Bundestagsfraktion ca.40%), doch Frauen auf vordere Plätze gesetzt. Im Wahlkampf treten Frauen auf Bundesebene bis dato wenig als eigenständige Kräfte in Erscheinung. Sie operieren auf den gegebenen Plattformen, sie reden meist ohne jede, und sei es noch so subtile, Einschränkungen *für* ihre Männer. Wider besseres Wissen lobten besonders viele führende Sozialdemokratinnen ihren Kanzlerkandidaten und Parteivorsitzenden und beteuerten, in Sachen Emanzipation sei nur Bestes von ihm zu erwarten. Wohin so viel Einordnung wohl nach dem Wahlergebnis führen mag? Schließlich und endlich bewerben sich insgesamt sogar etwas weniger Frauen als vor vier Jahren um einen Parlamentssitz, nämlich 27,8% gegenüber 29,5% (1994). Die jüngsten Kandidatinnen haben Grüne und PDS.

3.3. Die Programme: der Mann bleibt Tabu

Wer die vorliegenden Wahl-Programme bilanzieren und bewerten möchte, muß gleich zu Anfang ein Merkmal hervorheben, das Auskunft gibt über das zu erwartende *Maß* an Gleichberechtigung: Der Mann bleibt Tabu! Das steht in auffälligem Gegensatz zu den Veränderungen, die für ihn im kommenden Jahrhundert ins Haus stehen, wenn Gleichberechtigung wirklich weiter werden soll. Die Gesamtpolitik der Parteien im Spiegel der Wahlprogramme zeigt keine neue Generalperspektive, die die Geschlechterfrage als roten Faden aller Politik integriert hätte. Demokratische Frauen-,

Männer- und Geschlechterpolitik bilden auch kein vorrangiges eigenständiges Thema, sondern Frauenpolitik wird für sich allein behandelt oder neu als Neben- und Sondersache festgeschrieben. Am ehesten, wenn auch nicht hinreichend kommen noch die Grünen den zeitgemäßen Anforderungen nahe. Die sogenannten Frauenfragen sind vor allem in Extra-Kapiteln gelandet; daneben werden sie bei CDU in den übrigen Programmteilen gar nicht, bei der SPD in wenigen Spurenelemente, bei den Grünen einigermaßen integriert behandelt. Inhaltlich erstreckt sich die Frauenpolitik in den Wahlprogrammen auf viel Familienpolitik, ein bißchen Erwerbsarbeitspolitik - beides ließe sich auch umgekehrt lesen als Verlängerung jeder Menge unbezahlter Arbeit für Frauen - auf seltene Erwähnung von Selbstbestimmung und im auffallenden Gegensatz zu sonst auf die ständige Rede von der Frau und den für sie zu bewältigenden Veränderungen, während vom Mann laut geschwiegen wird.

Die CDU sieht in ihrem Wahlprogramm die "Welt im Umbruch". Sie prognostiziert zwar, daß "Lebensstil und Rollenverständnis der Frauen (!) sich weiter verändern werden", sieht Frauen jedoch nicht einmal sprachlich als Subjekte vor. Sie hat kein frauenpolitisches Kapitel, sie stellt auch beim Thema Arbeit(slosigkeit) keinen Zusammenhang zu den Geschlechtern her, betrachtet lediglich die "fortschreitenden 620DM-Jobs" als eine "Fehlentwicklung". Zur "Weltklasse" aber will sie das Land machen, "Maßstäbe" setzen, "Wettbewerb" stärken und "Spitzenleistungen" herausfordern. Politik für Familien ist ihr ein eigenes Kapitel wert, Ehe und Familie unverzichtbare Institutionen und Bedingung von "Gemeinschaftserfahrung", man höre und staune, "heute *geprägt* von gleichberechtigten Interessen von Frauen und Männern". Deshalb bedürfe die häusliche Arbeit mit Kindern größerer Anerkennung ebenso wie die Vereinbarkeit von Beruf und Familie zu fördern sei, nicht zuletzt durch ein bedarfsgerechtes Angebot zur Tagesbetreuung.

Die SPD verspricht in ihrem Wahlprogramm einen "Politikwechsel". Obwohl sie das Thema Arbeit - und ein Bündnis für Arbeit - zum Schwerpunkt erhebt, findet sich darunter keine einzige Aussage zum Zusammenhang von bezahlter und unbezahlter Arbeit von Frauen. Sie bietet als Vision eine "starke Wirtschaft", die mit Spitzentechnologien und -qualitäten erfolgreich wird, in der "Familien mit Kindern" gut aufgehoben sind und soziale Sicherheit herrscht. Sie setzt auf Leistungsträger und -trägerinnen und Gleichberechtigung als gelebter Wirklichkeit. Heißt dies übersetzt, daß Gleichberechtigung versprochen wird, wenn Kasse, Leistung und Kinder stimmen?

In zwei Sonderkapitel, den kürzesten von allen, werden zum einen ein hohes Lied auf die Familie gesungen, die Vereinbarkeit von Beruf und Familie, Ganztagsbetreuung und

ein besseres Erziehungsurlaubs-Modell in Aussicht gestellt. Das entspricht dem Angebot der CDU plus einem Zuwachsfaktor ungewisser Größe. Der Frauenpolitik zum anderen will die SPD immerhin neuen Schwung verleihen. Sie verspricht Gleichstellung und hinsichtlich der Vereinbarkeit von Beruf und Familie freie Entscheidung über den Lebensentwurf. Sie enthält den Frauen jedoch ein Bekenntnis zu ihrem allgemeinen Selbstbestimmungsrecht vor. Die SPD kündigt ein Aktionsprogramm "Frau und Beruf" an. Doch von der gleichberechtigten Teilhabe an der Erwerbsarbeit ist lediglich bzgl. der Teilzeitarbeit die Rede. Gleichberechtigung soll es in der Bildung geben, daneben eine eigenständige Alterssicherung, Schutz vor Gewalt, "Hilfe statt Strafe" beim §218. Im "100 Tage Programm" von Anfang September, gegen Ende des Wahlkampfes, hebt die Partei ein Gleichberechtigungsgesetz hervor, das auch für die private Wirtschaft gültig sein soll, sowie eine Mädchenquote bei der Ausbildung. Bei der Abschaffung des Ehegattensplittings und der ungesicherten Beschäftigung will sie sich freilich nicht festlegen, schon gar nicht für Arbeitszeitverkürzung oder Grundsicherung. Erst sehr spät ließ sich der Kandidat Schröder auf dem familienpolitischen (!) Forum in die Rede schreiben, *Frauen* gebühre die Wahlfreiheit, die Wirtschaft möge *ihnen* "helfen", sie durch flexible Organisation im Erwerbslesen zu beteiligen, zumal Frauen die *Wettbewerbsfähigkeit* steigerten. Nur wie die SPD Männer in die Hausarbeit befördern will, hat er nicht verraten.

Die Grünen haben ein Kurzprogramm, das allgemein ein Bündnis für Arbeit ins Zentrum stellt, für das ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen bezahlter und unbezahlter Arbeit ausgewiesen ist, verbunden mit dem Vorhaben, beides zu teilen. Anders als beim Thema Demokratie und Bildung ist beim Thema "soziale Gerechtigkeit" die Frauenfrage nicht integriert. Das Kurzprogramm hat ein eigenes Frauen-Kapitel. Dort wird das Selbstbestimmungsrecht unterstrichen, Beschäftigungsförderung für Frauen versprochen, Quotierungen, Förderungsmaßnahmen und Sanktionen sollen verbindlicher gemacht und ein effektives Gleichberechtigungsgesetz verabschiedet werden. Arbeit in Familie und Beruf soll geteilt, der §218 ersatzlos gestrichen und Beratung freiwillig werden. Die Langfassung des grünen Programms beginnt mit einer Präambel, die vier grüne politische Generalformeln, allerdings miteinander unverbunden, festhält: Nachhaltigkeit, Soziale Gerechtigkeit, Demokratie und Gleichberechtigung zwischen Frau und Mann, inkl. (!) eines extra Bezuges zur Arbeit. Ein umfangreiches Frauen-Kapitel befaßt sich ausführlich mit Arbeit und Einkommen, einem frauenpolitischen Umbau des Sozialstaats, Frauenforschung und -bildung, der Aufwertung von Gesundheitsvorsorge

und Pflegeberufen, selbstbestimmter Schwangerschaft, Mädchen und jungen Frauen, der Ächtung von Gewalt gegen Frauen, Frauen- und Mädchenhandel, der Einmischung von Lesben, der Beendigung der Diskriminierung von Prostituierten und Frauenrechten als Menschenrechten. Es ist schon ein vergleichsweise umfassendes Stückwerk.

Wird zu all dem der historisch-soziale Hintergrund der Parteien hinzugenommen, so muß die CDU als die Partei mit der größten patriachal-herrschaftlichen Dominanz gelten, von der einstweilen eher eine weitere Verschlechterung der Lebenslage für die meisten Frauen - und Männer - zu befürchten ist. Die SPD ist nicht minder patriarchal, aber historisch gesehen sozialer und somit auch paternalistisch-fürsorglicher. Ihr Kanzlerkandidat ist eine unsichere Größe, aber von ihr sind einige Entlastungen für Familien und mehr gesicherte Teilzeitplätze auf dem Arbeitsmarkt zu erwarten. Bündnis90/Die Grünen sind noch immer die feministisch stärkste Partei, aber dieser Vorsprung speist sich aus den Zeiten der *neuen* Frauenbewegung, die mittlerweile Vergangenheit ist. Dennoch sind sie die modernste bürgerrechtliche Partei, gleichwohl geschlechterpolitisch im Moment eher als passiver Faktor.

Die Parteienverhältnisse selbst befinden sich im Wandel. Die Bundestagswahl wird folglich auch darauf Auswirkungen haben, inwieweit parlamentarische Wahlen und demokratische Verfahren überhaupt geschätzt und angenommen werden; welchen Einfluß - untereinander weniger als bislang unterscheidbare - "Volksparteien" erhalten; ob die Grünen als Experiment einer historisch neuen Partei verkümmern oder sich fortentwickeln, wieweit kleine Parteien als eigene Kraft bestehen bleiben, ob eine rechtsradikale neu heranwächst u.a.m. Abschließend ließe sich auch sagen: Ähnliches ist nicht gleich. Frauen können einen Politikwechsel möglich machen.

4. Was machen Frauen aus der Wahl ?

Oft ist die Frage zu hören, ob Frauen (oder gleichberechtigungswillige Männer) noch etwas bewegen können?

Sie können *wählen!* Eine sehr hohe Wahlbeteiligung von Frauen als solche kann viel bewirken, besonders angesichts des Anstiegs von Nicht-Wählern in der Vergangenheit. Die Erst- und Zweistimme kann bezogen auf KandidatInnen und Parteien abgewogen vergeben werden. Es ließe sich auch mit der Erststimme auf jeden Fall eine Frau wählen, falls eine angeboten ist, sofern ihre Positionen nicht kontraproduktiv zur eigenen politischen Grundentscheidung wären. Oder Frauen könnten mindestens dort gewählt werden, wo sie sich für Gleichberechtigung eingesetzt haben. Im übrigen wäre strategisch gesehen die Wahl für die zu treffen, die eine wirkliche Wende der Wende

wenigstens denkbar und beeinflußbar werden lassen.

Daneben können Frauen, mehr als sie ahnen, wo immer sie dabei sind - für ihr Dabeibleiben, Bedingungen stellen und selbst neue Fakten schaffen. Sie können die Anerkennung Geschlechter-Konflikts und einen neuen Gesellschaftsvertrag verlangen, einen neuen Arbeitsvertrag und eine andere Wirtschaftspolitik vor allem, einen demokratischen Sozialstaat und innere Zivilität, radikal gleiche politische Partizipation und eines Systemreform der Politik und ihrer Institutionen selbst. Wer hinderte sie, Minimalforderungen für eine Regierungszusammensetzung, ein Regierungsprogramm und eine neu konstruierte Gleichstellungspolitik zu formulieren?

Frauen können sich als mündige Bürgerinnen, Konsumentinnen und Produzentinnen von Politik begreifen und entsprechend verhalten, sei es für die eigene Person und in der Mandatserteilung an andere. Statt Bittstellerinnen zu sein, können sie Themen setzen und Anforderungen stellen. Statt sich befragen, ihre Ideen und Arbeitsergebnisse klauen zu lassen, könnten sie sagen, was sie haben wollen und die Parteien auffordern, dazu Stellung zu nehmen. Sie können zumindest die Angebote prüfen; wer nichts anbietet, käme gar erst nicht infrage. Es liegt ausschließlich an den Frauen, jetzt die Zeitphase abzuschließen, in der Frauen hinter den Männern herlaufen, und die Kraft auf die eigenen Vorhaben zu konzentrieren, daneben abzuwarten, bis die Männer den Frauen herlaufen (müssen). Frauen können selber kandidieren oder die Politik der Parteien als Mitglied, Sympathisantin, Besucherin, Forscherin oder Interessierte beeinflussen. Sie können sich einmischen, wo das Allgemeine, das Ganze und seine Einzelteile verhandelt wird. Sie können eigene Initiativen, Veranstaltungen etc. ergreifen - mit Frauen, mit Männer, mit beiden. Sie können entscheiden, welche Männer und welche "Männerpolitik" sie für gut halten und dies entsprechend zum Ausdruck bringen. Sie können - und an ihnen wird es liegen - eine neue, andere Gesellschaftspolitik auf Tagesordnung zu setzen.

5. Haben Männer eine Wahl ?

Es würde lohnen, der Frage, ob Männer eine Wahl haben, einen eigenen Vortrag zu widmen. Die Frage wird hier nur kurz und bündig beantwortet, in Gestalt von Thesen zum Thema: Frauen sind in der Gesellschaft von heute die Seismographen für allgemeine Veränderungen. Männer sind heute mehr auf Frauen angewiesen als Frauen auf Männer. Männer stehen heute vor dem Zwang zum Selbständigwerden - so oder so. Männer sollen selbst entscheiden, wohin sie wollen. Ob sie das Motto bevorzugen, "jede/r *gegen* jede/r" oder "jede/r *mit* einem/r anderen". Männer sind weniger als die

Hälfte, sie sind es künftig mit Frauen als Gleiche oder zum eigenen Schaden gegenüber Frauen (und Männern) als Ungleiche.

6. Welche Wahl hätten Frauen gerne?

Es begänne, wie immer, mit neuem Denken und dem Willen sich selbst, Bürgerinnen wie Parteien, als Instanzen der Politik wieder instandzusetzen. Der tiefe soziale Wandel in der Gesellschaft wäre oben aufzugreifen, um die Rahmenbedingungen für die sozialen Basisbeziehungen neu zu ordnen. Die Frauenpolitik ginge dabei in eine andere Ära. Die Konzepte der letzten 10-15 Jahre sind mehr als ausgereizt. Nach der Förderung, der Anpassung und Integration der Frauen in die einst gegebenen, mittlerweile auch für Männer dahingehenden Strukturen wäre die Frauenfrage als neue allgemeine gesellschaftspolitische Entscheidungen durchzudeklinieren. Vom untersten Zipfel her wäre die Sache noch einmal aufzurollen: die sogenannten Frauenprobleme wären aus der Familienpolitik zu befreien und als Frage nach der Arbeitsgestaltung, als Männer- wie Gesellschaftsprobleme kenntlich zu machen. Ein neuer Gesellschaftsvertrag, beginnend mit einem demokratischen Geschlechtervertrag, wäre auszuhandeln. Mit ihm wären die *soziale Natur* des Menschen in politische Gestaltung zu reintegrieren, ein sozial wie ökologisch nachhaltiger Produktivitätsbegriff zu realisieren und den Investitionen in die Ressource Mensch oberste Priorität einzuräumen. Die Beziehungen zwischen Privathaushalten, Wirtschaft und Staat wären ebenso zu demokratisieren wie die Arbeitspolitik und der Sozialstaat aufs Ganze neu zu konstruieren. Die Frauenfrage würde bei der Ökonomie des Privaten, der Ökonomie der Innen- wie Außen- und der Ökonomie der Wirtschaftspolitik ankommen.

Bei einem Anfang von einem neuen Anfang ginge es nicht um - gar noch verlängerte - Kataloge von Antidiskriminierung und Schutz, sondern um neue Schwerpunkte und Kombinationen von Maßnahmen, die die alten patriarchal-hierarchischen Strukturen zu Ende aushebeln. Mit ihnen wären jeder und jedem eigenständige Existenzsicherung und eine demokratische BürgerInnen- und Sozialgesellschaft zu ermöglichen. Eben darin würden sie Gewalt und Herrschaftsmacht begrenzen, aber ebenso zur vollen Selbstverantwortung herausfordern. Sie würden Disparitäten ausgleichen. Jede Person erhielte, individuell gestaltet, mehrere - erwerbsmäßige, versorgerische, freigewählte - Arbeiten. Sie hätte "nur" ein für sich ausreichendes Einkommen, aber mehr Zeit, weniger quantitativen, jedoch mehr qualitativen Konsum. Ihr Kümmern um ihr - im einzelnen verschiedenartiges - soziales Netz würde gefördert und sie gewänne wieder mehr Verfügungsgewalt über das eigene Leben.

Ein alternatives Regierungsprogramm könnte sich folgendes vornehmen:

1. Um die weitere Verarmung und die soziale Rutschbahn ins Nichts von unten her zu stoppen, einen Freiraum für neue Wege zu schaffen und dabei gleichzeitig ein gleichberechtigtes Geschlechterverhältnis zu begründen, sähe es mindestens vier erste Maßnahmen vor: die Abschaffung der ungesicherten Beschäftigungsverhältnisse, die Einführung einer allgemeinen Grundsicherung, eine allgemeine Erwerbsarbeitszeitverkürzung sowie die Abschaffung des Ehegattensplittings.

2. Das neue Kabinett wäre je zur Hälfte mit Frauen und Männer besetzt und symbolisierte so den Willen, die Macht zu teilen und Denken und Handeln *weiter* zu öffnen.

3. Ein männerpolitisches Programm begänne mit einer Kampagne für ein neues, so selbständiges wie soziales Männerbild, mit positiv diskriminierender Arbeitsförderung für Männer in der Haus-, Ehrenamt-, Teilzeit- und Selbstversorgungsarbeit sowie mit Bildungsprogrammen, die die - mit anderen geteilte - Macht über das eigene Leben lehren.

4. Jedes Politikfeld würde national und europäisch geschlechterdemokratisch durchbuchstabiert, insbesondere alle Finanz-, Wirtschafts-, Arbeits- und Sozialpolitik, Sicherheits- und Außenpolitik.

5. Nicht Arbeitszeitverkürzung, sondern eine Politik der Umgestaltung des Trios von (gesellschaftlicher Gesamt-)Arbeit, Zeit und Geld wäre das zentrale Reformvorhaben. Sein Ziel wäre eine neue gerechte minimale Norm, die die Gesellschaft zur Existenzsicherung der Einzelnen und gleichmäßigeren Entwicklung des Ganzen stützt, während sie alle möglichen Abweichungen erlaubt, aber - wie anderswo auch - ihren Preis kosten läßt.

6. Als Instrumentarien zur Verwirklichung dessen schüfe die Regierung neue institutionelle Voraussetzungen für Gleichstellungspolitik, der Kanzler und jedes Ministerium hätte als eine Folie zur umfassenden Umsteuerung an seiner Spitze ein (kleines, aber machtvolles) Amt für demokratische Geschlechterpolitik. Gleichstellungspolitik dockerte nicht länger nur bei Frauen herum, sondern veränderte

auch auf Seiten Männern.

Die Frau, der Mann - um es nochmals zu betonen - dies ist kein Spartenproblem, sondern ein Gesellschaftsproblem. Auf der Höhe der Zeit wäre eine Politik, die ein neues Maß für Gleichheit und Freiheit in Einkommen, Arbeit, Politik, Gesellschaft und Leben aller BürgerInnen definiert und für alle Kernfragen, vor denen Politik und Gesellschaft stehen, Innovation und neue Produktivität aus einer Demokratisierung des Verhältnisses zwischen den Geschlechtern, d.h. der Aufhebung der geschlechtlichen und sozialen Spaltung des Menschen, bezieht. (Vorrangig wäre, Existenzsicherungsstrukturen neu zugestalten: halbe-halbe in der bezahlten und unbezahlten, Erwerbs- und Fürsorge-Arbeit, bei der Zeit und beim Geld; ein Sozialstaat, der für Kinder, Erwachsene wie Alte eigenständige und lebenslagengemäße Sicherung, u.a. für Nicht-Erwerbsfähige eine Grundsicherung schafft; Familie wäre als "ganzes (Lebens-)Haus" neu zugestalten und verschiedene Lebensformen gleichzustellen.)

7. Die Wahl ist erst der Anfang

Ist politisches Engagement noch sinnvoll und wenn ja welches? Diese Frage stelle ich mir selbst oft und nicht minder oft höre ich andere sie stellen.

Meine These ist, daß eine neue politische Auseinandersetzung erst nach der Wahl richtig losgehen wird und daß es wünschenswert ist, sich darauf vorzubereiten. Emanzipatorische, demokratische Politik wird dringend der Einflußnahme, Kritik, auch der Lobbyarbeit - schon bereits bei der Regierungsbildung und der Erarbeitung des Regierungsprogramm - derer bedürfen, deren Interessen sie dienen soll. Eine Stelle der Dokumentation, Begleitung und Kommentierung der politischen Entwicklung nach Wahl - gemessen nicht zuletzt an den Wahlversprechen und dem Regierungsprogramm - wäre eigentlich unverzichtbar, wenn die Politik über die Spärlichkeiten des Wahlkampfes hinaus für einen wirklichen Neuanfang geöffnet und die Bevölkerung für sie gewonnen werden soll. Auch eine gezielte politische "Begleitung" für Frauen in der Politik (auf allen Ebenen) wäre nötig, damit es ein Erfolg wird. Darüber hinaus wäre u.U. über eine Wahlrechtsreform und gewiß eine Parlamentsreform nachzudenken, damit dort "Gleichheit" und allgemeine Erneuerung etwas werden kann. Es stellt sich die Frage, wie weit künftig politischer Lobbyismus ausreicht und/oder wieviel Mündigkeit Bürger und Bürgerinnen brauchen, welche Institutionenreform nötig ist, um mehr Demokratisierung zu erreichen, ob eine weitere GG-Änderung oder welche neuen Rechtslage erforderlich sind, um Geschlechterdemokratie zu verwirklichen. Jenseits dessen steht eine grundsätzliche Debatte um gesellschaftliche Alternativen ins Haus und

darüber, wie sich Politik neu stiften läßt und wie zivile Interessensverhandlung und Beziehungen auf Wechselseitigkeit realisiert werden können.

Damit steht auch die Frauenbewegung selbst vor einer Grunderneuerung. Die Frauenpolitik als Sonderpolitik ist definitiv an ihr Ende gekommen. Das gleiche gilt damit automatisch für die weibliche Opferrolle und für bloße "Weiblichkeit" als Gegenmittel, für die weibliche Zuständigkeit für Elendsfragen und die quasi-ärztliche oder pädagogische Art, Männer zu behandeln. Frauenpolitik kann nur noch als neue Gesellschaftspolitik fortgeschrieben werden. Freiheit und Gerechtigkeit verlangt politische Subjekte. Dabei könnten sich Generationen, Ost-West, Einheimische-Migrantinnen, soziale Schichten etc. wieder über die Definition gemeinsamer Grundrechte und Ziele verknüpfen - neben der Definition und Akzeptanz legitimer Unterschiede. Frauen hätten nicht länger "alles mögliche" zu machen und alles möglich zu machen, sondern sich für das Wichtigste zu entscheiden, sich auf ihre Hauptaufgaben zu konzentrieren und sich Nebensächlichkeiten bzw. der Arbeit für andere bewußt zu verweigern. Sie könnten dafür differenzierte Strategien vom *aktiven Dasein* und *aktiven Wegbleiben* erarbeiten. Auf dieser Basis könnten sie Politik für Männer entwerfen, die Reihen der Männer soweit wie möglich differenzieren und Bündnisse mit jenen schließen, die sich den neuen demokratischen Zielen verpflichtet fühlen. Mehr überparteiliche demokratische Bündnisse zwischen Frauen (und Männern) wären von Fall zu Fall zu schließen, etwa für die Durchsetzung einer Bundespräsidentin oder einer Bundeskanzlerin, die kommen muß, oder für Volksbefragungen entlang konkreter Sachfragen. Selbstverständlich ist neue gesellschaftliche Bewegung unerläßlich - das heißt zuallererst uneingeschränkte Selbstverantwortung der Frauen und ihre erneute Selbstermächtigung. Jetzt können Frauen richtig anfangen, ganze Politik zu machen, Politik fürs Ganze und aufs Ganze.

Zahlenangaben zu Wahlen: FR 28.8.98, Informationen der Bundesregierung... Datum?, IFPA Juni 1998, FR 18.5.98, SZ 18.5.98, KStA 19.8.98

Wahlprogramme der Parteien: Zukunftsprogramm der Christlich Demokratischen Union Deutschlands, 1998-2002 Wahlplattform der CDU/CSU; Arbeit, Innovation und Gerechtigkeit, Wir sind bereit, SPD-Wahlprogramm für die Bundestagswahl 1998, zwd Frauen + Politik Nr. 134 + 139; Grün ist der Wechsel. Programm zur Bundestagswahl 98. Bündnis90/Die Grünen, Neue Mehrheiten nur mit uns. Vierjahresprogramm zur Bundestagswahl 98. Bündnis 90/Die Grünen.

Vergl. im übrigen: M.J., Das Claudia Nolte Phänomen, Bonn 1997

Dr. Irene Jung

"Ihrem Herzen und Charakter Ehre machen"

Frauen wenden sich an das Reichskammergericht

Manuskript des Vortrages, den Frau Dr. Irene Jung an der FernUniversität - Gesamthochschule in Hagen am 8.02.1999 gehalten hat
Die Verantwortung für den Inhalt trägt allein die Autorin.

© FernUniversität - Gesamthochschule in Hagen 1999

Inhaltsübersicht

Einleitung S. 3

Das Familien- und Erbrecht S. 5

Das Schuldrecht S. 8

Nachbarschafts- und Baurecht S. 11

Das Recht der Berufsausübung S. 12

Prozesse im Zusammenhang mit Ehescheidungen S. 16

Unterhaltsforderungen S. 16

Zusammenfassung S. 17

Einleitung

Zunächst einige Worte vorweg über das im folgenden immer wieder genannte Gericht:

Das im Jahre 1495 gegründete Reichskammergericht war das höchste Gericht zur Ahndung von Landfriedensbrüchen und für Klagen gegen reichsunmittelbare Stände, also auch Reichsstädte. Es diente zugleich als Appellationsinstanz der fürstlichen Zentralgerichte. Das Reichskammergericht war ausschließlich für Zivilsachen zuständig und kannte drei Verfahrensarten:

1. den erstinstanzlichen ordentlichen Zitationsprozeß
2. den einer einstweiligen Verfügung nahekommenden Mandatsprozeß
3. den Berufungs- oder Appellationsprozeß

Anfangs war das Reichskammergericht weit überwiegend Appellationsinstanz; auf dem Höhepunkt seiner Inanspruchnahme am Ende des 16. Jahrhunderts waren jedoch zwei Drittel der Neuzugänge erstinstanzliche Prozesse. Im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts nahm die Zahl der Prozesse insgesamt wieder ab und auch die ständische Zusammensetzung der klagenden Klientel änderte sich. Wandte sich anfangs besonders die süddeutsche reichsstädtische Oberschicht an das Reichskammergericht, war es später oft der niedere Adel Nord- und Ostdeutschlands. In den letzten beiden Jahrhunderten des Bestehens des Reichskammergerichts stieg die Zahl der Untertanenprozesse erheblich an.
Unser Bild eines festgefügten, unbeweglichen und wirkungslosen Gerichtes muß also überprüft werden: das Reichskammergericht veränderte sich stärker als vermutet, und es hat auch erfolgreicher gearbeitet, denn nahezu 80.000 Prozesse wären nicht in über 300 Jahren geführt worden, wenn sie aussichtslos gewesen wären.

Mit der Aufnahme des höchsten deutschen Gerichtes in den Mauern der Stadt Wetzlar im Jahre 1690 stieg die Anzahl der Prozesse aus dem dortigen Raum erheblich an. Das Reichskammergericht übernahm für Wetzlar schon bald nahezu die Funktion eines "territorialen Obergerichtes". Wetzlar hatte in der Mitte des 18. Jahrhunderts etwa 6000 Einwohner, von denen ein großer Teil zu den Angehörigen des Reichskammergerichts zählte. Diese Kameralen genossen besondere Privilegien und wandten sich im Falle von Rechtsstreitigkeiten sogleich an das Reichskammergericht, nicht erst an das Stadtgericht. Der

zeitliche Rahmen 1690-1806 bedingt, daß ich Frauen in der Rechtsprechung des 17. Jahrhunderts außer Betracht lasse.

Durch meine Beschäftigung mit der Geschichte von Wetzlarer Frauen begann ich mir die Frage zu stellen, ob Frauen sich eigentlich an das höchste deutsche Gericht wandten, wenn sie mit einem Urteil des Stadtgerichts nicht einverstanden waren, wenn sie sich ungerecht behandelt fühlten oder sonst ein wichtiges Rechtsgeschäft zu erledigen hatten. Bald beschäftigten mich Fragen wie:

Wieviele Frauen wandten sich an das Reichskammergericht? Was waren das für Frauen? Mit welchen Anliegen gingen sie vor Gericht? Hatten sie vor Gericht Erfolg?

Diese Fragen mögen männliche Kollegen auf den ersten Blick verwundern, da das Geschlecht der Kläger oder der Beklagten keine Rolle spielen sollte. Prozesse vor anderen Gerichten, z. B. Krirninalgerichten, wurden jedoch keineswegs geschlechtsneutral geführt. Dies zeigen die zahlreichen Hexenprozesse, die in ihrer überwiegenden Mehrzahl gegen Frauen gerichtet waren. Das Problem der- Hexenverfolgungen und die Versuche, in diesem Zusammenhang das Reichskammergericht anzurufen, werden von mir nicht untersucht, da wetzlarer Frauen nicht davon betroffen waren.

Wenn die Tatsache, daß Frauen an Prozessen vor dem Reichskammergericht beteiligt waren, in der Forschung Oberhaupt thematisiert wird, dann werden sie mit Randgruppen gleichgesetzt. Sie werden in einem Atemzug mit Juden und Unterschichten genannt. Und wenn man Juden oder Unterschichten vor dem Reichskammergericht untersucht - warum dann nicht auch Frauen?

Um quantitative Aussagen zur Prozeßbetelligung von Frauen treffen zu können, wurde die Datenbank der Forschungsstelle zum Reichskammergericht herangezogen. Es ergaben sich folgende Zahlen:

Bisher sind rund 8500 Prozesse erfaßt. An über 2.600 Prozessen waren Privatparteien beteiligt. Von diesen Prozessen wurden 69 % von Männern und 14 % von Frauen angestrengt. an denen Die fehlenden Prozentzahlen ergeben sich durch Prozesse, an denen Kläger beiderlei

Geschlechts oder ganze Familien beteiligt waren oder Ehefrauen durch ihre Ehemänner vertreten wurden.
Wohlgemerkt, dies sind keine Wetzlarer Prozesse, sondern jene in der Forschungsstelle erfaßten. Für meine Auswertung habe ich die Prozessakten des preußischen Kreises und der Stadt Wetzlar herangezogen. Diese Akten werden im Hauptstaatsarchiv Wiesbaden und im Historischen Archiv der Stadt Wetzlar aufbewahrt. In 935 Prozessen traten Privatparteien als Kläger auf.
In 935 Prozessen traten Privatparteien als Kläger auf. In 144 Fällen (= 15 %) klagten Frauen. Davon entfielen 108 Prozesse auf Wetzlarer Klägerinnen, was einem Anteil von rund 11 % entspricht. Die Prozesse, in denen Frauen Beklagte waren, finden keine Berücksichtigung. Die genannte Zahl Von l08 Prozessen und sonstiger Rechtsakte, die von wetzlarer Frauen vor dem Reichskammergericht angestrengt wurden, ist die Basis für die folgende Untersuchung.

Den Schwerpunkt meines Vortrages bildet die Frage, an weichen Rechtsgeschäften Frauen beteiligt waren. Es haben sich einige Themenkreise herauskristallisiert, die ich anhand von Beispielen erläutern möchte. Dabei erfahren wir zugleich viel vom Alltag und Leben in Wetzlar - vor allen Dingen im 18. Jahrhundert.

Das Familien und Erbrecht

Da ist zunächst das Familien- und Erbrecht. Der untersuchte Aktentatbestand enthält 18 Testamentsangelegenheiten. Dabei reicht die Spanne vom "Anspruch auf beschleunigte Eröffnung" des Testamentes des verstorbenen Ehemannes, die Testamentseröffnung in Gegenwart der Erben bis zur Hinterlegung des Testaments durch die betreffende Frau. Testamente spiegeln das Alltagsleben der Menschen wider - in den hier behandelten Fällen das von Frauen. Um einen Einblick zu erhalten, welche Besitztümer testamentarisch von Frauen im 18. Jahrhundert vermacht wurden, möchte ich ein umfangreiches Testament kurz vorstellen.

Als Beispiel ziehe ich jenes der Sophia von Reuß heran. Sie stammte aus der Familie der Reichsfreiherren von Borié, die mehrere Assessoren am Reichskammergericht hervorbrachte und die u.a. mit den Freiherren von Fahnenberg verwandt war. Sophia von Reuß legte 1781 zunächst den Ablauf ihres Begräbnisses fest und regelte danach die Erbeinsetzung. Sie muß über ein beträchtliches Vermögen verfügt haben, hinterließ sie doch ihrem Vetter von Fahnenberg 2000 Gulden in einer Wiener Bankobligation, ihrer Schwester- Hofrätin von Löhr

1000 Gulden, ebenso ihrem Vetter Postmeister von Löhr und den zwei unversorgten Töchtern ihres Schwagers. Weitere 2000 Gulden waren für ihre Nichte von Borié bestimmt. Die Erblasserin regelte aber auch den künftigen Besitz ihrer vier Perlenketten, des sonstigen Schmuckes, ihrer Möbel, des Silbers, ihrer Kleidung bis ins Detail. Sie notierte ferner, wer die Ober- und Unterbetten, die Kissen, die Tischwäsche, die Hand- und Bettücher, ja sogar die Schnupftücher und Strümpfe erben sollte. Ihrem Bruder Freiherrn von Borié zu Regensburg vermachte sie ihre Garnitur Dresdener Porzellan, ihrer Schwester von Löhr "das gestreifte Negligé". Daß Sophia von Reuß auch an ihre Untergebenen dachte, geht aus dem letzten Punkt ihres Testaments hervor, in dem sie festlegte, daß „jede Magd nach meinem Tod über ihren Lohn noch 8 Gulden haben“ sollte.

Durch derartige Testamente gewinnen wir einen Einblick in das Vermögen gutbetuchter Frauen und sehen zugleich, daß sie frei darüber verfügen konnten.

Trotz eines Testamentes blieben Erbauseinandersetzungen jedoch keineswegs immer aus. Derartige Streitigkeiten fanden oft unter allen im Testament berücksichtigten oder ausdrücklich ausgeschlossener Parteien statt, so daß hier weibliche oder männliche Erben Seite an Seite um ihr tatsächliches oder vermeintliches Recht kämpften. Es gibt aber auch eine Reihe von Prozessen um Erbschaften, in denen Frauen ohne männliche Miterben vor Gericht zogen. Rund fünfzehn Fälle lassen sich in den 108 Prozeßakten belegen.

Ein beispielhafter Prozeß um ein Erbe war jener der Witwe Anna Barbara Seeberger. Sie ging im Jahre 1759 vor das Reichskammergericht und wollte erreichen, daß das vorinstanzliche Urteil des Stadtgerichts Wetzlar aufgehoben und sie als Erbin ihrer drei Jahre zuvor kinderlos verstorbenen Tochter Anna Katharina Bauer eingesetzt würde. Ihr Schwiegersohn, der Reichskammergerichtsprokurator Dr. Johannes Bauer, sollte den gesamten Nachlaß, den er seit dem Tod seiner Frau innehatte, sowie die seitherigen Nutzungen daraus, an seine Schwiegermutter Anna Barbara Seeberger abtreten. Sie berief sich dabei auf die Vorschriften des gemeinen Rechts.
Anna Barbara Seeberger konnte wohl Unterstützung von ihrem Sohn erhalten, der als Bürgermeister und Rats- und Gerichtsschöffe in Wetzlar nachgewiesen ist. Auch ihr Schwiegervater war einst Ratsschöffe, so daß man davon ausgehen kann, daß ihr die Welt der Rechtsprechung und des Gerichtes nicht fremd war.

Ihr Anwalt vor Gericht war Johann Paul Besserer, der sie auch im folgenden Prozeß vertrat, als sie mit ihrem Schwiegersohn die Rollen tauschte und nun ihrerseits die Beklagte war. Dr. Bauer erhob den Anspruch, daß anerkannt werde, er habe beim Einzug in das Haus seiner Ehefrau, in dem die Schwiegermutter lebte, nichts von einer mündlichen Vereinbarung zwischen Mutter und Tochter über die Zahlung von jährlich 30 Gulden gewußt. Er sei daher nicht verpflichtet, etwas zu zahlen, sondern fordere vielmehr 1062 Gulden für insgesamt 12 Jahre Kost und Logis der Schwiegermutter bei ihm.
Das Reichskammergericht kam bereits 1760 zu dem Schluß, daß ein Nachlaßinventar erstellt werden müsse, damit kein Besitz zum Nachteil der Appellaritin Seeberger veräußert oder verbracht werden könne. Ihr Schwiegersohn Dr. Bauer wurde verpflichtet, vom Sterbetag seiner Frau an, jährlich 13 Gulden "Alimentis" an seine Schwiegermutter- zu zahlen.

Schließlich sei noch der Prozeß der Töchter des Apothekers Wilck erwähnt. Diese Erbauseinandersetzung zeigt, daß die Töchter es auch in einem komplizierten Fall verstanden, für ihr Erbe erfolgreich vor Gericht zu ziehen.
Im Jahre 1690 hatte Johann Georg Wilck die Apotheke "Zum Goldenen Löwen" eröffnet. Wilck hatte fünf Kinder, vier Töchter und einen Sohn, dem er eine für- die damalige Zeit ungewöhnlich gründliche Ausbildung zum Apotheker angedeihen ließ. Da der Sohn Vater eines unehelichen Kindes wurde, enterbte Johann Georg Wilck ihn in seinem Testament vom Jahre 1730. Nach dem Tode des alten Wilck verwaltete Carl Gustav Gleim, der 1738 eine der vier Töchter, Anna Jacobina, heiratete, die Apotheke.
Im Jahre 1751, nach dem Tode der Witwe Wilck, strengten die anderen drei verheirateten Töchter einen Prozeß um den Wilckischen Nachlaß an. Die Klägerinnen hatten beantragt, das Wilckische Wohnhaus und die Apotheke öffentlich zu versteigern, da man sich nicht über die Aufteilung des Nachlasses auf die Töchter und den inzwischen verstorbenen enterbten Sohn, dessen Kinder das Testament anfochten, einigen konnte. Die Gültigkeit des Testamentes wurde u. a. mit dem Argument in Zweifel gezogen, es sei lediglich in Anwesenheit der Eltern, der vier Töchter und zweier Schwiegersöhne, einer davon Advokat am Reichskammergericht, zustande gekommen.
Die drei Wilckischen Töchter, die zwar erbberechtigt, aber nicht mit einem Apotheker verheiratet waren, betrieben den Ausverkauf der Apotheke. Ihnen wurde schließlich im Reichskammergerichtsprozeß Recht gegeben. Im Verlaufe der Erbauseinandersetzung brachte der Apotheker Gleim, also der Ehemann der vierten Tochter, die Löwenapotheke durch Vergleich mit den Miterben in seinen Besitz. Sie hatte jedoch unter dem langen Rechtsstreit

und der Konkurrenz zweier neuer Apotheken zu leiden und verlor immer mehr an Bedeutung, bis sie schließlich 1806 aufhörte zu existieren.

Die bisher behandelten Rechtsgeschäfte gehörten in den Bereich des Familien- und Erbrechts, ebenso wie die im folgenden geschilderten Vormundschaftssachen. Unter den 108 untersuchten Prozessen fanden sich immerhin 7, die Fragen der Vormundschaft betrafen. In sechs Fällen handelte es sich um Vormundschaftsbestellungen für Kinder von Kameralen. Die Witwen wollten lediglich bestätigen lassen, daß sie zu Vormündern ihrer minderjährigen Kinder eingesetzt seien. Meist wurden die Frauen verpflichtet, ein Inventar des Besitzes ihrer verstorbenen Männer errichten zu lassen, um späteren Erbauseinandersetzungen vorzubeugen.

Im Falle der Catharina Frinck geb. Verdries, Witwe des Rats- und Gerichtsschöffen Philipp Jacob Frinck, handelte es sich nicht um eine bloße Bestätigung der Vormundschaft. Witwe Frinck wandte sich an das Reichskammergericht, um das vorinstanzliche Urteil aufheben und das Testament ihres verstorbenen Mannes für ungültig erklären zu lassen. Sie begründete dieses Vorhaben damit, daß das Testament zur Zeit eines Zerwürfnisses zwischen den Ehepartnern erstellt worden war, die sich später jedoch wieder aussöhnten. Dadurch sei auch die Bestellung fremder Vormünder für ihren Sohn, der wie der Vater Philipp Jacob hieß, hinfällig, da nun die Mutter diese Rolle übernehmen könne. Die Vormundschaftsfähigkeit der Witwe Frinck wurde in diesem Appellationsprozeß ausdrücklich bestätigt. Vier Nachbarn bezeugten, daß sie Witwe Frinck wohl kannten und sie "zur Vormundtschaft über ihr Söhnlein capable und fähig, und sie ihr und ihrem Kindte vorzustehen tüchtig genug seye, allermaßen sie weder taub, stumm, luxuriosa, prodiga oder sonsten inhabil dazu ist."
Philipp Jacob Frinck sen. war drei Mal verheiratet, hatte aber nur einen überlebenden Sohn, der später, wie bereits sein Vater und sein Großvater, zweiter Bürgermeister in Wetzlar wurde.
Die erwähnten Beispiele gehören zum Komplex der familien- und erbrechtlichen Prozesse. Den zweiten thematischen Schwerpunkt der Kammergerichtsprozesse, die von Frauen angestrengt wurden, bildet das Schuldrecht.

Das Schuldrecht

Mehrere Prozesse behandelten Fragen von Darlehensrückzahlungen. Allein vier Prozesse gehen auf Maria Franziska Bonn, die Ehefrau - nicht Witwe - des Protonotars Dr. Joseph Bonn, zurück. Sie hatte, teilweise gemeinsam mit ihrem Ehemann, im Zeitraum von 1748 bis

1755 an vier Personen 1050 Gulden verliehen. In den vier Prozessen wurde sie vom Advokaten und späteren Prokurator Heinrich Joseph Brack aus Wetzlar vertreten.
Die Rücksichtslosigkeit, mit der Maria Franziska Bonn vorging, wird im Reichskammergerichtsprozeß gegen Bürgermeister und Rat der Stadt Wetzlar und die Witwe Schrumpf deutlich. Die Gläubigerin hatte ihr im Jahre 1755 ein Darlehen in Höhe von 400 Gulden gewährt, das zu den reichsüblichen Zinsen von 5% verzinst werden sollte. Als Sicherheit hatte die Schuldnerin ihr Haus in der Rosengasse eingesetzt. Maria Louisa Schrumpf konnte das Darlehen und die Zinsen jedoch nicht an Maria Franziska Bonn zurückzahlen, die daraufhin in einem vorinstanzlichen Urteil erreichte, daß das Haus versteigert werden sollte. Nun, knapp zweieinhalb Jahre später, erhob die Gläubigerin beim Reichskammergericht den Anspruch auf Vollstreckung dieses Urteils.
Das vom Reichskammergericht gefällte Urteil bestimmte, daß die beklagte Schrumpf innerhalb von sechs Wochen und drei Tagen die Gerichtskosten in Höhe von 16 Gulden an die Klägerin zu zahlen habe, dann sei ihr die erbetene Rückgabe der Original-Obligation, also des Schuldscheines, gestattet. (Vorausgesetzt, sie konnte das Darlehen zurückzahlen.) Zur Versteigerung ihres Hauses wurde sie nicht verpflichtet.
Das spätere Gymnasium an der Ecke Kornblumengasse/Zuckergasse wird im Häuserverzeichnis von 1774 als "Schrumpfischer Erben Haus" bezeichnet. Da dies das einzige Wetzlarer Haus im Besitz der Familie Schrumpf ist, scheint die Witwe ihre Immobilie in der Rosengasse wohl doch verkauft oder versteigert zu haben.

Daß das Reichskammergericht auch in kleinen Dingen und von einfachen Bürgern um Hilfe angerufen wurde, zeigt sich im Prozeß der Elisabeth Hebbell. Die Bäckermeisterswitwe ging vor Gericht, um die Vollstreckung der vorinstanzlichen Urteile zu erreichen. Was war geschehen?
Elisabeth Hebbel hatte im Jahre 1750 dem Schuhmachermeister Johann Peter Dittert ein Darlehen in Höhe von 100 Gulden gewährt, der als Sicherheit zwei Gärten und einen Acker eingesetzt hatte. Da das Darlehen nicht zurückgezahlt wurde, wollte die Gläubigerin einen der Gärten in Besitz nehmen, woran sie jedoch von der Pächterin des Gartens gehindert wurde, die sie zudem tätlich angriff. Da Elisabeth Hebbel dadurch auf die Nutzung dieses Gartens verzichten mußte, forderte sie, daß man sie in den Dittert'schen Garten "In der Brühlsbach" einsetze.
Die Gläubigerin, Bäckermeisterswitwe Hebbel, und der Schuldner, Schuhmachermeister Dittert, gehörten zur Schicht der Wetzlarer Handwerksmeister, die zwar gleiche rechtliche

Voraussetzungen als Bürger und Zunftmitglieder hatten, die sich jedoch in ihrer Sozialstruktur erheblich unterschieden. Die Bäcker gehörten zur vermögenderen Schicht, die Schuhmacher waren im Durchschnitt sehr viel ärmer. Das Stadtgericht Wetzlar hatte Witwe Hebbel Recht gegeben, und nun erhob sie vor dem Reichskammergericht den Anspruch, die Urteile des Stadtgerichts zu vollstrecken. Das Reichskammergericht forderte, "die völlige Liquidation - jüngst ergangener Urtheil gemäß - baldest zu befördern", aber nicht ohne zuvor darauf hinzuweisen, daß sich die Klägerin die Verzögerung durch "die gegen das Stadtgericht allhier bezeugte Unbescheidenheit" selbst zuzuschreiben habe.

Die Bezahlung von Waren und Dienstleistungen gab immer wieder Anlaß zu Rechtsstreitigkeiten. Bei den untersuchten Prozessen fanden sich fünf, die von Witwen geführt wurden, die ausstehende Lohnzahlungen an ihre inzwischen verstorbenen Ehemänner einklagten.
Als Klägerinnen traten auf:
- Catharina Barfuß geb. Dietz, Witwe des Schlossermeisters Michael Barfuß.
- Louise Chevalier, Witwe des französischen Sprachlehrers Daniel Chevalier.
- Elisabeth Emmerich, Witwe des Schneidermeisters Emmerich.
- Anna Maria Fries geb. Fürst, Witwe des Lakaien Wilhelm Fries.
- Anna Maria Schettla geb. Hofmann, Witwe des Dr. Caspar Christian Schettla, solms-braunfelsischer Leib- und Hofarzt. Die Forderungen der klagenden Witwen betrugen Summen von 8 Gulden bis zu mehreren Hundert Gulden. Ihren Ansprüchen wurde übrigens fast immer stattgegeben.

Am Prozeß der Louise Chevalier gegen den Prokurator von Greß wird deutlich, mit welchen Schwierigkeiten Bürgerinnen zu kämpfen hatten, die Ansprüche gegen Kamerale durchsetzen wollten. In ihrer „untertänigsten Supplikation an den hochgeborenen Reichsgraf" findet sich folgender Satz: "... habe mich verschiedener Orten verwendet; da aber keiner derer Herren Prokuratoren wider einen ihrer Herren Collegen freywillig zu dienen sich verstehen mag, so ergehet an Ew. Hochgräfliche Excellenz mein unterthänigst demütiges Bitten, höchstdieselben wollen mir, in dieser Sache, einen dieser Herren Prokuratoren ex officio anzuweisen gnädigst geruhen."

Ein Prozeß wegen Lohnzahlungen fällt dadurch auf, daß die klagende Witwe nicht um das Gehalt ihres Ehemannes, sondern um ihr eigenes kämpfen mußte. Sie war die Witwe eines

Stadtsoldaten und mußte für ihr Fortkommen selbst sorgen. Im Jahre 1795 hatte sie gemeinsam mit ihrer inzwischen verstorbenen Tochter den sterbenden Kammerrat und Sollizitanten Wunschholdt betreut. Aus einer detaillierten Aufstellung geht hervor, welche Dienste die beiden Frauen für den Kammerrat leisteten. Sie hatten u.a. sechs Tage und sechs Nächte bei ihm gewacht, seine Wäsche gewaschen, vier Monate lang den Garten versorgt, aber auch das Sterbebett und die Kleidung gestellt "wie hier hergebracht". Nach seinem Tod mußte Witwe Dechert vor das Reichskammergericht gehen, um bei der Schwester und Erbin des Verstorbenen die Bezahlung dieser Leistungen durchzusetzen. Die Summe des rückständigen Lohnes belief sich nach der Rechnung der Witwe Dechert immerhin auf 65 Gulden und 36 Kreuzer. Der Anwalt der Gegenpartei brachte dagegen vor, niemand könne sechs Tage und sechs Nächte hintereinander wachen. Das Urteil lautete schließlich, daß die Erbin des Verstorbenen der Klägerin noch 10 Gulden und 24 Kreuzer zu zahlen schuldig sei.

Nachbarschafts- und Baurecht

Frauen erhofften vorn Reichskammergericht nicht nur ein gerechtes Urteil, wenn es um Geld ging, sondern auch, wenn sie beispielsweise mit dem Nachbarn im Streit lagen.

Nachbarschaftsstreit wurde meist zwischen den Familien ausgetragen, so daß nur in wenigen Fällen Frauen allein vor das Reichskammergericht gingen. Zu einem langwierigen Prozeß, der von 1787 bis 1794 andauerte, entwickelte sich der Streit zwischen Anna Barbara Besserer, der Witwe des 1783 verstorbenen Prokurators Johann Paul Besserer, und dem Bäckermeister und Wirt Johann Goeth. Goeth gehörte zu den höchstbesteuerten Stadtbürgern und verfügte, wie die Familie des Prokurators Besserer, über umfangreichen Immobilienbesitz in Wetzlar.
Der Nachbarschaftsstreit entzündete sich an der Tatsache, daß dem beklagten Goeth am Garten der Klägerin Besserer keine Grunddienstbarkeit zum Ableiten von Abwässern zustand. Die Abwassergerechtigkeiten waren im Nachbarrecht ein häufiger Streitpunkt. Witwe Besserer beanspruchte das Zuschütten einer Sickergrube, die Goeth an der Grundstücksmauer der Klägerin eingerichtet hatte, deren Kapazität jedoch zu gering war, um die Abwässer sowohl vom Abtritt als auch vom Kuhstall aufnehmen zu können. Da die Sickergrube übergelaufen war und nicht nur Belästigungen, sondern auch Schäden am Haus der Witwe Besserer verursacht hatte, beanspruchte die Klägerin Schadenersatz. Bausachverständigengutachten wurden angefertigt und zahlreiche Zeugen verhört. Noch bevor der Prozeß zu Ende war, starb die Klägerin Anna Barbara Besserer im Jahre 1793.

Unter den weiteren Prozessen um Nachbarschaftsrecht oder Baurecht fällt besonders jener auf, den die Gräfin Marie Elisabeth von Virmont im Jahre 1749 gegen Bürgermeister und Rat der Stadt Wetzlar führte. Die Witwe des Reichskammergerichtspräsidenten Ambros Franz Friedrich Graf von und zu Virmont erhob den Anspruch, daß die Stadt den Teil der Stadtmauer an der Lahn, der als Fundament ihres Hauses diente, instandsetzen und durch einen Stützpfeiler verstärken ließ. Jener Stadtmauerabschnitt war unter der Last des großen Gebäudes zusammengesunken, wodurch auch Schäden am Virmont'schen Haus entstanden waren. Das Virmont'sche Haus war im Jahre 1717 von Graf Ingelheim erbaut worden, wobei die Stadt den Bauherrn damals darauf aufmerksam gemacht hatte, daß er für eventuelle Reparaturkosten an der Stadtmauer aufkommen müsse.

Die Stadt wehrte sich gegen die Ansprüche der Klägerin u. a. mit dem Argument, nicht die zusammengesunkene Stadtmauer sei das Problem, sondern der viel zu schwere Bau des Hauses, der die Stadtmauer beschädigt habe. Es sei also vielmehr so, daß die Witwe Virmont für die Schäden an der Mauer aufkommen müsse. Zudem habe Graf von Virmont die Schäden an der Mauer wenige Jahre zuvor noch dadurch selbst verschlimmert, daß er nach einem Hochwasser habe an der Stadtmauer Er-de abgraben und in seinen auf der benachbarten Lahninsel gelegenen Garten bringen lassen.

Leider wurde dieser Prozeß nicht zu Ende gebracht, so daß nicht ersichtlich ist, ob die Gräfin Marie Elisabeth von Virmont ihre Ansprüche durchsetzen konnte. Marie Elisabeth, eine geborene Gräfin von Nesselrode-Reichenstein, war vor ihrer Heirat mit dem verwitweten Grafen von Virmont im Jahre 1741 Kammerfräulein der Witwe Kaiser Karls VI'., Elisabeth-Christine, in Wien. Sie gehörte wohl zum Kreis jener Gattinnen von Kameralen, die regen Anteil am gesellschaftlichen Leben in der Kleinstadt Wetzlar hatten. Maskenbälle gehörten zu den Vergnügungen der Adligen wie der Wetzlarer Bürger. Am 19. November 1744 fand ein solcher Maskenball statt, auf dem die Gräfin von \Virmont in der Verkleidung einer jungen Witwe erschien. Auf der Rückkehr von diesem Fest ereilte ein schneller Tod den Kammerrichter, so daß Marie Elisabeth nun tatsächlich zur jungen Witwe wurde.

Das Recht der Berufsausübung

Die einfachen Bürgerinnen hatten andere Sorgen. Obwohl das Zunftrecht seit dem Mittelalter immer wieder zum Nachteil der Frauen verändert wurde, sind zu diesem Thema von Wetzlarer Frauen nur sehr wenige Prozesse geführt worden.

Ein interessanter Prozeß ist jener der Anna Maria Christ, die in den Jahren 1791 bis 1795 an das Reichskammergericht appellierte, das Urteil des Stadtlgerichts Wetzlar aufzuheben. Anna Maria Christ, eine selbständige Geschirrkrämerin, als "arme Parthey" bezeichnet, klagte gegen die Wetzlarer Erdengeschirrkrämer, gegen verschiedene Mitglieder anderer Zünfte und gegen Bürgermeister und Rat, aber auch Vogt, Schultheiß und Schöffen des Stadtgerichts Wetzlar.

Die Klägerin forderte ihre Zulassung bzw. Wiederzulassung zum Handel mit irdenem Geschirr. Im Jahre 1790 war ein Bescheid ergangen, wonach der Handel mit Töpferwaren nur "beeidigten Bürgern, nicht Weibspersonen" zukomme. Ihre Berufung gegen diesen Bescheid am Stadtgericht blieb erfolglos.

Ihr Prokurator Ferdinand Wilhelm Anton Helffrich fuhr nun schwere Geschütze auf: Anna Maria Christ sei als Bürgerstochter selbst Bürgerin dieser Stadt. Ihr Handel sei kein Zunftgegenstand. Da sie bürgerliche Lasten trage, müsse man ihr auch "bürgerliche Nahrung" gestatten. Mißgünstige Bürger wollten lediglich ein "Dippen-Monopol" zum Schaden der Käufer errichten. Anna Maria Christ war sogar Mitglied der Schmiede- und Krämerzunft, was sie durch eine Quittung über gezahlte Zunftbeiträge des Jahres 1792 belegen konnte.

Aus den Prozeßunterlagen geht hervor, Anna Maria Christ sei zu arm zum Heiraten. Als Bürgerstochter sei sie berechtigt, durch " ein ihrem Geschlecht und Kräften entsprechendes Gewerb sich Unterhalt verschaffen zu dürfen". Sie wolle nicht als Faulenzerin oder Bettlerin der Stadt zur Last fallen, sondern ernähre sich kümmerlich und mühsam mit ihrem "Gemüs und Erdengeschirr-Handel". Obwohl es ihr außerordentlich schwer falle, zahle sie ihre bürgerlichen Steuern und sonstigen Lasten und auch alljährlich das Zunftgeld, obwohl ihr Handel an keine Zugehörigkeit zu einer Zunft gebunden und jedem Fremden erlaubt sei.

Das beigefügte Zeugnis des Pfarrers Gerhard Reuß für die Klägerin gipfelt in dem Satz: "daß sie sich bisher als eine gute Christin aufgeführt habe, wovon ich, wenn es nötig wäre, die schönsten Beweise anführen könnte - Beweise, die ihrem Herzen und Charakter Ehre machen und die man vielleicht von einer so geringen und armen Person nicht erwarten sollte."

Auch Maria Agatha Zimmermann führte einen Prozeß wegen ihrer Berufsausübung. Dies ist einer der in jeder Hinsicht interessantesten Prozesse, die ich vorstellen möchte.

Maria Agatha war die Witwe des 1717 verstorbenen Baders Johann Jost Zimmermann, der die 1692 von seinem Vater "bey der Bach an dem Franziskaner Kloster" errichtete Badestube übernommen hatte. Nach dem Tode ihres erfolgreich tätigen und sogar wegen "glücklich

verrichteter Curen" öffentlich gelobten Ehemannes führte sie mit Hilfe qualifizierter Gesellen die Badestube weiter.

Die Witwe forderte, in ihrem Recht, auf ihren Betrieb durch Aushang eines Baderbeckens hinzuweisen, nicht beschnitten zu werden. Die neu gegründete Barbierzunft wollte sie, die Baderin, zwingen, stattdessen Schröpfköpfe an der Hauswand anzubringen. Obendrein wollte Witwe Zimmermann, wie zuvor, chirurgische Behandlungen und Rasuren auch bei Hausbesuchen durchfuhren.

Sie klagte seit 1726 vor dem Reichskammergericht gegen die neu konstituierte Barbier- und Chirurgenzunft, die ihr durch die Eirführungführung von Zunftartikeln Schaden zugefügt habe. Witwe Zimmer-mann verwies vor Gericht darauf, daß sie die Befugnis zur Weiterführung der Badestube aus der Zeit vor der Gründung der Zunft habe, zudem habe sie der Stadt nicht geschadet, sondern vielmehr durch erfolgreiche Kuren gedient. Ferner machte sie deutlich, daß die Grenze zwischen den Berufen Barbier und Bader unklar sei, und man sie daher nicht in ihrer Tätigkeit mit Hinweis auf die Barbierzunft behindern dürfe.

Das Reichskammergericht muß sich ihrer Meinung angeschlossen haben, denn bis zum Jahre 1746, also 20 Jahre lang, hören wir nichts mehr von der energischen Witwe. Dann allerdings wandte sie sich wieder an das Gericht mit der Bitte, ihre Befugnis zur Berufsausübung auch auf ihren Schwiegersohn und ihren jüngeren Sohn Johannes auszudehnen, was die Barbierzunft zu verhindern suchte. Barbiere und Chirurgen bildeten in Wetzlar bis weit ins 18. Jahrhundert hinein keine Zunft. Erst 1722 gaben sie sich Zunftstatuten, um den Zugang zu ihrem Beruf zu regeln. 1737 wurden diese Statuten den veränderten Umständen angepaßt. Sie enthielten mehrere Punkte, die die Berufsausübung von bestandenen Examina und Gutachten der drei ältesten Chirurgen abhängig machten.

Witwe Zimmermanns Anwalt Dr. Ludolf hielt in einem Schreiben an das Gericht fest, die Barbiere wollten sich lediglich einer lästigen Konkurrenz erwehren, da es statt der erforderlichen 3-4 Barbiere und 2-3 Bader in Wetzlar 13 Barbiere und 2 Bader gäbe. Bemerkenswert ist an der Fortsetzung des Prozesses, daß Witwe Zimmermann nun nicht mehr nur um ihr eigenes Recht kämpfte, sondern sogar für ihren 1716 geborenen und also inzwischen 30 Jahre alten Sohn vor Gericht zog.

Das Reichskammergericht kam 1752 zu dem Schluß, "daß durch Richter voriger Instanz übel geurtheilt, ..., dahero solches Urtheil zu reformieren seye.," Der Appellantin samt ihren Kindern und Nachfolgern auf der Badestube sei zu erlauben, ein Baderbecken auszuhängen, frei und ungehindert zu rasieren und zur Ader zu lassen und die erlernte Handhabung der Chirurgie auszuüben. Im folgenden Jahr bekräftigte das Reichskammergericht nochmals, daß

der jüngste Sohn der Witwe Zimmermann und der Tochtermann Reichard, die neben der-Profession eines Baders zugleich auch die Chirurgen-Kunst erlernt hatten, ungehindert ihre Berufe ausüben durften. Die von den Wetzlarer Chirurgen geforderte Prüfung wurde den beiden als überflüssig erlassen, da sie dem Publikum ihr Können schon sattsam bewiesen hätten. Witwe Zimmermanns Sohn Johannes wird später als Bader und Chirurgus bezeichnet.

Verschiedentlich wiesen Frauen darauf hin, als Witwe nur dann für Schulden aus einem Haandelsgeschäft ihres verstorbenen Mannes haftbar gemacht werden zu können, wenn dies ein gemeinsames Handelsgeschäft war. Hatte die Ehefrau ihren Mann nur soweit unterstützt, wie es sich aus der ehelichen Lebensgemeinschaft ergab, konnten eventuelle Gläubiger sie nicht für die Schulden ihres Mannes haftbar machen. Die Frauen beriefen sich dabei auf die Wetzlarer Statutarrechte und deren Reformation von 1608. Darin wurde ausdrücklich festgelegt, daß der Gewinn aus einem Handelsgeschäft oder Gewerbe, das nur einer der beiden Ehepartner ausübte, nicht als "eheliche Errungenschaft" betrachtet werden solle und also dem überlebenden Partner auch nicht zustand. Was für den Gewinn galt, war - nach Meinung der klagenden Frauen bzw. ihrer Anwälte - auch auf die Schulden anzuwenden.

Ein Prozeß, bei dem jene Reformation des Wetzlarer Rechtes eine Rolle spielte, war der von Maria Catharina Waldschmidt, Witwe des Garkoches Johann Caspar Waldschmidt, gegen das Wetzlarer Stadtgericht, Catharina Crato und die Vormünder der Waldschmidt'schen Kinder aus erster Ehe. Die Witwe, die das Armenrecht beanspruchte, forderte, das vorinstanzliche Urteil des Stadtgerichtes aufzuheberi und alle Forderungen der beklagten Crato und der Kinder abzuweisen. Sie habe lediglich das Haus und 100 Gulden ererbt, aller sonstige Besitz werde von den Vormündern verwaltet. Witwe Waldschmidt meinte, nicht für die Hälfte der Schulden ihres verstorbenen Mannes aufkommen zu müssen, da sie in der Küche lediglich als Ehefrau, nicht als Geschäftspartnerin tätig gewesen sei. Der Koch Waldschmidt hätte an Catharina Crato noch 412 Gulden für Fleischlieferun,gen bezahlen müssen.
Der Nachbar, der offenkundig einen guten Einblick in das Waldschmidt'sche Haus hatte, bekundete jedoch, daß Maria Catharina Waldschmidt schon immer - wie ihr Mann - in der Garküche gearbeitet, Gäste bewirtet und die Bezahlung kassiert habe. In der zitierten Wetzlarer Reformation stand jedoch ausdrücklich, daß der Handel der Eheleute als gemeinsamer Handel zu betrachten sei, „so die Haußfrau in offenem Kram sitzt, kaufft und verkaufft, Geld einnimmt oder Register bey ihr hält oder dergleichen Handel übt,...“

Prozesse im Zusammenhang mit Ehescheidungen

erwartet man kaum vor dem höchsten deutschen Gericht hierfür finden sich Beispiele.

Im folgenden wird einer von zwei Scheidungsfällen betrachtet, die sich ebenfalls im Bestand der 108 untersuchten Reichskammergerichtsprozesse befinden.

Die Prozeßakten des Scheidungsfalles Büßer geben einen interessanten Einblick in die Verhältnisse der Familie Heinrich Ludwig Büßer, 1702 in Wetzlar geboren, war nach seinem Medizinstudium hier als Stadtphysikus tätig. Im Jahre 1759 verließ Dr. Büßer nach schweren Zerwürfnissen seine Familie, zog in ein anderes Haus und leitete ein Scheidungsverfahren ein. Er hatte seiner Frau nichts außer ein wenig Getreide zurückgelassen, so daß sie vor dem Stadtgericht auf Entrichtung von Unterhaltszahlungen für sich und ihre sieben Kinder aus dem Gehalt des Ehemannes klagte. Zudem forderte sie die Rückgabe der mitgenommenen Wertpapiere, um deren Zinsen einziehen zu können. Eva Barbara Büßer erstrebte mit einem Mandat des Reichskammergerichts eine Beschleunigung des Verfahrens beim Stadtgericht. Ihre Supplikation an das Reichskammergericht schilderte in drastischen Worten die Notwendigkeit dazu, da Dr. Büßer "seiner Frau und Kinder nichts zu nagen noch zu beißen hinterlaßen" habe. Die Wetzlarische Stadt-Kanzlei hatte endlich am 31. März 1760 beschlossen, daß Dr. Büßer "eine deutliche Bescheinigung" erstellen müsse, wieviel Brot er seiner Frau und seinen Kindern geliefert habe. Ferner Mußte er die Hälfte seiner seit Neujahr erhaltenen Besoldung an Geld und Naturalien gegen Quittung an Frau und Kinder abtreten. Dr. Büßer wurde verpflichtet, die von ihm mitgenommenen Obligationen wieder herauszugeben und schließlich auch die Früchte wieder an seine Frau auszuliefern. Übrigens verstarb der Stadtphysikus Dr. Büßer bereits am 4. Juli des gleichen Jahres.

Unterhaltsforderungen

Eine Vielzahl von Prozessen könnte gleichermaßen von Frauen oder von Männern geführt werden. Einige sind jedoch nur mit weiblichen Klägern denkbar. Dazu gehört unbestreitbar der Prozeß der Elisabetha Catharina Hofmann, seit 9 Jahren Witwe des Bedienten Johann Heinrich Hofmann, der beim Assessor von Harprecht in Diensten gestanden hatte. Witwe Hofmann klagte gegen den Advokaten Johann Friedrich Christian Feller. Er hatte sie "vermittels Verführung und Trunkenmachung" geschwängert. Nun beanspruchte Elisabetha Catharina Hofmann Genugtuung und die Zahlung von Alimenten und Entbindungskosten. Die Beschreibung des Tatherganges ist so detailliert, daß ich hier einige Passagen zitieren möchte: Zunächst schilderte sie, daß sie dem Advokaten Feller "etliche paar gewaschene seidene

Strümpfe brachte" und er sie animierte, „ mit ihm auf sein Zimmer, wo er eben am Abend-Essen begriffen wäre, zu gehen". „Hier stellete er mir ein Stückgen Hering vor, und setzte mir dabey - um seine gottlosen himmelschreienden Absichten und Fleisches-Lüste bezwecken zu können - mit starkem Gebräu zu. Dann nöthigte dieser Gewissenlose mich zu seinem Willen..." Advokat Feller riet ihr später zur Abtreibung, sie jedoch wollte diese Schuld nicht auf sich nehmen. Da sie arm war, bat sie darum, ihr bei ihrer "traurigen, betrübten und armseligen Entbindung" "gerechteste Hülfe" zukommen zu lassen und "den arglistigen Schwängerer" zu ihrer "Genugtuung geschärfter anzuhalten". Der Pflichtanwalt Friedrich Wilhelm Bissing unterstützte nachdrücklich das Ansinnen seiner Mandantin und berief sich dabei auf "die in den Gesetzen verordnete Genugtuung".
Das uneheliche Kind kam 1790 zur Welt. Die Eintragung im Kirchenbuch lautet. "Die Witwe Hofmännin gebar den 16. August ein unehel. Söhnlein, welches den 18. getauft wurde. Testis: Catharina Isabella Costmännin, welche ihm den Namen Johann Friedrich Christian gegeben. Sie gab den Advokaten Feller zum Vater an, welcher aber protestiert." Der Prozeß zog sich von 1790 bis 1792 hin, da der Advokat Feller sich weigerte, die Vaterschaft für das uneheliche Kind anzuerkennen. Die Prozeßakte endet mit dem Eid des Angeklagten, der beschwor, daß "er nicht glaubt, der Vater zu sein."

Die Forderung der Klägerin lag gewiß im Bereich dessen, was nach übereinstimmender Meinung der Zeitgenossen angemessen war. Das in jener, Zeit entstandene Allgemeine Landrecht, beispielsweise, vertrat eine durchaus frauenfreundliche Meinung im Unehelichenrecht. Die Väter unehelicher Kinder wurden verpflichtet, Alimente, Pflegekosten, Abfindungen und ähnliches zu bezahlen.

Zusammenfassung

Die Prozesse und sonstigen Rechtsgeschäfte der Wetzlarer Frauen vor dem Reichskammergericht zeigen, daß sie mutiger und selbstbewußter aufgetreten sind, als vielfach angenommen. Die untersuchten Prozesse lassen uns zudem einen aufschlußreichen Blick auf das Alltagsleben im Wetzlar des 18. Jahrhunderts werfen. Ich habe Beispiele f'ür die verschiedenen Prozeßgegenstände bei klagenden Frauen gesucht und einige davon vorgestellt. Ich habe Beispiele für die möglichen Formen des Familienstandes der Frauen gesucht und dabei folgendes festgestellt:

Nur etwa 60 % der Frauen, die sich an das höchste deutsche Gericht wandten, waren Witwen; die anderen 40 % bildeten Ledige (15 %) und verheiratete Frauen (25 %), die ausdrücklich als "Ehefrau des ..." bezeichnet wurden.

Dies widerspricht der häufig geäußerten Ansicht, daß Frauen allenfalls dann gewisse rechtliche Zugeständnisse gemacht wurden, wenn sie verwitwet oder ledig waren. Aber immerhin ein Viertel aller vor dem Reichkammergericht prozessierenden Frauen waren verheiratet. Ich habe Beispiele für die unterschiedliche gesellschaftliche Stellung der Klägerinnen gesucht und dabei ebenfalls ein unerwartetes Ergebnis erhalten:

74 Frauen, also 69 % oder mehr als zwei Drittel, waren bürgerliche, nicht adlige Frauen. Ein großer Teil von ihnen beanspruchte sogar das Armenrecht. Lediglich 19 nichtadlige Frauen waren Angehörige von Reichskarnmergerichtspersonal, wobei die Spanne vom Boten bis zum Prokurator reichte. Etwa die Hälfte aller Prozesse, die von Frauen angestrengt wurden (55 von 108), geht auf Wetzlarer Bürgerinnen zurück, die zudem keine verwandtschaftlichen Beziehungen zu Kameralen hatten. Es waren also ganz normale Durchschnittsfrauen, die ihr Recht einklagen wollten. Das widerspricht der Annahme, daß lediglich Frauen in herausgehobener gesellschaftlicher Position vor Gericht zogen.

Adlige Damen erschienen vor Gericht in 34 Fällen. Davon als Ehefrauen und Witwen von Assessoren 22; die anderen 12 waren adlige Frauen, die keine persönliche Verbindung zum Reichskammergericht hatten.

Als wichtigste Ergebnisse meiner Untersuchung sind festzuhalten-

1. Entgegen der Annahme, die rechtliche Situation von Frauen im 18. Jahrhundert sei im ganzen Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation gleich gewesen, stelle ich fest, daß die Frauen in Wetzlar weitreichende Rechte besaßen und sie auch vor Gericht vertraten. Frauen in anderen deutschen Städten oder Landschaften hatten teilweise weniger Rechte.
2. Es waren keineswegs nur adlige oder vermögende Frauen, die sich an das Reichskammergericht wandten, sondern Wetzlarer Frauen aller Schichten, sogar so unvermögende, daß sie das Armenrecht in Anspruch nehmen mußten. Einen Vormund brauchten die Frauen jedoch nicht, sondern lediglich einen Anwalt.
3. Die Prozesse, die von Frauen geführt wurden, unterscheiden sich in ihren Gegenständen kaum von privatrechtlichen Prozessen, die von Männern geführt wurden. Es ging auch hierbei, häufig um Vermögen oder Geld.

Bisher wurde zu wenig Augenmerk auf die Frage nach Frauen als Klägerinnen vor dem Reichskammergericht gerichtet. Umfangreichere Quellenstudien könnten neue Erkenntnisse hervorbringen. Ich hoffe, ich habe ein Mosaiksteinchen dazu beigetragen.

Frauenvorträge an der
FernUniversität
27

Vom einfachen Leben.
Glückssuche zwischen Überfluss und Askese

Herrad Schenk

Dr. Herrad Schenk

Vortrag im Vortragssaal der FernUniversität Hagen

am 15. März 1999 in Hagen

Die Verantwortung für den Inhalt trägt alleine die Autorin.

ISSN 1438-9606

© FernUniversität–Gesamthochschule in Hagen

Redaktion: Die Gleichstellungsbeauftragte
Die Vorsitzende der Gleichstellungskommission sowie
Monika Giebeler und Melanie Graf

Herausgeber: Der Rektor

Aus unserer Reihe *„Frauenvorträge an der FernUniversität“* sind bisher folgende Titel erschienen:

1.	Christa Mulack	*Die Heimatlosigkeit der Frau im Patriarchat – Behinderung und Herausforderung. Hagen: FernUniversität 1993*
2.	Elvira Willems	*Auch sie in Arcadien. Deutsche Schriftstellerinnen im Italien des 19. Jahrhunderts. Hagen: FernUniversität 1994*
3.	Ulrike Bohnenkamp	*Ein Blick auf Europa aus Frauensicht. Hagen: FernUniversität 1994*
4.	Margrit Kennedy	*Eine andere Sicht der Dinge - weibliche und männliche Prioritäten in Architektur und Stadtplanung. Hagen: FernUniversität 1994*
5.	Ellen Lorentz	*"Qualifiziert, kompetent, jedoch nicht immer geschätzt". Zur Arbeit von Frauen im Büro: gestern - heute - morgen. Hagen: FernUniversität 1995*
6.	Bärbel Rompeltien	*Was kränkt, macht krank! Belastende Kommunikationssituationen am Arbeitsplatz. Hagen: FernUniversität 1995*
7.	Sabine Doyé und Friederike Kuster	*Grundpositionen feministischer Philosophie. Hagen: FernUniversität 1995*
8.	Mechtild Jansen	*Friedenspolitik von Frauen - Nur eine Illusion? Über den Zusammenhang von Krieg und Patriarchat. Hagen: FernUniversität 1995*
9.	Ursula Beer	*Geschlecht, Klasse und Alter. Überlegungen zu einer wenig beachteten Dimension des weiblichen Lebenszusammenhangs. Hagen: FernUniversität 1996*
10.	Irmgard Vogt	*Konstruktionen von Frauen, Schönheit und Körpern. Hagen: FernUniversität 1996*
11.	Birgit Schulte	*„Ach so, Sie malen wie Ihr Mann malt“ – Künstlerinnen und ihre berühmten Männer. Hagen: FernUniversität 1996*
12.	Claudia Weber	*Frauenförderung auf japanisch. Hagen: FernUniversität 1997*
13.	Elisabeth Klaus	*Multimedial und multifunktional – Mehr Männlichkeit ins schöne neue Heim? Hagen: FernUniversität 1997*
14.	Irmhild Kettschau	*Hausarbeit, Familie und Gesellschaft – Anforderungen und Leistungen. Hagen: FernUniversität 1998*

15. Uta von Winterfeld — *Auf den Spuren der Angst. Über die Angst von Frauen in ihrer biographischen alltäglichen und sozialen Dimension. Hagen: FernUniversität 1998*

16. Karin Scharfenorth — *Herausforderung Informationsgesellschaft. Auswirkungen neuer Informations- und Kommunikationstechnologien auf die Beschäftigungssituation von Frauen. Hagen: FernUniversität 1998*

17. Renate Schusky — *„Kräht ja doch kein Hahn danach...?“ Komponistinnen des 19. und 20. Jahrhunderts./ Musik an den Höfen in Bayreuth und Berlin. Die Schwestern Friedrich des Großen und ihre Musiker. Hagen: FernUniversität 1999*

18. Hannelore Faulstich-Wieland — *Mädchen und Koedukation. Hagen: FernUniversität 1999*

19. Marlene Stein-Hilbers — *Ihr die Sorge, ihm die Rechte? Sorge- und Umgangsrechte getrennter Eltern und Kinder. Hagen: FernUniversität 1999*

20. Angelika Wetterer — *Integration und Marginalisierung. Das Verhältnis von Profession und Geschlecht am Beispiel von Ärztinnen und Juristinnen. Hagen: FernUniversität 1999*

21. Bettina Paetzold — *Alles nur Stress...? Zur Vereinbarkeit von Mutterschaft und Berufstätigkeit. Hagen: FernUniversität 1999*

22. Barbara Reichle — *Aufgabenverteilung zwischen Frauen und Männern – Modelle, Bewertungen, Veränderungen. Hagen: FernUniversität 1999*

23. Doris Maurer — *Fontane und die Frauen. Zum 100. Todestag von Theodor Fontane. / Annette von Droste-Hülshoff – Ein Leben zwischen Auflehnung und Gehorsam. Hagen: FernUniversität 1999*

24. Mechtild Jansen — *Frauen haben die Wahl. Hagen: FernUniversität 1999*

25. Mechtild Hauff, Gill Kirkup und Christine von Prümmer — *Frauen und neue Medien. Nutzung und Nutzen des Internets am Arbeitsplatz Hochschule und im Studium. Dokumentation des Workshops am 19. Oktober 1998 in Hagen. Hagen: FernUniversität 1999*

26. Irene Jung — *Ihrem Herzen und Charakter Ehre machen - Frauen wenden sich an das Reichskammergericht. Hagen: FernUniversität 1999*

27.	Herrad Schenk	*Vom einfachen Leben. Glückssuche zwischen Überfluß und Askese. Hagen: FernUniversität 1999*
28.	Mechthild Jansen	*Wohin entwickelt sich das Arbeitsleben - Arbeit neu bewerten, teilen, schaffen. Kassel 1999*
29.	Birgit Schulte	*Die Grenzen des Frauseins aufheben - DIE BILDHAUERIN MILLY STEGER 1881 - 1948. Hagen: FernUniversität 1999*

1 Vom einfachen Leben.

2 Glückssuche zwischen Überfluss und Askese

2.1 Vortrag im Vortragssaal der FernUniversität Hagen am 15. März 1999

3

Vom einfachen Leben
Glückssuche zwischen Überfluss und Askese

"Einfach leben" oder wenigstens: einmal versuchen, etwas einfacher zu leben - das ist für manche Menschen in den entwickelten Industrieländern etwas durchaus Erstrebenswertes. Zwar ist die Beschäftigung mit diesem Thema kein Massentrend, aber es sind doch beachtliche Minderheiten, die heute von der Idee der Einfachheit angezogen werden. Immer wieder bringt offenbar ein hoher Lebensstandard, eine gewisse Saturiertheit das entgegengesetzte Bedürfnis nach Schlichtheit und Vereinfachung hervor, zumindest vorübergehend. Was verbirgt sich hinter der Sehnsucht nach dem einfachen Leben? Ist es eine neue Mode, der angesagte Lifestyle für die, die schon alles haben? Eine politische oder moralische Forderung? Eine alte philosophische und religiöse Tradition?

Bei näherem Hinschauen erweist sich der Begriff der Einfachheit als sehr komplex. Einfach leben, das kann heißen: sparsam und bescheiden zu sein, im Alltag nicht zu viel Geld auszugeben, nicht zu viele Gebrauchsgegenstände um sich herum anzuhäufen. Manche Menschen verstehen unter einfachem Leben vor allem Naturnähe, ländliches Wohnen, eine gesunde Ernährung, eine Wiederannäherung an den Rhythmus der Jahreszeiten. Für andere bedeutet einfaches Leben die Weigerung, jede technische Neuerung mitzumachen, bewusst ohne Auto, ohne Geschirrspülmaschine oder ohne Fernsehgerät auszukommen.

Sammelt und analysiert man die vielfältigen Vorstellungen, die Menschen heute mit dem "einfachen Leben" verbinden, dann kann man dahinter verschiedene Gegensatzpaare ausmachen: Einfachheit als Gegenpol zu Überfluss, Luxus, Verschwendung, Reichtum - Einfachheit als Gegenpol zu Vielfalt, Komplexität, Unüberschaubarkeit - Einfachheit als identisch mit "Natur" und "Ursprünglichkeit", als Gegenpol zu Zivilisation und Technik - Einfachheit als identisch mit dem "Wesentlichen", dem tieferen Sinn als Gegenpol zum Äußerlichen.

Das Ideal des einfachen Lebens, die Lebensphilosophie der Genügsamkeit ist uralt und auch über unseren Kulturkreis hinaus weit verbreitet. Sie spielte u.a. in den philosophischen Schulen der Antike, bei den Kynikern, den Epikuräern und den Stoikern eine wichtige Rolle, Diogenes in seiner Tonne, der keinen anderen Wunsch an Alexander den Großen richtete, als dass der ihm aus der Sonne gehen möge, ist der klassische Repräsentant dieser Idee. "Nichts zu bedürfen ist göttlich, möglichst wenig zu bedürfen kommt der göttlichen Vollkommenheit am nächsten," hat Sokrates gesagt. Wer keinen äußerlichen Ehrgeiz hat, ist von weltlicher Macht nicht zu beeindrucken. Wer die Bedürfnislosigkeit kultiviert, ist mit wenig zufrieden, von

niemandem abhängig und ruht in sich selbst, lehrt Epikur. Dass Genügsamkeit ein Stück Freiheit bedeutet, haben Philosophen und Weise durch die Zeitläufe hinweg immer wieder gepredigt. Auch heute hat diese Idee in unserem Kulturkreis noch AnhängerInnen - wenn sie auch gewiss nicht die vorherrschende Lebensphilosophie in den fortgeschrittenen Industriegesellschaften, im spätkapitalistischen Wirtschaftssystem ist.

Uralt ist auch die Idee, dass die Einfachheit zum religiösen oder spirituellen Lebensweg gehört. Von Mönchen, Eremiten, Gurus und Heiligen wurde erwartet, dass sie sich dem Gebot der Armut unterwarfen, egal ob sie für sich allein oder in frommen Gemeinschaften hausten. Man muss den Tand des äußeren Besitzes hinter sich lassen, um dem Wesentlichen näher zu kommen. Zwar hielt man sich in den Klöstern längst nicht immer daran, aber nur wenn sie einfach lebten, glaubte man Mönchen und Nonnen ihre Frömmigkeit. Das Ideal des einfachen Lebens gibt es nicht nur im Christentum, sondern in fast allen Religionen. Frei zu sein von entfremdenden Besitz wird bei den iranischen Sufi, den indischen Sanyassin und bei den Anhängern Gandhis als ein Segen verstanden. Vom Propheten Muhammed ist der Spruch überliefert: "Die Armut ist mein Stolz". Auch in der Gegenwart findet sich bei religiösen Menschen noch eine Sehnsucht nach dem einfachen Leben. Es ist eine Form der Meditation, ein Versuch, "das Zufällige und Ungefähre" abzustreifen, wie es Rainer Maria Rilke im "Stundenbuch" formuliert, um zum Wesentlichen, zum Göttlichen, dem Kern der Dinge vorzudringen.

Manchmal ist das einfache Leben ein persönliches Ideal - ein vom einzelnen Menschen aus freien Stücken gewählter Weg zum richtigen Leben. Manchmal ist dieses Ideal aber auch Bestandteil von Gemeinschaftsutopien.

In Klöstern und Sekten, in vielen sozialen Bewegungen und Kommunen erwartete und erwartet man, dass sich die Individuen dem Gebot der Einfachheit aus freien Stücken unterwerfen, wenn sie der Gemeinschaft beitreten. Viele der berühmten sozialistischen Kommunen des 18. und 19. Jahrhunderts hatten die Einfachheit auf ihre Fahnen geschrieben; die Lebensreform- und die Jugendbewegung um die Wende vom 19. auf das 20. Jahrhundert griff dieses Ideal auf. In den 70er Jahren gewann es erneut eine breite Anhängerschaft in der Hippie- und der linken Aussteigerbewegung.

Darüber hinaus gibt es ganze Gesellschaften, die ihren Mitgliedern zwangsweise ein Leben in Einfachheit vorschreiben. Solche Utopien kennen wir als ältere und jüngere literarische Fiktion – bei Platon, B. F. Skinner oder George Orwell. Darüber hinaus sind sie in manchen historisch existierenden Gesellschaftssystemen ein Stück soziale Wirklichkeit geworden: in Sparta und im alten Preußen, in Nazideutschland, Cuba und China. Meistens sind es Staatssysteme ärmerer Länder, die das einfache Leben zur allgemein verbindlichen Norm erklären. Sie müs-

sen den Mangel verwalten und das wenige, das vorhanden ist, gerecht verteilen. Doch solche Ideen gehören nicht nur der Vergangenheit an. Es wäre zum Beispiel durchaus denkbar, dass die Menschen in der westlichen Welt irgendwann in der Zukunft einmal durch eine Öko-Diktatur zum einfachen Leben gezwungen werden könnten.

Nicht nur der Gegensatz zwischen Reichtum und Armut, Luxus und Bescheidenheit ist eine uralte Facette im Diskurs um das einfache Leben. Auch die Spannung zwischen Natur und Zivilisation hat die Menschen schon sehr früh und immer wieder beschäftigt und eine Sehnsucht nach dem einfachen Leben beflügelt. Je mehr die Menschen sich vom "ursprünglichen Leben" entfernten, desto mehr sehnten sie sich offenbar danach zurück wie nach einem verloren gegangenen Paradies.

Schon aus der Antike kennen wir die Literaturgattung der Hirten-Idylle: die Schilderung des glücklichen Lebens der Menschen in ihrem vermeintlichen Urzustand. Der griechische Dichter Theokrit gilt als Schöpfer dieses Genres; bei den Römern war es vor allem Vergil, der das heitere und zufriedene Leben der Bauern auf ihrer eigenen Scholle pries. Ähnliche Motive finden sich in der Literatur des europäischen Mittelalters. Die höfisch-pastorale Dichtung kritisiert das dekadente, im Zeremoniell erstarrte Leben bei Hofe und stellt ihm ein idealisiertes Schäfer- und Bauernleben gegenüber. Der Bauer lebt demnach zwar ohne Glanz und Reichtum, heißt es, aber er hat sein Auskommen, und weil er sich abseits von den Machtintrigen und weltlichen Händeln der ehrgeizigen Höflinge hält, lebt er länger und sicherer als die Reichen und Mächtigen der Welt.

Allerdings hatten diese literarischen Sehnsuchtsbilder nicht all zuviel mit der damaligen Wirklichkeit von Bauern und Hirten zu tun. Die Dichter idealisierten das ländliche naturnahe Leben; ihre Bauern waren feine gebildete Menschen mit kultivierten Umgangsformen; Schmutz, Schweiß, Gestank und Elend der bäuerlichen Welt wurden nicht zur Kenntnis gekommen.

Ende des 18. Jahrhunderts, am Vorabend der französischen Revolution, und während des 19. Jahrhunderts, als Reaktion auf die industrielle Revolution, gibt es eine neue große Welle der Idealisierung des ländlichen Lebens. Wie kaum ein anderer prägte Jean-Jacques Rousseau mit seinem "Zurück zur Natur!" die neuzeitliche Utopie vom einfachen Leben: die Natur ist gut; der Mensch im Urzustand ist gut - erst die Zivilisation verdirbt ihn. Anders als die pastoralen Dichter des Mittelalters suchte Rousseau tatsächlich den Kontakt mit dem Landleben und der Natur; er war einer der ersten, die das Wandern zum Vergnügen praktizierte, und er lebte wirklich lieber auf dem Lande als in den Städten.

Die Dichtung der Romantik griff den Stadt-Land-Gegensatz auf und trug zu einer neuen, schwärmerischen Vorstellung von der Natur bei wie sie den wirklichen Landleuten völlig

fremd war. Je mehr die Verstädterung und die Industrialisierung voranschritten, je weiter sich das Bürgertum bei seinem gesellschaftliche Aufstieg vom bäuerlichen Leben entfernte, desto mehr wurde das Landleben idealisiert und die Natur mystifiziert.

Diese Trennung ist eine Voraussetzung für das Idealisieren des einfachen, naturnahen Lebens. Die Vorstellung von der Schönheit der Natur kann nur dann bewusst werden, wenn der Mensch nicht mehr in enger Symbiose mit ihr lebt. Im Laufe des 19. Jahrhunderts wird die Naturromantik immer mehr zur Kritik an der Industrialisierung und ihren Folgen. Das alte Dorf mit seinem friedlich weidenden Vieh, die murmelnden Brunnen und klaren sauberen Bäche, die rauschenden Wälder und die in sich ruhenden Menschen, die seit Jahrhunderten immer gleich im Rhythmus der Jahreszeiten leben, werden zu Gegenbildern der anderen, sich rasch verändernden Welt mit ihren dunklen, engen, überbevölkerten Städten, der Hektik und dem Lärm, den Eisenbahnen, Maschinen und Fabrikschloten. Die Sehnsucht nach dem einfachen Leben führt zur Aufwertung des Begriffes "Heimat"; man wünscht sich zurück zu den Kommunikationsformen des Dorfes, die im Gegensatz zu den städtischen Unmittelbarkeit und Überschaubarkeit bedeuteten.

Im 20. Jahrhundert greifen die Lebensform- und die Jugendbewegung Motive der Agrar- und Naturromantik auf, und der Nationalsozialismus, der sich zunächst im technikkritischen Gewand präsentierte, griff auf diese Strömungen zurück und integrierte sie. Deswegen galten in der Zeit nach dem zweiten Weltkrieg naturromantische Ideen lange bestenfalls als konservativ und altbacken, oft gar als faschismusverdächtig. Erst mit den alternativen Protestbewegungen der achtziger Jahre wurde die naturromantische Zivilisationskritik wieder ein dominanter gesellschaftlicher Trend, zusammen mit einem neuen Gemisch linker und aufklärerischer Ideen. Das Leben auf dem Lande wurde wieder Gegenstand der Sehnsucht, und wer nicht gleich radikal "aussteigen" konnte oder wollte, versuchte es mit einem Ferienhaus in der Toskana, dem Bienenzüchten oder dem Brotbacken, mit dem Anbau von eigenem Gemüse - oder kaufte zumindest die Lebensmittel im Bioladen ein. Heute leben ganze Wirtschaftszweige von dem Versprechen eines kleinen Hauchs von "Natürlichkeit" inmitten unserer degenerierten städtischen Zivilisation.

Im 18. Jahrhundert entwickelte sich auch eine andere Variante der Sehnsucht nach dem einfachen Leben: die Idealisierung des "edlen Wilden". Sie ist der Verklärung des Bauern- und Hirtenlebens sehr verwandt, nur richtet sie sich nicht auf vergangene Epochen der eigenen Kultur, in denen die Menschen scheinbar glücklicher, weil naturnäher lebten, sondern sie richtet sich auf exotische Welten außerhalb des eigenen Kulturkreises. Fremde Kulturen, je weiter entfernt, desto mehr, bieten den größten Raum für Utopien vom einfachen Leben, für Phantasien und unerfüllte Hoffnungen vom wahren und richtigen Leben. In den Daseinsbedingungen mancher Eingeborener, vor allem in mildem Klima mit üppiger Vegetation, glaubte man Reste

des paradiesischen Urzustands der Menschheit wiederzuerkennen. Im 18. Jahrhundert galt Tahiti Künstlern und Schriftstellern als ein Paradies des einfachen Lebens. Sie priesen die Naturnähe, die ungekünstelte Sinnlichkeit und die Lebensfreude der Eingeborenen; ihr friedliches Zusammenleben als Freie und Gleiche, ihre relative Gleichgültigkeit gegenüber materiellem Besitz. Auch bei den AussteigerInnen der 70er und 80er Jahre des 20. Jahrhunderts standen exotische Welten hoch im Kurs als Ort, wo sich die Utopie des einfachen Lebens vielleicht realisieren ließe. Einfaches Leben heißt hier: einfach-nur-leben, im Hier und Jetzt, befreit von entfremdeter Arbeit, vom Leistungszwang und den Marktgesetzen des kapitalistischen Wirtschaftssystems. Solche Sehnsüchte lagen auch dem Rucksacktourismus in Länder der dritten Welt zugrunde und sind später zum Teil erfolgreich von der Tourismusbranche vereinnahmt und kommerzialisiert worden.

Es gibt noch eine interessante Variante der Idee vom einfachen Leben, die von der Spannung zwischen den Polen "Natur" und "Zivilisation" lebt: nämlich die Insel-Phantasien. Solche Utopien sind erst drei Jahrhunderte alt und eine ihrer bekanntesten Ausformungen ist die Geschichte von Robinson Crusoe. Insel-Phantasien idealisieren nicht das Leben in früheren Zeiten oder in exotischen Welten, sondern sie verklären darüber hinaus das autarke Individuum. Das ist ein typischer Gedanke der Neuzeit. Für die Menschen früherer Zeiten war es eigentlich nur eine erschreckende Vorstellung, ganz auf sich allein gestellt außerhalb der Zivilisation überleben zu müssen; es war ein Schicksal, das nur vogelfreie Verbrecher, politische Rebellen oder heilige Einsiedler auf sich nahmen, viele überlebten es nicht, und es kam auf jeden Fall einem sozialen Tod gleich. Deswegen galt in der Antike auch die Verbannung auf ferne Inseln, in die Barbarei als fast eben so schlimm wie die Todesstrafe.

In den Geschichten von Schiffbrüchigen und Abenteurern auf einsamen Inseln, die im 18. und 19. Jahrhundert in Mode kamen, erfährt das einfache Leben des auf sich gestellten Individuums eine neue Bewertung. Robinson Crusoe hat sich zwar nicht freiwillig in seine extreme Situation begeben. Aber seine Geschichte wird zum Triumph des starken Individuums über die Natur. Nachdem er sein nacktes Leben gerettet hat, baut er sich nach und nach Unterschlupf, Hütte, Haus. Mit den wenigen vom Wrack geretteten Werkzeugen zimmert er weitere Werkzeuge und Gebrauchsgegenstände. Er baut Getreide und Gemüse an und jagt und zähmt Tiere. Robinson vollzieht gewissermaßen im Zeitraffer die Geschichte der menschlichen Zivilisation nach, getreu dem biblischen Gebot "Macht euch die Erde untertan!" Alles gelingt ihm, wenn auch mit vielen Rückschlägen, ganz allein auf sich selbst gestellt.

Was die Menschen vor zweihundert Jahren am Robinson-Szenario faszinierte, gilt auch heute noch: Abenteuerferien, Überlebenstrainings, Wandern und Bergsteigen in wilden Gegenden sind ein beliebtes Hobby von Menschen geworden, die in ihrem Alltag ein träges, sattes und

sicheres Leben führen. Hinter solcher Sehnsucht nach Einfachheit steckt der Wunsch, sich in Grenzsituationen zu erleben, herauszufinden, ob es dem auf sich selbst gestellten Individuum gelingt, in extremen Gefahren- und Mangelsituationen zu überleben.

Scheinbar paradoxerweise haben sich solche Größenphantasien in einer Zeit entwickelt, in der die menschliche Abhängigkeit von den Bequemlichkeiten der Zivilisation größer ist denn je. Sie ist zwar für uns weniger fühlbar als die Abhängigkeit des einzelnen von der kleinen Gruppe in früheren Zeiten - im Mittelalter war man außerhalb einer gemeinsam wirtschaftenden Gruppe kaum überlebensfähig, heute ist das Single-Dasein in den hochindustrialisierten Gesellschaften eine verbreitete und immer häufiger werdende Lebensform. Aber der Schein der äußeren Unabhängigkeit trügt, denn der allein lebende Mensch kommt heute nur deshalb mit dieser Situation zurecht, weil er die Abhängigkeit von einer Kleingruppe eingetauscht hat gegen die extreme Abhängigkeit von abstrakten Systemen und Institutionen: einem hochkomplexen Versorgungssystem, Versicherungen, staatlichen Einrichtungen, die Schutz gewähren usw.

Die Autarkiephantasie vom einfachen Leben ist ambivalent. Sie drückt nicht nur Größenphantasien aus, sondern sie dient auch der Abwehr und Beschwichtigung von tiefsitzenden Ängsten. In der Geschichte der Menschheit hat es immer wieder Katastrophen gegeben, die extreme Mangelsituationen mit sich brachten; in der Vergangenheit waren lang anhaltende Phasen des wirtschaftlichen Überflusses und der existentiellen Sicherheit eher die Ausnahme als die Regel. Je länger solche Zeiten andauern wie bei uns in Mitteleuropa nun schon seit einem halben Jahrhundert - desto mehr wächst die geheime Angst vor einer neuen Katastrophe. Das spielerische Erproben des Robinson-Szenarios dient dazu, eine gewisse Sicherheit gegen die Angst zu setzen: Seht her, zur Not würden wir es schaffen, auch in solchen extremen Situationen zu überleben!

In der Gegenwart sind zu den alten kulturellen Traditionen der Auseinandersetzung mit dem einfachen Leben noch neue hinzugetreten. Neu ist zum einen die ökologische Dimension der Debatte. In den letzten drei Jahrzehnten sind sich die Menschen der westlichen Welt der Tatsache bewusst geworden, dass ihr Lebensstandard irreversible Umweltzerstörungen großen Ausmaßes zur Folge hat. Seitdem gibt es auch eine Forderung nach Vereinfachung, die von einer neuen ökologischen Moral diktiert wird: Entweder wir reduzieren unsere materiellen Ansprüche, unseren verschwenderischen Umgang mit den Ressourcen, unsere ungeheure Konsummentalität freiwillig – oder wir werden in Zukunft von einer ökologischen Katastrophe dazu gezwungen werden!, lautet die Devise. Der ökologische Imperativ als Motor für eine Lebensphilosophie der Einfachheit ist historisch ganz neu.

Neu ist auch ein anderes Motiv im Diskurs um das einfache Leben: Vereinfachung als Wunsch zur Reduzierung von Informationsüberfluss, der Wunsch nach Komplexitätsreduktion in einer kognitiv und intellektuell immer vielschichtiger, vieldeutiger und damit unüberschaubarer werdenden Welt. Bezog sich die Forderung: Lebe einfacher! früher vor allem auf den materiellen Lebensstandard, so wünscht man sich heute auch vereinfachende Strategien gegen die Schwemme der nicht-materiellen Reize, die das eigene Leben überfluten und die Orientierung erschweren. Die Sehnsucht nach Vereinfachung als Komplexitätsreduktion in einer immer komplizierter werdenden Wirklichkeit erlangt für die Menschen in der Gegenwart immer größere Bedeutung.

Neu ist auch die Tatsache, dass in unserer Wohlstandsgesellschaft viele Dinge, die früher als Luxusgüter und Prestigeobjekte galten, inzwischen der breiten Masse zugänglich sind: Autos, technisches Gerät, Schmuck, Kleidung, Fernreisen - wenn auch zum Teil in Billigvarianten, die aber die Abgrenzung der Reichen von den weniger Begüterten nicht mehr so augenfällig machen (wie es etwa im Mittelalter der Fall war). Gleichzeitig sind Dinge, die früher als Allgemeingut galten und auch den Ärmsten der Gesellschaft zugänglich waren, dabei, den Charakter von knappen Gütern zu erhalten, die für teures Geld gekauft werden müssen: saubere Luft und Wasser, einfache natürliche Nahrungsmittel, Stille, genügend Raum, einigermaßen unberührte Landschaft, selbstbestimmte Zeit und Muße.

Heute wie früher ist die Sehnsucht nach dem einfachen Leben ein Thema derjenigen, die relativ saturiert sind und keine materielle Not leiden. Wer arm ist und tatsächlich einfach lebt, phantasiert nicht von diesem Leben; normalerweise sind die wirklich Armen die meiste Zeit mit Anstrengungen beschäftigt, sich von diesem Zustand zu entfernen und relativen Wohlstand zu erlangen. Manchmal akzeptieren sie ihre Situation auch - sei es, weil sie zu abgestumpft und hoffnungslos sind, sei es, weil sie dahinter eine tiefere Ordnung der Dinge vermuten. Aber sie idealisieren dieses Leben nicht, sondern sie ertragen es eher.

Ganz offensichtlich waren die Menschen die meiste Zeit ihrer Geschichte damit beschäftigt, Dinge anzuhäufen - wie die Eichhörnchen betrieben sie Vorratswirtschaft, eingedenk der Erfahrung, dass in kleineren und größeren Abständen immer wieder existenzgefährdende Katastrophen auftauchten, für die man gerüstet sein musste, wenn man sie überleben wollte. Erst wenn über längere Zeit solche Katastrophen nicht eintreten, dann beginnen sie, die Dinge zu vermissen, die bei der Beschäftigung mit der materiellen Sicherheit zu kurz kommen. Dann besetzen sie ihn mit allerlei Sehnsüchten nach dem verlorenen Paradies. Doch Kultur und Zivilisation bedeuten notwendig, sich von einer Ursprünglichkeit zu entfernen, die im bewusstseinslosen Einklang mit Verhältnissen besteht, die man überhaupt erst fühlen und benennen kann, wenn dieser Einklang verloren gegangen ist.

Es ist deswegen vermutlich auch kein Zufall, dass die Mehrzahl der Utopien vom einfachen Leben von Männern stammt. Männer empfanden ihre Entfernung vom ländlichen und natürlichen Leben im Zustand der fortgeschrittenen Zivilisation als schmerzhaft, Männer formulierten ihre Sehnsucht nach dem ländlichen und dem natürlichen Leben, nach den exotischen Welten - und vor allem Männer waren es, die das autarke, nur auf sich selbst gestellte, von niemandem abhängige Individuum verklärten.

Der Urzustand, aus dem die Menschheit kam, wurde als weiblich wahrgenommen. Frauen formulierten keine Utopien vom einfachen Leben, weil sie in unserer Kultur lange mit ihm gleichgesetzt wurden. Sie verkörperten in der europäische Kulturgeschichte die Einfachheit und die Schlichtheit, das Natürliche und das Unverfälschte, das Bodenständige und das Erdverbundene. Weiblich sein galt als identisch mit der Einfachheit, also konnten die Frauen auch kaum besondere Sehnsucht nach dem einfachen Leben empfinden. Sie waren die Mutter Natur und die Mutter Erde. Da man ihnen bis nah an unsere Gegenwart kaum gestattete, sich vom Pol dessen zu entfernen, was von Männern als "Naturzustand" imaginiert wurde, blieb es vorwiegend der Heimatlosigkeit und der Unruhe des als männlich wahrgenommenen Geistes überlassen, sich von diesem Urzustand zu entfernen und dann wieder zu ihm zurückzusehnen (wie in der Metapher der Reise des Odysseus).

Es ist interessant, dass die Frauen im Zug ihrer Emanzipation, die sie allmählich von der einengenden, aber ihnen auch traditionelle Sicherheit gebenden kollektiven sozialen Geschlechtsidentität entfernt, um ihnen die "Fröste der Freiheit" zu eröffnen und sie mit den Freuden und den Lasten einer individualisierten Biographie zu konfrontieren, ebenfalls angefangen haben, einfache Utopien von Urzuständen zu entwerfen, wie sie z.B. im Mythos von der matriarchalischen Gesellschaft zum Ausdruck kommen.

Mechtild Jansen

Wohin entwickelt sich die Arbeitsgesellschaft?
- Arbeit neu bewerten, teilen, schaffen.

Manuskript des Vortrags, den Mechtild Jansen am 29. Juni 1999 in Kassel im Rahmen der TOP 99 gehalten hat. Die Verantwortung für den Inhalt liegt allein bei der Autorin.

Zur Autorin

Mechtild Jansen, Köln, Sozialwissenschaftlerin und freie Publizistin.

Schwerpunkte: Feminismus, Frauenpolitik, Gleichstellungspolitik, Arbeit, Vereinbarkeit von Familie und Beruf, Sicherheits- und Friedenspolitik, Militarismus und Patriarchat, Rechtsextremismus, soziale Bewegungen, Gewerkschaften, Parteien.

Ehemalige Sprecherin des Koordinierungsausschusses der (allgemeinen) Friedensbewegung, langjährige Sprecherin der „Initiative `Frauen in der Bundeswehr - wir sagen nein`“, langjährig tätig in der Frauen- und Frauenfriedensbewegung. Heute Mitglied im „Netzwerk Friedensforscherinnen“.

© FernUniversität–Gesamthochschule in Hagen

Inhaltsübersicht

1 Krise der Arbeit - am Ende eine Chance S. 3

2 Revolutionärer sozialer Wandel - Die Verlängerung der jetzigen Entwicklung läuft jedoch auf eine negative Utopie hinaus S. 5

3 Emanzipatorische Grundlagen sind nötig für eine neue Produktivität von Wirtschaft und Gesellschaft - demokratische Entscheidungskriterien S. 7

4 Der Ausweg aus der Krise Arbeitsgesellschaft beginnt, wo die "Frauenfrage" soziale-, Arbeits-, Männer- und Gesellschaftsfrage wird S. 8

5 Chancen des Wandels aufgreifen - Alternatives Modell: ein neuer Arbeits-, Geschlechter- und Gesellschaftsvertrag S. 12

6 Ein Modell gleicher Arbeit für Frau und Mann S. 14
- 6.1 Das Feld der Erwerbsarbeit S. 15
- 6.2 Das Feld der Reproduktionsarbeit S. 15
- 6.3 Das Feld des Geldes S. 16
- 6.4 Neues Arbeits-, Sozial- und Familienrecht S. 16
- 6.5 Vier Eckpunkte gegen Ausgrenzung und als Anfang für den neuen Arbeitsvertrag S. 17

Wohin entwickelt sich die Arbeitsgesellschaft? - Arbeit neu bewerten, teilen, schaffen.

Ich werde im folgenden die Krise der Arbeit sowohl von ihrer Ober- als auch von ihrer Unterseite - von den wirtschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen derer, die (noch) an Erwerbsarbeit teilhaben und jener, die schon länger oder heute ausgeschlossen sind - betrachten und analysieren. Ich möchte den Stellenwert des Geschlechterverhältnisses für die Krise selbst und die Art der Bearbeitung der Krise der Arbeit herausarbeiten und begründen, weshalb ein neuer demokratischer Geschlechtervertrag Basis eines neuen Arbeitsvertrages wäre, der einen allgemeinen Ausweg aus dieser Krise eröffnete.

Krise der Arbeit - am Ende eine Chance

Die abnehmende bezahlte Arbeit, die immer begehrter und umkämpfter ist, die anhaltende und steigende Massenarbeitslosigkeit, neben der immer mehr Arbeit liegen bleibt, die wachsende Krankheitsbelastung durch Überarbeitung wie durch Arbeitslosigkeit - sie markieren die tiefe Krise unserer Arbeitsgesellschaft. Deren Bedeutung reicht ebenfalls tief: Das Leben und die Lebenschancen der Gesellschaft und ihrer BürgerInnen sind durch Arbeit strukturiert. Arbeit regelt und definiert Einkommen, sozialen Status, Entwicklungschancen, Unabhängigkeit, Sicherheit, Anerkennung, Selbstachtung, soziale Beziehungen u.a. Sie tangiert die ganze Gesellschaft in ihren Kernstrukturen - geschlechtlich, ökonomisch, moralisch, politisch, sozial, kulturell, lebensweltlich, institutionell. Erschwerend wirkt, dass mit der Krise, den Grenzen von Wachstum, dem Ende von "Überschüssen" auch Sozialpolitik entfällt, mit der bislang soziale Disparitäten ausgeglichen worden sind. Auch reformerische "Frauenpolitik" war ausgleichende Sozial- und Familienpolitik und nachholende Förderpolitik. Damit ist es nun vorbei. Es geht ans "Eingemachte".

Von der Krise der Arbeit zu reden, ist mittlerweile eine geläufige Rede. Es handelt sich jedoch nicht um eine Krise der Arbeit, sondern dieser Arbeit, der traditionellen männlichen, industriellen, marktwirtschaftlichen, wachstumsorientierten, lohnabhängigen Erwerbsarbeit. Sie geht zu Ende.

Und diese Krise ist eine umfassende Krise. Sie ist nämlich auch eine Krise der Wirtschaft. Sie ist eine Krise der Unterseite der Arbeitsgesellschaft, das heißt der unbezahlten Arbeit, der Fürsorge und mit ihr der sozialen Beziehungen. Sie ist ferner eine Krise der patriarchalen Gesellschaft, der bisherigen hierarchischen Kompensation der Ungleichheit zwischen Kapital und Arbeit und des damit im Zusammenhang stehenden paternalistischen Versorgungsstaates.

Sie ist schließlich eine Krise des Gesellschafts- und des bisher vorherrschenden ökonomistischen, antisozialen und unökologischen Produktivitätsverständnisses. Somit also haben wir es tatsächlich mit einer Gesellschaftskrise zu tun.

Sie markiert zugleich das Ende eines Zeitalters: des Patriarchat und des Paternalismus; des bisherigen Sozialstaates und des sozialen Ausgleichs; der gesicherten Lohnarbeit und der Selbstsicherung des Mannes. Die gegenwärtigen Folgen sind vor allem Verwahrlosung und Raubrittertum.

(In Paranthese: Umfassende Antworten gibt praktisch bislang einzig das große internationale Einzelkapital. Es sieht so aus, als bilde es unmittelbar um und für sich, gebunden allein durch sein Geld, eine Art neuen eigenen (Hof-)Staat. Über den "Sachzwang" Geld nötigt es quasi despotisch seiner Umgebung die Bedingungen auf.

Was es braucht, kauft es sich und pflegt es zum eigenen Vorteil. Es entleert und zerstört dabei die Gesellschaft und den Mensch, der mehr ist als eine Materie. Währenddessen läge die wichtigste Aufgabe und Zukunftsinvestition darin, in die Ressource Mensch und seine sozialen und ökologischen Lebensvoraussetzungen zu investieren.)

Deshalb stellt sich die Frage: welche (Arbeits-)Gesellschaft wollen wir zukünftig? Eine neu-autoritäre Klassengesellschaft oder eine demokratisierte soziale Gesellschaft? Wohin wird die Schraube gedreht, nachdem strukturelle soziale Ungleichheiten nicht mehr durch den bisherigen Sozialvertrag ("soziale Marktwirtschaft") kompensiert werden? In Richtung von mehr
oder von weniger Ungleichheit, mehr Abhängigkeit, Versorgungsbedarf und Almosentätigkeit oder mehr Recht, Selbständigkeit und Verantwortung?

Die Gesellschaft hätte zu lernen, den Wandel - auf dem Feld der Arbeit und Technik, in den Geschlechter- und sozialen Verhältnissen - demokratisch zu integrieren. Es ginge dann um grundlegende politische Entscheidungen zugunsten der Umverteilung und "halbe-halbe"-Teilung von Arbeit, Eigentum und Macht.

Die Krise der Arbeit jedenfalls ist auch eine Chance zu ihrer demokratischen Neugestaltung.

Revolutionärer sozialer Wandel - Die Verlängerung der jetzigen Entwicklung läuft jedoch auf eine negative Utopie hinaus

Die Krise der traditionellen Arbeitsgesellschaft ist neben anderem vor allem durch die Veränderung der Arbeit selbst bedingt. Hier ist der Motor der Entwicklung, die es zu verstehen gilt. Der Weg verlief von der technologisierten Industriearbeit zur hochtechnologisierten Informations-, Kommunikations- und Dienstleistungsarbeit, von der Makro- zur Mikrotechnologie, von der Massenproduktion zur differenzierten Spezialproduktion "just in time". Die eher gleichförmige "Körper-Maschine-Arbeit" wurde abgelöst von der spezialisierten "Kopf-Maschine-Arbeit", der Facharbeiter vom Wissenschaftsarbeiter und dieser vom lebenslang lernenden Multiarbeiter. Die Qualifikationsanforderungen stiegen dabei stark. Neu und entscheidend für die Zukunft ist der optimale Umgang des Menschen mit der Technik. Der Mensch selbst wird ausschlaggebende Quelle zur Optimierung der Produktion, er wird zur "Humanressource".

Diese veränderte Arbeit globalisiert sich aus ihrer inneren Logik und die Veränderung der Arbeit wird ihrerseits durch einen neuen Schub der Globalisierung der Wirtschaft beschleunigt. Was diese viel beschworene Globalisierung neu und wichtig macht, ist der mit ihr neu stattfindende Kampf um Gewinne und Verluste, zwischen Gewinnern und Verlierern bei der Veränderung der Arbeit. Die globale Information und Kommunikation erhöht die Flexibilität, Beweglichkeit, Differenzierungsmöglichkeiten. Angesichts ungleicher Machtverhältnisse vervielfältigt sie jedoch auch Spaltung, Konkurrenz und Abhängigkeiten. Die moderne Technik macht anders als einst in manchen Fällen Produktionsverlagerungen profitabel und hiesige Industrie hinfällig. Nach dem Zusammenbruch des Realsozialismus sind Beschränkungen für den kapitalistischen Markt vollends entfallen. Die Starken im so neubelebten Wettbewerb sehen angesichts des Elends besonders im Osten und Süden ein Heer Arbeitssuchender vor sich. Die Unterbietungsmöglichkeiten durch die gegebenen Ungleichheiten, nicht zuletzt Produkt vergangener Ausbeutung, wachsen enorm. Sie ermöglichen eine gewaltige Deregulierung bisher erkämpfter - allerdings auch schon unterhöhlter, zum Teil selbst auch parasitärer - sozialer Ausgleichsmaßnahmen nach Unternehmerwillkür.

Der soziale Wandel der Arbeit zeigt dabei zwei hervorstechende Merkmale: Er hat zum einen eine rasant wachsende Produktivität hervorgebracht. Mittels immer flexiblerer, qualifizierterer und intensiverer Arbeit werden in immer weniger (Arbeits-)Zeit immer höhere Ergebnisse erzielt, für die freilich alle Ressourcen abgeschöpft werden und von der alle leben wollen bzw. müssen. Der Wandel der Arbeit hat zum anderen mehr Freiheit und mehr Verantwortung in die Arbeit gebracht, sie fordert heute nicht nur eine geteilte "männliche" Hälfte, nicht nur professionelle Fähigkeiten, sondern den ganzen, umfassend entwickelten Mensch, und sie ist

abhängig von sehr hohen allgemeinen sozialen Voraussetzungen. Dieser Wandel ist revolutionär. So sehr er bisheriges über den Haufen wirft, so sehr birgt er gewaltige positive Potentiale. Er geht mit einem Kampf um die Neuaufteilung von Märkten, eine Neubestimmung des Verhältnisses zwischen Kapital und Arbeit, zwischen den Geschlechtern und um weltweite Demokratisierung einher.

Der gegenwärtig dominierende Umgang mit diesem Wandel der Arbeit - unter dem Diktat einer einzelwirtschaftlichen, auch noch global verlängerten Schmalspur-Ökonomie - produziert allerdings erhebliche Widersprüche und Paradoxien. Er wirkt blockierend und problemverschärfend. Er führt dazu, dass der Genuss (aus) der Arbeit immer exklusiver und die Gesellschaft tief gespalten wird. Er führt dazu, dass eine Arbeitselite am Ende ihre eigene Existenzvoraussetzungen verzehrt. Er führt in eine neue Geschlechterhierarchie. Er bewirkt, dass immer mehr zu immer weniger führt, dass aus Beschleunigung Stau und aus Wachstum Vernichtung wird. Soziale Beziehungen werden primär über Geld gestiftet und entleert, mehr noch, soziale Ressourcen, obwohl sie kostbarer sind denn je, werden ausgeplündert, ja der Mensch selbst wird zur bloßen "Human"-Ressource. In letzter - theoretischer Konsequenz führt dieser Umgang dazu, dass Gesellschaft, ohne die der Mensch als soziales Wesen nicht existieren kann, sich auflöst und mit ihr der Mensch "abgeschafft" wird, der doch wohl Voraussetzung aller Produktivität ist. (Einfacher gesagt: Geld frisst alles auf, es kann sich aber am Ende doch nicht selbst vermehren.)

So wie die Erwerbsarbeit heute organisiert wird oder werden soll, laut den Dogmatikern von der "reinen" Lehre von der Marktwirtschaft, werden ihre Erträge von wenigen enteignet und ihre Kosten der Mehrheit aufgehalst, erhöht sie die Abhängigkeit der Arbeitenden untereinander und zersplittert (atomisiert) sie die Herausfallenden bis zum Verschwinden oder zur Stimmlosigkeit, wirkt sie unsichtbar auf anonyme Weise despotisch und droht sie zu einem Gefängnis zu werden, das das Leben der Menschen bis in die Intimsphäre gefährdet. Das Individuum, auf das es doch so sehr ankommt, ist das Leidtragende. Die Kosten dieser Arbeitsorganisation übersteigen am Ende die Steigerung der Reichtumserwirtschaftung.

Jedenfalls sind einige fragwürdige Erscheinungen festzustellen. Das gilt insbesondere, wenn die Diskussion um Lösungsvorschläge mit ihren speziellen Denkge- und Verboten in die Reflexion einbezogen werden: Hinter einer Arbeitszeitverlängerung rund um die Uhr für die "Schnellen" steht eine willkürliche allerradikalste Arbeitszeitverkürzung für die "Langsamen". Hinter einer Deregulierung der relativen Rechte der Schwächeren steht eine Reregulierung zugunsten willkürlicher Vorrechte der Stärkeren. Hinter Privatisierung steht eine Vereinnahmung oder Enteignung von allem brauchbaren Privaten. Hinter dem Ruf nach Kostenersparnis steht eine öffentliche Finanzierung von Arbeitszeitverkürzung, mit der - nach sozialer Rangordnung von oben nach unten abnehmend - die, die noch vergleichsweise wirksam protestieren könnten, befriedet werden, ohne dass mit dem ausgegebenen Geld etwas

Neues (neue Arbeitsplätze etwa) geschaffen wird. Hinter formaler Gleichstellung steht häufig Leistungsverschärfung und Anpassung nach unten. Hinter der Entpolitisierung gesellschaftlicher Probleme steht deren Ökonomisierung als eine heimliche Repolitisierung in Gestalt von Rehierarchisierung der Gesellschaft. Hinter angeblicher Wertneutralität steht eine Neubewertung, die aus vermeintlich oder tatsächlicher "natürlicher" Ungleichheit heraus strukturell organisierte gesellschaftliche Ungleichheit relegitimieren will. Hinter einem Utopieverbot scheint eine denkbar radikale negative Utopie auf.

Emanzipatorische Grundlagen sind nötig für eine neue Produktivität von Wirtschaft und Gesellschaft - demokratische Entscheidungskriterien

Welche politischen Kriterien für eine zukunftsfähige Gestaltung von Arbeit wären vor diesem Hintergrund von Bedeutung, wenn sie von erkennbaren Interessen der Bürgerinnen und Bürger ausgehen?

Arbeit wäre so zu gestalten, dass sie zu guter Arbeit und guten Produkten führt. Qualität wäre entscheidend, höchste Professionalität, Liebe zur Sache, Kunstfertigkeit, Nachhaltigkeit, menschengerechte Bedürfnisbefriedigung. Die Gestaltung der Arbeit hätte Demokratie und Gerechtigkeit, Partizipation und soziale Integration zu fördern bzw. fundieren. Arbeit wäre als Existenzsicherung, aber auch als Selbstverwirklichung, Kreativität und Sinnerfahrung für die Einzelnen zu verstehen. Die Produzentinnen und Produzenten wären als Handelnde, als Voraussetzung allen Wirtschaftens in den Mittelpunkt zu stellen (inkl. ihrer Existenzvoraussetzungen). Anspruchsvollere Arbeit, die heute die Norm bildet, erforderte mehr Bildung und Regeneration. Sie würde die geistige Entwicklung und Kreativität der Produzenten steigern. Investitionen in die Ressource Mensch wären als wichtigste Zukunftsinvestition zu begreifen.

Erwerbsarbeit wäre so zu gestalten, dass Platz für die andere Arbeit zu Hause und für andere Tätigkeiten geschaffen wird, in Form von neuen öffentlichen Arbeitsplätzen, in Form abgesicherter privater Arbeit, als wirklich freiwillige Tätigkeit. Der Raum wäre zu öffnen für das Tun, woran einem Menschen individuell und aus eigenem Antrieb liegt, auch für Muße und Absichtslosigkeit. Ohne all diese Tätigkeiten des Menschen funktioniert auch keine Wirtschaft. Sie stärken den "menschlichen Faktor" und die Kapazität für soziale Gefüge und Gesellschaft. Sie fördern auch die Chance des Menschen, sich die Potentiale der Technik zu eigen zu machen und ganz zu erschließen.

So gestaltete Arbeit eröffnet ein anderes Lebensmodell: Gleichberechtigung der Geschlechter, qualitatives, nachhaltiges Wachstum und ebensolchen Konsum, Anpassung der Technik an menschliche und ökologische Lebensrhythmen, Zusammenhänge und Maße. Sie gäbe Impulse für technische Weiterentwicklung, die Information, Wissen, Verkehr für Fortschritt verwertbar macht. Sie gäbe unserem Zeiterleben ein neues Rückrat, ohne das keine Bewegung möglich ist. Die Gesellschaft stiftete wieder Zusammenhänge. So gedachte Arbeit wäre ein Maß für Demokratisierung der Wirtschaft und die soziale Integration erhöhte generell den Status des Bürgers gegenüber der Macht.

In dieser Perspektive gäbe Arbeit den Menschen wieder mehr Verfügung über ihr Leben und Handlungskompetenz. Bürger, Gesellschaft und Staat gewönnen wieder etwas mehr Souveränität. Solche Grundlagen verkörpern aufs Ganze gesehen nicht nur eine vernünftigere Moral, bessere Politik und besseres Recht, (die ja alle etwas repressiv Zwanghaftes an sich haben mögen), sondern auch Wirtschaftlichkeit, Effizienz und vor allem eine neue Produktivität insgesamt. Es wird sich auch auf dem Markt auszahlen, wenn die Kosten für diese Grundlagen aufgebracht werden - also Regeln für den ökonomischen Wettbewerb gefunden werden, der seinen destruktiven Seiten neue Grenzen setzt. (Davor steht sicherlich auch, bereit zu sein, vieles vom Bisherigen in Frage zu stellen und manches aufzugeben, um vervielfältigt Neues zu gewinnen.)

Der Ausweg aus der Krise: Arbeitsgesellschaft beginnt, wo die "Frauenfrage" soziale-, Arbeits-, Männer- und Gesellschaftsfrage wird

Diese Argumentation erfolgt aus einer Perspektive im Blick auf das Allgemeine, wo das Individuelle seinen ersten Ausgangsort hat, in seiner Zweigeschlechtlichkeit des Menschseins. Wenn hier von feministischer Perspektive zu sprechen wäre, so wäre dies sachlich zu verstehen: Feministisch ist sie insofern, als sie soziale Spaltung, das Teile-und-herrsche, die Über- und Unterordnung infragestellt, aus der Sicht derer, die in der Geschlechterfrage "die untere" "gezogen" haben.

Die verleugnete Unterseite der alten Arbeitsgesellschaft ist der unterste Zipfel, von dem her eine neue Arbeitsgesellschaft aufgerollt werden kann und muss, wenn sie wirklich neu und zeitgemäß werden will. Die Industriegesellschaft und das männliche Normalarbeitsverhältnis basierten im Gewande des abgespaltenen, untergeordneten "Privaten" und der "Liebe" auf der ausgebeuteten Arbeit der Frauen und ihrer Unterordnung unter die Männer als einer Humanressource (der ersten Art). Die Frauenfrage war und ist in ihrem harten Kern eine

Arbeits- und eine soziale Frage. Mit dem Wandel der Arbeit, der den Frauen bis heute entgegenkommt, bzw. für den die geschlechtliche Spaltung und Externalisierung bestimmter Fähigkeiten und Tätigkeiten kontraproduktiv geworden ist, hat sich auch das Geschlechterverhältnis gewandelt. Von wirklicher Gleichberechtigung kann jedoch nicht die Rede sein: Die patriarchale Herrschaft ist subtiler und anonymer geworden und zugleich zu einem Bumerang für immer mehr Männer. Hinter der heutigen Form der Frauenarbeit verbirgt sich die fortgesetzte, kaum mit Almosen entgoltene Ausbeutung ihrer reproduktiven Arbeit. Als Teilzeitarbeit ist sie eine Form der systematischen Unterbeschäftigung und Unterbezahlung von Frauen. In der "Normalarbeit" leisten Frauen mehr für weniger Lohn, nutzbar gemacht zudem für verschärfte Leistungsnormen. Karriere darf die Frau nur unter den Bedingungen des traditionell stärksten Mannes machen, ungesichert ist sie auf eigenes Risiko beschäftigt. Ihre Qualifikation "soziale Kompetenz" ist kostenloser Zusatz oder in sog. Frauenberufen extrem unterbewertet. In der Folge dessen haben Frauen ein hohes Armutsrisiko und ein hohes Maß an Abhängigkeiten. In ihrem sozialen Status bilden sie so eine neue (Unter)Unterklasse der Gesellschaft oder auch den Anfang einer neuen vielschichtigen Klassengesellschaft überhaupt, die Männer immer nur ein kleines wenig weniger trifft. Schließlich ist am Ende die ganze Zukunft der Arbeit "weiblich", je ärmer desto mehr auch für den Mann.

Frauen stehen tatsächlich an der Spitze des sozialen Wandels. Diese Position ist durch eine Doppelbewegung bedingt. Die Veränderung der Geschlechterordnung bringt die Grundlagen der bisherigen sozialen und gesellschaftlichen Ordnung in Bedrängnis und dieser Vorgang fällt mit deren Krise im Zuge des Wandels der Arbeit zusammen. Im Verhältnis der Geschlechter zueinander gibt es zwar einen Annäherungsprozess. Er bleibt jedoch (absichtsvoll) widersprüchlich, solange die privatistische und ökonomistische Grundorientierung nicht aufgegeben wird. Es bleibt immer ein Rest von Geschlechterspaltung, der Keim sozialer Spaltung überhaupt. Von hier geht die heute weitgehend anonyme patriarchale Herrschaft aus, die Frau ist kaum mehr vom einzelnen Mann, sondern von den patriarchalen Strukturen abhängig. Von hier geht die Privatisierung von Erwerbslosigkeit, gesellschaftliche Rehierarchisierung und vielfältige neue soziale Spaltung aus.

Frauen sind gegenüber Männer fortgesetzt diskriminiert: sie haben weit mehr, die unsichere und mühsamere Arbeit und weniger Status, Macht und Geld - und Freiheit. Von hier aus wird allgemein vernichterische Konkurrenz forciert, die zunehmend auch Männer trifft, deren alte Lebensform (eh) der Vergangenheit angehört. Heute (oder anders: mehr denn je) ist der Mann der Problemfall der Gesellschaft, nicht die Frau. Heute sind nicht mehr männliche, sondern weibliche Muster normbildend. Frauen ziehen Männer nach, sei es in die Leistungssteigerung bzw. die Anpassung nach unten hin oder in neue demokratische Lösungen. Mit dem Einzug

der Frau in die Erwerbsarbeit steigert sich auch für den Mann die (Leistungs-)Norm des "starken Mannes". Auch für den Mann gibt es heute mehr und mehr ungesicherte Beschäftigung unter Tarif und fragile soziale Absicherung. Wer als Mann sozial absteigt, für den gilt nun auch der Zwang zur Opferung "für andere" bzw. die sog. "Allgemeinheit", hinter der sich die Oberen zu verbergen pflegen. Auch der Mann ist nun im Zweifel auf sich selbst angewiesen und verlassen. Mit den Frauen werden Männer ins Private - wegen ihrer "Arbeitslosigkeit" - abgeschoben und verschwinden dort spurlos, verlieren sie ihren tatsächlichen Bürgerstatus. Im Gesamtprozess sind Frauen weder quantitativ noch qualitativ nur Verliererinnen, sondern auch Gewinnerinnen: Sie sind es als einzelne Frauen, in Teilen ihrer Arbeit und Lebensweise und im Verhältnis zur allgemeinen Veränderung. Sie sind - gerade im Spagat, den sie individuell und kollektiv leben - so etwas wie Treibsätze der Modernisierung. Der Gewinn spaltet unter den gegebenen Umständen auch Frauen untereinander und alle um sie herum. Im übrigen entscheiden Bürgerinnen und Bürger immer auch selbst. Frauen - und Männer - können andere Lösungen für die vorhandenen Probleme suchen, finden und praktizieren. Die Macht der Frauen und ihre sozialen Potentiale dazu jedenfalls sind enorm gewachsen.

So komme ich zu meiner These: Was heute den Frauen passiert, passiert morgen auch den Männern. Früher bewegten sie sich hintenan an der Entwicklung, heute stehen sie vornan. Was die Gesellschaft heute Frauen antut, tut sie morgen allen an. Andersherum gesagt, wo Frauen hingehen, darin liegt also auch eine "Wegweisung" für Männer.

Die Frauenbewegung war einst mit der Parole angetreten, "das Private ist politisch". Sie hatte damit die Situation der Frauen in der privaten Hausordnung charakterisiert, auf den Zusammenhang von allem Privaten und Öffentlichen, von Familie, Wirtschaft und Staat und die systematisch ungleiche Beziehungsstiftung zwischen ihnen verwiesen. Sie hatte die Weitung des Lebens der Frauen ins Öffentliche gewollt. Mit dem sozialen Wandel hat sich das ganze bisherige Verhältnis von Wirtschaft, Privathaushalt bzw. Familie und (Sozial-)Staat verschoben. Die heutige Entwicklung verlängert, lässt sich, bildlich und zugespitzt gesprochen, sagen: Die Ehe sollen Frau und Mann nun mit der Wirtschaft eingehen. Die Familie soll den Sozialstaat ersetzen, als Lebensform im übrigen eher ein Privileg für Reiche sein. Hingabe soll an den schnellen Gewinn und Glaube an den Markt erfolgen. Opfern soll sich jede und jeder für ein elitäres Ganzes. Dem Staat soll in einer Patriarchenaufsichtsrolle und in repressiver Funktion gehuldigt werden. Politik und Gesellschaft haben für alle die umgekehrte Richtung eingeschlagen, als es von Frauenbewegung gewollt worden war. Gesellschaft löst sich auf, Öffentliches wird ins Private verschoben, Beziehungsstiftung findet unter dem Diktat des Geldes und Profits statt, unter der Hand lebt neue Herrschaft wieder auf.

Der soziale Wandel bringt Veränderung hervor - so oder so. Das ist der Boden für meine Vorschläge, auf andere Weise mit ihm umzugehen. Mit der traditionellen

Geschlechterordnung wurde nicht nur Arbeit ausgebeutet, sondern auch ein Teil des Menschen und der Gesellschaft abgespalten. Das lässt sich nicht mehr aufrechterhalten. Frauen müssen sich ihre eigene Existenz sichern, sie machen die andere Arbeit - Kinder, Alte, Kranke versorgen und die leibliche und seelische Versorgung der Männer - nicht mehr (wie bislang), sie können es nicht. Jedenfalls können sie diese Arbeit nicht mehr "umsonst" und in Abhängigkeit verrichten. So gibt es auch nicht mehr die Voraussetzungen, dass sie die "sozialen Kompetenzen" - die Fähigkeit zum ewigen Einfühlen in andere (oder in Leid bzw. die Leidenden), zum ewigen Kitten der Gesellschaft und zur ewigen Müllbeseitigung dessen, was andere zerstört oder verbaselt haben, - so gut wie bisher ausbilden und so gut wie bislang erfüllen. Die quasi natürliche (Re-)Produktion dieser Ressource schwindet, sie verfällt historisch. Gleichzeitig aber wird die Humanressource nicht nur verstärkt direkt in der Produktion gebraucht. Die Komplexität der Arbeit ferner ist hoch und der optimale Umgang des Menschen mit Technik entscheidend. Und schließlich ist künftig überhaupt mehr und mehr der "ganze Mensch" in der Arbeit gefordert. Also muss ein anderer Weg gefunden werden, der diese Tatsachen und ihre Kosten in gesamtwirtschaftliche und gesellschaftliche Kreisläufe einberechnet. Es sei denn, man wollte sie auf andere abwälzen oder andere ausbeuten, neue Dienstmädchen in einer Art Sklavenposition etwa oder Erwerbslose durch "Arbeitszwang". Der Schlüssel für den Anschluss an den gesellschaftlichen Wandel liegt auch hier in einem anderen Produktivitätsbegriff, der soziale, ökologische und ökonomische Faktoren in einer nachhaltigen Einheit sieht.

Der Ausweg aus der Krise der Arbeitsgesellschaft beginnt deshalb, wo die "Frauenfrage" als soziale-, als Arbeits-, als Männer- und als Gesellschaftsfrage behandelt wird und wo die verleugnete Unterseite der alten Arbeitsgesellschaft der unterste Zipfel ist, von dem aus eine neue Arbeitsgesellschaft aufgerollt wird. Die Geschlechterspaltung ist Grundlage und Zentralachse aller sozialen Spaltung. Sie hat keine untergeordnete, keine besondere, sondern eine allgemeine Stellung. Von ihr aus finden sich deshalb auch neue Lösungen für die Allgemeinheit, für die Männer und die Frauen und die Gesellschaft aufs Ganze gesehen. Der Ausweg aus der Krise der Arbeit beginnt deshalb, wo die sogenannten "Frauenprobleme" "entprivatisiert", "defamilialisiert" und (doppelt für Haus- und Erwerbsarbeit) "rearbeitisiert" werden, wo sie zu Männer- und Gesellschaftsproblemen gemacht werden und dies im Arbeitsbegriff, in der Arbeitsbewertung, -verteilung und -gestaltung aufgenommen wird. Er beginnt mit der Neueröffnung einer anderen Arbeitsgesellschaft und mit ihr einer anderen Ökonomie, anderen, nämlich gleichberechtigten sozialen Beziehungen und einer anderen Gesellschaftsweise. Dies ist die zentrale Schlüsselfrage für den Weg aus der Sackgasse, in die die Bundesrepublik geraten ist, und für eine neue produktive Gesamtentwicklung, nicht nur eine große soziale, sondern ebenso eine große demokratische Frage.

Es gibt, scheint es, zwei grundsätzliche Wahlmöglichkeiten: Frauen machen es so wie der Mann und bekommen das gesteigerte Modell des Vorrechts des wirtschaftlich Stärksten. Sie leben dann ebenfalls in einer (mit ihrem Einzug gleichzeitig) verfeinerten und verlängerten sozialen Hierarchie, in der im Schnitt weiterhin der Mann und zwar haarscharf Vortritt vor der Frau hat. Sie leben dann in einer ungleichen Arbeitsgesellschaft mit einer Arbeitselite. Oder Frauen machen es anders: sie suchen eine gleichmäßige(re) Arbeitsgesellschaft - zwischen Frau und Mann, zwischen individuellen BürgerInnen, zwischen materiellen, sozialen und ökologischen Aspekten des Menschseins und Arbeitens.

Chancen des Wandels aufgreifen - Alternatives Modell: ein neuer Arbeits-, Geschlechter- und Gesellschaftsvertrag

Im Wandel und in der Krise liegt nicht nur die Gefahr (wie ich sie aus meiner Sicht dargestellt habe), in eine neu-alte elitäre Gesellschaftsordnung geführt zu werden. In ihnen liegt vielmehr auch eine Chance, neue Wege zu finden, die die Grenzen der alten Arbeitsgesellschaft überschreiten und Existenzsicherung und Arbeit, Tätigsein und Muße, Demokratie und Emanzipation weiten. Mit der quantitativen ist notwendigerweise eine qualitative Veränderung verbunden: die Autonomie eines Individuums beispielsweise kann dann nicht mehr heißen, keine soziale Verantwortung für andere haben zu wollen (weil diese heimlich an nicht-autonome abhängige Frauen delegiert wird), die Freiheit der Wirtschaft nicht, für die Kosten dessen, was sie verbraucht, nicht aufkommen zu wollen. Diese emanzipatorische Chance gibt es aber nur dann, wenn Freiheit und Demokratie selbstreflexiv die eigene Ausschlüsse prüft und sich weitergehend korrigiert. Sie lässt sich auch nur realisieren, wenn sie bis in den untersten Winkel reicht, um von dort bis oben wirken, reichen und durchgesetzt werden zu können (Erwerblose, Migranten, Osten, Frauen).

Dieser Weg stützte sich auf die positiven Potentiale, die im sozialen Wandel liegen. Die Veränderung der Arbeit erhöht die Bedeutung der "Humanressource", des Subjekts, der Selbständigkeit der Arbeitenden, des Faktors "Mensch". Die Abhängigkeit voneinander und vom gemeinsamen Kontext ferner schafft einen Demokratisierungsdruck. Und die Globalisierung kündet - über eine Zwischenzeit - vom Ende der puren Herrschaft des Geldes, das verdrängte Soziale und Kulturelle wird nach seinem Recht verlangen. Schließlich tragen die alten Lebensmuster nicht mehr: die Individualisierung ist nicht rückgängig zu machen, die herkömmlichen Ehen und Familien garantieren keine Versorgung mehr. In all dem liegt ein Movens, neue emanzipatorische Lösungen zu suchen.

So geht es um die Suche nach einem Weg, der der Entwicklung eine neue Drehung verleiht. Er wäre nicht per se das ganz Andere, sondern er versuchte den Wandel, aus den Grundlagen heraus, die vorhanden sind, wieder produktiv zu machen. Es ginge um ein Modell, das neue Geschlechterverhältnisse, Flexibilität und Vielfalt und eine neue durchschnittlich kürzere Erwerbszeit-Norm allgemeinfähig machte. Es zielte auf ein Gesamtprojekt neuer Arbeitsverteilung, -bewertung und -schaffung. Es wäre ein neuer Arbeits-, Geschlechter- und Gesellschaftsvertrag.

Der Ausweg fängt zuvorderst an, wo Frauen und Männer selbst aktiv in den Prozess des sozialen Wandels hineingehen, ihn sich zu eigen machen und ihn aus eigenem Interesse gestalten. Die nachindustrielle Gesellschaft setzt (objektiv) eine große soziale Bewegung frei. Bürger und Bürgerinnen können von den Geschobenen zu den Schiebenden werden, wenn sie eine aktive Bewegung für neue selbstbestimmte und geteilte Arbeit initiieren. Sie könnten das Verhältnis zwischen Privatem und Öffentlichem, Arbeit und sozialen Beziehungen, Privathaushalt, Wirtschaft und Staat aus ihrer Perspektive neu verschieben und für eine andere Ökonomie dynamisieren. Sie könnten sie in einen neuen Zusammenhang bringen und die Spaltungen sowie die Ungleichheiten zugunsten eines demokratischen und auf Wechselseitigkeit begründeten Verhältnisses korrigieren. Die neuen Impulse könnten gerade von Frauen und aus ihren bisherigen privat und öffentlich un- bzw. unterbezahlten (Beziehungs-)Arbeiten kommen, in denen ihre Arbeitskraft und Liebe festgefroren und ausgebeutet wurde. Dann zeigte sich künftig alle bezahlte und unbezahlte Arbeit von Frauen und Männern in einem Zusammenhang mit engeren oder weiteren sozialen Beziehungen. Sogenannte Beziehungsarbeit würde als wechselseitiges Tätigsein für sich und andere und berufliche Arbeit als professionelle Tätigkeit um der Sache der Menschen willen wieder erkennbar. Alle Arbeit erhielte eine neue Richtung, die privat- und gesamtgesellschaftliche Ökonomie einen anderen Bezugsrahmen, und das würde eine andere Ökonomie und soziale Gesellschaft stiften. Die kommenden Jahre müssten deshalb die einer anderen Idee und Neuschöpfung von Gesellschaft - aufgrund der selbstverständlichen weiblichen Aneignung der Welt - sein.

Sie könnten sich für neue allgemeine Modelle und einen Arbeits-, Geschlechter- und Gesellschaftsvertrag einsetzen, der die Rahmenbedingungen im Großen für größtmögliche Vielfalt im Einzelnen schafft. Ein zukunftsfähiges Modell von Arbeit und eine demokratisch-demokratisierende Arbeitsgesellschaft braucht einen neuen Arbeitsbegriff, eine andere Aufteilung zwischen bezahlter und unbezahlter Arbeit sowie eine andere Arbeitszeit, -verteilung und -flexibilität. Es erfordert neue individuelle und gesamtgesellschaftliche Arbeitswerte.
Ökonomie, Ökologie und Soziales müssten dabei eine Einheit bilden und so müsste ein neues nachhaltiges Produktivitätsverständnis und Wachstum Fuß fassen. Ein alternatives Modell

von Arbeit verlangt mehr und andere Bildung, hohe Allgemeinbildung neben hoher fachspezifischer und lebenslänglicher Qualifikation, neue Selbständigkeit und Vernetzung. Eine allgemeine Beteiligung an kollektiver Wertbildung (Produktivvermögen, Geldgeschäfte) ist ebenfalls wichtig. Eine solche Arbeit wird sich aus Erwerbsarbeit, Selbstversorgungsarbeit und freigewählter Tätigkeit zusammensetzen. Sie wird vielfältiger, phantasievoller, kreativer, persönlicher und sinnvoller sein (können). Sie wird die Menschen wieder unabhängiger, handlungsfähiger und stärker machen.

Zu ihr gehört auch ein neu konstruierter Sozialstaat. Wenn der Markt Grundlage der Gesellschaft sein soll, dann müsste dies auch richtig geschehen. Dann sollte der Sozialstaat jeder und jedem ein Minimum an Eigentum sichern, um mündige(r) BürgerIn und dabei auch selbständiger Käufer und Verkäufer von Gütern aller Art sein zu können. Dieses Minimum läge in einer Grundsicherung für NichtSelbstversorgungs- bzw. Erwerbsfähige oder einem Zugang zur Erwerbsarbeit. Dann sollte der Sozialstaat von unten Eigenverantwortung gesellschaftlich fördern, indem er subventioniert, was im Notfall Alternativen schafft bzw. der gesellschaftlichen Selbsthilfe dient. Dann sollte er Fürsorgearbeit für Nicht-Erwerbsfähige und sozialen Zusammenhalt stützen und stärken, aber die BürgerInnen selbständig und selbstverantwortlich sein lassen. Er würde Vorsorge für unheilbare Not schaffen. Zu einer anderen Arbeit schließlich gehört auch ein anderes Kindheits-, Familien- und Lebensmodell insgesamt.

Ein Modell gleicher Arbeit für Frau und Mann

Ein neuer Arbeitsvertrag, der zugleich demokratischer Geschlechter- und Gesellschaftsvertrag ist, ließe sich wie folgt konkretisieren. Der neue Arbeitsbegriff ginge von der gesellschaftlich notwendigen Gesamtarbeit aus und umfasste das, was bislang Haus- und Berufsarbeit, Produktions- und Reproduktionsarbeit war. Dabei wäre im Einzelnen zu klären, was gesellschaftlich notwendig und was wirkliche Privatsache ist. Auch müsste für die unterschiedlichen, besonders die personennahen Arbeiten die jeweils beste - private, gesellschaftliche, institutionelle etc. - Organisationsform gefunden werden. Diese gesellschaftlich notwendige Arbeit wäre samt und sonders Grundlage für Existenzsicherung und deshalb direkt oder indirekt zu bezahlen. Sie wäre prinzipiell gerecht zwischen den Geschlechtern zu teilen, beide müssten gleichen Zugang zu jeder Arbeit haben. Damit wäre die Spaltung zwischen Produktions- und Reproduktionsarbeit obsolet. Ohne den, sich immer wieder reproduzierenden Menschen, kann es auch keine Produktivität geben. Wie hoch die unterschiedlichen Arbeiten jeweils im Einzelnen bewertet werden, wäre eine Frage ihrer Leistung und Bedeutung nach neuen Kriterien. Dieses Vorgehen würde eine Umverteilung

aller Arbeit (einschließlich des Leistungsbegriffs), aller Zeit und allen Geldes nötig machen. Dieses Trio von Arbeit, Zeit und Geld müsste von Anfang an zwingend zusammen in seinem Kontext gesehen werden. Die Umgestaltung betrifft das System von Lebens- und Selbstbestimmungschancen der Einzelnen und darüber auch die Qualität von Wirtschaft und Gesellschaft in ihrem Fundament.

Im Einzelfall könnte und würde es viele unterschiedliche Varianten von Arbeiten, Zeitverausgabung und Einkommen geben. Entscheidend aber wäre eine neue gerechte durchschnittliche Norm, die gestützt und bevorteilt wird, während die Abweichungen ihren Preis kosten würden. Sie würde Arbeit und Leben eine gewisse neue Struktur und Sicherheiten geben. Zu realisieren wäre sie über ein vielgestaltiges System positiver und negativer Diskriminierung, von Vorteilen und Nachteilen, Subvention und Strafe oder Bonus und Malus, das sowohl individuell wie betrieblich, gesamtwirtschaftlich und gesellschaftlich greift.

Das Feld der Erwerbsarbeit

Auf dem Feld der Erwerbsarbeit läge der erste Schritt in einer radikalen Verkürzung der Arbeitszeit als durchschnittlicher Norm und ihrer lebenslang flexiblen Gestaltung nach den Bedürfnissen der Arbeitenden, der Wirtschaft und Gesellschaft als Ganzes. Sie könnte sich nach Wochen-, Jahres- oder Lebenserwerbszeit richten, sie könnte auf Zeitkonten angelegt werden. Sie liefe auf eine Art "Teilzeitarbeit für alle" hinaus, freilich ohne die Zumutungen, die sie heute Frauen bringt. Denn sie wäre aufgewertet, allgemein lebensfähig und sozial sicher gemacht. Sie würde - von heute aus berechnet - etwa 20-25 Stunden pro Woche betragen. Neben sie würde gleichberechtigt dasselbe Quantum an Reproduktionsarbeit treten. In dieser 2 x 20-25 Stunden Arbeit würde sich auf neue Weise der Anspruch auf "halbe-halbe" zwischen Frauen und Männern umsetzen. Wer mehr als 20-25 Stunden pro Woche erwerbstätig ist, würde dafür auf Arbeitgeber- und -nehmerseite höhere gesellschaftliche Abgaben, Steuern oder Sozialbeiträge bezahlen, um so die Reproduktionsarbeit zu finanzieren, die andere mitverrichten müssten. Wer unterhalb der Norm läge, müsste mit weniger auskommen. Erwerbsarbeitsfreie Phasen bzw. bezahlte Ausstiegsrechte, Zeitkonten, flexible Alltagsregelungen würden die Reproduktionsarbeit mit der Erwerbsarbeit für alle vereinbar machen. Die notwendigen Rahmenbedingungen für eine so gestaltete Erwerbsarbeit müsste zwischen allen gesellschaftlichen AkteurInnen ausgehandelt und tarif- wie staatspolitisch gesichert werden.

Das Feld der Reproduktionsarbeit

Auf dem Feld der Reproduktionsarbeit, sofern sie für den generativen Erhalt gesellschaftlich notwendig ist, wäre ebenfalls und erstmalig eine durchschnittliche Norm zu veranschlagen.

Sie wäre anhand der insgesamt geleisteten Arbeitsstunden zu berechnen, von heute aus gesehen betrüge sie pro Woche etwa 20-25 Stunden. Sie wäre durch Umlageverfahren aus der Erwerbsarbeit zu finanzieren. Die Wege und Ausgestaltung dessen wäre im Detail differenziert. Modellhaft könnte sich diese Reproduktionsarbeit für die Einzelnen folgendermaßen gestalten: Jede erwachsene Person - erstens - würde sich selbst versorgen müssen oder sich diese Arbeit real bezahlt kaufen müssen. Lebensgemeinschaften wären, sofern sie auf gesellschaftliche Ressourcen etwa in Form von Ausstiegsrechten aus der Erwerbsarbeit zurückgreifen, zur gleichberechtigten Teilung der Reproduktionsarbeiten verpflichtet. Jede Person - zweitens erhielte ein bestimmtes Quantum an Zeit, für die sie zwecks generativer Sorgearbeit für andere im engen Sinne aus der Erwerbsarbeit gegen Lohnersatz aussteigen könnte. Sie könnte dieses Quantum aufteilen oder auch an einem Stück nehmen. Dafür wäre ein Schlüssel auszuhandeln und zu finden, beispielweise drei Jahre für Kinder, zwei Jahre für Alte, ein Jahr für Kranke. Jede Person - drittens - würde außerhalb dessen Steuervorteile oder Subventionen für Sorgearbeit erhalten, die sie darüber hinaus für andere Nichterwerbsfähige erbringt, zum Beispiel als individuelle Arbeit, in einer Selbsthilfegruppe oder anderen Weise. Diejenigen - viertens - die ehrenamtliche unbezahlte gesellschaftliche Arbeit leisten, könnten mit einem Bonus, etwa mit Privilegien bei der Nutzung öffentlicher Einrichtungen, der Zuteilung von Status oder immateriellen Gütern, honoriert werden. Schließlich wären unabhängig von all dem andere Rechte zur Reproduktion - wie Bildung oder Muße - zu klären.

Das Feld des Geldes

Auf dem Feld des Geldes wäre eine Neuverteilung in drei Dimensionen vorzunehmen. Erstens wären Einkommen von oben nach unten so zu verteilen, dass auch bei reduzierter Arbeitszeit das Einkommen einer Person ein Auskommen ermöglicht. Zweitens wäre Geld von Männern zu Frauen umzuverteilen. Dabei müsste der männliche Familienlohn abgebaut und durch einen Individuallohn für jede Person ersetzt werden. Überstunden müssten auf Arbeitgeber- und Arbeitnehmerseite künftig höher besteuert werden, jede Arbeitsstunde wäre prinzipiell gleich zu bezahlen. Ferner wären die indirekte Diskriminierung traditionell weiblicher Berufe und Tätigkeiten abzubauen und Qualifikationen querbeet neu zu bewerten. Drittens verliefe die Umverteilung von der bislang bezahlten zur bislang unbezahlten Arbeit wie oben exemplarisch dargestellt. So wäre der Weg frei für ein eigenständiges Einkommen eines jeden und einer jeden, das aus der selbständig erbrachten Erwerbs- und Reproduktionsarbeit resultiert.

Neues Arbeits-, Sozial- und Familienrecht

Dieses Projekt der Neuverteilung von Arbeit, Zeit und Geld würde eine Neustrukturierung des Arbeits-, Sozial- und Familienrechts nach sich ziehen. Nicht die Ehe, sondern die

Fürsorgearbeit an anderen (Nicht-Erwerbsfähigen) und das, was der sozialen Beziehungsstiftung und Netzwerkbildung dient, wäre zu schützen. Statt mit Ehegattensplitting die traditionelle patriarchale Ehe zu fördern, wären alle Lebensformen gleichzustellen.

Alle strukturellen Vorteile des patriarchalen Modells wären zu beseitigen. Es wären gerechte Übergangsmodelle zu finden und eine systematische Geschlechtergleichstellungspolitik mit Anreizsystemen auf Seiten der Männer und Frauen zu entwickeln. Erst dann gäbe es ein neues freies Spiel der Kräfte. Vorteile und Nachteile, Risiken und Chancen wären etwa gleichverteilt.

Mit all dem bekäme im übrigen auch der Markt auf einem durch und durch zivilen und demokratischen Weg einen neuen Rahmen, der die Wirtschaft selbst demokratisiert.

Vier Eckpunkte gegen Ausgrenzung und als Anfang für den neuen Arbeitsvertrag

Es gibt vier minimale Eckpunkte für den Aufbau eines solchen alternativen Entwurfes von Arbeit, die von unten her gesehen greifen würden und die gleichzeitig geeignet wären, den Prozess von Verarmung und sozialer Zerstörung zu stoppen. Sie sind schon lange in der Debatte und können vergleichsweise leicht verwirklicht werden, wenn es politisch gewollt würde. Entscheidend ist, sie als Paket zu verwirklichen: Die sogenannte geringfügige Beschäftigung wäre abzuschaffen, jede Arbeitsstunde wäre prinzipiell in gleicher Weise sozial abzusichern. Eine Grundsicherung im genannten erwerbsunabhängigen Sinne müsste beschlossen werden. Die durchschnittliche Erwerbsarbeitszeit wäre deutlich zu verkürzen. Das Ehegattensplitting wäre zugunsten einer eigenständigen Existenzsicherung abzuschaffen.

Als erste Schritte wären ebenso die soziale Gleichstellung von Teilzeitarbeit und ein Rückkehrrecht in Vollzeiterwerb, die Teilung zwischen und Bindung von Elternrechten an Frau und Mann, sowie eine Quote beim Zugang, Umbau, Abbau, Neuaufbau von Arbeitsplätzen wichtig.

* * * * * *

Frauenvorträge an der
FernUniversität
29

Die Grenzen des Frauseins aufheben - DIE BILDHAUERIN MILLY STEGER 1881 - 1948

Birgit Schulte

Dr. Birgit Schulte

Vortrag an der FernUniversität

am 30. April 1999 in Hagen

Die Verantwortung für den Inhalt trägt alleine die Autorin.

ISSN 1438-9606

© FernUniversität–Gesamthochschule in Hagen

Redaktion: Die Gleichstellungsbeauftragte
Die Vorsitzende der Gleichstellungskommission sowie
Monika Giebeler, Melanie Graf

Herausgeber: Der Rektor

1 *Die Grenzen des Frauseins aufheben* - DIE BILDHAUERIN MILLY STEGER 1881 - 1948

Der Hagener Theaterskandal: Provinzposse und Sprungbrett S. 4

Die künstlerischen Anfänge:"…zum Bildhauer geboren." S. 6

Die Stadtbildhauerin von Hagen: Aufträge und Ablehnung S. 7

Der Ausdruckstanz und die expressionistische Phase S. 9

"dass alle Beschränkungen von begabten Frauen wegfallen." S. 8

Stilwandel und Karrierehöhepunkt S. 9

1933 - 1943: Akzeptiert und "Entartet" S. 11

Nach der Katastrophe: Neubeginn und Ende S. 14

"Milly Steger die Bildhauerin ist eine Welt" S. 16

Die Grenzen des Frauseins aufheben
DIE BILDHAUERIN MILLY STEGER 1881-1948

Der Hagener Theaterskandal: Provinzposse und Sprungbrett

Im Schaffen der Berliner Bildhauerin Milly Steger sind "die Grenzen des Frauseins aufgehoben". So formulierte, im Jahr 1936, ein deutscher Kunstkritiker.[1] Die 'Grenzen des Frauseins' waren damals, im bereits weit fortgeschrittenen 20. Jahrhundert, in den Köpfen noch immer derart eng gezogen, dass die vermeintliche Grenzüberschreitung, die eine Reihe von Künstlerinnen gewagt hatten, nicht selten heftig attackiert wurde.[2] Dies war Fall gewesen, im Zusammenhang mit Milly Stegers Bauplastik für das Theater der Stadt Hagen, im Jahr 1911. Die Enthüllung löste damals einen handfesten Skandal in der westfälischen Industriestadt aus, dessen Schilderung anschaulich illustrieren kann, wie ungewöhnlich und aufsehenerregend die Arbeit einer "Powerfrau am Bau" zu Beginn des 20. Jahrhunderts gewirkt haben muss.

Mitte Oktober des Jahres 1911 erhielten führende deutsche Museumsdirektoren und bedeutende Bildhauer von Karl Ernst Osthaus, dem Gründer und Direktor des Museums Folkwang in Hagen, einen Brief mit folgendem Inhalt: "Beiliegend gestatte ich mir, Ihnen eine Photographie vom Haupteingang des neuen Hagener Stadttheaters mit 4 Figuren von Milly Steger zu übersenden. Diese Figuren sind aus durchsichtigen Gründen Gegenstand eines Kesseltreibens geworden, wie es hässlicher in einem ähnlichen Falle kaum da gewesen sein dürfte. Ausdrücke wie 'obskure Künstlerin, Schweinerei, abschreckende Hässlichkeit' usw. sind noch die mildesten. Im Stadtparlament hat man einstimmig dagegen Stellung genommen. Es ist sogar nicht ausgeschlossen, dass die Figuren von ihrer Stelle entfernt und durch irgendwelchen Kitsch ersetzt werden. Ich möchte Ihrem Urteil über die Figuren nicht vorgreifen, glaube aber, dass dieser Fall eine so prinzipielle Bedeutung hat, dass er die schärfste Abwehr von künstlerischer Seite erfordert. Ich möchte daher den Anpöbelungen der Hagener Bevölkerung einige Urteile aus sachverständigem Mund entgegensetzen und diese vor allen Dingen für den Fall bereithalten, dass die Absicht, die Figuren zu entfernen, ernsthaft auftauchen sollte. (...) Besonders bitte ich Sie mit Rücksicht auf den diplomatischen Angriffspunkt der Hagener um ein

---

[1] In: Koralle, Jg. 4, lf. 5., 1936, S. 156.

[2] Vgl.: Karl Scheffler: Die Frau und die Kunst, Berlin 1908; Hans Hildebrandt: Die Frau als Künstlerin, Berlin 1928.

Wort darüber, ob Ihnen die Figuren gerade an dieser Stelle richtig zu stehen scheinen. Es wird nämlich vielfach damit operiert, dass die Figuren möglicherweise in einem Museum, nicht aber innerhalb der 'wundervollen Architektur' des Theaters am richtigen Platze ständen."[3] Die Theaterfiguren provozierten vehementen Zorn und Ablehnung in der Hagener Bevölkerung und bei ihren Politikern. Diese sahen sich zum Erlass eines Verbotes des Theaterbesuchs für Kinder und Schulklassen genötigt, um diese vor einer Konfrontation mit den anstößigen Gestalten zu bewahren.

Heute ist kaum mehr nachvollziehbar, weshalb die vier Frauenakte zum Stein des Anstoßes werden konnten. Während damals die überregionale Presse den Aufruhr als Provinzposse abhandelte, protestierten zweihundert Hagener Damen unter der Regie eines protestantisches Pfarrers. Sie sammelten Unterschriften sowie 2.500 Mark, um die schändlichen Geschöpfe entfernen und sie durch harmlosere, züchtige Skulpturen ersetzen zu lassen. In diesem Zusammenhang erscheint es auffällig, dass die polemischen Angriffe sich nicht nur gegen die Bildwerke richteten, sondern persönlich auf deren Urheberin zielten. Möglicherweise war sie selbst, die sich als "obskure Künstlerin" beschimpfen lassen musste und weniger die von ihr geschaffenen Werke der Dorn im Auge. In der Industriestadt Hagen hatte - wahrscheinlich zum ersten Mal in der Kunstgeschichte - eine Frau einen beträchtlichen und damit auch lukrativen, bauplastischen Auftrag der öffentlichen Hand erhalten.

'Kunst am Bau', die einträglichste Erwerbsquelle für Bildhauer, war bis zu diesem Zeitpunkt eine reine Männerdomäne gewesen. Stärker als die Malerei war die Bildhauerei traditionell an Aufträge gebunden. Bildhauerinnen wie Elisabet Ney (1833-1907), der offizielle Aufträge übertragen wurden, waren die große Ausnahme und die Arbeiten verblieben zumeist im kleinen Maßstab, wie zum Beispiel Portraitbüsten. Zudem galt die Bildhauerei generell, neben der Architektur, als die 'unweiblichste' aller Künste. Da dieses Metier mit physischer Kraftanstrengung einherging, galt es für Frauen nicht als opportun. Dem 'schwachen Geschlecht' wurde die eigenhändige Bearbeitung harter Materialien wie Stein oder Holz nicht zugetraut. Künstlerinnen dieser Branche wurden auf typisch weibliche Themen wie das gefällige Genre im bescheidenen Format verwiesen. Ihre Zuständigkeit waren Portraitbüsten oder Medaillen, und die erfolgreichste Protagonistin im Bereich handlicher, anmutig-liebenswürdiger Tierplastik war Renée Sintenis (1888-1965).

Die ideologischen Vorbehalte mancher Kunstkenner mündeten zu Anfang des 20. Jahrhunderts in Behauptungen, dass den weiblichen Kunstschaffenden, abgesehen von der nötigen

---

[3] Serienbrief von Karl Ernst Osthaus vom 13.10.1911; Karl Ernst Osthaus-Archiv (im folgenden KEO-Archiv) P 390.

Körperkraft, auch ein Mangel an räumlichem Vorstellungsvermögen zu eigen sei. Daher fehle ihnen grundsätzlich die Fähigkeit, eine Plastik zu erdenken, geschweige denn zu realisieren. Noch 1928 behauptete der Kunstkritiker Hans Hildebrandt: "Der Farbsinn des Weibes ist stärker als der Formsinn, der Sinn für Flächenformen stärker als jener für körperhafte Formen. Ist diese Beobachtung (...) richtig, so muss es mehr Malerinnen und bedeutsamere gegeben haben als Bildhauerinnen. (...) Die altüberlieferten Haupttechniken der Skulptur, das Heraushauen des Bildwerks aus dem Stein, das Herausschnitzen aus dem Holze, verlangen eine andere Art körperlicher Anlage und eingeborener Geschicklichkeit, als die weibliche Hand sie aufweist, die flink ist und geschmeidig, spürsam für die Nuance und äußerst sensibel, doch zart und ohne robuste Muskelkraft." "Für eine Bildhauerin war es bei diesen tiefverwurzelten Vorurteilen äußerst schwierig, nicht nur kleine Privataufträge für Portraits zu erhalten, sondern umfangreiche Bestellungen von staatlichen Institutionen oder gar Denkmäler."[4]

Ansichten wie die des Kunstkritikers Karl Scheffler in seiner Schrift 'Die Frau und die Kunst', aus dem Jahr 1908, hatten die öffentliche Meinung geprägt. Damals hatte er festgestellt, Frauen fehle "der künstlerische Raumsinn. Daneben dürfe auch nicht unterschätzt werden, dass die Frau schon der körperlichen Kraftentfaltung, die vor allem die Arbeit des Bildhauers erfordert, unfähig sei."[5] Milly Steger, die mit Hilfe ihres Assistenten die Fassadenfiguren, im Gerüst stehend, selbst aus dem Stein schlug, war durchaus nicht dieser Meinung: "Ich würde tunlichst nach vorhergemachten Studien den Stein selbst bearbeiten, nicht vorher modellieren, damit das Ursprüngliche bewahrt bleibt. Durch letzthin gemachte Erfahrungen, bei der sofortigen Arbeit in den Stein, komme ich immermehr zu der Überzeugung, dass eine viel plastischere Gestaltung der Form durch das Abnehmen beim Steinverfahren zu erreichen ist, als bei dem Nacheinanderansetzen der Modelliertechnik."[6]

Die künstlerischen Anfänge: "... zum Bildhauer geboren."

Milly Steger wurde am 15. Juni in Rheinberg am Niederrhein geboren. Der Vater, von Beruf Richter, wurde als Justizrat nach Elberfeld berufen, wo das junge Mädchen aufwuchs. Nach

---

[4] Hildebrandt, 1928, S. 32. - Marina Sauer: Dilettantinnen und Malweiber, in: Das verborgene Museum, Berlin 1987, S. 30.

[5] Scheffler, 1908, S. 57 f.

[6] Steger in einem Brief an Osthaus vom 20.12.1914; KEO-Archiv P2 63/6.

dem Schulabschluss erhielt sie, wie es sich für eine höhere Tochter gehörte, Sprach- und Anstandsunterricht in einem Pensionat in London. Nebenher absolvierte sie Zeichenkurse an einer Londoner Kunstschule. Dort beschloss sie, Malerin zu werden. Zurück in Elberfeld, trat sie an der dortigen Kunstgewerbeschule in die Klasse der Stuckateure und Steinmetze ein, um Aktzeichnen zu lernen. Die erste Berührung mit der Bildhauerei und die Erprobung der handwerklichen Techniken faszinierte sie. Mit Hilfe ihrer Mutter setzte sie, gegen den Willen ihres Vaters, ihren Berufswunsch durch, Bildhauerin zu werden. Der Leiter der Bildhauerklasse an der Düsseldorfer Akademie, Professor Karl Janssen, hatte ihr Talent erkannt. Von 1901-1905 lernte Milly Steger in Jannsens Privatatelier in Düsseldorf. An den Akademien waren Frauen noch nicht zugelassen. Anschließend reiste sie nach Florenz, zum Studium der Renaissanceskulptur und 1906 nach Paris. Dort lernte sie die Plastik von Auguste Rodin und Aristide Maillol kennen. Von großer Bedeutung für ihr weiteres Schaffen war eine Begegnung mit dem berühmten belgischen Bildhauer George Minne im Sommer 1909. Angesichts einer ihrer frühen Arbeiten, rief er, der ihr großes Vorbild war, begeistert aus: "Sie sind zum Bildhauer geboren."

Vom Schaffen Milly Stegers vor 1910 ist relativ wenig bekannt. Offenbar hatte der Assistent des Hagener Museumsdirektors Karl Ernst Osthaus, die Bildhauerin zunächst im Juni 1910 in Berlin besucht. Brieflich berichtete er Osthaus von seinem Besuch im Atelier der Künstlerin: "Bei Frl. Steger bin ich heute Morgen gewesen. Sie hatte einige kleinere Arbeiten in ihrem Atelier, die garnicht übel waren und sogar eine kleine eigene Note enthielten. Mit einer Übersiedelung nach Hagen wäre sie einverstanden."[7]

Die Stadtbildhauerin von Hagen: Aufträge und Ablehnung

Die Aussicht, zwei umfangreiche Aufträge ausführen zu können - unter anderem die Theaterfiguren - lockte schließlich die knapp 30jährige von der Metropole nach Westfalen. Die massiven Frauenakte am Theater waren vermutlich die erste monumentale Arbeit der jungen Künstlerin. In Hagen entwarf sie eine weitere Fassadenskulptur für ihr eigenes Haus, in der Hohenhagener Künstlerkolonie am 'Stirnband': In eine hochformatige Nische eingespannt, die sie fast zu sprengen scheint, stemmt eine überlebensgroße, kräftige, nackte weibliche Figur in gespannter Bewegung den Balkon an der Straßenfront. Diese monumentale Arbeit zeugt von dem Selbstbewusstsein der jungen Künstlerin. Mit dieser Figur an ihrem Haus markierte sie

[7] KEO-Archiv P 470/1-2.

ihr Atelier. Unübersehbar demonstriert sie ihre Profession und gleichzeitig ihren Anspruch im Bereich der Groß- und Bauplastik. Ein weiteres Relief über dem Kaminsims eines Nachbarhauses gestaltete Steger nach einem ähnlichen Prinzip: die drei Frauenakte schmiegen sich mit tänzerischen Haltungen in das Oval ein. Die geschwungenen Gewandfalten unterstreichen das Fließende der Bewegung.

Mit der Anfertigung der Theaterfiguren 1911 waren die öffentlichen Aufträge für die junge Bildhauerin keineswegs erschöpft, trotz der anfangs heftigen Kontroversen. Im Gegenteil, sie wirkte ausdrücklich als 'Stadtbildhauerin von Hagen'. Da aus den Archivalien nicht rekonstruierbar ist, ob oder wann eine ausdrückliche Ernennung erfolgte, lässt sich die mit diesem Amt verbundene Aufgabenstellung nicht exakt beschreiben.[8] Die offizielle Funktion manifestierte sich darin, dass die Künstlerin zu verschiedenen städtischen Bauaufgaben herangezogen wurde. Mehrfach hatte sie dies der Vermittlung und Unterstützung von Karl Ernst Osthaus zu verdanken. Zwei *Portalfiguren*, ein Mädchen und ein Junge, schmücken den Eingang einer Altenhagener Schule. Für den Eingang der Sparkasse gestaltete sie ein *Balustradenrelief*.[9] 1914 entwarf sie eine Reihe von kolossalen *Panthern* über dem Eingang der neu erbauten Stadthalle. Die kraftvolle Dynamik und lauernde Aggressivität der sprungbereiten Raubtiere, standen in krassem Gegensatz erstens zu dem, was man damals mit 'typisch weiblich' identifizierte und zweitens auch zu den statischen Aktfiguren unter ihnen. Ihr Schöpfer war der junge Hagener Bildhauer Will Lammert (1892-1957).[10]

Kein Erfolg war Osthaus' Engagement zugunsten seiner Künstlerin im Zusammenhang mit dem 'Eisernen Schmied von Hagen' beschieden. Während des Ersten Weltkrieges sollte 1915 öffentlich eine gegen eine Geldsspende zu benagelnde Holzfigur aufgestellt werden. Auf Osthaus' Anregung reichten Ernst Ludwig Kirchner und Milly Steger Entwürfe ein. Diese wurden jedoch von der Kommission abgelehnt, zugunsten einer drei Meter hohen, muskelstrotzenden Kolossalfigur des Dortmunder Bildhauers Friedrich Bagdons. Stegers Entwurf ist nicht erhalten. Erhalten ist allerdings die lebensgroße Bronze eines sitzenden *Schmiedes* von Milly Steger für die Altenhagener Brücke, die zwei Jahre zuvor, im Jahr 1913, gegossen wurde.

---

[8] Vgl. Joachim Heusinger von Waldegg: Milly Steger, in: Skulptur des Expressionismus, München 1984, S. 188.

[9] Das Relief zeigte ein schlangenartiges Mischwesen. Das Gebäude der Sparkasse wurde im Zweiten Weltkrieg zerstört. Ein Relikt, der Hauptteil des Reliefs, liegt heute vor dem Eingang des Sparkassen-Hochhauses an der Körnerstraße, ein weiteres Fragment im Hameckepark in Boelerheide.

[10] Vgl. Werner Gerber: Hagener Bohème. Menschen um Osthaus, Hagen 1990, S. 26.

Auch um diese monumentale Auftragsarbeit, rankt sich eine Geschichte, die erneut belegt, wie schwer es die junge Stadtbildhauerin mit ihrem hauptamtlichen Auftraggeber hatte: 1913 war Milly Steger mit dem Auftrag der lebensgroßen Bronzefigur eines Eisenschmiedes betraut worden. Der Schmied war als Bekrönung der Wettersäule an der Altenhagener Brücke vorgesehen. Doch die städtische Baudeputation war mit ihrem Werk wieder einmal nicht einverstanden. Erstens war den Ratsherren die sitzende Haltung des rastenden Steger'schen Arbeiters zu passiv und zweitens der Gesichtsausdruck zu melancholisch, zu nachdenklich und zu herb. Milly Stegers Schmied wurde, statt im öffentlichen Raum Präsenz zu zeigen, ins Innere der Hagener Stadthalle verbannt.

Im Jahr 1914 begab sich aber auch Erfreuliches für Milly Steger. Über Osthaus lernte Steger den berühmten belgischen Architekten Henry van de Velde kennen. Dieser gewann sie zur Mitarbeit an seinem Theater für die 'Deutsche Werkbund- Ausstellung' in Köln. Für ein Feld über dem Eingang des Wandelganges entwarf die Bildhauerin ein beschwingtes *Tänzerinnenrelief,* [11] Darüber hinaus wurden auf der 'Werkbund-Ausstellung', in dem von Osthaus eingerichteten 'Hagener Raum', Stegers Gipsmodelle für zwei Portalfiguren vorgestellt. Sie sollten, in Bronze ausgeführt, den Haupteingang des Folkwangmuseums flankieren.[12] Bereits 1912 hatte Steger, zum zehnjährigen Jubiläum des Museums, einen *Frauenkopf als Schlussstein* über dem Portal gestiftet.

Der Krieg jedoch verhinderte die Umsetzung der Fassadenskulpturen für das Museum sowie die Realisierung weiterer öffentlicher Aufträge.[13] Dies sowie die Tatsache, dass aufgrund fehlender Investitionsmittel Stegers Plan scheiterte, in Hagen ein Atelier für Grab- und Gedenksteine einzurichten -[14] eine während des Krieges ergiebige Einnahmequelle -, hat 1917 Milly Stegers Entscheidung zur Rückkehr nach Berlin beeinflusst. Ihre finanzielle Situation war

---

[11] Die Reliefs wurden zusammen mit dem Werkbundtheater zerstört. Ursprünglich war dieses Relief als Entwurf für die Ausschmückung der Hagener Stadthalle konzipiert, um im Vorfeld der Ausführung die Projektierungskosten sparen zu können.

[12] Die Ausstellungsliste der Kölner Werkbund-Ausstellung vom 4.5.1914 nennt 3 Arbeiten Stegers: *Sitzendes Mädchen*, Gips; *Steinfigur*, Kalkstein und *Mädchenfigur*, getönter Gips; KEO-Archiv Kü 434/1. - Die Modelle sind verloren und nur auf einer Fotografie überliefert.

[13] Vgl. Brief von Osthaus vom 15.12.1914: "... Fräulein Steger, die ganz ohne Aufträge ist, ...". - KEO-Archiv Kü 445/17.

[14] KEO-Archiv P 377/1 und P 403/1.

derart desolat, dass die Künstlerin die Miete für das Hagener Atelier oft nicht aufbringen konnte.[15]

Zurück in Berlin, übernahm sie das Atelier von Georg Kolbe.[16]

Der Ausdruckstanz und die expressionistische Phase

Mit dem Ortswechsel war auch ein Stilwandel verbunden. Der strenge Aufbau aus einfachen Formen, im Zusammenhang mit starkem Ausdrucksverlangen, kennzeichnet die Arbeiten ab 1917 bis zu Beginn der Zwanziger Jahre. Milly Steger schuf hauptsächlich Portraits und freiplastische Figuren, von Kleinformat bis Lebensgröße. Ihre Plastiken bestimmte das dynamische Element einer expressiven Ausdrucksgebärde. "Bringe dein inneres Erleben in knappster Form zum Ausdruck", beschrieb die Künstlerin selbst ihr Anliegen.[17] An die Stelle von Masse trat Leichtigkeit und Bewegung. Die aus geometrisierenden Grundstrukturen komponierten Gestalten, verschränken sich in komplexen Drehungen. Die Gesichter zeigen einen introvertierten, melancholischen Ausdruck. Aus aufeinander bezogenen Horizontalen, Vertikalen und Diagonalen baut sich der *Auferstehende Jüngling*, von 1920, auf. Zu dieser Gestalt ließ sich Steger möglicherweise durch die knienden Knaben um den Brunnen des von ihr verehrten George Minne in der Eingangshalle des Hagener Museum Folkwang anregen.[18] Die Aufwärtsbewegung des Knienden wird durch die Spitzen des kantigen, um den Unterkörper drapierten Gewandes unterstützt. In dem vom Viereck der Arme und Hände eingefassten Gesicht dominieren die großen, hervortretenden, mandelförmigen Augen. Nicht nur die Gebärde, auch die Mimik ist stilisiert. In enger Verknüpfung kommt dieses Zusammenwirken expressiver Mimik und Gestik auch in der ausdrucksstarken *Weiblichen Halbfigur* zum Tragen. Hier steigert die Künstlerin das Streben nach vergeistigtem Ausdruck ins Extrem. Raumgreifender ist

---

[15] In Briefen an Osthaus erwähnt Steger 1916 Aufträge für den Hagener Stadtbaurat Figge, für den Gartenarchitekten Leberecht Migge und für Hans Hildebrandt; für letzteren, der 1918 über die Bildhauerin einen Artikel im 'Kunstblatt' veröffentlichte, evtl. die Ausführung eines Portraits.

[16] Nach Kriegsende übernahm der kommunistische Maler Max Schulze-Sölde das Atelier im Steger-Haus, das zum Treffpunkt der sog. 'Hagener Bohème' wurde.

[17] Aus einem Manuskript von Milly Steger in Privatbesitz, vermutlich aus dem Jahr 1946.

[18] Minne hatte die Figur des Großen Knienden 1898 geschaffen, 1906 erteilte Osthaus ihm, auf Anregung van de Veldes, den Auftrag zur Konzeption des Brunnens für die Eingangshalle des Folkwangmuseums.

Jephtas Tochter von 1919, die Karl Ernst Osthaus für sein Museum Folkwang ankaufte.[19] In dieser tragischen Gestalt aus dem Alten Testament verarbeitete Milly Steger die spannungsvolle Körpersprache des damals populären Ausdruckstanzes.[20] Jegliche blockgebundene Schwere ist aufgehoben. Fließende, gegenläufige Bogenformen umreißen die zierlich-feingliedrige, etwas unterlebensgroße Tänzerin. Milly Steger verstand die eigenwillige Dynamik ihrer Figuren als Ausdruck von Emotionen. "Ihre Sprache ist Bewegung. Keine Bewegung als Selbstzweck, aus Virtuosität. Aber Bewegung als Ausdruck eines intensiven Gefühls," so ein zeitgenössischer Kritiker.[21]

"dass alle Beschränkungen von begabten Frauen wegfallen."

Mit Karl Ernst Osthaus in Hagen hielt Milly Steger auch von Berlin aus weiterhin Kontakt[22]. Beide traten 1919 dem 'Arbeitsrat für Kunst' bei. Diese Vereinigung von Kulturschaffenden hatte sich, unter dem Eindruck der Novemberrevolution 1918, dem Aufbau einer neuen sozialistischen Gemeinschaft verschrieben. Der Arbeitsrat entwickelte utopische Vorstellungen von einem "Gesamtkunstwerk Gesellschaft" in einem Idealstaat.[23] Im Frühjahr des Jahres 1919 erhielten die Unterzeichner des kunstpolitischen Programms einen Fragenkatalog, um die Ar-

---

[19] *Jephtas Tochter* von 1919 war aus schwarzem Steinguss, der wie schwarzglänzender Eisenguss wirken sollte. Vgl. Brief vom 19.2.1920; KEO-Archiv P2 63/2. - Steger schickte die Figur im September 1920 von Berlin nach Hagen; vgl. KEO-Archiv P2 63/32. Zur Aufstellung schlug sie einen hellen Hintergrund für die freistehend gedachte Figur vor; vgl. Brief an Osthaus vom 19.10.1920; KEO-Archiv V 74/1, beiliegend die Rechnung über 2.500 Mark. - *Jephtas Tochter* gelangte 1922 nach Essen und wurde 1944 im Krieg zerstört. - Die Plastik war beispielhaft in Alfred Kuhns Buch: Die neue Plastik, 1922, neben Arbeiten von Jacques Lipschitz und Alexander Archipenko abgebildet.

[20] Berühmte Ausdruckstänzerinnen dieser Zeit waren Gret Palucca und Mary Wigman; Osthaus hatte die Tänzerin Tatjana Barbakoff mehrfach nach Hagen eingeladen.

[21] Alfred Kuhn: Milly Steger, in: Deutsche Kunst und Dekoration, Jg. 26, lf. 4, 1923, S. 199.

[22] Zusammen mit verschiedenen Künstlern, denen sie zum Teil erstmals in Hagen begegnet war - Walter Bötticher, Karl Gehle, Christian Rohlfs, Jan Thorn-Prikker, Moissey Kogan, J.L.M. Lauweriks, Ernst-Ludwig Kirchner, Georg Kolbe, Willi Lammert und Max Schulze-Sölde - beteiligte sich Milly Steger im Juni 1921 an der zweiten Gedächtnisausstellung für den verstorbenen Mäzen im Museum Folkwang unter dem Motto: 'Die Künstler um Karl Ernst Osthaus'

[23] Vgl. Karl Ernst Osthaus' und Milly Stegers Antworten, in: Ja! Stimmen des Arbeitsrates für Kunst in Berlin, 1919.

beitsrat-Programmatik zu untermauern. Die Antworten von 28 Mitgliedern, unter ihnen Milly Steger, wurden im November veröffentlicht unter dem Titel: 'JA! Stimmen des Arbeitsrates für Kunst in Berlin'. Von den Erwiderungen Milly Stegers auf die 13 Fragen soll hier nur eine zitiert werden: Diese unterstreicht ihren Anspruch als gleichberechtigte Künstlerin, den sie nicht nur für sich selbst behaupten wollte. So lautete die Frage zum Lehrprogramm: "Welche Maßnahmen werden für geeignet gehalten, eine gründliche Reform der Ausbildung für alle bildnerische Tätigkeit zu erreichen?" Darauf formulierte Milly Steger folgende Forderung: "Ich schließe mich dem aufgestellten Lehrprogramm im wesentlichen an und möchte insbesondere Gewicht auf die handwerkliche Ertüchtigung jedes Kunstschülers legen; im übrigen bin ich dafür, dass dem Schüler durch den Unterricht der Weg zu seinem eigenen Ich, zu seiner eigenen Art, die Dinge zu sehen und zu empfinden, und zu seiner eigenen künstlerischen Offenbarung gewiesen wird. - Für selbstverständlich halte ich es, dass in einem sozialistischen Staat alle Beschränkungen hinsichtlich der Aufnahme von begabten Frauen in den Unterrichtsanstalten wegfallen."

Diese Antwort spiegelte Stegers persönliche Erfahrung während ihrer eigenen Lehrzeit. Ihr selbst war die Aufnahme an einer staatlichen Unterrichtsanstalt, das heißt der Kunstakademie, noch verwehrt gewesen. Erst ab 1918 gewährten die öffentlichen Ausbildungsstätten auch Frauen den Zugang. Ihre eigene Schulung hatte Milly Steger im Privatatelier des Düsseldorfer Bildhauereiprofessors Janssen erfahren. Zu Janssens männlichen Meisterschülern an der Akademie zählte unter anderen Wilhelm Lehmbruck. Vor dem Hintergrund ihres eigenen Ausschlusses von männlichen Bildungsprivilegien, wird Stegers Forderung nach der professionalisierten Ausbildung von Künstlerinnen an öffentlichen Lehrinstituten verständlich.

Sie selbst lehrte allerdings an einer privaten Kunstschule: Seit 1927 gehörte Milly Steger zum 'Verein der Berliner Künstlerinnen' und arbeitete dort aktiv im Vorstand mit. An der Unterrichtsanstalt des Künstlerinnen-Vereins wurden ab Januar 1929 Klassen für Aktzeichnen und Bildhauerei eingerichtet. Die Leitung übernahm Milly Steger. Als eine der ersten Frauen, unterrichtete sie nun auch männliche Schüler in Portrait, Akt, Komposition sowie in der handwerklichen Gesamtausbildung in Ton, Stein, Holz, Bronze und Gips.

Stilwandel und Karrierehöhepunkt

In den Zwanziger Jahren stand Milly Steger in Berlin auf dem Höhepunkt ihres Schaffens. Von 1922 bis 1943 nahm die Künstlerin als Gast an mehr als 25 Ausstellungen der Akademie der Künste teil. 1925 entwarf sie sechs kleinplastische Frauenfiguren für Porzellanausfor-

mungen der Firma Rosenthal. 1927 bot Philipp Franck, der Direktor der 'Staatlichen Kunstschule' zu Berlin, Milly Steger die Übernahme des Aktzeichenunterrichts für Damen an. Er musste sein Angebot jedoch kurz darauf wegen fehlender Haushaltsmittel zurückziehen. Im Auftrag des berühmten Intendanten Max Reinhardt modellierte Steger für das Foyer des Deutschen Theaters 1927 zwei Schauspielerinnenbüsten: Gertrud Eysoldt und Helene Thimig. Im gleichen Jahr stellte die Künstlerin im Kunstsalon Kühl in Dresden 25 Plastiken und eine größere Anzahl von Zeichnungen aus - womöglich die größte Einzelausstellung zu ihren Lebzeiten. Und sie wirkte mit in dem Dokumentarfilm 'Schaffende Hände: Die Bildhauer' von Hans Cürlis, der die verschiedenen Arbeitsweisen von Bildhauern demonstrierte. Ab 1927 gehörte Milly Steger zum 'Verein der Berliner Künstlerinnen'. Gleich zu Beginn arbeitete sie für fünf Jahre im Präsidium des Vereins, danach, 1932 wurde sie zur Ehrenvorsitzenden ernannt. Im Jahr 1930 nahm die 'Berliner Sezession' sie als Mitglied auf. Schließlich wurde Steger im Februar 1933 zur zweiten Vorsitzenden des 'Reichsverbandes bildender Künstler' Deutschlands gewählt und war zudem Vorstandsmitglied des Berliner Ortsverbandes.

Vergleicht man ihr Werk ab Mitte der zwanziger Jahre mit den expressiven Figuren der frühen Berliner Zeit, so lässt sich hier deutlich ein Stilwandel erkennen. Dieser löste zunehmend die expressionistische Phase ab. Milly Steger knüpfte wieder verstärkt an Naturformen an, wie sie dem frühen 'Schmied' von 1913 zu eigen waren. Ihre Figuren gewinnen an Schwere. Zwar sind noch immer starke Körperdrehungen, wie bei der Kauernden, um 1927, sowie eine ausgeprägte Gebärdensprache von zentraler Bedeutung. Die emotionale Aussage der Figuren findet nun jedoch in einer beherrschteren Bewegung Ausdruck. Ausgreifende Gebärden sind manchmal durch entsprechende Attribute, wie beispielsweise einen Krug oder durch das Hantieren mit einem Schleier oder Tuch motiviert. Manche Titel spiegeln eine seelische Stimmung: 'Die Klage', 'Die Einsamkeit' oder 'Die Sinnende'. Viele der in Stein gehauenen und in Bronze gegossenen Figuren sind lebens- oder überlebensgroß, wie die eindrucksvolle Bronzeplastik *Die Herbe*. Milly Stegers Hauptmotiv war und blieb der weibliche Akt, den sie in unzähligen Studien und Skizzen, in Bleistift und Rötel, immer wieder erprobte.

1933-1943: Akzeptiert und "Entartet"

1933 erlebte Milly Steger, wie unzählige andere Künstlerinnen und Künstler Deutschlands, die gravierenden Eingriffe der Nationalsozialisten. Zwar konnte sie an der Schule des 'Vereins der Berliner Künstlerinnen', der gleichgeschaltet wurde, weiterhin unterrichten und so für ihren Lebensunterhalt sorgen. Doch der 'Reichsverband bildender Künstler', dessen stellvertretende Vorsitzende sie war, wurde aufgelöst. Stattdessen wurde sie korporatives Mitglied im

'Deutschen Frauenwerk' und in der 'Reichskammer der bildenden Künste'. In der im Juli 1937 eröffneten 'Ersten Großen Deutschen Kunstausstellung' in München wurde ihr Werk gezeigt. Doch in den folgenden regelmäßigen Leistungsschauen nationalsozialistischer Kunst war sie nur selten vertreten. Öffentliche Aufträge für Bauplastik erhielt sie nicht. 1937 beschlagnahmten die Nationalsozialisten mehrere Werke Milly Stegers als 'entartet'. In den verschiedenen Schand-Ausstellungen, unter dem Motto 'Entartete Kunst', war Werk jedoch offenbar nicht vertreten. Dagegen gewann sie 1938 den 'Villa-Romana-Preis' des Deutschen Künstlerbundes sowie bei den Olympischen Kunstwettbewerben 1936 und 1940 jeweils Auszeichnungen.

Die widersprüchliche Stellung Milly Stegers in der nationalsozialistischen Epoche, zwischen Akzeptanz und Ablehnung, ist nicht einfach nachzuvollziehen und zu erklären. Offenbar konnte sie unter den Nationalsozialisten relativ ungehindert arbeiten. Sie erhielt jedoch keine besondere staatliche Förderung. Die Künstlerin akzeptierte die wenigen öffentlichen Aufträge, allerdings womöglich nicht nur aus finanzieller Notwendigkeit. Dies scheint eine Äußerung Stegers in einem Interview aus dem Jahr 1936 nahe zulegen: "Erfreulicherweise werden wir Bildhauer in letzter Zeit wieder mehr von den Architekten zur Mitarbeit herangezogen, und so können wir hoffen, dass uns bald wieder das einige, große Kunstwerk erstehen wird, das Kunstwerk unserer Zeit, eine harmonische Verbindung der drei Schwesterkünste: Architektur, Malerei und Plastik."[24] In dieser Äußerung Milly Stegers finden sich Gedanken, die den Zielen der Kunstpolitik des 'Arbeitsrates für Kunst' entsprechen, in dem sie 1919 aktiv mitgearbeitet hatte. Die ideologische Umklammerung durch die faschistische Ästhetik, erklärt sich daher nicht zuletzt durch deren teilweise Wesensverwandtschaft mit den Utopien des linksradikalen 'Arbeitsrates'.

Milly Stegers reifes Werk ließ sich für den herrschenden Kunstgeschmack vereinnahmen. Die gebilligten, anmutig-herben Arbeiten, wie zum Beispiel eine *Krugträgerin*, um 1940,[25] können durchaus einem stehenden Frauenakt des regimetreuen Fritz Klimsch zur Seite gestellt werden.[26] Dagegen wurde eine 1934 entstandene *Krugträgerin* in den Staatlichen Museen Berlin als 'entartet' beschlagnahmt. Insgesamt finden sich auf den Beschlagnahmungslisten sechs Arbeiten Stegers.

---

[24] Milly Steger in: Koralle, Jg. 4, lf. 5, 1936, S. 157.

[25] Material und Maße unbekannt, Verbleib unbekannt; Abb.: Kat.: Profession ohne Tradition, Berlin 1992, S. 140.

[26] *In Wind und Sonne*, 1936, Bronze; Abb.: Kat.: Profession ohne Tradition, Berlin 1992, S. 140.

Nach der Katastrophe: Neubeginn und Ende

In der Nacht vom 22. zum 23. November 1943 wurden Wohnung und Atelier Milly Stegers durch Bomben zerstört. Sämtliche dort aufbewahrten Werke und Dokumente wurden vernichtet, so dass sich heute ihre Biographie und ihr Werk nur lückenhaft rekonstruieren lassen. Mit ihrer Mutter und ihrer Tante floh die Künstlerin, ohne irgend etwas retten zu können, nach Potsdam zu Verwandten. Nach einiger Zeit nahm sie ihre Arbeit wieder auf, zunächst in einem provisorischen Atelier in einem leerstehenden Kindergarten. Sie erhielt verschiedene Aufträge für Grab- und Gedenkmale. Hier ist ihr persönlicher Stil zurückgenommen, zugunsten der vom Auftraggeber gewünschten Gestaltung. Daneben schuf Milly Steger eine Reihe von Holz- und Marmorarbeiten mit persönlichem Bezug. Die leidvollen Erfahrungen des Krieges - Schmerz, Tod, Verlust und Trauer - fanden Eingang in die sogenannte *Pietà 45*, aus Fichtenholz, entstanden im letzten Kriegsjahr. Das Motiv der um ihren Sohn trauernden Gottesmutter symbolisiert das Leid Aller, die ihre gefallenen Angehörigen beklagen. Der Verstorbene ist im Umriss der Mutter geborgen: Die beiden knienden Gestalten, die aus einem Stamm gehauen sind, scheinen zu einer einzigen Figur zu verschmelzen.

Auch die eindrucksvolle, leider verlorene Marmorarbeit *In Memoriam*, aus dem Jahr 1944, ist ein Sinnbild für stillen Schmerz und in sich ruhende Weltentrücktheit. Mit dieser Figur schuf Milly Steger eine zweite Fassung ihrer berühmten *Klage*, einer Marmorskulptur aus den dreißiger Jahren, die ebenfalls verloren ist. Als Material für die letzten Marmorskulpturen dienten der Künstlerin zerstörte Grabsteine, welche die inzwischen über Sechzigjährige noch immer kraftvoll mit Hammer und Meißel bearbeitete. Ihr Lieblingsmotiv waren, wie früher, Mädchen und Frauen. Doch entfalten sich diese nun nicht mehr frei im Raum, sondern sie bleiben in den Stein eingebunden. Die weiblichen Geschöpfe, die sie *Najaden*, *Schwestern* oder *Abend* nannte, lösen sich aus dem Material, aus dem sie geschaffen sind, nicht vollständig heraus. Der Reliefgrund verbleibt in grob behauenem Zustand, wie auch die Schleier, in die sich einige der Wesen einhüllen. Selbst ihre Haare sind eins mit dem Stein und verschmelzen ununterscheidbar mit ihm. Traumverloren und entrückt, scheinen diese ätherischen Geschöpfe nicht mehr in die Welt treten zu wollen, deren grausame Zerstörung die Künstlerin so hart getroffen hatte. Diese melancholische Weltabgewandtheit im Ausdruck war den weiblichen Aktfiguren Stegers stets zu eigen. Doch am Ende ihres Lebens und Schaffens gelangte die Künstlerin in der Formulierung dieser seelischen Gestimmtheit zu höchster Intensität.

Gesteigert wird diese Vorstellung eines abwesenden Zustandes noch in ihrem letzten Werk, das sie im Jahr vor ihrem Tod begann. Aufgrund ihrer schweren Krankheit fand sie nicht mehr die Kraft, es zu vollenden. *Die Schmerzerfahrene*, aus Lindenholz, zeugt in ihrer schmalen Vertikalität noch von dem Stamm, aus dem sie gehauen wurde. Mit ihren Händen und Armen

umschließt die Gestalt sich selbst. Die geschlossenen Augen und das selige Lächeln deuten den Übergang in einen anderen, jenseitigen Zustand an. - Am 31. Oktober des Jahres 1948 starb Milly Steger in Berlin. - Der 'Verein der Berliner Künstlerinnen' widmete ihr im April 1949 eine Gedächtnisausstellung.

"Milly Steger die Bildhauerin ist eine Welt"

Milly Steger war eine der ersten Bildhauerinnen, die sich durchsetzen konnte. Hierbei profitierte sie nicht zuletzt von dem Hagener Skandal. Sie wurde in der Kunstwelt wahrgenommen und war öffentlich anerkannt. Um 1920 fehlte ihr Name in keinem Übersichtswerk zur zeitgenössischen Plastik. Einige Kritiker schätzten sie als bedeutendste Bildhauerin Deutschlands.[27] 1932 nennt 'Knaurs Konversationslexikon' Milly Steger, zusammen mit Ernst Barlach und Wilhelm Lehmbruck, exemplarisch für die Bildhauerei des 20. Jahrhunderts.

Milly Steger war eine Ausnahme von der Regel, wie die Kunsthistorikern Magdalena Bushart analysiert: "Im Gegensatz zu den meisten ihrer Kolleginnen widersetzte sie sich mit aller Kraft den ideologischen Vorgaben, mit denen weibliches Künstlertum gemeinhin definiert wurde: Nicht nur, dass sie sich erfolgreich mit großformatiger Architekturplastik beschäftigte - auch in der Stein und Holzbearbeitung brachte sie es zu unbestrittener Meisterschaft. In der zeitgenössischen Kunstkritik wurde sie deshalb als 'Naturtalent' gehandelt, das sich einer geschlechtspezifischen Zuordnung entziehe. (Es) ist vom 'überwiegend männlichen Charakter' ihrer Kunst die Rede (und davon, dass sie) sich verwegen und robust an Großplastiken gewagt und handwerklich mit den Männern konkurriert habe ... . Diese Einschätzung dürfte dem Selbstverständnis der Künstlerin entgegengekommen sein. Sie unterstützte den Mythos einer naturgegeben-maskulinen Begabung, wo immer sie konnte. (...) Auf Portraitaufnahmen posierte sie entweder im Bildhauerkittel oder, betont männlich, mit Hemd und Krawatte. Die Kategorie 'Frauenkunst' lehnte sie entschieden ab - für sie gebe es 'nur gute und weniger gute Künstler'. Milly Steger war davon überzeugt, zur ersten Kategorie bestimmt zu sein."[28]

Milly Steger verstand die Kunst der Selbstinszenierung. Sie wählte bewusst die Rolle der Künstler-Außenseiterin, indem sie sich im männlichen Habitus stilisierte. Hatte sie möglicherweise das bis zu ihrer Zeit unausrottbare Vorurteil verinnerlicht, dass "Männlichkeit eine

---

[27] U. a. Scheffler und Thorwald.

[28] Magdalena Bushart: Der Formsinn des Weibes, in: Kat.: Profession ohne Tradition, Berlin 1992, S. 136 - 140.

der ersten Bedingungen der Kunst sei,"[29] und dass "nicht Talent, sondern Hosen ... das Ausschlaggebende" seien?[30] Ihre Strategie ging auf: Auf diese Art setzte sie sich durch, machte Karriere und wurde auch von männlichen Kollegen und der Fachwelt anerkannt. Dagegen standen manche ihrer Künstlerkolleginnen der Bildhauerin befremdet gegenüber. Käthe Kollwitz notierte beispielsweise 1917 in ihrem Tagebuch: "Neulich bei Milly Steger gewesen im Atelier. Sie ist sympathisch und ihre Arbeit stark. Etwas seelenlos. Es gibt für sie nur formale Probleme. Sie geht von einem ganz anderen Ende los wie ich. Sie ist ein ordentlicher Kerl, arbeitet wie ein Mann."[31]

Das offensichtlich Burschikose der äußeren Erscheinung Milly Stegers provozierte auch Else Lasker-Schüler, die 1916 ihr bekanntes Gedicht an Milly Steger verfasst hatte, sie in einem Brief an ihren Freund Franz Marc 1915 als "reizenden Kerl" zu titulieren.[32]

Im Hinblick auf Stegers individuellen Weiblichkeitsentwurf ist das Gedicht der expressionistischen Dichterin Else Lasker-Schüler, die Milly Steger persönlich kannte, von besonderer Aussagekraft:

Milly Steger (1916)

Milly Steger ist eine Bändigerin,
Haut Löwen und Panther in Stein.

Vor dem Theater in Hagen
Stehen ihre Großgestalten.

Böse Tollpatsche, ernst gewordene Hännesken,
Clowne, die mit ihren blutenden Seelen wehen.

Aber auch Brunnen, verschwiegene Weibsmopse
Zwingt Milly rätselhaft nieder.

---

[29] Emil Hannover: Weibliche Kunst. Minka Grönvold, in: Kunst und Künstler, Jg. 5, Berlin 1904, S. 397.

[30] Aus den Erinnerungen der Künstlerin Sabine Lepsius, publiziert 1972.

[31] Käthe Kollwitz: Die Tagebücher, hrsg. von Jutta Bohnke-Kollwitz, Berlin 1989, S. 299.

Manchmal spielt sie mit Zündhölzchen,
Die entzünden sich in der Gulliverin Hand.

Sie schnitzt aus dem Holze Adam
Hinterrücks sein Weib.

Und Millys Herz lacht wie ein Apfel,
In ihren stahlblauen Augen sitzt ein Schalk.

Milly Steger die Bildhauerin ist eine Welt,
Meteore stößt sie von sich

Eine Büffelin an Wurfkraft,
Freut sie sich auch zart an dem blühenden Kern der Büsche.

Mit ihrer Grenzüberschreitung in die Männerdomänen der Bildhauerei mit Hammer und Meißel, der Großplastik und der öffentlich finanzierten 'Kunst am Bau', hat Milly Steger wesentliche Meilensteine in der Professionalisierungsgeschichte von Künstlerinnen gesetzt. Mit ihrer kraftvollen Arbeit und ihrer starken Persönlichkeit hat die Bildhauerin "die Grenzen des Frauseins aufgehoben".

[32] "... und Milly Steeger (Elberfelderin) reizender Kerl." Zitiert nach: Briefe an Franz Marc. DLA-Marbach Sign. 81. 194-197, Brief Nr. 89.

LITERATURVERZEICHNIS

Texte und Äußerungen von Milly Steger

MILLY STEGER: Antwort, in: Ja! Stimmen des Arbeitsrates für Kunst in Berlin, Berlin 1919, S. 94, und Abb. 29

MILLY STEGER, in: Hans Cürlis: Schaffende Hände. Die Bildhauer, Berlin 1927, S. 29

MILLY STEGER: Begegnung mit Minne, in: Kunst der Zeit, Jg. 2, Nr. 5-6, 1928, S. 108-109

MILLY STEGER: Antwort, in: Künstler über Kunstkritik, Das Kunstblatt, Jg. 14, H. 6, 1930, S. 177, Abb. S. 176

MILLY STEGER, nach: N. N.: Zwei Bildnerinnen über ihr Schaffen, in: Koralle, Jg. 4, H. 5, 31.1.1936, S. 156-157 (mit Emy Roeder)

IRMGARD JOHANNES: Auftrag einer Künstlerin. Gespräch mit der Bildhauerin Milly Steger, in: Unbekannte Zeitung, ca. Juli/August 1937 (undat. Zeitungsausschnitt)

Bibliographie

FESTSCHRIFT zur Einweihung des Hagener Stadttheaters, Einführung von Hans Vetterlein, Hagen 1911

BESTANDSKATALOG: Museum Folkwang. Band I: Moderne Kunst. Plastik, Malerei, Graphik, bearb. von Kurt Freyer, Hagen 1912, S. 5, S. 41, S. 45, S. 55 (Reprint 1983)

KARL ERNST OSTHAUS: Westfalen, in: Bildhauer und Maler in den Ländern am Rhein, hrsg. Von Wilhelm Schäfer im Auftrag des Verbandes der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein, Düsseldorf 1913, S. 141-146, ebd. S. 141, S. 144

ELSE LASKER-SCHÜLER: Milly Steger [Gedicht], in: Die Schaubühne, hrsg. von S. Jacobsohn, Jg. 12, Nr. 24, 15. Juni 1916, S. 582

ELSE LASKER-SCHÜLER: Milly Steger, in: Die Gesammelten Gedichte, Leipzig 1917, S. 200 (zweite Auflage 1920, S. 204)

HANS HILDEBRANDT: Milly Steger, in: Das Kunstblatt, Jg. 2, H. 12, Dezember 1918, S. 371-376

ALFRED KUHN: Milly Steger, in: Deutsche Kunst und Dekoration, Jg. 26, H. 4, Januar 1923, S. 198-204

OTTO GRAUTOFF: Milly Steger, in: Die Kunst für Alle, Jg. 41, H. 8, Juli 1926, S. 321-328

HANS CÜRLIS: Schaffende Hände. II. Die Bildhauer, Zu dem Filmwerk 'Schaffende Hände' des Instituts für Kulturforschung, Berlin (Veröffentlichungen des Kunstarchivs Nr. 32) Berlin o. J. (1927), S. 5, S. 10f, S. 20f, S. 26f, S. 29

HANS HILDEBRANDT: Die Frau als Künstlerin, Berlin 1928, S. 143f, S. 162, S. 186

PAUL FERDINAND SCHMIDT: Milly Steger, in: Der Kunstwanderer, Jg. 14, Mai 1932, S. 241-243

KNAURS KONVERSATIONSLEXIKON A - Z, Berlin 1932, Abb. S. 116

THORWALD: Milly Steger, in: Kunst der Nation, Jg. 2, Nr. 14, Juli 1934, S. 1f

FRITZ NEMITZ: Milly Steger, in: Die Kunst für Alle, Jg. 50, Oktober 1934, S. 10-15

N. N.: Die Bildhauerin Milly Steger, in: Der Silberspiegel, September 1935, S. 801 (Abb.), S. 827

N. N.: Besuch bei Milly Steger, in: Welt der Frau, Beilage zu: Nachtexpress. Die Berliner Abendzeitung, Jg. 2, Nr. 17, 21. Januar 1946, o. S.

DIETRICH: Die Bildhauerin Milly Steger: in: Die Frau von Heute, Zeitschrift des Demokratischen Frauenbundes Deutschland, August 1948, S. 4 f

GERTRUD RICHERT: Milly Steger in Memoriam, in: Berliner Künstlerinnen- und Milly-Steger-Gedächtnis-Ausstellung, Berlin 1949, S. 5

MAX GRABOWSKI: Milly Steeger (Nachruf), in: bildende kunst, Jg. 3, H. 1, 1949, S. 41f

AUSSTELLUNGSKATALOG: Gertrud Zuelzer und Milly Steger: Malerei - Plastik, Kunstamt Wilmersdorf, Berlin 1956

ANNA CHRISTA FUNK: Die Bildhauerin Milly Steger in Hagen, in: Hagener Heimatkalender, Hagen 1970, S. 121-124

HERTA HESSE FRIELINGHAUS u. a.: Karl Ernst Osthaus. Leben und Werk, Recklinghausen 1971, S. 10-11, S. 46. S. 63-64, S. 104, S. 199, S. 202, S. 205, S. 230, S. 280, S. 309, S. 327, S. 430, S. 433, S. 514, S. 516, S. 526

AUSSTELLUNGSKATALOG: Arbeitsrat für Kunst Berlin 1918-1921, hrsg. von Manfred Schlösser, Berlin 1980, S. 12, S. 65, S. 89, S. 153, S. 163

AUSSTELLUNGSKATALOG: Milly Steger 1881-1948, mit einer Einführung von Friedrich Karl Schwebel, Karl Ernst Osthaus-Museum Hagen 1981

ULRIKA EVERS: Deutsche Künstlerinnen des 20. Jahrhunderts: Malerei, Bildhauerei, Tapisserie, Hamburg 1983, S. 334-335 (siehe dort weitere Literatur)

JOACHIM HEUSINGER VON WALDEGG: Milly Steger, in: Ausstellungskatalog: Skulptur des Expressionismus, hrsg. von Stephanie Barron, Köln, München 1984, S. 188-189, S. 231

LEILA KINNEY: Milly Steger, in: Robert L. Herbert, Eleanor S. Apter, Elise K. Kenney (Hrsg.): The Societé Anonyme and the Dreier Bequest at Yale Universiy. A Catalogue Raisonné, New Haven, London 1984, S. 622f

AUSSTELLUNGSKATALOG: Die Folkwang-Idee des Karl Ernst Osthaus. Der Westdeutsche Impuls 1900-1914. Kunst und Umweltgestaltung im Industriegebiet, Hagen 1984, Beiheft S. 33, Nr. 364, S. 70

CHRIS PETTEYS (Hrsg.): Dictionary of Women Artists. An International Dictionary of Women Artists born before 1900, Boston 1985

ELKE MESSER: Milly Steger, in: Das Verborgene Museum I. Dokumentation der Kunst von Frauen in Berliner öffentlichen Sammlungen, Berlin 1987, 272 f, S. 354 (m. Abb.)

EBERHARD STENEBERG: Arbeitsrat für Kunst Berlin 1918-1921, Düsseldorf 1987, S. 8, S. 30, S. 66, S. 114

WERNER GERBER: Hagener Bohème. Menschen um Osthaus, Hagen 1990, S. 16f, S. 26, S. 179, S. 184f

BRIGITTE HÜFLER: Milly Steger, in: Ausstellungskatalog: Ethos und Pathos. Die Berliner Bildhauerschule 1786 - 1914, hrsg. von Peter Bloch, Berlin 1990, S. 558f

DIRK VAN ALPHEN: Milly Steger, in: Ausstellungskatalog: Deutsche Bildhauer 1900-1945 Entartet, 1992, S. 136, S. 242-243

MAGDALENA BUSHART: Der Formsinn des Weibes. Bildhauerinnen in den zwanziger und dreißiger Jahren, in : Ausstellungskatalog: Profession ohne Tradition. 125 Jahre Verein der Berliner Künstlerinnen, Berlin 1992, S. 135-150, ebd. S. 136-140, S. 144

KÜNSTLERINNENLEXIKON: Käthe, Paula und der ganze Rest. Ein Nachschlagewerk, hrsg. Vom Verein der Berliner Künstlerinnen, Berlin 1992, S. 163

CARMEN STONGE: Karl Ernst Osthaus: The Folkwang-Museum and the Dissemination of International Modernism, Manuskript, Diss. Duquesne University 1993, S. 178, S. 194-205, S. 251

BIRGIT SCHULTE: Milly Steger. Stadtbildhauerin von Hagen, in: Hagener Impuls, H. 8, Sept. 1994, S. 27-36

RAINER STAMM: Eine Büffelin an Wurfkraft, Else Lasker-Schüler und Milly Steger, in: Romerike Berge. Zeitschrift für das Bergische Land, Jg. 45, H. 1, 1995, S. 29-32

ANGELA ZIESCHE: Das Schwere und das Leichte. Künstlerinnen des 20. Jahrhunderts. Skulturen, Objekte, Installationen, Köln 1995, S. 25, S. 32, S. 35, S. 171, Abb. 28, 29

ERICH RANFFT: German women sculptors 1918 - 1936: Gender differences and status, in: Marsha Meskimmon und Shearer West (Hrsg.): Visions of the 'Neue Frau': Women and the visual Arts in Weimar Germany, Aldershot 1995, S. 42-61 (Nachdruck 1997)

BIRGIT SCHULTE: Zwischen Theben und Hagen. Else Lasker-Schülers Begegnung mit Karl Ernst Osthaus, Milly Steger und Christian Rohlfs, in: Hagener Impuls, H. 11, Juni 1995, S. 7-15

BIRGIT SCHULTE: Milly Steger, in: Dictionary of Women Artists, hrsg. von Delia Gaze, London, Chicago 1997, Bd. 2, S. 1308-1310

BIRGIT SCHULTE: Spiel mit der Schöpfung. Else Lasker-Schülers Gedichte an Milly Steger und Marianne von Werefkin, in: Anne Linsel und Peter von Matt (Hrsg.): Deine Sehnsucht war die Schlange. Else Lasker-Schüler Almanach Bd. 3, Wuppertal 1997, S. 23-51

ANJA CHERDRON: „Prometheus war nicht ihr Ahne." Berliner Bildhauerinnen der Weimarer Republik, Diss. Universität Oldenburg, 1998

BIRGIT SCHULTE (Hrsg.): "Die Grenzen des Frauseins aufheben". Die Bildhauerin Milly Steger 1881-1948, Hagen 1998

Frauenvorträge an der FernUniversität 31

Soziale Kontrolle und das Geschlechter-verhältnis

Gerlinda Smaus

Gerlinda Smaus

Vortrag und Diskussion im Vortragssaal der FernUniversität Hagen

am 13. Januar 2000 in Hagen

Die Verantwortung für den Inhalt trägt alleine die Autorin.

ISSN 1438-9606

© FernUniversität–Gesamthochschule in Hagen

Redaktion:	Die Gleichstellungsbeauftragte Die Vorsitzende der Gleichstellungskommission
Überarbeitung und Gestaltung:	Monika Giebeler und Melanie Graf
Herausgeber:	Der Rektor

Soziale Kontrolle und das Geschlechterverhältnis

Vortrag im Vortragssaal der FernUniversität Hagen am 13. Januar 2000

1 Einleitung 4

2 Soziale Kontrolle von Frauen 6

2.1 Das Strafrecht 6

2.2 Die medizinischen Einrichtungen 7

2.3 Die psychiatrischen Einrichtungen 8

2.4 Die informelle soziale Kontrolle 8

3 Soziale Kontrolle durch Frauen 9

3.1 Frauen als Kontrolleurinnen 9

3.2 Soziale Kontrolle durch Frauen in der Familie 11

3.3 Disziplinierung durch die Beratungstätigkeit 15

4 Schlussfolgerung 18

Literaturverzeichnis 21

1 Einleitung

Das Zusammenleben von Gesellschaftsmitgliedern wird von zahlreichen Systemen geregelt, die für ihren Bereich Normen aufstellen. Über das Einhalten dieser Normen "wachen" Institutionen sozialer Kontrolle, die entweder nur dann eingreifen, wenn Gesellschaftsmitglieder von bestimmten Normen abweichen (enger Begriff, vgl. Pfohl 1982, S. 75; Hess 1983), oder die das Verhalten in einer Weise beeinflussen und lenken, dass Abweichungen möglichst vermieden werden (weiter Begriff, vgl. Malinowski/Münch 1975, S. 123 ff.).

Die Funktion der sozialen Kontrolle ist die Aufrechterhaltung der jeweiligen Verhältnisse - des Status quo, worunter meistens die ungleiche Verteilung von Gütern und Macht bzw. die Schichtstruktur verstanden wird. Unter geschlechtsspezifischem Aspekt erweist sich, dass soziale Kontrolle nicht geschlechtsneutral über die Einhaltung der gesellschaftlichen Ordnung wacht, sondern sehr stark auch die Spaltung in sogenanntes männer- und frauenspezifisches Verhalten überwacht, dass sie Männer zum "männlichen", Frauen hingegen zum "weiblichen" Verhalten nötigt. *Soziale Kontrolle reproduziert auch das Geschlechterverhältnis.*

Das gegenwärtige Geschlechterverhältnis umfasst nach Harding drei Ebenen:

- Schon auf der allgemeinen *"symbolischen"* Ebene der Sprache, der Denkkategorien, der Weltanschauungen, der gesellschaftlichen Institutionen werden dichotome Kategorien gebildet, die sogenannte männliche und weibliche Eigenschaften wiedergeben (Harding 1990, S. 14, S. 127). Diese Aufteilung bildet angeblich den natürlichen biologischen Geschlechtsunterschied nach, in Wirklichkeit jedoch werden in die Natur nicht nur menschliche (anthropozentrische), sondern vor allem männliche, androzentrische Werte projiziert. Deshalb ist die Bewertung der angeblich komplementären Eigenschaften immer höher, wenn sie "männlich" ist - z.B. Rationalität (des Mannes) vs. Emotionalität (der Frau) (Harding 1990, S. 131ff.).

- Dieser Geschlechtersymbolismus bzw. - totemismus wird in erster Reihe durch die sogenannte natürliche *Arbeitsteilung* aufrechterhalten. Diese Arbeitsteilung meint, dass Männern der Bereich der sogenannten materiellen, Frauen dagegen der Bereich der natürlichen Reproduktion zugewiesen wird. Auf der rechtlichen Ebene findet sich diese Differenzierung in der Aufteilung des symbolischen Lebensraumes in die sogenannte öffentliche und private Sphäre wieder. Auch die Arbeitsteilung ist entgegen dem Anschein keine Naturtatsache, sondern eine männliche Konstruktion, was uns ständig dazu nötigt, alle Unter-

schiede als lediglich *sogenannte* zu kennzeichnen bzw. auf ihre Konstruiertheit durch Ausführungszeichen aufmerksam zu machen.

- Sowohl der Geschlechtersymbolismus als auch die Arbeitsteilung werden im Sozialisationsprozess neuen Gesellschaftsmitgliedern in sogenannten Geschlechterrollen vermittelt (Harding 1990, S.14). In diesem Prozess bilden sich erst die angeblich typischen männlichen und weiblichen Identitäten aus, weshalb wir zwischen körperlichem „sex“ und der gelernten Geschlechtsidentität „gender“ unterscheiden und unter „Frauen“ weiblich sozialisierte Menschen verstehen (Butler 1990).

Die gegenwärtige Geschlechterstruktur zeichnet sich insgesamt durch eine Besser- und Höher*stellung* der Männer gemäß den Kriterien "Güter" und "Macht" im Vergleich zu der *Lage* der Frauen aus. Dieses Verhältnis wird bekanntlich als Patriarchat bzw. Männerherrschaft bezeichnet.

In der neueren Literatur wird zwar zunehmend darauf verwiesen, dass einheitliche Geschlechteridentitäten im Zuge der Individualisierung aufgegeben werden (Hahn 1995; Smaus 1999), doch es ist eine empirisch zu beantwortende Frage, welcher Anteil der Bevölkerung sich nach wie vor nur *einem* Geschlecht zuordnet.

Der Prozess der sozialen Kontrolle kann allen genannten Ebenen zugeordnet werden. Auf der *symbolischen Ebene* zeigt sich, dass die Kontrollinstitutionen selbst schon ein Geschlecht haben: Das Strafrecht erfüllt "väterliche" leitende und strafende Funktionen. Es überwacht gesellschaftliche Bereiche, in denen wiederum hauptsächlich Männer tätig sind. Die "mütterlichen" Funktionen der emotionalen Versorgung und der Fürsorge werden von Institutionen übernommen, die in erster Reihe „behandeln", und zwar überwiegend Gesellschaftsmitglieder mit gemindertem sozialen Status - andere Frauen, Kinder und Jugendliche, hilfsbedürftige Menschen (Smaus 1997).

Auf der Ebene der *gesellschaftlichen Arbeitsteilung* ist für die soziale Kontrolle typisch, dass deren rechtsstaatlich bedeutsamste Institution, das Strafrecht, überwiegend von Männern besetzt ist, während in den Sozialdiensten zu 80 % Frauen arbeiten. Mehr als das, Männer leiten beide Bereiche und bestimmen die Grenze zwischen ihnen.

Für die Ebene von *Geschlechterrollen* ist bezeichnend, dass Männer in "männlichen" Institutionen auch männlich definierte Arbeitsfähigkeiten (formales Programm, Rationalität, Effi-

zienz) anwenden, während Frauen ihr "unspezifisches" weibliches Arbeitsvermögen einsetzen müssen.

2 Soziale Kontrolle von Frauen

2.1 Das Strafrecht

Das Strafrecht ist trotz geschlechtsneutraler Formulierung zum größten Teil an Männer adressiert. Die geschlechtsspezifische Ausrichtung des Strafrechts erklärt sich daraus, dass es historisch als ein Instrument zum Schutze des Eigentums einschließlich des eigenen Körpers und der eigenen Arbeitskraft, ferner zum Schutze der Freiheit, mit diesen Gütern nach Belieben umzugehen, und schließlich zum Schutze aller nötigen Verkehrsformen der bürgerlichen Gesellschaft eingerichtet wurde. Gleichzeitig wurden die entsprechenden Bereiche als öffentliche Sphäre bezeichnet. Da Frauen bis heute zu diesen Bereichen faktisch nicht in nennenswerter Zahl zugelassen sind, haben sie auch keine Gelegenheit, diesbezügliche Normen zu verletzen. An Frauen direkt sind nur Normen adressiert, die sich auf die natürliche Reproduktion beziehen, wie z.B. der § 218. Es ist deshalb nicht verwunderlich, wenn die Frauenkriminalität "nur" ein Viertel der männlichen beträgt. Die Population der Gefängnisse ist sogar zu 96% männlichen Geschlechts.

Dies ist auch dadurch bedingt, dass das Strafrecht als Täter buchstäblich den "rational man" voraussetzt. Gemeint ist damit, dass die strafrechtliche Sanktion nur dem Verdächtigten zugeschrieben werden kann, der wusste, was er mit der verbotenen Handlung intendiert und der in der Situation, in der er bewusst abweichend gehandelt hat, auch hätte anders handeln können. Diese Fähigkeit des rationalen Handelns wird vor allem bei Männern unterstellt, während bei Frauen häufiger unbewusste Motive bzw. eher noch körperliche (hormonale) Zwänge zu abweichendem Verhalten angenommen werden. Als ein Hinweis dafür kann dienen, dass Theorien abweichenden Verhaltens von Männern nur noch ausnahmsweise "biologische" Ursachen erwähnen, während dies bei Frauen ungeachtet aller Widerlegungen immer noch der Fall ist (Mischau 1997). Der weibliche Körper und der Lebenszusammenhang von Frauen wurde *medikalisiert* (Kohler Riessman 1989, S. 191; Lamott 1985).

2.2 Die medizinischen Einrichtungen

Die *medizinischen Einrichtungen* dienen der Erhaltung des erwünschten Zustandes der biologischen Natur des Menschen und der Behandlung von Zuständen, welche von den jeweiligen Gesundheitsstandards abweichen. Diese Tätigkeit ist im hohen Maße mit Kontrolle verbunden (Parsons 1951, S. 429 ff.). Da Kranke ihre üblichen Pflichten nicht erfüllen, "sorgt" die Medizin dafür, dass sie dazu möglichst früh wieder befähigt werden (Horwitz 1990, S. 79). Im Unterschied zu der kriminellen Abweichung werden sie für ihren "abweichenden" Zustand und die Nichtwahrnehmung der Verpflichtungen nicht verantwortlich gemacht, doch müssen sie durch ihr Verhalten zu erkennen geben, dass sie sich um eine schnelle Genesung bemühen. Die ÄrztInnen sind einst rechtlich dazu autorisiert worden, Kranken legale Entschuldigungen auszustellen, sie werden aber auch dazu angehalten, die Krankschreibungen nicht unnötig zu verlängern. Zu diesem Aspekt kommt hinzu, dass die gesunde Lebensweise, von der üblicherweise angenommen wird, dass sie ausgehend von naturwissenschaftlichen Standards formuliert wird, in Wirklichkeit immer auch stark moralisch-politisch gefärbt ist (Ingleby 1983, S. 163; Kips 1991). Die „gesunde Lebensweise“, gleich ob in physischer oder psychischer Hinsicht, bezieht sich je nach Geschlecht auf das gute „Funktionieren“ des Ehemannes auf dem Arbeitsmarkt bzw. auf die Aufzucht von künftigen tüchtigen „Arbeitnehmern“, oder auf das Funktionieren von Frauen in der Familie. Zu den Eigenarten der medizinischen Kontrolle gehört, dass sie die Kranken und die Abweichenden individualisiert, was es ermöglicht, die Ursachen für Leiden (und Abweichungen) nicht länger den gesellschaftlichen Missständen (z.B. in der Arbeits- oder Umweltbelastung) zuzuschreiben, sondern sie als individuelles Versagen erscheinen zu lassen (Parsons 1951, S. 429 ff.). Dies ist besonders für die „Besänftigung“ des Unzufriedenheitspotentials von Frauen, das sich im sogenannten Hausfrauensyndrom äußert, von Bedeutung (Kohler Riessman 1989, S. 195 ff.; Smaus 1993). Selbst praktische Ärzte verschreiben Frauen, die wegen ihres unbefriedigenden Hausfrauendaseins unter verschiedenen psychosomatischen Beschwerden leiden, Psychopharmaka (Ingleby 1983, S. 165), womit sie, statt gegen die Ursachen ihrer Beschwerden aufzubegehren, das Aggressionspotential gegen sich wenden. Innerhalb der medizinischen sozialen Kontrolle über Frauen kann ein starker Trend zu *Psychiatrisierung* verzeichnet werden, Frauen werden nicht nur als krank, sondern als *verrückt* bezeichnet.

2.3 Die psychiatrischen Einrichtungen

Psychiatrische Einrichtungen behandeln Menschen, deren abweichendes, unerwünschtes Verhalten als unverständlich erscheint, weil keine klare Verantwortung (wie bei "Kriminellen") zugeschrieben werden kann. Dabei ist der Anteil einer "staatlich" und "medizinisch" verordneten Gewalt an der Behandlung zugegebenermaßen sehr hoch (Bruns 1993, S. 215; 221). Ob eher Männer oder Frauen psychisch krank werden, könne nicht eindeutig beantwortet werden (Conrad/Schneider 1980, S. 62f.; Scull 1980, S. 269f.). Nach Bruns werden in psychiatrische Anstalten gleichermaßen junge Männer und alte Frauen eingewiesen, zumal wenn sie einer unterprivilegierten Schicht angehören. Junge Männer, weil sie gewalttätig werden, alte Frauen aus Hass auf alles Schwache und Zerbrechliche, und aus Rache, weil sie als Mütter an ihre Kinder Repressionen weitergegeben haben. Arme Menschen, weil sie Gegenstand beider Bedrohungsphantasien sind - sie erscheinen schwach und gefährlich (Bruns 1993, S. 240f.). Der enge Zusammenhang zwischen der Definition der psychischen Krankheit seitens der Psychiatrie und der weiblichen Rolle besteht darin, dass die psychische Gesundheit des erwachsenen Menschen in Begriffen formuliert wird, die sich ganz und gar auf den gesunden Mann beziehen, die psychische Krankheit bzw. Labilität wird als der normale Zustand von Frauen begriffen (Broverman et al., zit. bei Kips 1991, S. 130). Die weibliche Rolle betont immer stärker die natürliche Ausstattung (mit Körper und Gefühlen) als die kulturelle Leistung und Selbstkontrolle von Männern. Frauen werden schon bei harmlosen Anlässen mit psychiatrischen Etiketten wie verrückt, hysterisch, depressiv, dümmlich etc. belegt. Gemäß der "männlich" definierten Gesundheit sind Frauen nie "normal" - verhalten sie sich weiblich, dann bleiben sie hinter dem Standard zurück, verhalten sie sich aber "gesund", dann erscheinen sie als "männlich" (Burgard 1987). Der häufigste Grund, warum Frauen der Psychiatrie "angezeigt" werden, ist, dass sie ihren Haushalt nicht versorgen, worauf eine noch gravierendere "Maßnahme" folgt, als es die Freiheitsstrafe ist: im Unterschied zu Gefangenen werden in psychiatrischen Anstalten den PatientInnen wesentliche Persönlichkeitsrechte abgesprochen (Bruns 208ff.).

2.4 Die informelle soziale Kontrolle

Die *informelle soziale Kontrolle* wird häufig im Vergleich mit der formellen Kontrolle als die "angenehmere" Institution betrachtet, weil sie den Abweichenden nicht aus seinen Kreisen ausschließt. Dies ist eine Analogie dazu, dass auch die "Privatsphäre" positiv als ein vor staat-

lichen Eingriffen geschützter Raum begriffen wird. Diese positive Bewertung von beiden: der informellen Kontrolle und der Privatsphäre wird aus zwei Gründen in Frage gestellt. Zum einen stellt der private Raum keinen, nach Abzug alles Öffentlichen, verbliebenen "Rest" dar, sondern eine eigenständige Konstruktion der Männerherrschaft. Bei der Gründung moderner Staaten "retteten" sie für sich wenigstens eine Herrschaft über ihre Familien - über ihre Frauen und Kinder (O´Donovan 1985, S. 56f.). Die sogenannte informelle Kontrolle in der Familie erweist sich somit als die Kontrolle seitens der Ehemänner. Wenn Ehemänner gegenüber Frauen Gewalt anwenden, bleibt das für sie häufig ohne strafrechtliche Konsequenzen, denn die Patriarchen im Recht zeigen für ihre rüden Geschlechtsgenossen viel Verständnis (zusammenfassend Smaus 1995). Diese Ressource steht Ehefrauen in der Regel nicht zur Verfügung, so dass sie, wenn auch sie Kontrolle in der Familie ausüben, auf weibliches Arbeitsvermögen, wenn schon nicht auf weibliche List, ausweichen müssen. Dies wird ausführlich im nächsten Abschnitt behandelt.

3 Soziale Kontrolle durch Frauen

3.1 Frauen als Kontrolleurinnen

Dass Frauen auch selbst Kontrollfunktionen wahrnehmen, wurde bisher kaum beachtet, denn das Interesse der feministischen Forschung konzentrierte sich zurecht auf Mechanismen, die Frauen unterdrücken. Für Frauen bedeutet dies vor allem, dass sie auf dem ihnen zugewiesenen „Platz“ verbleiben sollen, in sogenannten privaten Räumen, in denen - soziologisch ausgedrückt - die natürliche Reproduktion der Gesellschaft geleistet wird. In diesem Bereich werden nicht nur Kinder geboren, versorgt, geliebt und erzogen, sondern auch die physische und emotionale „Wiederherstellung“ von Männern geleistet. Die weibliche Rolle besteht im wesentlichen im Lernen von Fertigkeiten in diesem Bereich, und ganz gleich, welche Rollen und Verantwortungen Frauen sonst noch übernehmen, sie werden immer daran gemessen, wie „weiblich“ sie sind. Männer hingegen werden für den Bereich der sogenannten materiellen Reproduktion sozialisiert, in dem vor allem „Leistung“ zählt. Wie dargelegt, werden Männer und Frauen in der Regel auch von unterschiedlichen Institutionen sozialer Kontrolle überwacht.

Für unser Thema ist bemerkenswert, dass im Bereich der Kontrolle über Frauen es sehr häufig Frauen selbst sind, die diese Kontrolle faktisch ausüben. Dies gilt schon für die Familie: die

tägliche Aufsicht über die Familienmitglieder üben in erster Reihe Frauen aus. Das soziale Netz der Nachbarschaft und die in der Regel wirksame informelle Kontrolle wird von Frauen aufrecht erhalten. Zahlreiche ehrenamtliche Aufgaben, deren Ziel es ist, „Abweichende oder Gefährdete auf den richtigen Weg zurück zu führen“ wird ebenfalls von Frauen übernommen. Dasselbe gilt für Institutionen: in der Kirche, der Sozialarbeit, den niedrigeren Stufen des Schulwesens, im Gesundheitswesen, in der Familien-, Erziehungs-, Ehe- und Schwangerschaftsberatung - überall dort, wo „Dienst am Menschen“ geleistet wird, sind Frauen beschäftigt (Beck-Gernsheim 1978; Ostner/Beck-Gernsheim 1979). Allein diese Aufzählung lässt den Beitrag von Frauen für die Konsolidierung der Gesellschaft enorm erscheinen.

Soll dies bedeuten, dass eigentlich nicht Männer, sondern Frauen „herrschen“? Sicherlich nicht, denn trotz des großen Einsatzes von Frauen für die Aufrechterhaltung der Ordnung sind es nicht sie, die die Ordnung definieren, sondern Männer, und zwar zum eigenen Vorteil. Ihnen ist es gelungen, die eigentlich illegale Herrschaft, das Patriarchat durchzusetzen und, wie es scheint, auch Frauen zu seinen Gunsten arbeiten zu lassen, vergleichbar damit, wie in Kolonien bestimmte Eingeborene zu Aufsehern über ihre Landsleute ausgewählt werden. Einen ersten Hinweis darauf enthält schon die Struktur der sozialen Kontrolle selber: Die Berufswünsche von Frauen werden auf die Übernahme von bezahlten „weiblichen“ Rollen gelenkt, wozu auch die Kontrolle des richtigen „weiblichen“ Verhaltens zählt. Männer haben sich sowohl die Übernahme von prestigereicheren Stellen auf dem Arbeitsmarkt und der Staatsverwaltung als auch die Kontrolle von Männern durch das Strafrecht vorbehalten (Smaus 1997). Das spiegelt sich in den Inhalten der Tätigkeit wieder: In der Familie vermitteln Frauen Geschlechtsstereotype, die eigentlich nicht in ihrem Interesse sind. Im Berufsleben vermitteln Frauen, die typischerweise auf den niedrigen Stufen der Hierarchien tätig sind, Vorstellungen, die von Männern auf höchsten Stellen entwickelt werden. Würde man allerdings fragen, wer die größte Leistung für die massenhafte Loyalität (bzw. strafrechtliche Unauffälligkeit) der Mitmenschen erbringt, dann müsste man Frauen nennen.

Der engere Begriff der sozialen Kontrolle, der sich nur auf *Reaktionen* auf abweichendes Verhalten bezieht, erfasst nicht die wichtigsten Aspekte der Kontrolltätigkeit von Frauen in der Beratung, Erziehung, medizinischen Versorgung, Hilfeleistung und Familie. Zur Beschreibung dieser Tätigkeit ist der weitere Begriff der sozialen Kontrolle, der mit Verhaltenslenkung identisch ist, angebracht: „Verhaltenskontrolle ist schlicht die Manipulation der äußeren Bedingungen, denen ein Organismus ausgesetzt ist, in der Absicht, ein bestimmtes Verhalten zu

erzeugen, neues Verhalten zu produzieren, die Neigung des Organismus, sich wie alle zu verhalten, zu forcieren oder ihr entgegenzuwirken oder früheres Verhalten auszuschließen“ (Chorover 1982, S. 14). Die von Frauen ausgeübte soziale Kontrolle umfasst folglich *präventive Maßnahmen*, die auch im gegenwärtigen kriminologischen Diskurs eine wichtige Rolle spielen (Peters 1995). Bezeichnend für die berufliche und familiäre Arbeit von Frauen ist ferner, dass die Kontrolle immer untrennbar mit anderen Tätigkeiten verbunden ist, wie dies schon oben im Zusammenhang mit der medizinischen Kontrolle dargelegt wurde:

Erzieherische Institutionen fungieren als Kontrolle, indem sie nicht nur „allgemein menschliches“ Wissen und Werte vermitteln, sondern solche, die der Machtstruktur, insbesondere dem Patriarchat, genehm sind. Über die zu Erziehenden überwachen sie auch die Eltern und Familien (Wambach 1981, S. 216 ff.).

Die *moderne Familie* ist gleichsam als eine Institution der sozialen Kontrolle entstanden - ihre ureigensten Erziehungsideale und Techniken sind von externen Idealen geleitet worden. Die Familie ist zum wichtigsten Umschlagplatz der „äußeren, öffentlichen“ Disziplinierung in „Binnen-„ bzw. „Selbstkontrolle“ geworden (Heinsohn/Knieper 1974; Heinsohn/Knieper/Steiger 1979; Donzelot 1980).

Beratung und s*oziale Hilfe* werden dermaßen zur Kontrolle, wie sie ihre Leistungen von bestimmten Standards des Zustandes und des Verhaltens der Klientel abhängig machen (Matthes 1973).

Im folgenden gehen wir näher auf die Familie und die Beratungstätigkeit ein.

3.2 Soziale Kontrolle durch Frauen in der Familie

Als Kontrollinstanz hat die Familie mehrfache Bedeutung. Zunächst ist sie der Ort, an dem frauenspezifische Eigenschaften bzw. weibliches Arbeitsvermögen, und das heißt auch weibliches Kontrollvermögen, erworben wird. Mädchen werden in einem zum Teil schmerzlichen und ambivalenten Prozess dazu gebracht, dass sie die Befriedigung eigener Wünsche in der Erfüllung von Wünschen anderer Menschen sehen (Belotti 1975). Auf dieser Umlenkung beruht das Arbeitsvermögen *Intuition und Empathie*, die beim Umgang mit der „lebendigen Materie“ Kinder und Ehemann so wichtig sind. Frauen setzten, je nach Bedarf, einfühlend und intuitiv Versprechungen oder Drohungen, Belohnungen oder Bestrafungen, Lob oder Tadel ein. Es scheint zunächst, dass sich „einfühlend“ und „Kontrolle“ widersprechen, aber schon

die Rollenübernahme seitens der Mutter glich einer Beschneidung von Möglichkeiten, und diese wird auf die Töchter, wenn nötig, auch repressiv weitergegeben. Wenn Mütter ihre Töchter sensibel, aber dennoch repressiv dahin lenken, ihre eigenen Bedürfnisse hintanzustellen und ihre gesellschaftliche Zweitrangigkeit zu akzeptieren, heißt dies, dabei so behutsam vorzugehen, dass eine dauerhafte Überforderung vermieden wird. Die lebendige Materie soll geformt, aber nicht vernichtet werden! Mit der Bemühung um eine gelungene Weiblichkeit, so wie sie normativ vorgeschrieben wird, versuchen Mütter, ihren Töchtern Vorteile, vor allem auf dem Heiratsmarkt zu sichern (Ostner 1978, S. 181ff). Analog wird bei Söhnen ihre Konkurrenzfähigkeit auf dem Arbeitsmarkt angestrebt. Unter diesem Blickwinkel erscheint die Sozialisation nicht länger wertneutral als ein naturwüchsiger Prozess. Es handelt sich auch um eine „Abrichtung“ der Kinder, weil die Antizipation der repressiven Verhältnisse in der Gesellschaft nicht ohne Anwendung repressiver Methoden in der Erziehung auskommt. Das Verhältnis zwischen positiven Belohnungen und negativen Sanktionen für erwünschtes und unerwünschtes Verhalten von Kindern fällt je nach der sozialen Stellung der Familie sehr unterschiedlich aus; besonders repressiv ist die Erziehung dort, wo die Gesellschaft dem Nachwuchs von vornherein nur geringe Chancen eröffnet.

Diese düstere Beschreibung der Familie, die üblicherweise als eine emotionale Nische angesehen wird, soll wenigstens in rationaler Hinsicht durch einen kurzen Einblick in die Geschichte aufgehellt werden.

Die Durchsetzung der familiären Organisation (gegen die „Straße“) und die gleichzeitige Durchdringung der Familie mit staatlichen Inhalten zu Beginn der Industrialisierung im 19. Jahrhundert wird von Donzelot u.a. als *Kolonialisierung der Familie* bezeichnet (1980). Die Kolonialisierung der Familie wurde von Ärzten eingeleitet und von Ökonomen fortgesetzt, die Produktionsnormen für den Haushalt sowie für eine leistungsorientierte Kinderaufzucht erarbeitet haben. Die "Macht" hat sich innerhalb der Familie eine Komplizin besorgt: dies war und ist, abgeschnitten vom eigenen Zugang zum Arbeitsmarkt und begründet durch das Primat der Säuglingspflege und der Erziehung, die *Haus-Frau*. Die Frauen wurden angehalten, zahlreiche medizinisch-hygienische und wirtschaftliche Standards einzuhalten (Meyer 1981). Der bürgerlichen Frau kam der Auftrag, eine Verbündete von Ärzten und Hygienikern zu sein, sehr entgegen, denn sie konnte damit ihren Status gegenüber dem Ehemann aufwerten (Sachsse/ Tennstedt 1980, S. 234 f.). Sie übernahm eine große Verantwortung dafür, dass ihre Kinder imstande sein werden, das familiäre Erbe anzutreten (bzw. den hohen Status der Familie zu

erhalten) und die für sie vorgesehenen Herrschaftsfunktionen zu erfüllen (Ostner 1978, S.181ff; Rödel/Guldimann 1978, S.31; Donzelot 1980, S.32 f.). Die Einbindung der proletarischen Frau in das Kontrollsystem verlief viel repressiver. Am besten ließ es sich realisieren, wenn auch sie eine „Nur-Hausfrau“ wurde (Bock/Duden 1977, S.122). Über ihre materielle Abhängigkeit vom Ehemann (die auch bei geringem „Nebenverdienst“ erhalten bleibt) soll sie als die „Hüterin des Herdes“ die soziale Zügelung ihres Mannes und der Kinder besorgen. Auch wenn die proletarische Frau berufstätig sein sollte, wird von ihr abhängen, ob die Familie im Genuss von verschiedenen Sozialleistungen, vor allem der Wohnung, wird bleiben können. Wie Donzelot so schön sagt, liegt das Erbe der armen Kinder nicht innerhalb der Familie, sondern in der „Gesellschaft“, und ihre Mütter müssen einiges unternehmen, um sie zu befähigen, einen Anteil daran zu erwerben. Ihr Wert als Frauen wird eben von der Produktion von „zuverlässigen Menschen“ abhängen - und das ist der Grund dafür, warum sie sich noch heute als Helfershelferinnen einer sozialen Kontrolle verdingen, die folgendermaßen auf den Begriff gebracht wird:

„Schickt eure Kinder zur Schule, in die Berufsschule, in die Lehre, Fabrik, Armee; beaufsichtigt ihren Umgang, wie sie ihre Zeit verbringen, wohin sie gehen. Die Gefahr lauert in den Leerräumen. Überwacht ihr sie nicht, so nehmen wir das in die Hand, stecken eure Kinder wieder in die Disziplinareinrichtungen. Mit dem Unterschied, dass wir die Liste verlängern durch die Heime für junge Arbeiter, die Erziehungsheime, die Internate zur Umerziehung und das Gefängnis“ (Donzelot 1980, S. 169).

Das offene Eingeständnis des Kontrollziels „Abrichtung und Disziplinierung der Arbeitskraft“ mag der Geschichte angehören, nicht jedoch das Ziel selbst, das sich nun unter dem Stichwort „Erhaltung und Sicherung der Wettbewerbsvorteile“ für den eigenen Mann und die eigenen Kinder wiederfindet. Die empirische Tatsache, dass ein großer Anteil der Familien "unvollständig" ist, wird im normativen Diskurs geflissentlich übergangen, während die Kontrollinstitutionen ihre Möglichkeiten an eben diesen unvollständigen Familien vorexerzieren. An die Stelle des ökonomischen Kontrollwissens sind Pädagogik, Psychologie, Psychiatrie getreten, die der Frau vorschreiben, was sie ihrem Ehemann und den Kindern vorzuschreiben hat, wenn sie an ihrem Fortkommen in der Gesellschaft interessiert ist. Diese Beratungsstellen sind zwar zugestandenermaßen nicht in der Lage, faktische Hilfe zu leisten, sie werden jedoch von Frauen als Stütze für ihre verinnerlichten Disziplinvorstellungen angenommen. Die neuen, um die Familie gelagerten Kontrollringe versuchen, möglichst früh in das Innerste einzu-

dringen - am besten schon im pränatalen Zustand. Bekanntlich werden bereits Schwangerschaften klassifiziert und überwacht:

„Die medizinische Kontrolle von Schwangerschaft und Geburt hat und soll zur Folge haben, dass die Frauen auf ihre Gesundheit achten, Risiken vermeiden und bereits während der Schwangerschaft zu den *Verzichtleistungen* angehalten werden, die dann mit der Pflege des Säuglings, der Erziehung der Kleinkinder usw. in noch verstärktem Maße von der Mutter erwartet werden. Die Gesundheit der Frau ist das Mittel, das Ziel ist die Gesundheit des Säuglings“, schreibt Rodenstein (1984. S. 123, kursiv von G.S.). Was sich als Hilfe darstellt, bringt auch Abwertungen und Etikettierungen des Fötus und des Kindes mit sich - wie sie z.B. mit der undefinierbaren Bezeichnung „Fehlentwicklung“ verbunden sind. Mit deren Hilfe kann nämlich jede individuelle Eigenart als Abweichung definiert werden, wobei die Toleranz gegenüber Behinderungen im Glauben an ihre Vermeidbarkeit abnimmt. Das neue Stichwort der Kontrolltätigkeit heißt denn auch Prävention, wobei es um die Sicherung der Sicherheit selbst geht (Wambach u.a. 1983).

Diese Aufzählung von Kontrollfunktionen, die Hausfrauen und Mütter wahrnehmen, wirken möglicherweise befremdlich, denn sie selbst würden ihre Bemühungen um Konformität sicherlich nicht als Leistung auf das Konto der patriarchalen Herrschaft und des Arbeitsmarktes verbuchen. Sie sind an guten zwischenmenschlichen Beziehungen orientiert (Holstein 1976; Gilligan 1982), am friedlichen Zusammenleben - und selbstverständlich auch an einer gelungenen Einordnung des Ehemannes und der Kinder in die Gesellschaft. Ehefrauen und Mütter wirken sozusagen im Rücken der Ehemänner und der Kinder, die „nach außen“ treten sollen, während sie selbst im Innern der Familie verbleiben. Dies gilt immer noch auch für berufstätige Ehefrauen!

Es handelt sich in der Tat um eine, allerdings nicht zufällige, Koinzidenz von Herrschaftszielen und weiblicher moralischer Orientierung. Zum einen formuliert „Herrschaft“ ihre besonderen Ziele in einer Weise, die den Eindruck erweckt, alle Menschen guter Gesinnung müssten mit ihnen konform sein. Nur ein kritischer Blick enthüllt die der Moral und den Disziplinierungsmaßnahmen eigene Selektivität und Zwang. Zum anderen aber sind Frauen keine weltfremden Idealistinnen, und wenn sie die Situation richtig einschätzen, dann versuchen sie, ihren Mann und ihre Kinder in der Weise zu beeinflussen, dass sie in die vorhandene „Welt“ passen, wobei sie nicht selten sogar Gewaltanwendungen seitens des Ehemannes "riskieren".

Die *präventive soziale Kontrolle* besteht ja geradezu in der Anpassung von Individuen an die spezifischen Rollen, die zur Erhaltung und Legitimierung der jeweiligen Ordnung erforderlich sind. Eben damit leisten Frauen der Herrschaft unschätzbare Dienste, denn die Herrschaft selbst wäre mit ihren technokratischen Mitteln kaum in der Lage, auf Menschen sensibel einzugehen. Es bedarf des weiblichen Arbeitsvermögens, ihrer Empathie und Intuition, um die Unwägbarkeiten des Umgangs mit Ehemann und Kindern zu meistern. *Die Funktion und die Tätigkeit von Frauen besteht darin, männliche, herrschaftliche, ihrem Wesen nach repressive Erziehungsinhalte in „weiche" Erziehungsmethoden gegenüber ihren Schutzbefohlenen umzusetzen.*

Das weibliche Arbeitsvermögen besteht in unmittelbarer Abschätzung der Bedürfnisse der Betroffenen, das auf konkretem Wissen beruht. Eigene Bedürfnisse werden dabei zurückgestellt. Die Handlungen können nicht nach striktem Plan und Berechnungen ablaufen, sondern müssen immer der aktuellen Situation angepasst werden. Probleme werden nicht schematisch, sondern flexibel, mit jeweils unterschiedlichen Methoden gelöst. Statt Theorie entscheidet Erfahrung. Das weibliche Arbeitsvermögen beruht vor allem in der meisterlichen *Deutung*, d.h. in der Fähigkeit, sich in die Position des jeweils Anderen hineinzuversetzen (Ostner 1978, S. 190).

Auf diesem breiten, flexiblen und unspezifischen Arbeitsvermögen baut auch die ehrenamtliche und die professionelle Beratungstätigkeit auf.

3.3 Disziplinierung durch die Beratungstätigkeit

Die Beratungstätigkeit ist (im Gegensatz zur Therapie) charakterisiert durch inhaltlich relativ offene Kompetenzbereiche, „Feldorientierung" und eklektisch-pragmatischen Methodengebrauch; ferner durch eine große Vielfalt von Beratungsformen und Beratungsklientel. Zu den Dimensionen der Beratungstätigkeit gehört neben dem Fach- und Sachwissen immer auch die Berücksichtigung der Alltagswelt des Betroffenen, die zu einer umfassenden Erfassung seines Problems führt. Das Sich-Einlassen auf die Perspektive der Betroffenen ist die Bedingung für ein solidarisches Handeln. In der Untersuchung von Gerstenmeier/Nestmann gaben Mitarbeiter von Beratungsstellen an, dass ihre Arbeit Offenheit, Problemkenntnis, Härte und Konsequenz, Empathie, Einfühlungsvermögen, Sensitivität, Verstehen und Nachvollziehenkönnen, auf unterschiedliche Leute Eingehenkönnen, verschiedene Gruppen Kennen und mit

ihnen Arbeiten zu können, schnell Registrieren, was problematisch ist, sich selbst im Klienten Wiederzufinden erfordert (1984, S. 31; 88).

Die Übereinstimmung mit dem oben beschriebenen weiblichen Arbeitsvermögen ist verblüffend, und wir sehen, dass ausgerechnet diejenigen Institutionen, die auch die Familie kontrollieren, den gleichen „flexiblen“ Arbeitsstil zur Voraussetzung haben. Es ist dann nicht weiter verwunderlich, wenn die Stellen in der Familienfürsorge, Jugendhilfe, -schutz, -fürsorge und -gerichtshilfe, sowie der Bewährungshilfe, in den Familien-, Ehe-, Erziehungs-, Schwangerschafts- und sexuellen Beratungsstellen zu 80 % von Frauen besetzt sind.

Auch hier ist freilich Hand in Hand mit der Hilfe Kontrolle verbunden. Schon frühzeitig in der Geschichte der Disziplinierung haben wohlhabende Frauen, die der Beschränkung auf die Privatsphäre entkommen wollten, Frauenvereine gegründet, deren Wohltätigkeit hilfsbedürftigen Menschen galt. Mädchen aus armen Volksschichten sollten befähigt werden, einen Haushalt zu führen. Die Fürsorge für Kinder, Kranke und Gebrechliche wurde vom Preußischen Vaterländischen Frauenverband geradezu als Pendant zu der Militärpflicht der Männer angesehen (Riemann 1984). Was von reichen Frauen ehrenamtlich wahrgenommen wurde, wurde bei weniger begüterten Frauen zu einer standesgemäßen Beschäftigung. Auf der einen Seite hatte die Eigeninitiative von bürgerlichen Frauen emanzipatorische Bedeutung, auf der anderen Seite war damit unweigerlich auch das Etablieren eines Herrschaftsverhältnisses unter Frauen verbunden. Schließlich hat die karitative Arbeit unter Frauen dazu beigetragen, dass die proletarische Familie zugunsten der höheren Schichten diszipliniert wurde (Sellach 1983, S. 105ff). Über die Beeinflussung von proletarischen Frauen wurden deren Einwirkungen auf die Ehemänner und Kinder initiiert, was zumindest zur sozialen Versöhnlichkeit beigetragen hat.

Die Kontrollfunktion der Sozialfürsorge wurde in den siebziger Jahren unter der Fragestellung untersucht, inwieweit sie, im Zuge ihrer Hilfe, nicht vielmehr zum Abstempeln von Abweichenden und ihrem Ausschluss aus der Gesellschaft beitragen (Peters/Cremer-Schäfer 1975). Der Kontrollaspekt verstärkt sich noch, wenn als Kontrolle (wie vorgeschlagen) schon die Überwachung, die Verhaltenslenkung bzw. die Disziplinierung verstanden wird. Bei diesen Aktivitäten wird nämlich nicht erst abgewartet, bis ein abweichendes Verhalten geschieht, sondern es wird schon bei *Verdacht* eingegriffen, wobei dieser aus der Medizin stammende Begriff in alle Kontrolleinrichtungen übernommen wurde. Vor allem Foucault hat mit seiner